This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HF0.3

ONOMATOLOGIA FORESTALIS-PISCATORIO-VENATORIA.

oder

vollständiges

Forst-Fisch und Jagd-Lexicon,

in welchem

alle bey dem Forst-Fisch- und Jagdwesen vorkommende Kunstwörter erkläret,

der Verhalt- und Kenntniß der Holzungen, sammt der Art sie im besten Stande zu erhalten, angewiesen,

die Eigenschaften, Gebrauch und Fortpflanzung der verschiedenen Holzarten,

wie auch aller besonderer Gattungen der Bäume,

ferner

die Natur und Eigenschaften der wilden Thiere, der Vögel und des Federwildprets, alle Arten ihres Fangs und der Jagden, die mit ihnen angestellet werden,

endlich auch der Raub- Strom- und Teichfische, nebst ihrem Fang und Wartung beschrieben, auch die in alle drey Gegenstände einschlagende Rechtsfälle, mitgetheilet werden.

Nach alphabetischer Ordnung zu allgemeinem Gebrauch deutlich und ausführlich abgehandelt,

und aus langwieriger Erfahrung auch bewährtesten alten und neuen Schriftstellern gedachter Künste und Wissenschaften, wie auch der Naturlehre, Haushaltungskunst, Policey- und Cameralwissenschaften zusammengetragen.

Zweyter Theil,

Nebst einer Vorrede

enthaltend

Cameralische Gedanken von Waldungen und der Jagd.

Frankfurt und Leipzig, 1773.

Rec'd Aug 9 1907

Vorrede

enthaltend

Cameraliſche Gedanken

von

Waldungen und der Jagd.*)

Die Waldungen ſind aus einem gedoppelten Geſichtspunkt ein wichtiger Gegenſtand vor einen Cameraliſten. Einmal, weil ſie eine beträchtliche Quelle der Einkünfte vor den Staat abgeben; und ſodenn, weil ſie wenigſtens in allen nordlichen

*) Eine Abhandlung Herrn von Juſti, und eines Schriftſtellers im Forſtmagazin.

Ländern eine unumgängliche Nothdurft zur Erhaltung der Einwohner ausmachen, ohne welche dergleichen Länder schwerlich bewohnet werden könnten. Diese letztere Ursache ist also viel wichtiger, als die erste; und wer wollte zweifeln, daß sie nicht ein vernünftiger Cameralist in beständiger Rücksicht haben müsse.

Es ist gewiß, daß eben die Nothwendigkeit der Feuerung, welche die Einwohner der nordlichen Länder niemals entrathen können, der Hauptumstand ist, daß diese Länder niemals einen so hohen Grad der Bevölkerung erreichen können, als die südlichen Erdstriche, welche der Feuerung entrathen können. Denn in denen nordlichen Ländern muß unumgänglich ein grosser Theil der Oberfläche zur Waldungen gebraucht werden, den die südlichen Länder zur Erzeugung der Früchte zum Unterhalt der Menschen anwenden können. Da nun die Bevölkerung der hauptsächlichste Grund von der Macht und Glückseeligkeit des Staats ist; so siehet man leicht, was das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande für ein wichtiger Punkt nicht allein vor den Cameralisten, sondern auch in der ganzen Regierung des Staats seye. Ehe wir dieses Verhältniß bestimmen; so wollen wir vorher die Wichtigkeit desselben durch einige Anmerkungen erläutern.

Zu viel Waldungen im Lande sind der Bevölkerung offenbar nachtheilig. Denn an statt dieser über-

überflüssigen Waldungen könnten urbare Ländereyen zum Unterhalt einer grössern Menge von Einwohnern, und Städte und Dörfer vorhanden seyn. Zu wenig Waldungen gereichen endlich gleichfalls der Bevölkerung zum Nachtheil; ob dieses gleich nicht sofort in die Augen fällt. Denn unzureichende Waldungen bey einer grossen Bevölkerung ziehen die natürliche Folge nach sich, daß endlich das Holz zu einem excessiven Preiße steiget. Dieses hat nicht allein in den Preiß der Waaren, der Manufacturen, Fabriken und aller anderen Gewerbe und ihrer Producte, einen nachtheiligen Einfluß, und dieser hohe Preiß ist denen auswärtigen Commercien, und mithin durch eine natürliche Folge, der Bevölkerung schädlich; sondern auch, so bald das Holz in einem so hohen Preise stehet, und mithin die einträglichste Nutzung ist, die man von seinem Boden haben kann; so wird man sich wieder häufig auf den Holzanbau befleissigen, und mithin die Menge des im Land erzeugten Getraides vermindern.

Eine andere Bemerkung ist es, daß man hieraus leicht wahrnehmen kann, es sey der unnütze, unnöthige und überflüssige Verbrauch des Holzes, unter allen Arten der Ueppigkeiten und Verschwendungen, eine der allerschädlichsten. Denn eben hierdurch wird verursachet, daß ungleich mehr Oberfläche des Landes zu Waldungen angewendet werden muß, und

mithin eine mögliche grössere Bevölkerung verhindert wird. Daher verdienet es eine besondere Aufmerksamkeit der Regierung, den unnützen Verbrauch des Holzes, so viel es, ohne die Freyheit der menschlichen Handlungen zu kränken, nur immer geschehen kann, auf alle Art einzuschränken, und die Holzsparkünste möglichster massen zu begünstigen und einzuführen.

Es folget ferner aus diesen Sätzen, daß ein nordliches Land, welches viel **Steinkohlen** hat, allemal, nach Verhältnis seiner übrigen natürlichen Beschaffenheiten, weit mehr bevölkert seyn kann, als ein anders, das mit diesen unterirrdischen Gütern der Natur, welche auf der Oberfläche keinen Raum einnehmen, nicht versehen ist. Nicht eben also aber verhält es sich mit dem **Torf**, welcher seinen Raum auf der Oberfläche einnimmt, und eine sehr lange Zeit zum Wachsthum erfordert. Denn nach neuern Anmerkungen erfordert ein ausgestochenes Morfeld wenigstens hundert Jahre Zeit, ehe es wieder gestochen werden kann. Auf eben dem Raume aber, wo eine Eiche oder Buche in hundert Jahren erwächst, ist nicht der zehente Theil so viel Feuerung an Torf zu hoffen. Der Torf ist also eine der schlechtesten Nutzungen, die von der Oberfläche gemacht werden kann. Unterdessen, wenn es wahr seyn sollte, daß die Steinkohlen der menschlichen Gesundheit nachtheilig sind, wie man fast nach Maaßgebung der Todtenregister,

gister, und deren Vergleichung in vielen Städten, aus der ungleich gröſſern Sterblichkeit in London, in Halle und andern Städten, wo fast nichts als Steinkohlen gebrannt werden, schlieſſen muß; so würde die Bevölkerung auf einer andern Seite darunter leiden.

Wenn nun also das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande von überaus grosser Wichtigkeit in Ansehung der Bevölkerung ist; so muß das gröſte Augenmerk eines Cameralisten, oder der Finanzkammern vornemlich darauf gerichtet seyn. Die Sache ist zu wichtig, als daß man dieses Verhältnis auf ohngefehre Muthmassungen gründen könnte, sondern man muß darinnen so sicher gehen, als nur immer möglich ist. Hierzu werden nun folgende Maaßregeln erfordert.

Es ist zuförderst nöthig, daß man die Consumtion des Holzes im Lande zuverlässig weiß. Dieses zu bestimmen, kann nicht besser geschehen, als wenn man in grossen Städten durch die Quartiercommissarien, und in andern Städten, und auf dem platten Lande durch die Obrigkeiten aufzeichnen läßt, was eine Familie an Holz consumiret. Dieses muß niemand zu mühsam scheinen; weil man auf andere Art schwerlich einen sichern Grund erlangen kann, welches doch in dieser wichtigen Sache unumgänglich nothwendig ist.

Es ist wahr, es werden viele durch eine Art der Prahlerey, um davor angesehen zu seyn, als wenn sie eine kostbare Haushaltung führeten, ein grösseres Quantum aufzeichnen lassen, als sie wirklich consumiren; allein zu geschweigen, daß eine allzu grosse Prahlerey von der Obrigkeit und denen Quartiercommissarien, welche die Familien gemeiniglich genugsam können, leicht bemerket werden kann; so schadet auch eine etwas vergrösserte Angabe der Consumtion in diesem zu bestimmenden Verhältnis gar nicht; weil ohnedem, wie wir bald zeigen werden, in diesem Verhältnis eine grössere Consumtion angenommen werden muß, als dermalen wirklich geschiehet.

Sodann muß man von allen Waldungen im Lande, sowohl denen Landesherrlichen, als denenjenigen, welche denen Städten, Gemeinden und Privatpersonen gehören, in Ansehung ihrer Grösse, Beschaffenheit, und darinnen wachsenden Holzarten die Verzeichnisse und Nachrichten einreichen lassen, in welchen hauptsächlich bestimmet seyn muß, wie viel darinnen nachhaltig, wirthschaftlich und ohne Ruin der Waldungen, an Holz jährlich gefället werden kann. Auch dieses kann gar wohl zuverläßig bestimmet werden; weil Forstverständige wissen müssen, wie lange ein Baum von jeder Art Zeit zu wachsen haben muß, ehe er schlagbar wird; und wie viel auf

einen Morgen Holz Laßreiser, Vorständer, und angehende Bäume zum Nachwachs seyn können, und wie die Waldung jedes Orts an schlagbaren Bäumen und Nachwachs beschaffen ist.

Wenn nun die Finanzcollegia von diesen beyderley Umständen genugsam versichert sind; so kann auch das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande gar leicht zuverläßig bestimmet werden. Man siehet leicht, daß dieses gerechte Verhältnis hauptsächlich darauf ankommt, daß nicht mehr Holz jährlich gefället und consumiret werde, als jährlich wieder nachwächst. Denn wenn die Consumtion grösser ist, als der jährliche Zuwachs; so müssen nothwendig, in Ansehung der Vertheurung des Holzes, alle die schädlichen Folgen entstehen, die wir oben vorgestellet haben.

Unterdessen muß doch allemal der jährliche Zuwachs, um ein Beträchtliches grösser seyn, als die Consumtion im Lande. Ein jeder wohl beherrschte Staat soll beständig daran arbeiten, die Bevölkerung zu vermehren; und eben so soll er seine Commercien, Manufacturen und Fabriken immer mehr auszubreiten und zu vergrössern suchen. Nach der Maaße aber wie er diese Endzwecke erreichet; so vermehret sich die Holzconsumtion sehr ansehnlich. Die vergrößerte Bevölkerung und die Erweiterung der Commercien,

Manufacturen und Fabriken verursachen nicht nur an sich selbst einen grössern Holzverbrauch; sondern die hieraus erfolgende Vermehrung des Reichthums im Lande ziehet auch fast allemal die Ueppigkeit und Verschwendung nach sich, die sich auch, obwohl oben gezeigter Maaßen zum grossen Nachtheil des Staats, in der Holzconsumtion gar merklich äussert.

Jedoch verstehet sich der jährliche Zuwachs nach der bestmöglichsten Cultur und wirthschaftlichen Pflegung der Waldungen. Wenn die Vorsorge vor die Waldungen zeither nachläßig gewesen ist; so ist es genug, wenn der Zuwachs die jährliche Consumtion um etwas weniges übersteiget. Dahingegen alsdenn die Aufsicht und Vorsorge vor die Waldungen zu verdoppeln ist, um den jährlichen Zuwachs immer höher zu bringen.

Auf diese Art wird sich das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande ziemlich zuverläßig bestimmen lassen; und es liegt aus denen oben angeführten Sätzen von selbst zu Tage, daß alle überflüßige Waldungen ausgerottet, zu urbaren Feldern gemacht, und zu Städten und Dörfern angebauet werden müssen. Man würde sonst nicht die Vorsorge vor die möglichste Bevölkerung des Landes bezeugen, worauf doch die Macht und Glückseeligkeit des Staats so sehr beruhet.

Es ist wahr, man kann auch das Holz als ein Landesproduct ansehen, und theils in die benachbarten Staaten, theils, so viel das Nutzholz anbetrift, zu Schiffe ausführen. Allein man darf nur aus obigen Sätzen weiter schließen; so wird man bald überzeuget werden, daß das Holz nichts weniger, als ein vortheilhaftiges Landesproduct zur Ausfuhre ist, und daß dieses der schlechteste Gebrauch ist, den man von einer Oberfläche machen kann. Man hindert nicht allein dadurch eine mögliche größere Bevölkerung des Landes, sondern setzet auch dadurch andere Staaten in den Stand, daß sie eine größere Bevölkerung haben können, als sonst der Natur und Beschaffenheit ihres Erdstriches gemäß wäre. Eine wahrhaftig weise Regierung sollte niemals Holz auszuführen, gestatten.

Wenn das Holz überflüßig im Lande vorhanden ist; so ist es natürlich, hauptsächlich solche Waldungen auszurotten, die einen fruchtbaren, zu Ackerfeldern schicklichen Boden haben. Ueberhaupt, da die nordlichen Länder ohne Waldungen nicht seyn können, und in diesem Betracht niemals auf einen so hohen Punct der Bevölkerung gelangen können, als die südlichen; so müssen sie wenigstens die Regel annehmen, daß sie diese Hindernis der Bevölkerung so sehr verringeren, als es nur möglich ist. Zu dem Ende muß man hauptsächlich die gebürgigten, sandigten und andern unfruchtbaren Gegenden zu Waldungen

gen bestimmen, die zum Ackerbau und der Landwirthschaft ohnedem nicht sehr einträglich sind. Und nur wenn diese Gegenden zu einem gerechten Verhältnis der Waldungen im Lande nicht zureichen, ist ein besserer Boden zu denen Holzungen zu gebrauchen.

Um nun eine solche vernünftige Auswahl des Bodens zu treffen; so müssen die Finanzcammern eine vollkommene Kenntnis, sowohl der Waldungen, als ihres Bodens haben. Man siehet leicht, daß diese Kenntnis zu beyderley grossen Gesichtspuncten erfordert wird, aus welchen ein Cameralist die Waldungen betrachten muß. Sowohl, wenn er das Holz, als eine unentbehrliche Nothdurft der Einwohner ansiehet, und dannenhero das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande bestimmen will, als auch wenn er sie als eine Quelle der Einkünfte betrachtet, hat er unumgänglich eine vollkommene Kenntnis der Waldungen nöthig. Es wird demnach erforderlich seyn, daß wir von der Art und Weise dieser Kenntnis ausführlicher handeln.

Es werden zu dieser Kenntnis zuförderst genaue und richtige Charten, Zeichnungen und Vorstellungen von allen Waldungen im Lande, und insonderheit von denen Landesherrlichen erfordert. Aus diesen Charten muß die Grösse und Lage aller Waldungen nach einer richtigen Ausmessung, desgleichen die Art des Holzes, die

die in jeder Gegend wächßt, ob es Ober- oder Unterholz, oder beydes zugleich sey, wie nicht weniger die Beschaffenheit des Bodens, ob der Grund gebürgigt, oder eben sey, ob der Boden sandigt, steinigt, felsigt, leimicht, morastig, fruchtbares Erdreich oder dergleichen sey, deutlich zu ersehen seyn. Gleichergestalt müssen auf diesen Charten die in den Waldungen befindliche Flüsse, Bäche und Seeen, wie nicht weniger die Dörfer und einzelnen Wohnungen, besonders aber die mit denen Waldungen im Zusammenhange stehende Werke von Bergwerkern, Metallhämmern, Glashütten, Theer- und Pechhütten, Potaschen- und Kühnrushütten, Schneidemühlen und alle andere dergleichen Werke, hauptsächlich aber die in denen Waldungen vorkommende Blößen, oder von Holz leere Stellen, und die Eintheilung der Forste in ihre Reviere und Holzschläge, genugsam vorgestellet seyn. Zu welchem Ende von einem jeden Walde eine Specialcharte verfertiget werden muß, woraus hernach Provincial- und Generalcharten gemacht werden. Alle diese Bemerkungen können durch verschiedene Buchstaben und Zeichen auf die Charte gemacht werden, die hernach auf der Seite zu erklären sind.

Jedoch diese Charten und Vorstellungen reichen zu einer gründlichen Kenntnis der Waldungen noch nicht zu. Sie sind nur dazu dienlich, daß der Cameralist gleichsam auf einen Blick den Zustand der Waldungen übersehen kann. Dannenhero werden von einem jeden Walde oder

Forste

Forste noch besondere ausführliche Beschreibungen in denen Forst- Grund- und Lagerbüchern erfordert, in welchen von alle demjenigen umständliche und gründliche Nachricht vorhanden ist, was die Charten durch Zeichen andeuten.

Wenn ein Finanzcollegium solche richtige und ausführliche Charte und Beschreibungen von denen Waldungen im Lande hat; so wird es nicht allein in Bestimmung ihres gerechten Verhältnißes gegen die Consumtion sicher und zuverläßig verfahren, und in Ansehung der, durch die Ausrottung überflüßiger Waldungen zu befördernden grössern Bevölkerung, eine Menge nützlicher Bemerkungen machen können; sondern auch das Forstwesen solchergestalt zu verwalten im Stande seyn, daß aus dieser wichtigen Quelle der Einkünfte des Staats alle mögliche Nutzungen gezogen werden. Und dieser zweyte Hauptgegenstand von der Aufmerksamkeit eines Cameralisten bey denen Waldungen ist es, den wir nunmehro betrachten wollen.

Da es eine der ersten Regeln des ganzen Finanzwesens ist, daß man aus einer jeden Sache so viel Nutzungen zu ziehen suchet, als es ohne Nachtheil des Staats, der Unterthanen und der Sache selbst nur immer geschehen kann; so muß die Aufmerksamkeit des Cameralisten auch diese Regel bey denen Waldungen nicht ausser Acht lassen. Hieraus folget, daß man den Boden, der einmal zu den Waldungen angewendet wird,

so

so hoch zu nutzen suchen muß, als es, nach der Natur dieses Gegenstandes und der Beschaffenheit des Bodens, nur immer möglich ist.

Diese Regel wird ein aufmerksames Finanzcollegium auf verschiedene Maaßregeln und Anstalten zum Besten der Waldungen leiten. Die erste ist wohl ohne Zweifel, daß in denen Waldungen keine Blössen oder von Holz leere Gegenden vorhanden seyn müssen, denn es ist offenbar, daß diese Blössen, sowohl in Ansehung der Nothdurft des Landes, als der Cameraleinkünfte unnütze sind; und es werden wenig oder gar keine solche leeren Stellen seyn, die nicht gar wohl zum Holzanbau angewendet werden könnten.

Unterdessen werden gar wenig Waldungen seyn, wo nicht dergleichen Blössen häufig vorkommen sollten. Sie sind öfters von einer ansehnlichen Erstreckung, und betragen in einem mäßigen Bezirk viele hundert Morgen. Sie entstehen allemal aus Nachläßigkeit der Forstbedienten; und es zeiget allemal eine eben so grosse Nachläßigkeit der Finanzkammern an, wenn man keine Aufmerksamkeit darauf richtet, und vor den Holzanbau auf denenselben nicht sorget. In diesem Betracht habe ich vorhin erfordert, daß sie in denen Charten und Beschreibungen von denen Waldungen genau bemerket werden müssen.

Diese

Diese Blössen entstehen, wenn die Holzschläge zur unrechten Zeit geschehen, wenn die Forstbedienten auf die Holzleser keine Aufmerksamkeit haben, und gestatten, daß dieselben, unter dem Vorwand des Holzlesens, grün Holz abhauen dürfen; und insonderheit, wenn nach dem Holzschlage die jungen wieder hervorsprossenden Reisser von dem Vieh abgefressen werden; indem die Forstbedienten nicht genugsam über die Forstordnungen hälten, in welchen gemeiniglich verordnet ist, daß die Holzschläge sechs Jahr lang wider alle Hütung mit dem Vieh geheget werden sollen. Hierzu können freylich noch verschiedene andere Ursachen kommen, als eine sehr anhaltende Dürre, ausserordentlich anhaltende Fröste, Windbrüche und dergleichen, die, ob sie zwar niemals allein eine Gegend von Holz entblößen werden, dennoch bey denen vorhin gedachten Ursachen mit wirken, und das Ausgehen des Holzes desto zeitiger verursachen.

Insonderheit ist es kaum auszudrücken, was die Viehhütung in den Wäldern dem Wachsthum des Holzes vor Nachtheil verursachet. Wenn das Vieh unaufhörlich in den Wäldern weidet, und die Herzen, oder Spitzen der Zweige abrißt; so kann bey denen geringsten darzu kommenden Umständen einer grossen Dürre, oder ausserordentlich starker Fröste, nicht anders, als das Absterben des Holzes erfolgen. Dieses ereignet

sich

ſich inſonderheit bey denen Eichen, Buchen, Birken und allen andern Arten von wilden Holzarten, auſſer denen Tangelhölzern, wiewohl auch dieſe durch das Vieh viel leiden.

Es iſt wahr, hauptſächlich ereignet ſich dieſer Schade bey dem Unter- oder Buſchholze. Allein, er trift mittelbarer Weiſe auch das Oberholz. Denn da man Zeither die Aufmerkſamkeit auf die Waldungen ſelten bis zur Holzſaat und Pflanzung junger Stämme erſtrecket, ſondern gemeiniglich den Holznachwachs durch die ſogenannten Laßreiſer bewerkſtelliget hat; ſo müſſen endlich auch die Oberbäume ausgehen, wenn keine Gebüſche vorhanden ſind, aus welchen Laßreiſer gezogen werden können. Dieſes Ausgehen des Holzes durch die jetztberührten Urſachen ereignet ſich geſchwinder, als man glauben ſollte. Wenn man ſich wegen ſolcher Blößen bey alten Leuten erkundiget; ſo höret man nicht ſelten, daß Blößen von vielen hundert Morgen, noch vor zwanzig, dreyßig bis funfzig Jahren ſtarke Waldungen geweſen ſind.

Wenn man dieſen groſſen Nachtheil der Waldungen durch die Viehhütung erwäget; wenn man den Schaden und die Hinderniße in Betracht ziehet, welche die gemeinſchaftliche Huth und Triſt wider den Flor und die Vollkommenheit der Landwirthſchaft verurſachet; ſo ſollten wir um ſo eher darauf denken, dieſe gemeinſchaftliche

Huth und Weide nach dem Beyspiel der Engelländer ganz und gar abzuschaffen, und unsere Landwirthschaft solchergestalt einzurichten, daß ein jeder sein Vieh auf seinen eigenen Grundstücken unterhalten und weiden könnte. Ehe dieses nicht geschiehet, können wir auch weder aus unserm Ackerbau, noch aus unsern Waldungen allen möglichen Nutzen erwarten.

Es ist vergeblich, wenn man solche Blößen durch den Holzanflug, und durch die Hegung desselben wieder anzubauen suchet. Dieses ohnedem sehr ungewisse Mittel des Holzanbaues, welches von dem Wind und vielen andern Zufällen abhängt, hat in mittelmäßigen und schlechten Boden fast niemals den geringsten Erfolg. Bey unserer Einrichtung der Hütung in den Wäldern ist es auch gar nicht möglich, eine so vieljährige grosse Aufsicht zu haben, daß die Hirten solche Gegenden niemals betreiben könnten. Sie werden hierzu genug Gelegenheit in solchen Zeiten ersehen, wenn sie die Darzukunft der Forstbedienten nicht zu befürchten haben. Wenn aber auch die allergenaueste Hegung möglich wäre; so ist schon ein starker Wildstand eine genugsame Ursache, daß man sich von dem Holzanflug nicht viel zu versprechen hat.

Es ist dannenhero unumgänglich nöthig, daß man auf solchen Blößen einen ordentlichen Holzanbau vornehmen muß. Dieses geschiehet, wenn man solche Blössen umackert, und entweder sofort mit Holsaat besäet,

oder

oder wenn der Rasen stark und der Boden gut ist, erst zwey Jahr Korn und Hafer darinnen erndtet, und sodann die Holzsaat vornimmt; zugleich aber Holzstämme dahin verpflanzet, als zu welchem Ende in einem jeden Forste eine ansehnliche Baumschule unterhalten werden muß. Durch diese Pflanzung der Stämme gewinnet man allemal ein acht bis zehn Jahre Zeit, als wenn die Oberbäume auf diesen Blößen erst aus dem Saamen erzeuget werden sollen.

Es kann aber ein aufmerksames Finanzcollegium schwerlich entrathen, in einem jeden Forste, ja wohl in einem jeden Revier eines grossen Forstes, eine ansehnliche Baumschule zu unterhalten. Man erwählet hierzu eine Blöße, die einen guten Boden hat, und einige Morgen groß ist, und umgiebt sie mit hölzernen Planken, damit die jungen Reiser vor dem Wilde und Vieh gesichert sind. Hier erzeuget man erstlich aus dem Saamen alle ersinnliche Arten von wilden Holzbäumen, und verpflanzet sie nach zwey Jahren in ihre Baumschulen, wo sie vollends, bis zur Verpflanzung in die Waldungen, erwachsen. Man muß hiervon allein die Eichen ausnehmen, als welche, wie wir in dem folgenden zeigen werden, besser gleich an ihrer Stelle in denen Waldungen, wo sie erwachsen sollen, aus dem Saamen erzeuget werden. Unterdessen bey der verderblichen Art der Viehweide in unsern Waldungen werden die, auf ihren Stellen

aus dem Saamen zu erzeugenden jungen Eichen eben so viel Gefahr ausstehen, als wenn man die junge Stämme in der Baumschule erzeuget, und hernach verpflanzet. Wenigstens kann man beyderley Arten der Erzeugung nebeneinander gebrauchen, damit, wenn die eine fehlschlägt, doch die andere der Waldung zu Nutze komme.

Zu dieser Pflanzung junger Stämme in denen Waldungen muß ein aufmerksames Finanzcollegium noch verschiedene andere Anstalten anordnen. Hierzu gehöret vornehmlich, daß wenigstens alle halbe Viertelstunden in denen Waldungen eine grosse Grube gemacht, und das Laub und zarte Reisig darinnen zusammen geharket wird, damit es darinnen faule und eine gute Misterde an die Hand gebe, welche man bey der Verpflanzung der Holzstämme mit anwenden könne, dergestalt, daß in ein jedes Loch, wohin ein Holzstamm versetzt wird, ein paar Schaufeln voll dieser Erde gethan werden.

Das Finanzcollegium muß so gar seine Sorgfalt so weit erstrecken, daß es die jungen verpflanzen Stämme im ersten Jahre bey einer sehr anhaltenden Dürre giessen läßt. Das Wasser kann auf einem Karren mit einem Pferde in einem grossen Fasse aus den nächsten Flüssen, Bächen und Seen herbey gefahren werden, und es ist besser, daß die Kammer auf vier tausend neugepflanzte Stämme einige Thaler Kosten aufwendet, als daß von diesen vier tausend Stämmen, drey tausend

Stück

Stück durch die anhaltende Dürre ihren Untergang finden.

Die Cammercollegia sollten den Fleiß und die Aufmerksamkeit eines jeden Forstbedienten nach der Maaße beurtheilen, als die unter seiner Aufsicht stehende Holzpflanzung einen guten Fortgang hat. Jedermann, der nur in etwas in der Welt sich zu regen und nützlich zu werden, Lust hat, wird dergleichen Pflanzungen allemal mit Vergnügen ansehen; er wird sie, als das Werk seiner Hände betrachten, einen Gefallen daran finden, und die Aufsicht darüber sich zu einem angenehmen Zeitvertreib dienen lassen. Hat er andere Neigungen und Gesinnungen; so kann man sich auch gewiß in allen andern Angelegenheiten wenig Fleiß von ihm versprechen. In diesem Betracht sollten die obersten Forstbedienten an der Holzpflanzung eben so viel Vergnügen finden, als die mittlern und geringen, und in dem guten Fortgang derselben sowohl einen Zeitvertreib, als eine Ehre suchen.

Man hat mich versichern wollen, daß der letztverstorbene hochseelige König von Dännemark in dem Walde bey Friedensburg einige tausend Holzstämme mit eigener Hand gepflanzet haben, und ich habe dieselben gröstentheils selbst gesehen. Ueberhaupt fanden Se. Königliche Majestät gar nicht dasjenige grosse Vergnügen an der Jagd, das man sich in andern Ländern aus dero beständigen Aufenthalt auf denen Jagdschlössern einbildete.

Dieser Prißwürdige Monarch fand ein weit gröſſeres Vergnügen an Leſung nüßlicher Bücher; und angeſehene Perſonen haben mich verſichert, daß zur Zeit, wenn es hieß, daß Sr. Majeſtät ſich auf der Jagd befinden, auch Dero Gefolge ſich wirklich der angeſtellten Luſt bedienten, Höchſtdieſelben gar öfters entweder in dem ſchattichten Walde in einem Buche laſen, oder ſich mit Pflanzung von Bäumen beſchäftigten. Sr. Majeſtät hatten in Dero Zimmer eine anſehnliche Handbibliotheck, zu welcher Sie keinen Bibliothecair nöthig hatten, weil Sie alle darinnen befindliche Bücher ſelbſt kannten und in Ordnung erhielten. Ja! Sie machten ſich ſogar ein Vergnügen daraus, eben dieſes bey der Handbibliotheck Ihro Majeſtät der Königin zu thun. Solche wahre Züge, welche einen überaus würdigen Privatcharacter der Könige zu erkennen geben, ſoll man nicht verſchweigen. Sie verdienen der Welt bekannt gemacht zu werden, um diejenigen in fremden Ländern zu beſchämen, welche ohne alle gründliche Nachricht und Kenntnis von den Privathandlungen der Monarchen, lächerliche Geſchwätze zu erzählen, geneigt ſind.

Wenn die Finanzcammern auf alle möglichen Nutzungen aus denen Waldungen nach der oben veſt geſetzten Regel bedacht ſeyn wollen; ſo müſſen ſie noch eine andere Aufmerkſamkeit haben, die eben ſo wichtig iſt, als der Holzanbau auf denen Blößen, und die Verpflanzung

pflanzung der Stämme in solche Gegenden, wo nicht genugsamer junger Nachwachs zu künftigen Bäumen vorhanden ist. Diese Aufmerksamkeit bestehet darinnen, daß man einen jeden Boden zu derjenigen Holzart anwendet, die nach denen gemachten Erfahrungen am besten darinnen gedeihet.

Aus diesem Grunde habe ich erfordert, daß die Beschaffenheit des Grundes und Bodens in denen Charten und Beschreibung von denen Waldungen genau bemerket werden soll. In der That wird man auch niemals alle mögliche Nutzungen aus denen Waldungen ziehen, wenn man nicht auf diesen wichtigen Umstand aufmerksam ist, und solche Holzarten zum Anbau und Nachbau erwählet, die mit der Natur des Bodens übereinstimmen. Der Wachsthum des Holzes kann sonst in einer Gegend schlechten Fortgang haben, der hingegen vortreflich gedeihen würde, wenn man eine, vor die Beschaffenheit des Bodens schickliche Holzart, erwählet hätte. In unsern Zeiten hat man auch bereits über diese Sache so nützliche Anmerkungen gemacht, daß uns die Unwissenheit nicht mehr hindern kann, die rechte Holzart zu erwählen.

Ein aufmerksamer Cameralist sollte sich nicht einmahl begnügen, die Beschaffenheit des Bodens in denen Waldungen auf seiner Oberfläche zu wissen; er sollte sogar die untern Erdschichten, bis auf drey Ellen

tief, untersuchen lassen. Denn auch diese haben in den Wachsthum des Holzes einen Einfluß. Gesetzt, daß die Oberfläche ein dürrer Sand ist, der kaum zu Tangelhölzern geschickt zu seyn scheinet; wenn dieser dürre Sand nur höchstens eine Elle tief sich erstrecket, und sich unter demselben eine leimichte, oder schwarze fruchtbare Erde befindet; so wird diese Oberfläche allemal geschickt seyn, mit Eichen, Buchen, und andern harten Holzarten bepflanzet zu werden, in sofern man die Stelle, worauf die Eicheln oder die jungen Stämme der Buchen gepflanzet werden, mit einigen Schauffeln Miſterde aus denen obgedachten Gruben vermischet. Denn so bald die Stämme so groß werden, daß ihre Wurzeln die obere Sandschicht durchdringen, und in die untere bessere Erde kommen; so finden sie daselbst genugsame Nahrung, um einen vortreflichen Wachsthum zu erlangen.

Man kann es als die zweyte allgemeine Hauptwirthschaftsregel ansehen, daß ein jeder Gegenstand, der Nutzungen und Einkünfte geben soll, auf das sorgfältigste erhalten, und vor aller Beschädigung bewahret werden muß. Diese Regel findet auch bey denen Waldungen ihre vollkommene Anwendung; und sie verdienet um so mehr die Aufmerksamkeit eines Cameralisten, da nichts so sehr, als die Waldungen denen Beschädigungen unterworfen sind; und da es hingegen gewiß ist, daß alle Maasregeln des Holzanbaues nichts helfen können, wenn man nicht zugleich durch seine sorg-

sorgfältige Aufmerksamkeit auf die Schonung und Erhaltung der Waldungen bedacht ist.

Diese Art der Aufmerksamkeit schliesset eigentlich das ganze Forstpoliceywesen in sich; und wir würden diese Abhandlung in einen ganzen Tractat verwandeln müssen, wenn wir dasselbe ausführlich vortragen wollten. Diese Policeygesetze sind in allen Forstordnungen sehr wohl vorgeschrieben, und kommen hauptsächlich darauf an, daß die Diebstähle und Beschädigung der Waldungen, desgleichen die Ausbrennung der Heiden und andere Gelegenheiten zu Feuerschäden abgewendet, dem Holzlesen, dem Laubstreifen, und andern denen Waldungen schädlichen Verfahrungsarten, Ziel, Maaße und Aufsicht gesetzet, und in denen Waldungen allgemein nachtheilige Hütung des Viehes wenigstens solchergestalt eingeschränket werde, daß sie am wenigsten schädlich ist.

Diese Policeygesetze sind in denen meisten Forstordnungen ganz unverbesserlich. Allein es fehlet, wie bey allen andern Gesetzen, gemeiniglich an der Ausübung; indem entweder die Forstbedienten aus Nachlässigkeit eine genaue Aufsicht unterlassen, oder nur diejenigen Forstbeschädiger sehen, denen sie ohnedem gehäßig sind. Vielleicht fehlet also noch dieser Punct in den meisten Forstordnungen, welcher Mittel und Maaßregeln in sich enthält, die Forstbedienten zu ihrer Schul-

digkeit anzuhalten. Diejenigen Cameralisten, welche denen Forstgerichten und Forstberathschlagungen in loco der Waldungen beywohnen, können hierinnen gar viel thun, wenn sie aufmerksam sind, und in ihren Untersuchungen etwas weiter gehen, als ihnen die Forstbedienten gern sehen lassen möchten.

Man muß es als die dritte allgemeine Wirthschaftsregel ansehen, daß die Früchte und Producte einer jeden Oeconomie auf das bestmöglichste zu Nutzen gemacht werden; und diese Regel findet auch bey denen Waldungen ihre grosse Anwendung; ja! man kann sagen, daß die Einkünfte aus dem Forstwesen hauptsächlich darauf ankommen, nachdem man sich diese Regel wohl oder übel zum Augenmerk erwählet. Man kann zwar diese Regel nicht in aller ihrer Strenge verstehen. Die Waldungen sind nicht allein eine Quelle der Einkünfte vor den Staat; sondern sie liefern auch eine unentbehrliche Nothdurft vor die Einwohner, deren Vertheurung, Eingangs gezeigter maassen, in den ganzen Nahrungsstand ihren grossen Einfluß hat. Folglich kann hier der Cameralist nicht allein die Einkünfte zum Endzweck haben, die bey einer so unentbehrlichen Sache freylich so hoch gesteigert werden könnten, als die Cammern nur selbst wollten; sondern er muß dabey beständig die Wohlfarth, das Aufnehmen und die Bequemlichkeit des gemeinen Wesens in Rücksicht

sicht haben. Allein es ist kein Zweifel, daß diese Regel bey allen Maaßregeln der Waldungen nicht ihre gute Anwendung finden sollte, wo das gemeine Wesen nicht mit interessiret ist.

Solchemnach kann man es vor keine gute Maaßregel halten, ohngeachtet es in vielen Ländern noch statt findet, daß der Holzverkauf von denen Cammern gemeiniglich im Ganzen geschiehet, und entweder ein ganzer Holzschlag mit einander, oder einige hundert Bäume, nachdem sie geschätzet sind, was sie an Nutz- oder Brennholz geben, mit einander verkauft werden. Denn ob zwar dergleichen Verkaufe gemeiniglich vermittelst Licitationen geschehen, und es mithin scheinet, als wenn dadurch das Holz auf seinen höchsten Preis getrieben würde; so weiß man doch, daß die Holzhändler ohne ansehnlichen Vortheil nicht handeln werden; und der Vortheil des gemeinen Wesens ist dabey so wenig interessiret, daß es vielmehr dem Publico vortheilhaftiger ist, wenn es das Holz aus der ersten Hand empfängt, und von dem Preise der Finanzcammern abhängt, als wenn es hierinnen dem Wucher und der Bevortheilung der Holzhändler überlassen wird.

Der Verkauf durch die öffentliche Steigerung ist sonst ein nach guten Cameralgrundsätzen sehr zu billigender Weg: allein nur in solchen Fällen, wo der Absatz ungewiß, vielen Schwierigkeiten und Risico unterwor-

verworfen ist, und ohne grosse Aufsicht nicht geschehen kann. Allein, alle diese Umstände sind bey dem Holzverkauf nicht vorhanden. Die Cammer kann bey einer so unentbehrlichen Sache allemal des Absatzes versichert seyn, die Forstbedienten können gar leicht der Holzfällung und dem Verkauf vorstehen, und bey einigen guten Maaßregeln vollkommen übersehen werden, daß kein Unterschleif zu besorgen ist.

Solchemnach werden die Finanzcammern den wichtigen Gegenstand der Einkünfte des Staats allemal besser befördern, wenn sie sowohl das Brenn- als Nutzholz selbst fällen, das erste in Faden oder Klaftern, und das andere, nachdem es seinem Endzweck nach zu Bohlen, Bretern, Faßtauben und dergleichen gearbeitet worden, verkauffen. Zu dem Ende können nicht allein in denen Waldungen selbst Holzmärkte und Schreibetage angeordnet, sondern auch das Holz nach denen grossen Städten durch Flösse und Schifsgefässe geschaft, und daselbst aus angelegten Magazinen und Märkten, nach denen von denen Finanzcollegiis gesetzten billigen Preisen, verkauffet werden.

Wenn dieser Preis sowohl zum Vortheil der Einkünfte des Staats, als auch ohne Nachtheil des gemeinen Wesens bestimmt werden soll; so kommt es dabey gar viel auf gute Anstalten zu einem wohlfeilen Transport des Holzes an. Sowohl das Fuhrlohn

zur

zur Art, als die Transportkosten zu Schiffe, pflegen den Preis des Holzes schon merklich zu vertheuren. Dannenhero das hauptsächlichste Augenmerk auf gute Anstalten der Holzflösse zu richten; und diese Anstalten lassen sich in der That leichter und wohlfeiler einrichten, als sich viele einbilden.

Es ist denen Waldungen kein Bach so klein, der nicht zur Holzflöße gebraucht werden könnte. Man macht nemlich einen Damm, um den Bach so hoch anschwellen zu lassen, als möglich ist. Alsdenn wird das Holz in den angeschwollenen Bach geworfen, und der Damm geöfnet; so wird es mit dem angeschwollenen Wasser eine bis eine halbe Stunde weit fortgetrieben werden; da sich alsdenn ein anderer Damm befinden muß, wo das Wasser abermals anschwillt; und so gehet die Flöße fort, bis der Bach in einen Fluß fällt, wo die Flöße keine weitere Schwürigkeit hat.

Auf grossen Strömen kann man sich allemal der ineinander gefügten Holzflößen bedienen, als welche die wohlfeileste Art des Transports sind. Aber auch auf mittelmäßigen Strömen und Flüssen sollte man sich niemals der Schifsgefässe zum Transport bedienen, als wodurch der Preiß allemal merklich vertheuret wird. Man sollte das Holz auf den Fluß werfen, und mit fortschwimmen lassen. Scharfe Gesetze müßten bey einer dem ganzen Publico so sehr zum Vortheil gereichenden Sache, als ein wohlfeiler Holzpreis ist, den

Dieb-

Diebstahl verhindern. Allein, wenn auch derselbe unvermeidlich wäre; so würde man dennoch allemal einen wohlfeilern Transport haben, wenn man alle Viertelstunde an dem Strohm einen Mann stellete, welcher sowohl die Stemmung des Holzes, als den Diebstahl verhütete. Man würde auf diese Art binnen einigen Tagen viele tausend Klaftern Holz fortschwemmen können, welches, wenn es einen Sommer liegt, genugsam wieder austrocknet, ohne von seiner Güte etwas zu verlieren. Dieses ereignet sich nur wenn ein geschwemmtes Holz einige Jahre liegt.

In solchen Waldungen, die von grossen Städten entfernet liegen, und wo gar keine Flöße und Schwemme statt finden können, müssen aufmerksame Finanzcammern das Holz durch Anlegung von Bergwerkern, Kupfer- Meßing- und Eisenblechhämmern, Stahlhütten, Spiegelfabricken, Glashütten, und dergleichen zu nutzen suchen. Der Vortheil hiervon ist gedoppelt; weil sowohl dadurch das Holz seinen Werth findet, als auch der Nahrungsstand erweitert, und das Geld im Lande behalten wird. In diesem Betracht kann ich mich auch niemals überreden, daß die Ausfuhr des Holzes einem Staate anzurathen ist, wie ich schon oben erinnert habe. Wenn er aber überflüßiges Holz hat; so lassen sich eine Menge von nützlichen Fabricken anlegen; und die Ausfuhre ihrer Producte ist dem Staate

te und dem Nahrungsstande zehenmal nützlicher, als das wenige Geld, so vor die Ausfuhre des Holzes in das Land eingehet.

Aus eben diesen Gründen ist es schwerlich anzurathen, daß man das Holz durch Potaschensieden, Theeröfen, Pech- und Kühnrushütten, und dergleichen, consumiren läßt. Der Vortheil hievon ist so geringe, der Werth des Holzes hingegen heutiges Tages so schätzbar, daß wir in Deutschland statt dessen ganz andere und nutzbarere Werke anlegen können. Diese schlechte Holznutzungen können wir besser denen Russen überlassen, die aus ihren öfters sich bis auf dreyßig und fünfzig Meilen an einander erstreckenden Waldungen keinen bessern Nutzen zu ziehen wissen. Nur alsdenn kann das Theerbrennen beybehalten werden, wenn es lediglich aus denen alten Stämmen und Wurzeln gemacht wird, oder wenn man es als eine Nebennutzung bey dem Verkohlen des Tannen- und Kiefernholzes zu erhalten weiß.

Mit der **Jagd** gehet es eben so, wie mit denen meisten Dingen in der Welt, welche zwar von unbestrittenem Nutzen sind, dabey man aber in der Anwendung und in dem Gebrauche den rechten Endzweck aus denen Augen verlieret, und sich an Nebendinge hänget, welche die wahre Absicht oftmals ganz, und oftmals zu einem grossen Theile, verfehlen machen.

Essen

Essen und trinken soll uns dienen, den Leib zu nähren, und durch diese Nahrung uns so lange zu erhalten, als unsere Natur es erleiden mag. Wir haben aber unsere Speisen und Getränke nur zu einem Mittel gemachet, um die Sinnlichkeit des Geschmackes zu vergnügen. Wir thun dieses so weit, daß der Bauch gar oft die Speise als eine beschwerliche Last empfindet, und daß wir, an statt das Leben zu verlängern, dem guten Geschmacke zu gefallen, wohl zehen und mehrere Jahre früher zu Grabe gehen, als wir ausser deme nöthig hätten.

Unsere Kleider sollten uns dienen, um den Leib vor der Kälte und Hitze auf die allergemächlichste Art zu verwahren; allein dagegen hat man nur die Zierlichkeit zum Augenmerke genommen, und man äffet die abgeschmacktesten und unbequemsten Trachten nach, wann sie nur von einer flüchtigen und leichtsinnigen Nation vor zierlich geachtet werden, ohne zu überlegen, ob sie in dem Winter gegen dem Frost, und in dem Sommer gegen die Hitze dienen, auch ohne zu empfinden, daß sie, an statt der Gemächlichkeit, den äussersten Zwang mit sich führen.

Eben daher haben die Gärtner, das ist, die Art von Leuten, welche zu denen nützlichsten in der Welt gehören, die Lustgärten, das ist, solche Plätze erdacht, welche, an statt der natürlichen Schönheit, womit GOtt

das

das nützliche allezeit begleitet hat, dieſes ganz bey Seite ſetzen, um ſich mit gezwungenen Schönheiten der Natur groß zu machen. Auch bey unſerem Bauweſen, ſo ſchön es auch iſt, würde man vieles finden, ſo von dem wahren Endzweck abgehet, und an der Zierlichkeit, das iſt, an Nebendingen, behangen bleibet. Ich kenne noch die Zeiten, wo man bey der Muſic die Abſicht, das Ohr zu vergnügen, vor etwas ganz ſchlechtes hielte, und nur durch die Geiger und Pfeiffer ſich an der ſogenannten Kunſt vergnügete.

Kein Wunder iſt es demnach, daß die Jagd ein gleiches Schickſal erfahren hat. O! wie groß ſollte nicht das Lob ſeyn, welches wir dem Schöpfer darum zu bringen haben, daß er die Erde mit allerhand wilden Thieren erfüllet hat. Hirſche, Rehe, Schweine, nebſt allem Geflügel in Wäldern, Feldern, und auf denen Waſſern; ja auch die Raubthiere und Raubvögel, ſind lauter Zeugen der Güte GOttes, und der Vollkommenheit derjenigen Welt, welche ein Meiſterſtück der Allmacht iſt. Das eine von dieſen Thieren ſpeiſet uns, das andere bekleidet uns, und das dritte tilget einen von unſern Feinden aus, dem wir mit aller menſchlichen Heereskraft nicht gewachſen ſeyn würden.

Allein, das wird wohl niemand widerſprechen, vielmehr wird mir darinn jedermann Beyfall geben. Wie wird es aber ſeyn, wenn ich ſage: man hat dieſe

)(()(ſeegens-

ſeegensvollen Geſchöpfe bishero ganz verkehrt gebrauchet; man hat die nützlichen getödtet und die ſchädlichen geheget; man hat den Nutzen der Jagd beynahe ganz verlohren; man hat ſie nur zu einem Werke der Beluſtigung derjenigen gemachet, welche das Recht über die wilden Thiere haben, und noch mehr derjenigen, welche beſtellet ſind, um dieſes Recht in Ausübung zu bringen.

An allen Orten möchte ich dergleichen Sätze nicht aufſtellen. In einem Lande aber, von deme man ſagen kann: felix respublica, ubi regnant philoſophi, aut regnantes philoſophantur; da kann man ohne Scheu unterſuchen, ob die Dinge, welche vor nützlich ausgegeben werden, und die ſo viele und mächtige Unterſtützung haben, in der That ſchön und nützlich ſeyen, oder, ob ſie nur durch Vorurtheile in der Reihe des Nützlichen ſtehen; auch, ob andere Dinge, welche vor ſchädlich gehalten werden, ſolches wirklich ſeyen, oder, ob ſie nur davor gehalten werden?

Will man die Sache vernünftig beurtheilen; ſo kann man es nicht anderſt thun, als wenn man den Nutzen eines jeden Dinges gegen das andere berechnet, und wenn man ein gleiches thut in Anſehung des Schadens und Nutzens, der von einem Dinge zu gewarten ſtehet, welches zum Theil nützlich, zum Theil aber ſchädlich iſt.

Ich halte mich alſo bey dem bekannten pedantiſchen Zweifel nicht auf: ob der Menſch von Natur geſchaffen

sen sey, um seine Nahrung an dem Fleische zu haben? es schmecket uns wohl, und bekommt uns gut, und das soll mir ein hinlänglicher Beweis seyn, daß uns erlaubet ist, es zu unserer Speise zu gebrauchen.

So will ich mir auch den Kopf mit der Herrschaft des Menschen über die Thiere nicht zerreissen. Weiß gleich meine Vernunft von keiner andern, als von derjenigen, welche in der stärkeren Gewalt, oder in der feineren List bestehet, und welche der Wolf über die Schaafe, und der Fuchs über die Hüner, der Tieger aber auch über die Menschen so meisterlich ausübet; so soll doch auch diese Herrschaft ihre gänzliche Richtigkeit haben. Ich will mithin alles, was auf diesem Erdenballe ausser dem Menschen ist, blos nach dessen Besten beurtheilen, die Menschen untereinander aber nie anderst, als in denen gesellschaftlichen Pflichten betrachten, welche ihnen das **allerhöchste Wesen** anerschaffen hat, um ihre Wohlfahrt untereinander, nach aller Möglichkeit zu befördern.

Ackerbau und Viehzucht sind nun ausser Streit die beyde Quellen unserer Nahrung; und auch von denenselben haben wir unsere Kleider. Alle Dinge in der Welt müssen wir dahero nothwendig dahin richten, daß diese beyde Nahrungsquellen immer erweitert und ergiebiger gemachet werden. Dann eine bekannte Waheit ist es, und **Mirabeau**, der vortrefliche **Mirabeau** beweiset es, daß die Anzahl derer Menschen nach dem Maaße der Nah-

rung zunimmt, und daß sie eben so abnimmt, wenn die Nahrung geschmälert wird.

Ich sage aber: **Ackerbau** und **Viehzucht** seyen die Quellen unserer Nahrung und Kleider. Nicht Ackerbau allein, nicht Viehzucht allein. Und hieraus folget, daß beyde gegeneinander in dem behörigen Verhältnisse stehen müssen, und daß man dem Ackerbau keinen Abbruch thun darf, um die Viehzucht zu begünstigen; auch daß wiederum die Viehzucht dem Ackerbau nicht vorgezogen, und dieser hintangesetzet werden muß.

Es ist zwischen beyden ein gewisses Gleichgewicht. Dieses ist in einem Lande anderst als in dem andern; es ist auch bey zweyen nahe bey einander gelegenen Gütern nicht einerley. Man findet es aber allenthalben ohne auſserordentliche Mühe; denn da Gold und Silber in dieser Welt der Maaßstab geworden sind, nach welchem wir alle und wenigstens landwirthschaftliche Nutzungen abmessen; so wird das erwähnte Gleichgewicht alsbald an den Tag gebracht, wenn man den dermaligen Ertrag des Ackerbaues und der Viehzucht gegeneinander berechnet, und bey allen Verbesserungsgedanken gleich anfänglich überschläget, ob es mehr eintrage, den Ackerbau oder die Viehzucht zu vermehren?

Unter der Viehzucht verstehet man nun zwar gemeiniglich die Unterhaltung und Vermehrung des zahmen Viehes: allein, da auch die wilden Thiere, die sich unter

ter den Gehorsam des Menschen, so wie jene, nicht zwingen lassen, ebenfalls zu denen Mitteln unserer Nahrung und Kleidung gehören; so kann ich sie meiner Betrachtung nicht entziehen lassen. Und, da die Bemühung, sich ihrer zu bemächtigen, die **Jagd** genennet wird; so soll diese der Vorwurf meiner dermaligen Gedanken seyn, und der erste von meinen Grundsätzen darinn bestehen: **Man muß den Nutzen der Jagd nicht vor sich allein, sondern in dem Zusammenhange mit andern Mitteln der menschlichen Nahrung, das ist, mit dem Ackerbau und der zahmen Viehzucht, betrachten.**

Der Nutzen der Jagd ist ungemein groß, wenn man ihn vor sich allein berechnet. Wie schön klinget es doch, wenn in denen Forstrechnungen stehet: 500 Stück Rothwildpret, eines in das andere 100 Pfund, das Pfund zu 3 kr. macht 2500 Gulden. Item 500 Hirschhäute, das Stück zu 3 Gulden, thut 1500 Gulden. Item 220 Stück wilde Schweine, das Stück zu 5 Gulden, thut 1100 Gulden. Item 1800 Haasen zu 20 kr. macht 600 Gulden. Item 100 Fuchsbälge, einen zu 1 Gulden, thut 100 Gulden. Item vor 100 Rehe, 300 Gulden, und endlich, vor allerhand Federwildpret auch 300 Gulden, in Summa **sechs tausend fünf hundert Gulden.** Man zeiget auch dem Fürsten, daß in dem Forste sich wenigstens noch 3000 Stück Rothwildpret, und eine grosse Parthie von Schwarzwildpret sich befindet. Man macht sich groß damit, wenn aus einem Acker

ein oder zwey Haasen hervorspringen, und sie sich wegen ihrer Menge selbst untereinander todt beissen. Das ist wieder ein Capital von grosser Beträchtlichkeit.

Allein, lasset einmal die Berechnung zu Tage kommen, was das Wild dem Ackerbau und der zahmen Viehzucht vor Schaden gethan hat; das ist, lasset uns den Vortheil der Jagd nicht vor sich allein, sondern in dem vorhin erwähnten Zusammenhange betrachten; so wird die Berechnung ganz anderst ausfallen. Man setze, es sey obiges Wildpret in einem Lande von 100 Städten und Dörfern gefället worden. Da wird man finden, daß ein Ort in den andern jährlich 50 Gulden vor Wildhüterlohn hat ausgeben müssen. Dieses machet schon eine Summe von 5000 Gulden. Rechne weiter, daß aller Sorgfalt ohngeachtet, das Wildpret dennoch Schaden thut. Rechne diesen Schaden ganz gering. Rechne ihn, einen Ort in den andern nur auf den dreyßigsten Theil des Erwachthumes. Rechne einen Ort in den andern nur 500 Morgen angesäeten Landes. Rechne den Erwachsthum vor den Morgen nur auf 3 Malter Frucht. Rechne vor das Malter nur dritthalb Gulden; so hast du abermals einen Verlust von 12500, mithin zusammen von siebenzehen tausend fünfhundert Gulden.

Damit mir aber kein Mensch vorwerfen könne, daß ich übertriebene Berechnungen machte; so werfe man noch 4500 Gulden von dieser Summe hinweg, und behalte

halte nur 13000 Gulden. Die Helfte hiervon langet schon hin, um allen vermeynten Vortheil derer Jagden zu vernichtigen, und zu zeigen, daß gerade noch 6500 Gulden als Schade übrig bleiben; nicht einmal zu gedenken, was die Erhaltung derer Wildzäune vor Holz und vor Geld kostet, und wie beschwerlich dem Landvolke die Jagdfrohnen sind; auch nicht zu erwähnen, was das Wildpret in denen Waldungen, und besonders in denen jungen Schlägen, durch Abbeissen des jungen Aufwuchses, vor ungeheuren Schaden thut.

Allein, man wird mir entgegen halten, der Schade, welcher allhier berechnet wird, trift nur die Unterthanen; der Landesfürst aber hat den Vortheil. Ich aber antworte: **der Vortheil, welchen der Herr mit dem Schaden derer Unterthanen erhält, ist kein Vortheil, sondern lauter Schade**, und ich kenne Fürsten, welche einen solchen eingebildeten Profit verabscheuen. Wenn man aber auch von dem Vortheile des Herrn, ohne Absicht auf das allgemeine Beste des Landes, reden will, alsdann muß von dem Jagdprofit abgezogen werden, das Schußgeld, die Unterhaltung des Jagdzeuges, des Rüdenhauses, und dergleichen. Ingleichem muß man bedenken, daß der Fürst doch auch Waldungen, Kammergüter und Zehenden in dem Lande hat, und daß mithin der Wildschaden ihn auch unmittelbar trift. Ich bleibe mithin dabey, daß der Vortheil der Jagd, so wie man diese in denen meisten Landen ausübet, lauter Schade sey.

Das sind aber nun harte Worte, wer kann die ertragen? Ich fürchte, es werden viele mich wegen der Hypochondrie in Verdacht nehmen, und nun gleich meine Schrift als ein unerträgliches Geschmier nicht weiter lesen wollen. Allein, damit dieselbe nicht hinweg geworfen werde, ehe man sie ganz gelesen hat; so will ich zu meiner eigenen Zufriedenheit (denn ich kann die Lust zu der Jagd doch unmöglich bey mir ersticken) melden, daß es gar nicht nöthig ist, dem Jagdwesen den gänzlichen Abschied zu geben, sondern daß man dabey eine gewisse Ordnung beobachten kann, welche dem Schaden weithin abhelfen, und gleichwohl einen soliden Ertrag verschaffen wird.

Meine **erste Regel** ist dahero, man solle die Setzzeit hindurch das Wildpret verschonen; dann ich will nicht, daß man es gleich denen Wölfen und Luchsen vertilgen solle. Ist aber solche Zeit vorbey, und hat das Wildpret sich dergestalt erholet, daß man es zu der Speise wohl gebrauchen kann, alsdenn schone man es nicht. Man sollte dahero gleich in dem Brachmonate anfangen, **alles Rothwildpret** niederzuschiessen, es seye Hirsch, Thier, Schmalthier, oder Wildkalb. Und damit sollte man fortfahren bis in die Brunst. Was übrig bliebe, das liesse man den Winter hindurch mit frieden.

Mit denen **Schweinen** würde es eben so gemacht. So bald sie gesetzet haben, lieferte man die Marcassinen, und wenn hiernächst die Bachen, Keuler, angehende und

Haupt-

Hauptschweine das Getraide geschmecket haben, alsdenn müßten sie alle in die Küche. Da würde nun Roth- und Schwarzwildpret dünne werden; doch aber würde man dessen allezeit haben: denn wo das Wildpret Nahrung findet, und von der Brunftzeit an bis nach verflossener Setzzeit Ruhe hat, da wird es sich allemal wieder hinziehen.

Hätte man aber den Fall vor sich, daß ein Fürst besonderes Vergnügen an denen Hirschen und Schweinen fände, und daß es ihm zu schwer fiele, ein so grosses Opfer zu der Wohlfarth seines Landes zu thun; so ist gar bald Rath geschaffet. Er kann einen **Thiergarten** anlegen, und in demselben so viel dergleichen Wildpret halten, als er will. Er kann ihn groß genug anlegen. Er kann ihn mit Einsprüngen versehen, und sich dardurch viel fremde Hirsche verschaffen. Das ganze Land aber zu einem Thiergarten zu machen, das gehöret unter die Mißbräuche, welche an vielen Orten unter solchem Nahmen nicht bekannt sind, weil selten jemand dem Fürsten sagen mag, er treibe sein Vergnügen zu weit, und noch viel weniger, es seye dasselbige Landverderblich.

Von denen **Rehen** aber denke ich ganz anderst. Diese sind, so wie das allerbeste, also auch das am wenigsten schädliche Wildpret, so GOtt auf die Erde erschaffen hat. Sie leben von dem Grase in denen Waldungen und Wiesengründen. Gehen sie gleich auch in dem Winter und dem Frühjahr auf die Saamenfelder; so thun sie

doch allda keinen Schaden, weilen sie mit ihren dünnen Füssen nichts vertretten. Beissen sie auch, wenn tiefer Schnee liezet, in denen jungen Schlägen, als ihrem angenehmsten Aufenthalte, etwas Holz ab; so trift es doch nicht allemal das Herzreis. Sie schälen aber keine Bäume, wie die Hirsche und Hasen, und mit einem Wort, ich habe noch nie gehöret, daß ein Landmann über die Rehe geklaget hätte.

Diese Thierlein, halte ich also davor, sollte man hägen, und nach aller Möglichkeit vermehren. Es gehet um so leichter an, weilen sie mit einem geringen Bezirke vorlieb nehmen, und ihren Geburtsort nicht verlassen. Die Küche wird dabey wohl fahren, weilen die Rehe das ganze Jahr hindurch gut sind, wohingegen die Hirsche nur vier Monate lang zu geniessen, aber nie etwas gutes sind. Eine wohleingerichtete Rehejagd also gehöret unter die unschuldige Jagdvergnüglichkeiten, und unter die Jagdnutzungen, welche durch anderwärtigen Schaden nicht vereitelt werden. Häg- und Setzzeit muß also bey diesen Thierlein auf das strengeste beobachtet, und der Regel nach müssen nur die Böcke geschossen werden.

Mit denen **Haasen** aber gedenke ich solche Freundschaft nicht zu machen. Malitia supplet staturam, heißt es billig von denenselben. Sie sind geschworne Feinde derer jungen Obstbäume. Kein Kraut, kein Gartengewächs ist vor ihnen sicher. Sie suchen darneben ihre Hauptnahrung

nahrung auf denen Saamenfeldern, Futter und Kleestücken. In denen Getreydäckern haben sie ihr Lager, und, damit sie ohne Beschwerlichkeit darzu kommen können, beissen sie die Halmen ab, und machen sich dadurch ordentliche Pfade. In Sachsen ist solches der **Pilsenschnitter**; ein Ding, worüber man sich allda immer den Kopf zerreisset, was es sey, anerwogen man davon verschiedene Abhandlungen antrift, deren einige fast in das Lächerliche gerathen. Eben so grosse Bosheit verübet auch der Hase in denen jungen Schlägen, und besonders an dem neuangesäeten Holze, in denen Weinbergen und sonsten. Ihre Vermehrung gehet noch darauf in das Unendliche, und das Sprichwort derer Weydleute ist richtig, daß wenn der Hase in dem Frühlinge selbst zwey in das Feld ziehet, er in dem Spätjahre selbst neunzehn zu Holze ziehet.

Die Hasen nun gleich dem Ungeziefer zu vertilgen, das möchte wohl in etwas zu ökonomisch klingen, und selbst dieses Vertilgen würde grossen Schwierigkeiten unterworfen seyn, weilen an die Stelle derer todtgeschossenen, sich immer wieder einige andere einfinden, und mithin dem Uebel niemalen gänzlich wird abgeholfen werden. Ich lasse dahero die Heg- und Setzzeit um so mehr befriediget seyn, als der Nutzen des Hasen nicht sowohl in der Küche, als vielmehr bey den Hutfabricken zu suchen ist. Denn gewiß, so lange wir Hasenbälge haben, können wir Kastorhüte machen, ohne daß wir nöthig haben, uns um Canada die Hälse zu brechen.

Ist

Ist aber die gedachte Zeit vorbey, alsdann sollte man gleich anfangen, zu schiessen; jedoch mit dem Bescheide, daß, weilen der Hase ausser solcher Zeit seinen Schaden nur in dem harten Winter thut, man die beste Jagden bis gegen Ende des Octobers, und in dem November und December verspahren solle, damit man gute Bälge bekomme. Alsdenn aber ist es mit einem Treibjagen nicht ausgemacht, sondern man muß deren in einem Winter vier bis fünfe machen, auch die Hasen den Tag zuvor aus denen Feldern in den Wald treiben lassen. Ich bin gut davor, auf diese Art wird die Anzahl derer Hasen das erträgliche Maaß nicht übersteigen.

Was vor ein elender Ruhm ist es doch unserer heutigen Jägerey, wenn bey einem Feldtreiben in einem Bezirke von wenigen Stunden Weges, zwey bis drey tausend Hasen sind geschossen worden? Es kommt mir eben so vor, als wollte man sich über die Menge derer erschlagenen Heuschrecken freuen, welche das Land verwüstet haben. Gut, daß diese, und eben so auch die auf dem Feldtreiben erlegte Hasen tod sind. So wenig aber jemand hiernächst vor die unendliche Vermehrung derer Heuschrecken Sorge tragen wird, um das Vergnügen bald wieder zu haben, eine so grosse Niederlage anzurichten; eben so wenig sollte man denken, daß es Leute gebe, welche die Vermehrung des Hasenungeziefers zwey bis drey Jahre hindurch so befördern, daß man wieder eine solche Schlacht halten kann, welche anders nichts, als ein

Zeuge

Zeuge von dem Bedrange ist, den der Landmann von diesen privilegirten Heuschrecken ausgestanden hat.

Ich komme aber nun auf die **Raubthiere**, welche den Vorwurf unserer Jagden machen. Bären haben wir nicht mehr, auch nicht in denen wildesten Gegenden unseres Schwarzwaldes. Luchse haben wir noch zu Zeiten, aber sehr wenige, und ich habe nicht gehöret, daß ein Jäger Barmherzigkeit mit ihnen gehabt hätte. Die grosse Ursache hievon ist, daß sie der Wildbahn ungemein schädlich sind. Aus dem nämlichen Grunde rühret her, daß unsere Jägerey wegen derer Wölfe sehr patriotisch denket. Wären diese nur Feinde derer Schaafe, Rinder und Fohlen, nicht aber derer Hirsche und wilden Schweine; so stünde es dahin, ob nicht auch eine Heg- und Setzzeit ihnen zum besten bestimmet werden müßte. Wegen derer **wilden Katzen**, derer **Marder**, **Fischottern** und **Iltissen** bin ich mit unserer Jägerey zu frieden.

Was die **Füchse** betrift, bin ich zwar entfernet, den Nutzen, den sie dem menschlichen Geschlechte leisten, als eine Folge ihrer guten Neigung und Redlichkeit vorzustellen. Mich deucht aber, sie seyen nicht so schlimm, als man vorgiebt. Sie haben es eben mit der Jägerey verdorben, da sie die Hasen, Feldhüner und junge Rehe anpacken. Fräſſen sie nur denen Bauren die Hüner, so würden sie in besserem Rufe stehen. Mir fällt aber ein, was ich oben von der Berechnung des Schadens gegen den Nutzen erwähnet habe. Gewiß ist es, daß der Fuchs zu Zeiten einen Hasen, oder ein Feldhuhn speiset. Was ist aber seine gewöhnliche Nahrung? Frösche, Mäuse und kleine Vögel, die keinen Werth haben. Es wird mir auch kein Weydmann widersprechen, daß er von diesen die meiste Zeit in dem Jahre lebet, und daß er etwa nur auf die Quatember und hohe Festtage, einen Hasen oder Feldhuhn krieget.

Rechne

Rechne man aber, was die Mäuse für Schaden gethan haben würden, wenn sie der Fuchs nicht aus der Welt geschaft hätte; so wird vielleicht der Hase oder das Feldhuhn, so ihm zu Theile geworden ist, zehen und fünfzehenmal, mit der durch die Hinwegfahung derer Mäuse erwiesenen Wohlthat bezahlet seyn. Ich erinnere mich, daß als ich in dem December des Jahrs 1753. zu Nördlingen war, man den Sommer vorher die erschröcklichste Mausplage in dem dortigen fruchtbaren Lande, das Ries genannt, gehabt. Die greulichste Verwüstungen waren allda wahrzunehmen. Man konnte aber nicht genug rühmen, daß von denen Gebürgen, welche das Ries umgeben, eine Menge von Füchsen in die Ebene gekommen sey, und denen Mäusen ungemeinen Abbruch gethan habe. Diese redliche That aus einem eigennützigen Herzen, hätte denen Füchsen bey denen alten Aegyptiern Altäre bauen und Opfer bringen gemacht. Wir würden alsdenn de dea vulpecula etwas zu lesen haben. Ist und bleibet doch der **Fuchsschwanz**, der doch nur einen geringen Theil des ganzen Fuchses ausmachet, auch noch heut zu Tage ein Götze, zu dem mancher seine Zuflucht nimmt.

Ich weiß zwar wohl, daß ich ehedem nicht so gedacht, und eine Verordnung mit habe angeben helfen, daß man auch in dem Sommer die Füchse todt schiessen und davor ein annehmliches Schußgeld bekommen sollte, weilen zu solcher Zeit die Bälge dem Jäger keine Belohnung verschaffen konnten; allein, damalen dachte ich mehr an wenige Hasen und Feldhüner, als an alles Getreyde. Jetzo aber kommt mir diese Jägereyanstalt eben so vor, als der Vorschlag den ich in des seeligen Hrn. von **Hochberg Adelichem Landleben**, einem Buche, worinn ungemein viel gute, aber auch viele schlechte Sachen enthalten sind, gelesen habe; daß nemlich diejenige, so Bienen hielten, die Schwalben todt schiessen sollten, weilen dieselben die

Bienen

Bienen wegfiengen. Es ist wahr, es wird zu Zeiten eine Biene denen Schwalben zu Theil, eben so wie der Fuchs dann und wann einen Hasen oder Feldhuhn krieget; allein, wann wir jene wegen derer Bienen erwürgen wollten; so würden die Mucken und Schnacken uns auffressen? und, wenn wir die Füchse vertilgen, alsdenn werden die Mäuse uns den Brodkorb höher hängen.

Auf die nemliche Art nun denke ich in Ansehung derer **Eulen**. Diese werden ohne Barmherzigkeit geschossen, oder gefangen. Wovon leben sie? von Mäusen. Zu Zeiten kriegen sie auch einen Vogel. Allein, gegen einen von diesen fangen sie gewiß hundert Mäuse. Und anbey ist noch die Frage, ob an dem Vogel, den sie erhaschet haben, etwas gelegen sey? Lasset sie tausend Spatzen fressen; wir werden nur dardurch von so vielen Feinden unserer Nahrung befreyet. Und was schadet es, wenn auch einige Duzend Grasmücken, Goldammern, Finken, Meisen und dergleichen darauf gehen? Der Verlust einer Amsel und Drossel darf uns auch so groß nicht zu Herzen gehen. Aber, da man bey der Jägerey alles nur aus dem Gesichtspuncte des Jagdvergnügens beurtheilet; so ist ein kleines Verbrechen derer Eulen genug, um ihre offenbare Verdienste hintan, und ihr ganzes Geschlechte in die Gefahr des Unterganges zu setzen.

Wie schön siehet es doch aus, wenn der Jäger an seinem Scheurenthor ein halb Duzend Eulen angenagelt hat! Wunder, daß sie sich nicht Hauptzierden davon machen, wie die Amerikaner aus denen Hirnschalen ihrer erlegten Feinde. Den einzigen **Uhu** wollte ich von der Gesellschaft derer nützlichen Eulen ausschliessen; dann dieser macht es zu grob. Er bekümmert sich auch nicht so viel um die Mäuse, sondern bestellet seinen Tisch lieber mit Hasen und Feldhünern, und wie man mich versichert, auch wohl mit einem jungen Rehe.

Was

Was ich von denen Eulen schreibe, das kann auch bey einigen Raubvögeln Platz finden. Von **Göchhausen in seinen Weydwerksgedanken**, S. 148. schreibet von dem Rittelgeyer (Rötelgeyer) also: **Man mag diesen Vogel wohl unter den Raubvögeln den unnützesten nennen, massen sein Fang in nichts als Mäusen oder jungen unflugbaren Vögeln bestehet** ꝛc. Gerade umgekehrt. Er ist der nützlichste unter denen Raubvögeln, weilen er nur Mäuse frißt, und an denen wenigen jungen Vögeln, so ihm zu Theil werden, nichts gelegen ist, vielmehr man ihm dieselben, als ein Fanggeld, vor die Mäuse wohl gönnen kann. Müssen wir doch auch die Katzen füttern, so wir des Mausens wegen halten. Den Mausegeyer zähle ich auch hieher, als welcher von Frösch̃en und Mäusen lebet, und nur zu Zeiten ein junges Häslein oder einen Vogel ertappet. Warum schläget man nicht auch den Igel tod, weilen er sich vornemlich von Mäusen, und hiernächst auch von Käfern und dergleichen Zeuge ernähret, so dem Menschen nur schädlich ist?

Alle diese Vögel sollte man um deswillen leben lassen, weilen sie die Mäuse nicht allein von denen Aeckern, sondern auch aus denen Waldungen hinweg fangen, woselbst doch die Holzsaat, welche entweder der Mensch, oder die Natur, durch den ausgefallenen Saamen verrichtet, besonders bey denen Eicheln und Bucheln, von denen Mäusen gar sehr verderbet wird. Dahingegen wollte ich wünschen, daß die **kleine Raben, Krähen** und **Dolen** alle vertilget würden. Diese aber achtet man keinen Schußpulver werth, weilen sie nur den Bauren die Saat verderben, und gleich denen Kolchraben keine Hasen und Vögel fressen.

Des Forst- Fisch- und Jägdwörterbuchs Zweyter Theil.

H.

Haag, Hag, Hack, Hecke, Gehecke, lat. Dumetum, Vepretum, franz. *Epinaye*, heißt ein wildes und ungeschlachtes Gebüsche, welches auf den Wiesen und Feldern, an den Wegen und Hölzern von selbst wächset, und aus allerhand Dornsträuchen und anderm Buschholz, sonderlich aber aus Schwarz- Weiß- und Creuzdorn, wilden Rosenstöcken oder Hagendorn, Brombeeren, Buchen, Rheinweiden, Hertern u. d. g. bestehet; welche, wo sie nicht ausgerottet werden, sich immer weiter ausbreiten, und wenn sie auf den Feldern und Aeckern abgesondert liegen, Feldbüsche; wo sie aber an den Wiesen und Hölzern in einem Striche hinliegen, Wiesen- und Holzbrahmen, oder auch bey diesen letztern Vorhölzer genennet werden. Dergleichen Hecken dürfen nicht abgeräumet, noch ausgerottet werden, wo man nicht vorhero von demjenigen, der die Jagdgerechtigkeit in selbiger Flur hat, gemeiniglich mit Vorbehalt der Forst- oder Stockgarbe, (s. Ausstocken) die Erlaubniß dazu erhalten hat. Denn sie geben dem kleinen Wilde ein gutes Gehäge, und dienen zu Landwehren. An den Wegen und Landstrassen aber mag und soll billich ein jeder Eigenthümer dieselben, so weit sie hinderlich sind, abräumen. s. a. Busch, Dorn. Wie lebendige

Hecken und Zäune anzulegen, zu warten und zu nützen, davon s. Lebendige Hecken.

Haamen, s. Hahmen.

Haarbirke, s. Birke.

Haard, s. Hard.

Haarschnepfe, s. Schnepfe.

Haarweiden, Krebsweiden, Werftenweiden, ist eine Art von Weiden, welche von den weichen Laubhölzern darinn unterschieden ist, daß dieselbe weder zu Bäumen noch starken Stangen wachsen. Sie gehen zwar so weit in die Höhe, daß sie tüchtige Reiffstäbe zu Bierfässern u. d. g. geben. Bleiben sie aber länger stehen; so schlagen sie in Seitenäste aus, werden krumm und höckericht, und zum Theil verdorren sie auch. Es ist ein zähes, und unter allen Weiden das dauerhafteste Holz. Die Schale ist mehr grau, als grün. Das Laub ist weißlicht und rauh. Sie bekommen auch im Frühjahr ganz rauhe Palmen, worinnen ein kleiner Saamen ist. Sie pflanzen sich aber wenig von demselben fort; sondern schlagen aus den abgehauenen Stöcken und Wurzeln wieder aus, so, daß sie in etlichen Jahren wieder Band- und Reiffstäbe geben. Desgleichen können sie auch die Siebmacher zu Siebböden recht gut gebrauchen. In Zäunen, wo es feuchte mit ist, sind sie besonders gut zu gebrauchen, auch darein zu pflanzen und einzubinden.

Haase, s. Hase.

Haasel, s. Haselstaude.

Habacht, s. Habtacht.

Haben, Hacken, sind Löcher unter der Erde, wohin die Fische sich zu verschliesen pflegen. Zuweilen finden sich dergleichen Haben auch unter den Steinen, Felsen, Baumwurzeln, oder den Mühlen, gemeiniglich aber, und meistentheils zwischen zweyen Wassern.

Haberrose, s. Dornrose.

Habicht, Hudichtgeyer, Ahr, Eichvogel, lat. Accipiter, franz. *Eprevier*, *Autour*, ist ein nicht gar zu grosser, aber sehr schädlicher und arger Raubvogel, der keines Geflügels schonet, so er sich zu überwältigen getrauet. Er ist etwas grösser, als der Guckguck, und hat, wie dieser, graue oder aschenfarbige, etwas gesprenkelte Federn, starken Cörper, grobe Füsse, und lange scharfe Klauen, sonderlich die Weiblein, welche, nach Art der meisten Raubvögel, mehrentheils grösser, als die Männlein sind, und öfters den Adlern an Grösse nicht viel nachgeben. Er hat einen starken krummen Schnabel, feurige und funkelnde Augen, mit welchen er, wenn er fast die Höhe der Wolken erreichet, auch das kleinste Vögelein in der niedern Luft bemerket, und dasselbe verfolget. Er findet sich in Deutschland, mehr aber in Schweden, Liefland, Reussen und in Engelland. Seinen Horst oder Nest bauet er in stillen Wäldern auf die allerhöchsten Bäume, wie auch auf hohen Klippen und Felsen, und leget 3 bis 5 Eyer, die er in 14 bis 20 Tagen ausbrütet. Er nähret sich von Vögeln, jungen Caninichen, Maulwürfen, Ratten und Fröschen. Er ziehet im Herbst weg, und

und kommt im Frühling wieder. Dieser Vogel ist zuweilen bey grossen Herren in gar hohem Werth, daß man ihn wohl eher um 100 Rthlr. verkauft hat. Sie sind gut zur Jagd zu gebrauchen, wenn man keine Pferde hat, oder nicht stark reiten kann. Man brauchet ihn, um Enten, Fasanen, Rebhüner, Wachteln, wilde Gänse, ja wenn der Vogel etwas stark ist, Hasen und Reiher zu baitzen. Die abgestrichenen, welche schon geraubt haben, sind zwar schwerer abzurichten, als die Nestlinge; sie sind aber freudiger und würgerischer. Es ist ein fräßiger Vogel, der fleissig will gefüttert seyn. Man fängt den Habicht entweder in seinem Neste, wenn er noch jung ist, oder man fängt ihn mit Netzen, wie die Falken, oder wenn er bereits auf den Aesten der Bäume etwas herumhüpfen kann, oder er wird, wenn er von dem Horste abgestrichen, d. i. wenn er alle seine Federn und Kräfte bekommen, auf den Raub auszugehen, welches meistens im Junio geschiehet, in Habichtskörben, oder mit Riemen und Satteln, d. i. auf einer Taube, welcher man Haarschlingen mit einem Leder auf den Rücken macht, gefangen, da man sie denn Wildfänge zu nennen pfleget. s. a. Habichtsfang.

Ueberhaupt sind die Habichte leicht abzurichten, und so listig, daß sie alles wohl begreiffen können. Wenn man die Jungen, so man aus dem Neste genommen, und welche eben daher Nestlinge genennet werden, oder die schon auf denen Aesten herumfliegen, und die man Nestlinge heisset, abrichten will; so muß man sie oft mit frischen Vögeln oder Fleische äzen, damit sie ihren Speiser kennen lernen, und so bald sie nur anfangen, sich aufzusetzen, muß man sie bisweilen auf der Faust tragen, daß sie des Angreiffens gewohnet, und nicht scheu werden, damit sie nicht, wenn ihnen Menschen, Pferde oder Hunde zu nahe kommen, aufstossen und durchgehen. Doch sind diejenigen besser, so man Passagierhabichte nennet, welche nicht grosse Mühe brauchen, um sie zahm zu machen, indem sie wohl in 18 Tagen der Hunde gewohnet werden. Wenn man aber einen Habicht zum Baitzen abrichten will; so muß man ihn erstlich in ein Gemach bringen, darein sonst kein Mensch kommt, als der Weydmann oder Falkenier, der ihn führen, und die Jagdhunde, die derselbe zum Baitzen gebrauchen will. In diesem Gemach muß ein Reif aufgehänget, und der Habicht, vermittelst seines an den Füssen habenden Riemens dergestalt darein gebunden werden, daß, wenn der Vogel sich reget, auch der Reif oder Vogel mit demselben beweget werde. Und also läßt man den Habicht in dem Reisen 9 Tage und so viel Nächte sitzen, binnen welcher Zeit man ihn durchaus nicht schlafen lassen darf, sondern durch abwechselnde Personen immerzu beunruhigen muß. Darnach läßt man ihn ziemlich hungerig werden, und trägt ihn 8 oder wohl gar 14 Tage lang auf der Hand bey Leuten aus und ein, und zwar ungehaubet, alle Tage 2 oder 3 Stunden, daß er nur der Leute gewohnet wird. Man

richtet ihn aber auch unterdessen in eben demselben Gemache, da er in dem Reiffen gesessen, also ab: Man nimmt eine Taube oder ein jung Huhn, rupft ihm die grossen Schwingfedern aus, daß es nicht fliegen kann, setzet den zuvor ganz hungrig gewordenen Vogel frey auf einer Stange, wirft von ferne das Huhn oder die Taube herzu; so fällt er aus Hunger darauf. Man läßt ihn aber nicht bald satt fressen, sondern giebt ihm nur das Hirn aus dem Kopf, oder sonst etwas weniges; darnach bindet man ihn wieder auf die Stange; dieses thut man so oft, bis man siehet, daß er gar behende und fertig darauf ist.

Hierauf mag der Weydmann oder Falkenier mit ihm hinaus ziehen, und ihn an einen Hasenzwirn oder Bindfaden, welcher auf ein Röllgen gewickelt ist, binden, und solchergestalt an eine Elster, Krähe, Raben, Häher oder Holzschreyer bringen; denn diese können nicht so schnell fliegen. Wenn er nun etwas gestossen hat; so fängt man ihn wieder, doch so, daß man ihn mit keiner Hand angreiffe, denn davon werden ihm die Federn los; sondern man nehme ihm den gestossenen Vogel unter den Füssen weg in die Hand, und locke ihn mit einer Pfeiffe, dazu man ihn, so oft man ihm etwas zu fressen giebt, oder etwas vorwirft, unter dem Abrichten immer sein gemach mit gewöhnen muß. Darnach fasse man ihn wieder an, und richte ihn also vollends zum Baitzen, daß er endlich frey und ohne Hasenzwirn in der Luft flieget. Es muß aber der Falkenier allezeit etwas von Fleisch bey sich haben, nebst einem Luder oder Vorlous, das sind zwey zusammengebundene Flügel, gleich als wenn es Rebhüner oder Taubenflügel wären, damit man ihn wieder von der Höhe zu sich locken könne, indem er in der Meynung, es seye solches der Vogel, den er hat stossen wollen, unverzüglich wieder herbeykommen wird. Und dieses muß man vornemlich thun, wenn der Vogel nichts fangen, und derselbe aus Verdruß auf einen Baum sich setzen, und nicht wieder zurück kommen wollte. Es muß auch der Falkenier allezeit 2 nebeneinander gekuppelte Hunde bey sich haben. Wenn er nun an den Ort kommt, da er vermeynet, etwas zu bekommen; so löset er sie ab, und läßt zugleich auch den Habicht in die Höhe fliegen, welcher, so bald er die Hunde anschlagen höret, auch so bald herunter schiesset, und das Wild mit den hintersten 2 Klauen, die man Fangklauen nennet, stösset. Es müssen aber die Hunde über der Nase um das Maul ein Band mit einem spitzigen Holze oder Schnabel vorgemacht haben, mit welchen sie zwar anstossen, aber nicht zerreissen können.

Was sonsten noch von dem Habicht merkwürdig ist, bestehet darinn: Er liebet ein temperirtes helles Wetter, so, daß es weder neblicht, noch regnicht, noch der Thau auf den Bäumen seye; sonst wird er verdrießlich, und thut nicht, was er soll. Kälte ist ihm zuwider; daher er spätte im Herbst, oder früh im Frühling, oder gar im Winter vom

Baitzen

Baitzen wegzulassen ist. In grosser Sonnenhitze tauget er auch nicht; denn er steiget sodenn nach kühler Luft unglaublich in die Höhe, und schiesset mit eben solcher Geschwindigkeit herunter, und eine gute Ecke von dem Falkenier weg, so daß keiner den andern wieder finden kann, ungeachtet der Habicht oftmals gerne wieder bey jenem wäre. s. Falke, Fasan, Sperber.

Zum Essen dienet der Habicht nicht; wiewohl einige die Jungen vor eine süsse und delicate Speise halten. Desto brauchbarer ist er hingegen in der Medicin. Da er viel flüchtiges Salz bey sich führet; so dienet er in Oel gekocht für alle Mängel der Augen, dergleichen auch sein Schmalz thun solle, welchem auch eine grosse Kraft in allerley äusserlichen Zufällen an der Haut zugeschrieben wird. Der Koth desselben, unter Honig gemischt, macht klare Augen und vertreibet die Flecken derselben. Die Augen damit bestrichen, auch selber eingenommen, befördert die Geburt und Nachgeburt der Weiber; ja es soll so gar die unfruchtbaren fruchtbar machen, wenn derselbe pulverisirt 1 Drittel eines Quintleins in süssem Wein eingenommen wird. Und wenn derselbe eines Quintleins schwer, in Form eines Zäpfleins in die Mutter geschoben, oder mit einem Schlangenbalg, Opopanac, Galgant, Myrrhen, Bibergail, Schwefel und Ochsengalle vermenget, also angezündet wird, daß der Rauch davon durch eine Röhre in die Mutter gehen muß, so hat es nicht nur vorgedachte Wirkung, sondern kann auch die todte Frucht von Mutterleibe abtreiben. Endlich thun auch die Klauen dieses Vogels, zu Pulver gestossen und eingenommen, wider die rothe Ruhr vortrefliche Dienste.

Die weydmännische Redensarten von dem Habicht sind folgende: Der Habicht stehet auf der Hand oder Stangen. Er wird getragen; er wird gelocket oder bereitet; er wird geätzet, und wenn er genung hat, sagt man: er hat einen guten Kropf. Man giebt ihm Gewölle. Er hat einen Kopf, Greif, Klauen, Gestelle, oder Fußgestelle (das sind die Schenkel), Flug- Bugfedern, auch Flügelbogen. Er jaget oder raubet, ist lustig, fähret wohl, wird geworfen, fleugt auf den Vorlaß oder Federspiel, kommt zur Hand, und stehet zur Hand, ist ein guter Handvogel. Wenn der Weydmann den Vogel machfliegen läßt, heisset es gereicht. Wenn der Habicht ein Rebhuhn weggeführet, heisset es geleitet. Wenn der Habicht an einen Bach zum Baden oder Tränken gestellet worden, heißt es geschöpfet. Und wenn sie zu Zeiten etliche Schwingfedern zerstossen, werden sie geschiftet.

Habichtrinnen, ist ein Garn, so zum Habichtsfange gebrauchet, und wenn man es verfertiget, mit einer Masche angehoben, und auf beyden Seiten zugegeben wird, so hoch man das Garn haben will. Wenn man es nun aufstellen will; so werden vier lange Stäbgen ins Quadrat in

der Erde vest gemacht. An der einen Stange wird das Garn angebunden und umwickelt. An die andere 3 Stangen schneidet man etliche Kummen untereinander, und zwar alle aufwärts, daß das Garn angebunden, wenn es innerhalb der Stange daran hingezogen wird, ganz lose in solchen Kummen hängen bleibet. Mitten im Platz wird eine Taube an der Erde angepflöcket. Wenn nun der Habicht nach der Taube stößt, und nur ein kleinwenig mit den Flügeln das Garn berühret; so fället es über ihn her, daß er sich darein verwickeln muß.

Habichtsfang, wird unter andern auch auf folgende Art angestellet: Man stösset 4 Pfähle, etwa 4 Ellen hoch, in die Erde, ungefehr eines ziemlich grossen Tisches breit ins Gevierte voneinander, und schneidet in einen jeglichen Pfahl oben eine Kerbe also aufwärts; daß man ein viereckichtes Netze, welches ziemlich grosse Maschen hat, darein stecken kann. Unter dieses Netze bindet man auf der Erde eine lebendige weisse Taube, oder ein Huhn an, und wenn dieses von dem Habicht erblicket wird; so schiesset er aus der Luft daraus zu, und stösset das Netze, welches er in der Luft nicht gewahr wird, los, worinnen er also verwickelt wird, daß er sich gefangen geben muß. Diesen also gefangenen Habicht anzugreiffen, und an gehörigen Ort zu bringen, muß man starke Hirschlederne Handschuh anhaben, denn sonst setzt er einem die Klauen in die Hände, daß man nicht unverwundet davon kommt. Die übrige Arten des Habichtfanges s. Habichtrinnen, Habichtskorb.

Habichtskorb, ist ein grosser und weiter Korb, wie eine grosse Hünersteige, etwa eines Tisches breit und lang, und hat in der Mitten einen Unterschied. Ins obere Theil wird eine Stellung, wie ein Meisenkasten gemacht, und in das unterste Theil wird eine weisse Taube oder schwarze Henne gesetzet. Kommt nun der Habicht auf die Henne, oder Taube geschossen, so kommt er in das obere Theil des Korbes, als ein begieriger Raubvogel, welcher vor grosser Begierde nichts siehet. Er stösset daher mit den Flügeln an das Bret oder Zünglein, welches mit einem Stäblein aufgestellet ist, und wirft die Oberdecke herunter, da er sich denn selbsten fänget, und doch der Henne oder Taube im untern Theil nichts thun kann.

Eine andere und gemeine Art der Habichtskörbe, worinnen man die meisten Raubvögel fängt, wird also gemacht: Es wird ein viereckigter Korb in Gestalt eines Fliegenschrankes, doch etwas gröſſer gemacht. Auf der Seite sind kleine Säulen, woran man den Drat oder Garn befestiget. Oben und unten sind Quersäulen, daß es erstlich von Holz ein ordentliches Gestelle wird. Unten wird ein bretterner Boden gemacht, welchen man nur von ungehobelten Brettern zusammen schläget, damit es desto wilder aussiehet, auch pfleget man zu dem Ende wohl die Seiten und Quersäulen

wieder

wieder schmuzig zu machen, damit sie dem Raubvogel nicht sogleich in die Augen fallen, weil er sehr listig ist. Die Oefnungen werden mit Netzen, oder, damit es dauerhafter seye, mit Drahtgitter beschlagen. Oben bleibet der Fang offen, nur machet man an der einen Seite ein Gärnlein, so breit, als der Korb ist, veste an; zuweilen wird auch wohl eine ordentliche Fallthüre also angemacht. An der andern Seite des Garns ist eine kleine Stange nach der Breite des Garns also vest gemachet, daß sie das Garn voneinander ziehet. An den andern 2 Querseiten des Garns sind eiserne Rincken, welche ebenfalls in 2 runden Stängelein, also wie die Sardinen an Sardinenstangen, gehen, daß man sie auf- und abziehen kann. Vermöge dieser Rinken wird das Garn durch ein am Korbe herabhangendes Gewichte geschwind zugezogen, so bald der Raubvogel die Potelle berühret. Mitten im Korb ist ein des Korbes halb hohes Stäblein, worein ein Querstock geleget wird, daß er von einer Seite des Fanges bis zur andern reiche, über welche wieder verschiedene kleine Räthlein geleget werden, welche alle mit der Potelle eine Communication haben. Die Potelle selbst aber ist auf dem Hauptstock, so zwischen die Stäbe geleget worden, auf der einen Seiten; das oberste Theil der Potelle wird an den obern schmalen Absatz des Korbes ein wenig eingekerbet, so, daß es ganz lose stehet; hinter der Potelle liegt das Garn zurück gezogen, woran zugleich das Gewichte gemachet wird. Wenn nun der Habicht nach dem unten auf dem Boden vestgemachten Vogel, Huhn oder Taube stossen will, muß er nothwendig entweder die Potelle selbst, oder eines von den überlegten Räthlein berühren, darauf die lose stehende Potelle alsobald umfällt, und das Gewichte das Garn überziehet, daß er also gefangen bleiben muß. s. a. Habichtsfang.

Habt Acht, Hab Acht, franz. *Gare, Garre*, ist ein Jagdwor, wodurch einer dem andern, und besonders den Piqueurs zuruft, und ihnen zu verstehen giebt, daß ein Hirsch entweder nur aufgejaget oder auch verwundet worden, damit er ihnen um so weniger entgehen möge.

Hack, s. Haag.

Hacken, s Haben.

Haderer, s. Gewehr.

Hadot, ist ein Fisch, der demjenigen, welcher im französischen *Seiche*; und im Deutschen Blackfisch genennet wird, sehr gleich kommt. s. Blackfisch.

Häft, Heft, Häftel, Heftel, Haftel, lat. Manubrium, wird alle dasjenige genennet, wobey man entweder etwas angreiffet und beweget, wie das Heft eines Messers oder andern Instruments ist, oder es bedeutet dasjenige, womit auch etwas bevestiget wird. Also brauchet man nicht nur Hefte und Schlingen von Drat; sondern es ist eine Haftel auch ein starker Pflock, womit man eine Leine z. Ex. an einem Zelt, oder bey der Jägerey die Leinen an den Tüchern, und die Windleinen an dem Erdboden bevestiget, wiewohl sie zu den

letztern nicht so stark, als zu den ersten seyn dürfen.

Häftel, s. Häft.

Hägeholz, Hegeholz, wird ein Stück Wald oder Holz genennet, so geschonet wird.

Hägen, Hegen, hat seinen Ursprung von dem Wort Haag, so eine Verwahrung oder Zaun bedeutet, und heißt also so viel, als etwas verwahren, und vor dem unbefugten Gebrauch anderer beschützen. So werden Aecker, Wiesen, Holzungen, Thiere u. d. g. gehäget, auch Menschen, wenn man liederliches Gesindel in sein Haus aufnimmt. Bey einigen Haushaltungsgeschäften ist es auch insonderheit so viel, als Schonen und in Ruhe lassen. Vornemlich ist dieses ein der Forst- und Wildbannsgerechtigkeit anhängiges Recht, einen Wald mit abgehauenem Holze zu umgeben, oder die Macht zu hägen, oder ein Gehäge zu machen, oder aber, welches eben dahin aus kommt, das Recht, eine Wildbahn zu haben, oder der Wildbann, weil das Wild darinnen gleichsam umschlossen oder gehäget wird. Diese Gerechtigkeit, zu hägen, ist wichtiger, als die Gerechtigkeit, zu jagen, weil in diesem letztern Fall das Wild in seiner natürlichen Freyheit gelassen wird.

Wenn derjenige, der die Wildbannsgerechtigkeit in einem Walde hat, auch zugleich Landesherr ist; so ist kein Streit, daß ihm die Macht, zu hagen zukomme, wenn anderst die Unterthanen dieserhalben in contrarium nichts

hergebracht haben; gleichwie auch das Hagen erlaubt ist, wenn jemand das Recht, einen Hag ins Holz zu schlagen, entweder von Alters her, oder durch die Prescription, ingleichem, wenn er eine ausdrückliche Vergünstigung darzu erlanget hat.

Myler ab *Ehrenbach* de Princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. num. 13. *Stryck* in us. modern. ad ff. tit. de acquir. rer. domin. §. 7. *Maier* tract. de jur. venand. cap. 13. thes. 18. pag. 306. *Hert.* vol. 1. resp. 349. num. 6.

Ausser diesem aber sind verschiedene Rechtslehrer der Meynung, daß der Wildbannsherr in einem fremden Wald oder Forst des Hagens nicht berechtiget seye, theils weil die Dienstbarkeiten, so jemand auf fremden Gütern zustehen, stricti juris sind, und sich nicht ausdehnen lassen, theils weil es eben keine nothwendige Folge ist, daß derjenige, welcher Macht, zu jagen, hat, auch die Macht, zu hagen habe; anerwogen das Jagen auch, ohne daß ein Hag ausserher vorhanden, mit Hunden und Garnen, oder allein von dem Strick aus, zu hetzen, wenn zumalen der Landesherr auch zugleich die Jagensgerechtigkeit hat, füglich kann verrichtet werden. Daher *Antonius Ertel* in prax. aur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. observ. 2. in fin. hievon also schreibet: Demnächst siehet man, daß ein anderes das Jagen, ein anders das Hagen seye. Das Hagen ist eine Gerechtigkeit, Kraft welcher jemand den ganzen

Wald

Wald mit einem hölzernen Zaun umgeben darf; darum dann, weil das Jagen mit Hetzen und Garnen kann verrichtet werden, nothwendig folget, daß derjenige, der das Jagen hat, deswegen nicht eben auch des Hagens berechtiget seye. Und *Webner* in Observ. pract. voc. Hagen, sagt: Das Jagen non infert Hagen, dann jenes mit Hetzen und Garnen verrichtet werden kann.

add. *Bidembach* quæst. nobil. 17. *Mindan.* de mandat. lib. 2. cap. 41. num. 1. *Klock* consil. 29. num. 480. tom. 1. Noë Meurer vom Forst- und Jagdrecht part. 1. tit. ob der zu jagen, auch zu hagen. *Hert.* vol. 1. resp. 349. num. 6. *Caspar. Leipold* de concurrent. Jurisdict.

Wie denn viele von Adel in andern Wäldern das Jagen, aber darum nicht auch das Hagen haben, viel weniger aber das Holz aus solchen Wäldern zum Hagen nehmen dürfen.

Wurmser Exerc. Jur. publ. 3. quæst. 11. *Klock* loc. cit. *Lauterbach* Colleg. theoret. pract. tit. de acquir. rer. domin. §. 23.

Allein dem ungeachtet ist mit andern Rechtslehrern davor zu halten, daß derjenige, der in einem fremden Forst oder Wald die Wildbannsgerechtigkeit hergebracht, auch zugleich die Hagensgerechtigkeit habe, mithin einen Hag um das Holz schlagen möge, dafern solches nur ohne Präjudiz und Nachtheil des Waldeigenthumsherrn, oder desjenigen, der etwa darinnen die Waldgerechtigkeit, oder sonst ein anderes Recht hergebracht, geschehen kann.

Maier tract. de jur. venand. cap. 13. thes. 18. pag. 307. *Krebs* de lign. & lapid. part. 1. Class. 12. sect. 5. §. 26. 27. num. 2. *Harpprecht* ad §. 12. instit. de rer. divis. num. 272. *Stryck* in us. modern. loc. cit.

Daher wenn einem andern in dem Forst die Waidgerechtigkeit oder Nutznieſſung zustehet, so darf der Wildbannsherr den Wald mit einem Gehäge nicht umfassen, massen er solche rechtmässig hergebrachte Jura wider Willen dessen, dem sie zustehen, nicht aufheben, oder auf einigerley Weise verringern kann.

Mindan. de L. 2. cap. 41. num. 1. *Stryck* in us. modern. ad ff. tit. de acquir. rer. domin. §. 7.

Es muß aber der Wildbannsherr, wenn er den Wald einzuhägen willens, den Hag mit seinem eigenen Holze verfertigen, und darf das Holz dazu nicht aus dem Wald, worinnen er das Jagen hat, hauen lassen;

Harpprecht ad §. 12. Instit. de rer. divis. num. 272. *Gail.* 2. Observ. 69. *Besold.* thes. pract. voc. Jagen. *Maier* de jur. venand. cap. 13. thes. 18. pag. 307. seqq. *Mindan.* loc. cit.

Denn diese hölzerne Zäune sind statt der Netze und Garne. Nun muß aber der Wildbannsherr mit seinen eigenen Netzen

und Garnen jagen, und so mithin auch mit seinem eigenen Holz den Hag verfertigen.

vid. L. 14. §. 1. ff. de servitut. prædior. rusticor. *Harpprecht* & *Maier* cit. loc.

Jedoch ist ihm das Abhauen der Zweige, um damit Stallungen zu bauen (welches die Jäger das Zweigrecht nennen) unverwehrt und zugelassen.

Westenholz dissert. de jurisdict. forest. cap. 5. thes. 66. in fin. *Kuichen* de vestit. pact. part. 2. cap. 7. num. 19. *Maier* de jur. venand. cap. 13. thes. 18. pag. 308. in fin.

Von dem eigentlichen Ursprung und Bedeutung des Wortes: Hagen wird ausführlich gehandelt unter dem Artickel: Hagen.

Hägerecht, s. Hägen.

Hägereuter, Hegereuter, ist an einigen Orten mit dem ordentlichen Jäger einerley, an andern aber ist es ein solcher Forstbedienter, der einem Gehäge vorgesetzet, und verbunden ist, vornemlich auf die Hägung des Holzes und Wildes, und auf die Vertilgung der Raubthiere bedacht zu seyn. Diesem ist an einigen Orten nicht einmal erlaubt, mit der Büchse in das Holz zu gehen, doch an einigen Orten darf er eben so wohl pürschen, als der ordentliche Jäger. Es wird von ihm erfordert, daß er Jagd- Hirsch- Holz- und Forstgerecht, d. i. in Jagd- und Forstsachen wohl erfahren seye, daß er nicht nur der wilden Thiere äusserliche und innerliche Natur und Eigenschaft dem Leben nach aus dem Grunde verstehe, und dieselbe an ihrer Spur und Fährte als ein Jäger erkenne, sondern auch in der Anatomie solcher Thiere erfahren seye, damit er desto besser zu beurtheilen wisse, was diesem oder jenem Thier zur Nahrung dienlich oder schädlich, folglich zur Vermehrung beförderlich oder hinderlich seyn möchte. Sein Gehäge soll er täglich fleissig bereuten, und emsig besorgen, daß das an selbigem Orte geschonte Wild vor andern seine Ruhe behalten möge. Weswegen er niemand, wer er auch seye, in solchem ihm anvertrauten Gehäge solle schiessen und platzen lassen, viel weniger verstatten, mit den Falken zu baitzen, oder mit Windhunden zu hetzen, oder Hüner und Wachteln zu fangen, oder Vögel und Eyer auszunehmen, noch andern dergleichen Unfug zu treiben. Vielmehr soll er solchen Uebertrettern die Flinten, Falken, Hunde und Netze abnehmen, und gehöriger Orten zur Bestraffung angeben, die Hunde kleppeln oder erschiessen lassen, den Schäfern das muthwillige Heydebrennen in der Birkhüner-legezeit verbieten, auf die Grasmähder, wegen der Rebhüner und Wachteln, daß sie ihnen die Eyer und Jungen nicht stehlen, acht haben, nicht weniger wegen der jungen Hasen, wie auch Reh- und Wildkälber in der Satzzeit besorget seyn, die Salzlecken jährlich zu gehöriger Zeit zurichten, oder doch wenigstens verneuern, die Wildäcker gebührend bestellen lassen, und vornemlich zur Winterszeit bey grosser Kälte

Kälte und Schnee das Wildpret an bequemen Oertern mit Futter genugsam versorgen, damit es nicht aus Noth gezwungen werde, sich anders wohin zu begeben, und seine Nahrung zu suchen. Die Wölfe, Füchse, Marder, wilde Katzen, Iltisse, ingleichem, alle Arten Raub- und Stoßvögel, Eulen, Krähen, Elstern, und insgemein alles und jedes Raubwild, muß er stets zu vertilgen, hingegen die Behältnisse und Dickichte im Stande zu erhalten, und überhaupt alles, was nur dem Wildprete zur Vermehrung, Unterhaltung und Nahrung dienlich seyn mag, unnachläßlich zu thun und zu befördern, mit allem Ernst beflissen und bedacht seyn.

Weil auch die Gehäge manchmal so groß sind, daß es einem Hägereuter unmöglich ist, auf alles gehörige Acht zu geben; so werden ihm nach der Grösse seines Gehäges ein oder mehrere Fuß- oder Forstknechte untergeben, welche ihm in Beobachtung der Reviere und Hylzungen, Scheitschläger, Holzgräserinnen Aescherer, Kohlenbrenner, Pechhauer oder Harzreisser und dergleichen, Visitirung der Bauerzäune, ob etwa Löcher darinnen sind, und Hasenschleiffen gelegt werden, auch bey Anweisung und Abgebung des verkauften und Deputat-Holzes, hülfliche Handleisten, und dabey seiner Ordre nach, alle dasjenige zu beobachten und zu thun schuldig sind, woran er entweder durch die Grösse des Gehäges, oder auch zuweilen durch andere nöthige Amtsverrichtungen gehindert wird. s. a. Forstknecht.

An theils Orten wird auch viel darauf gehalten, daß ein solcher Hägereuter die Wissenschaft von der Fasanerey habe, und wie, und auf was Art sowohl ein wildes Fasanengehäge, als ein zahmer Fasanengarten anzulegen, zu verordnen verstehe, ingleichem, wie sie aufzuziehen, zu hägen und zu fangen seyen, gründlich wisse, weswegen auch von ihm die Ameishauffen, Tannen- und Fichtendickichte geschonet, die Fasanen im Herbst nach dem Rauche fleissig eingefangen, des Frühjahrs die Bauerkatzen im Feld erschossen, die Eulen weggefangen, und die Krähen und Elsternester verstöhret werden müssen, damit sich dieser schöne Vogel in dem herrschaftlichen Gehäge desto füglicher vermehren könne. Es wird den Hägereutern gemeiniglich auf herrschaftliche Kosten ein Pferd in freyem Futter gehalten. Dem Range nach wollen sie mehr seyn, als die ordentliche Jäger; an einigen Orten aber ist, wie gedacht, zwischen beyden kein Unterscheid.

Hägesäule, Hegesäule, Jagdsäule, ist eine Säule von Holz, die an den Gränzen eines Gehäges aufgerichtet, und mit dem Nahmen oder Wappen des Forstherrn bezeichnet ist, zum Anzeigen, daß dem Forstherrn der Orten das Wild gehäget und gebannet, und niemand dasselbe zu treiben, oder zu schiessen, berechtiget, sondern jedermann bey gesetzter Straffe verboten seye. Dergleichen Hägesäulen werden viele um ein Gehäge gesetzt, und solches gleichsam damit vermahlet, oder vermarket. s. Gehäge.

Hägewasser, Hegewasser, ist ein Bach, oder ein anderes zur wilden Fischerey gehöriges Wasser, worinnen die Fische und Krebse geschonet, und daß sie nicht jedermann heraus fangen möge, gehäget werden. Diesem wird entgegen gesetzt das Freywasser, worinn jederman zu fischen und zu krebsen frey stehet.

Hägezeit, s. Hägen, Schonzeit.

Häher, Heher, Heyer, Holzschreyer, lat. Graculus, Coracia, Marcolphus, franz. *Geay*, ist ein mittelmässiger Vogel, davon es zwey Arten giebt, den Nußhäher und Tannenhäher, welche beyderseits von der Grösse, wie die Tauben sind, wiewohl sie, wenn die Federn weg sind, wegen ihrer schmalen Brust, um ein merkliches geringer aussehen, und mehrentheils nur der Farbe nach unterschieden sind.

1) Der **Nußhäher**, Nußhäger, Nußbicker, Nußhacker, Holzscheere, lat. Merula saxatilis, Nucifragus, ist von ziegelbrauner Farbe, hat einen schwarzen Schwanz, und auf dem Kopf lange Federn, welche er wie eine Crone in die Höhe richten kann, einen kurzen, kohlschwarzen, starken Schnabel, von welchem zu beyden Seiten schwarze Federlein, die einem Barte ähnlich sehen, über die Kinnbacken hingehen. Besonders aber hat er in den Flügeln blau-, weiß- und schwarzfarbichte, wechselsweiß in der Breite eines Messerrückens gesprenkelte Federn, welche um desto angenehmer in die Augen fallen, je besser das schöne Blaue durch die darzwischen befindliche schwarze Strichlein erhoben wird. Er nähret sich, wie die wilden oder Krückelstern, denen er an Füssen und Schnabel sehr gleich kommt, mit Luder und Gevögel, welches er in den Donen, Gängen und Geschneiden zu suchen pfleget, nicht weniger mit allerley Ungeziefer, als Fröschen, Molchen, Ottern und Eydexen, zur Winterszeit aber mit Eicheln, Buchekern, und Haselnüssen, welche er zur Herbstzeit im Kropf in hohle Bäume und spaltige Klüfte häuffig einträget. Merkwürdig ist, daß dieser Vogel unter dem Schnee die Eicheln so genau zu finden weißt, daß ihm selten ein Stoß mit seinem Schnabel mißlingen wird. Sein Nest träget er auf Eichen und andern dicken Bäumen von wenigem Gerüste zusammen, und bringet meistens 5 bis 6 Junge aus. Sie ziehen zur Herbstzeit gröstentheils hinweg, und werden im Winter nur einzeln herumfliegend gesehen.

Endlich ist auch noch von diesem Vogel zu merken, daß er, wenn er etwa ein verwundetes oder geschossenes Thier findet, oder ein junges Wildkalb, Reh oder Hasen sitzend gewahr wird, ein häuffiges und starkes Geschrey machet, und die Vögel von seinem Geschlechte zusammen ruft. Er macht auch allerley Veränderungen, und unterschiedlicher Vögel Stimmen mit verwunderlichem Tone und Laute nach. Desgleichen lernet er reden, wie ein Papagoy, wenn ihm in der Jugend die Zunge gelöset wird. Wofern auch von Wölfen, Füchsen u. d. g. Raubthieren etwas gefangen und

verzehe

verzehret wird; so weiß er selbiges geschwinde zu finden, und mit seinem Geschrey zu verrathen. Es hat auch der Jäger öfters eine gute Nachricht daran, daß, so er zuweilen etwas schiesset, solches allein noch eine Ecke fort, und ihm aus den Augen gekommen ist, welches besonders am spaten Abend, und in die Nacht hinein geschehen kann, oder so es gleich darauf geregnet hat, und er kommt, und suchet, wie es einem rechtschaffenen Jäger und Schützen zustehet, mit dem Schweißhunde nach, dieser aber kann es nicht so leicht ausmachen, daß sodann öfters die Nußhäher, welche es ausgekundschaftet, durch ihr vielfältiges und starkes Geschrey dasselbe bald anzeigen werden, wenn man ihnen nur nachgehet, und denselben Ort genau durchsuchet.

2) Der Tannenhäher ist dem Nußhäher fast in allem gleich gearket, ausser daß er etwas gröser ist, und seinen Auffenthalt nicht in laubichten Hölzern, sondern in Tannenwäldern hat; woher er auch vermuthlich seinen Nahmen bekommen. Er siehet auch von Farben ganz anderst aus, nämlich am Bauche schwarz und weiß gesprenget, wie ein alter Staar, und oben auf dem Rücken dunkelbrauner, als der Nußhäher. Er hat einen schwarzen Schwanz, mit zwey weissen Federn auf beyden Seiten, und einen scharfen, doch etwas gebogenern Schnabel, als der Nußhäher. Er nähret sich meistentheils mit Tannen- und Fichtensammen, wie auch mit allerhand Gewürme.

3) Beyde Arten werden mit Netzen und Schlagwänden, auch vermittelst der Wichtel oder des Eulenrufs auf denen Feld- oder Blattbäumen mit Leimspindeln gefangen. Wenn man einen Häher im Vogelhause hält, oder in der Stube herum laufen hat, allwo er sich sehr zahm erzeiget; so ist nichts besser, als daß man ihn, wie die Krametsvögel, an Kleyen, so man in Milch geweichet, gewöhne. Er nimmt aber auch mit Brodt, saurem Käß und gekochtem Fleische vorlieb, und wird am besten mit Nüssen und Eicheln erfrischet. Absonderlich will er sauber gehalten seyn, und mag daher ein Geschirr mit Wasser, um darinn baden zu können, nicht wohl entbehren. An manchem Orte braucht man sie zur Speise, und da werden sie in Essig und Pfeffer Tag und Nacht eingelegt, und gemach gebraten. Er soll gebraten und gegessen denjenigen dienlich seyn, so durch Zauberey um ihre Mannschaft gekommen sind. Denselben zu Asche gebrannt, und dieselbe in die Augen geblasen, stärket das Gesichte. Desgleichen wenn die Asche mit Fenchelwasser über die Augen geschlagen wird, sollen sie gleichfalls davon gestärket, und von aller Entzündung, Röthe, Schmerzen und Flecken befreyet werden.

Hälter, s. Fischhälter.

Hände, werden, nach weydmännischer Art zu reden, die Klauen der Falken genennet.

Hänfling, Hanffinke, Flachsfinke lat. Fringilla cannabina, Linaria, Linaria avis, Aegithus, fr. *Linote, Linotte*, ist ein kleiner Vogel, so groß,

groß, wie ein Sperling oder Emmerling, welcher am ganzen Oberleibe mit lichtbraunen Federn bewachsen ist, unter welche aber etwas schwärzlichte untermenget sind. Die Flügel und der Schwanz sind ebenfalls braun, aber sowohl die Flügel, auf die Art, wie die Stieglitze das Gelbe haben, als auch theils von den Schwanzfedern, sind mit weissen Federn eingefasset. An der Brust ist er düpflicht, wie eine Drossel, doch nicht so weiß, als dieselbe, sondern der Grund ist braun, und nur schwarz gedüpfelt. Am Ende der Brust ist er weiß, wie viele andere Vögel. Die Füsse sind, wenn man ihn fängt, ganz schwarz, behalten aber diese Farbe nicht lange, sondern werden weißlicht. Der Schnabel ist hinten etwas dicke, wie ihn die Vögel, welche Körner zerbeissen, haben müssen, doch gehet er vorne noch ziemlich spitzig zu, und ist nicht stumpf, wie etwa der Schnabel eines Gimpels oder Canarienvogels. Das Männlein bekommt im Frühling ein überaus schönes rothes Fleckgen vorne am Kopf, und die Brust wird gleichfalls roth. Er bekommt auch am Halse, vom Nacken an bis auf die Schultern, hochgraue und fast bläulichte Federn, wie denn auch der Schnabel bläulicht wird. Dieß alles leget er im Herbst wieder ab, ausser daß er an der Brust etliche wenige rothe Federn auch über Winter behält. Das Weiblein bleibt überein, und ist daran zu erkennen, daß es am Kopf und Rücken nicht so hellbraun, sondern mit schwärzlichten Federn vielmehr, als das Männlein, bedecket ist. Desgleichen ist es an der Brust nicht so braun, sondern mehr schwarzdüpflicht, und gar leichte schon im Neste zu kennen.

Die Hänflinge sind sehr singhegierig, daß sie auch im Herbste bey ziemlich kaltem Wetter, wenn nur nicht wirklich Frost einfällt, ihren Gesang fortsetzen. Ja wenn es auch stark frieret, so nur die Sonne warm scheinet; so lassen sie sich dennoch auf denen der Sonne nahe gelegenen Bäumen mit ihrem Gesange, und zwar in ziemlicher Gesellschaft, hören. Doch ist der Gesang so lieblich nicht, als im Frühling, da sie ihre Abwechslung fast wie eine Nachtigall viel angenehmer eintheilen, indem sie bald inne halten, bald wieder anstimmen. Sie lernen auch im Bauer allerhand ihnen vorgepfiffene Lieder nachsingen, und nähren sich, wie aus ihrem Nahmen abzunehmen, mit Hanfsamen, und weil sie sich gerne in kleinen Gebüschen aufhalten, auch mit Wachholderbeeren, ingleichem mit Saamen von den kleinen Bißmlein und Gräslein, wiewohl sie auch den Rübesaamen oder Rübsen, woraus man das Brennöl schläget, gerne zu fressen, und das von, wenn sie bisweilen etwas Grünes darneben bekommen, weit älter zu werden pflegen, als allein vom Hanfsaamen.

Ihr Nest, welches sie mit kleinen Würzlein und Reißlein bevestigen, inwendig aber mit Wolle ausmachen, setzen sie am liebsten in Wachholder-, oder anderes mitten im Felde stehendes Gebüsche, ja mehrentheils in eine Staude hinein, die nicht gar dicke ist, und an Oerter, wo die

die Sträucher öfters ganz einzeln stehen. Ihre erste Brut ist im April, haben aber zum öftern noch im Augustmonat Junge in ihrem Neste, wiewohl dieß nur bey einigen alten Paaren zu finden, die vermuthlich vorher Eyer oder Junge verlohren, denn die meisten Paare beschliessen ihre Brut im Heumonat. Ihre Jungen, deren sie meistens 4 bis 5 auf einmal ausbringen, lieben sie dergestalt, daß, wenn das Nestlein mit denselben abgenommen, in einen Bauer gesetzet, und derselbe nach und nach fort bis zu einem Haus an das Fenster gebracht wird, die Alten denn noch ihre Jungen nicht leicht verlassen, sondern ihnen dahin so lange ihr Gesträsse zutragen werden, bis sie selbst fressen lernen.

Den ganzen Winter über sind die Hänflinge entweder gar hinweg, oder bleiben in grossen Hauffen beysammen, und werden selten einzeln gesehen, es müßte denn ohngefehr die Nacht über ein sehr grosser Schnee fallen, da denn in den Feldern, wo den Abend vorher noch mehr, als 1000 Hänflinge gelegen, den darauf folgenden Tag nicht mehr, als einer oder 2 vorhanden sind, die aber in wenig Stunden ebenfalls vergehen, daß man nicht weißt, wo sie hingekommen sind. Doch sind die Hauffen, die man im Winter siehet, nicht so groß, als diejenige, welche im Herbst nach der Streichzeit, (denn im Strich siehet man ihrer nur zu 30 und 40 miteinander fliegen) fast ganze Felder bedecken. Und ist dieses noch besonders zu bewundern, daß man bey liegendem tiefen Schnee, sonderlich wenn heller Sonnenschein ist, immerdar Hänflinge in der Luft vorüber fliegen höret, welche doch auf den Vogelheerden nicht einfallen, sondern nur forteilen, man habe denn einen oder etliche fleißige Lockvögel. Wenn man aber im Herbst oder auch im Merz sehr grosse Lerchenwände, deren 2 zugleich hiebey gebrauchet werden, auf das freye Feld, wo Haberstoppeln sind, schläget, und Lockvögel in Gruben, die man in die Erde grabet, versticket, der Vogelfänger selbst auch, mit wenigem Reiß bedeckt, in einem Erdloche sitzet, und ein paar angefüßte, oder angebundene Hänflinge auf dem mit Hanfsaamen bestreuten Platze sitzen hat, die er vermittelst eines Fadens regen kann; so gehet es wohl an, zumal wenn er sich die Schaar von einemandern zutreiben läßt, daß er etwa 100 auf einmal im Vorbeyfliegen mit der Vogelwand ertappet und niederschläget. Es ist aber nur ein Glücksfall, und man darf mit dem Rücken nicht warten, bis sie sich setzen. Wer sich diese Mühe nicht nehmen will, kann in den Herbst- und Wintermonaten die Hänflinge auch vermittelst einer Lock mit Leimruthen auf kleinen Sträuchen mitten im Felde fangen, indem dieser Vogel nicht anderst, als eine Lerche, das ganze Jahr hindurch seinen Auffenthalt in Feldern hat, und allein bey der Nacht in die Vorhölzer und Gebüsche einfällt.

Weil sich nun die Hänflinge mit Garnen und Netzen nicht leicht fangen lassen; so kann man sie noch auf folgende Art hintergehen:

gehen: Man macht einen Bauer von 3 Fuß lang, daß an beyden Enden die 2 Schlag- oder Fangesthüren, und in der Mitten der Lockvogel kommt, zu welchem der Bauer noch einmal so hoch gemacht ist, als zu den Seiten der Fänge. Zu diesem werden die Säulen 8 Zoll hoch, die Länge eines Fanges 14 Zoll, hingegen zum Lockvogel 16 Zoll hoch, und 10 Zoll der Bauer in das Gevierte. Auf bemeldten beyden Seiten des Bauers sind Fallthüren mit Sprossen gemacht, wie der Bauer ist, welche daran zum Stellen aufgezogen werden. Inwendig im Bauer zur Stellung ist eine hölzerne Zunge, so die Länge durch den Bauer durch, und am Ende hinaus gehet, woselbst eine Krümme eingeschnitten ist. So sind auch durch die Zunge etliche Sprossen quer durch eingebohret. Die äusserste vier Eckſäulen sind auf 16 Zoll hoch, wie in der Mitten diejenigen auch seyn, worauf der Lockvogel sitzet. An den äussersten Eckſäulen ist die Helfte hoch mit Sprossen zugemacht, worauf die Schlagthüre zu liegen kommt, welche zurück an den Eckſäulen aufgezogen wird. Da denn an den Thüren ein Faden, und hieran ein Stellholz ist, welches unten an die Zunge gestellet wird. Auch sind an erwähnten Eckſäulen oben doppelte starke Bindfaden herum gezogen, dadurch ein breit geschnittener Stock gestochen, und etliche mal herumgedrehet wird, daß der Stock straff an der Thüre, und im Herunterschlagen auf derselben zu liegen kommt, wodurch die Thüre herunter gehalten wird. Will man nun verschiedene dieser kleinen Sangvögel fangen; so müssen dergleichen in den mittelsten Bauer eingesetzet, hiernächst aber die beyden Seitenschlagbauer aufgestellet, und ihr Futter, was sie gerne fressen, als Hanfkörner, Rübsaamen, Salatsaamen u. d. g. hineingestreuet werden. Wenn denn die Hänflinge von ihres gleichen was hören, dieser fängt an, zu locken, jene fliegen näher herzu, werden das Futter gewahr, wollen neben dem Lockvogel im Bauer auf das Futter fallen, springen aber auf die Sprossen, so durch die Zunge gehen, alsbald schlägt die Fallthüre zu, und sie sind also gefangen. Oder man darf auch nur Sprenkel, die bekannt genug sind, machen, und solche an die Oerter, wo sie sich gerne aufhalten, als an die reif gewordene Salatsaamenstauden, und andere hängen; so kann man deren noch Anzahl der Sprenkel, auch eine ziemliche Menge fangen. Oder man besteckt die Stauden mit Leimruthen, welche eben diese Wirkung thun: doch darf man von den Leimruthen nicht weit weggehen, sonst fallen die Vögel mit der Ruthe herunter, und verkriechen sich, da man denn also vor seine Mühe nicht viel erhalten würde. Von Hänflingen und Canarienvögel lassen sich auch schöne Bastarte ziehen. Es giebt noch eine Art Hänflinge, die man Steinhänflinge nennet, und etwas gröſſer, als die vorbeschriebene sind, auch gar nichts Rothes an sich haben, und was die Anmuth des Gesanges betrift, die bisher beschriebene weit übertreffen.

Hängeseil, s. Hängseil.

Hänggarn, Ziehgarn, iſt ein Garn, welches zum Vogelfang, inſonderheit aber zum Schnepfen- und Waſſerhünerfang gebraucht wird, und welches man daher ordentlich und vornemlich an die Durch- und Zugänge oder Schluften, die man hier und da um den Forſt oder die Hölzer herum gemachet hat, aufhänget und ſtellet. Dieſe Art Garne oder Netze pflegt man auch fliegende Häng- und Ziehgarne zu nennen, weil ſie nämlich oben mit Ringlein verſehen ſind, und längſt an einem Seile hin, wie ein Vorhang, auf- und zugezogen werden müſſen. Sie werden gemeiniglich aus länglicht geviereten Maſchen oder Schmaſen gemacht, und ſollen nicht über 15 Ellen breit, und 20 bis 24 Ellen hoch ſeyn. Man muß ſie aus zarten doch feſten Fäden bereiten, und an allen Maſchen der oberſten Reihe meſſingene Ringlein anheften, um das Netze zum Auf- und Zuziehen deſto geläufiger zu machen. Durch dieſe Ringlein ziehet man alsdenn ein mittelmäſſiges Seil, oder eine des halben Fingers dicke Leine und Schnur. Auf beyden Seiten muß man auch kleine Schnürlein durch die vorderſten Maſchen ziehen, und zu beyden Enden anbinden, damit man die Pentiere geſchwinde auf- und zuziehen könne, welches dann am allergeſchwindeſten geſchehen kann, wenn ein jedes Schnürlein 9 bis 12 Zoll länger, als die Höhe von gedachter Pentiere iſt, und weiter herabhänget. Sie ſind darinnen ſehr bequem, daß eine einzige Perſon derſelben viele richten und aufziehen kann, und nicht dabey immer Stand halten darf, indem vorgedachte Vögel von ſelbſten ſich darinnen fangen und verwickeln.

Hängſeil, Hängeſeil, Hengſeil, wird von den Jägern der lange Riemen genennet, welcher aus Leder und einem Seil beſtehet, daran ſie den Leithund führen.

Härlinge oder Heuerlinge, werden an einigen Orten die jungen Hechte genennet.

Häſelin, Häſeling, Häßlen, Haſeling, Haſel, ein Flußfiſch, lat. Jaculus, weil er ſo ſchnell, wie ein Pfeil ſchwimmt, ſonſt auch Squalus minor, Capito fluviatilis minor, franz. *Darceau*, *Dard*, wird von einigen vor eine Art kleiner Döbel gehalten, und hat, wie ein Altfiſch, oder wie ein Norßling, auf beyden Seiten, der Länge nach, einen Querſtrich. Er iſt weiß, der Rücken aber dunkel, die Floßfedern ſind röthlicht, und der Schwanz iſt blaulicht. Er iſt edler, als jene, und geringer, als dieſe, wird gröſſer, als ein Häring, und bisweilen über ein Pfund ſchwer. Er hat auſſer dem Rückgrat wenige Gräten und ein weiches, gutes, wohlgeſchmaktes Fleiſch, welches beſſer geſotten, als gebraten iſt. In der Doſſe, welche ſich in die Havel ergeußt, und in der Oder ſind ſie ganz gemein zu fangen. Sie laichen mitten im April. Zu Zeiten ſollen Würmer in ihnen wachſen, welche man Neſtel nennet, und wovor man ſich, als vor Gift zu hüten hat. An etlichen Orten werden ſie Mayfiſche genennet. Im Winter ſind ſie mager, und nicht gut zu eſſen, ſonderlich diejenigen, ſo ſich in

stehenden Wassern aufhalten. Ausser dieser und ihrer Laichzeit lassen sie sich gesotten oder gebacken noch ziemlich verspeisen.

Häsin, s. Hase.

Häßlen, s. Häselin.

Haftel, s. Haft.

Hag, s. Haag.

Hagard, s. Falke.

Hagdorn, s. Dornrose.

Hagebutte, s. Dornrose.

Hagedorn, s. Dornrose, Weißdorn.

Hagel, s. Schrot.

Hagelgänse, s. Gans.

Hagen, ist ein Wort, welches in den neuen Forst-Wald- u. Holzordnungen, in Lager- und Frohnbüchern zum öftern vorkommt, so daß meistens die beyden Wörter Hagen und Jagen beysammen stehen, als ob sie gleich bedeutend wären. Vielleicht mag auch mancher Leser dabey denken, daß das Hagen unzertrennlich mit dem Jagen verbunden seye, so, daß derjenige, welcher das Recht, zu jagen hat, nothwendig auch das Recht, zu hagen habe; oder daß derjenige Unterthan, welcher verbunden ist, seinem Herrn, vermöge des Lagerbuchs, zu frohnen, auf dessen Verlangen jagen und hagen müsse. Wir wollen einige dergleichen Verordnungen anführen. In der Gräflich-Hohenlohischen Wildbahn- s. Forste und Holzordnung Ao. 1579. handelt Art. 17. vom Hagen. Ingleichem in der Herzoglich-Würtembergischen Holzordnung Ao. 1588. das Cap. 31. eben davon. Der Inhalt von beyden ist ziemlich gleichlautend, und gehet dahin: daß die Forstbedienten genaue Sorge tragen, damit die Wildhäger Ordnungsmäßig gemacht werden. In letztgedachter Ordnung beseget der Staat eines Forstmeisters oder Forstknechts, daß sie die forstliche Obrigkeit also handhaben sollen, daß auch hieran an Hagen, Jagen, Weidwerktreiben von niemand ein Eingrif geschehe. In einigen Generalrescripten wird befohlen, daß die Unterthanen mit Hagen, Jagen, Seilwägens führen und Frohnen, von den Forstleuten nicht wider die Lagerbücher und altes Herkommen beschweret werden sollen.

Wenn wir die wahre Bedeutung des Wortes Hagen bey den alten Schriftstellern älterer Zeiten aufsuchen; so werden wir finden, daß Hage, Hagen, Häghe, lat. Haja, Haya, Heja im Deutschen eine Art von Gebüsche anzeige, woraus man Zäune verfertiget. Hag ist also ein Sepimentum ex virgultis confectum, und ein Gehäg heisset ein Wald, so mit einem Hag umgeben und bewahret ist. In *Capitularibus Caroli Calvi* Tit. 26. c. 1. finden sich diese Worte: Volumus & expresse mandamus, ut, quicunque istis temporibus castella, firmitates & Hajas sine nostro verbo fecerunt &c. Und in der *Charta Roberti Ducis Burgundiæ* Ao. 1054. beym *du Fresne*: Nec non insuper & calumniam Silvarum & Sepium, quas vulgo dicunt *Hayas* &c. Mithin will *Heyare*, *Hewyare* so viel sagen, als sepire, sepimenta munire, behä-

behägen, oder mit einem Hag umschliessen. Sonsten heißt es auch Forestum bannale, Bannforst, die Forstgerechtigkeit, oder die Wildbahnsgerechtigkeit, zu hagen und zu jagen. Wer mehr hievon nachlesen will, wird viel gründliches finden in *Besoldi* Thesaur. pract. verb. Forst. vers. die Macht, zu hägen; in Spathens deutschem Sprachschatz, voc. Hag; in *Riccii* Entwurf der Jagdgerechtigkeit, c. 3. §. 3. *Wehneri* obs. pract. verb. Forstrecht; in dem allgemeinen Juridischen Orakel, Tom. X. pag. 32.

Wer demnach die Hagensgerechtigkeit hat, der darf einen Wald mit einem Gehäge einfangen, einen Hag ins Holz schlagen, eine gehägte Wildbahn machen, und gleichsam das Wild umschlossen halten. Was den Landesherrn anbetrift; so hat es mit dessen Befugniß hierinnen seine gute Richtigkeit, wenn nur die Unterthanen dieserhalben in contrarium nichts hergebracht haben. Beck de Jurisdict. forest. c. 16. §. 1. Jedermann aber wird solches nicht gestattet, weil sie grösser, als die Gerechtigkeit, zu jagen ist. *Mayer* de Jure venand. c. 13. th. 18. Stiffer Forst- und Jagdhistorie c. 6. Auch muß solches Hagen zu keines andern Nachtheil geschehen, *Mayer* loc. cit. *Krebs* de ligno & lapid. P. 1. cl. 12. S. 5. Beck loc. cit. denn sonst würde die conditio servitutis in fundo alieno durch das Hagen schlimmer, als durch die Jagd selbsten gemacht. So muß auch derjenige, der den Wald einzulandern Willens und befugt ist, den Hag von seinem eigenen Holze verfertigen, und er darf das Holz dazu nicht aus dem Wald, worinnen er das Jagen hat, hauen lassen, weil diese hölzerne Zäune statt der Netze und Garne sind. Nun muß aber der Jagdherr mit seinen eigenen Netzen und Garnen jagen, mithin auch mit seinem eigenen Holz den Hag verfertigen. *Wehner* obs. pract. voc. Forstrecht. *Mayer* loc. cit. *Besold.* Thesaur. voc. Jagen. Jedoch ist ihm das Abhauen der Zweige, um damit Stallungen zu bauen, welches die Jäger das Zweigrecht nennen, unverwehrt und zugelassen. *Westenholz* de Jurisd. forest. c. 5. Die bekannte Frage: Ob der Jagdherr auch Macht habe, zu hagen, da Hagen und Jagen nicht nothwendig verbunden seyn müssen, überlassen wir andern auszumachen; so viel aber halten wir vor gewiß: daß, wer hagen darf, dem stehe auch die völlige Jagd zu. Eigentlich soll das Hagen nicht anderst, als in dem Forst exerciret werden, nach Maßgabe obberührter Gräflich Hohenlohischer Forstordnung, welche sagt: „An „Orten und Enden, wo „wir zu jagen haben, und „Häger schlagen wollen ꝛc. „Und seyen in unsern oder „unserer Gemeinden und Unterthanen, oder aber in „ausländischen Hölzern und „Waldungen, doch daß dies „selbe in unserer forstlichen „Obrigkeit, Wildbahn und „Jagensbezirk u. Gerechtigkeit liegen.“ Fragt man: Wer solche Arbeit verrichten solle? so wird man aller Orten hören, daß solch Geschäfte jeder-

zeit unter den Jagd- und Forstfrohnen begriffen gewesen. s. a. Hägen.

Hagenbuche, s. Buche.

Hagenbutte, s. Dornrose.

Hagensgerechtigkeit, s. Hägen, Hagen.

Hagerfalke, s. Falke.

Hahmen, Haamen, eine Art Netze, womit sowohl Fische, als Geflügel gefangen werden. Von jenem s. Fischhahmen. Dieser aber, der bey dem Reb- und andern Hünerfange gebraucht wird, wird ungefehr von 24 Maschen angefangen, und auf 30 bis 40 Schuh lang gestrickt. Das Ende wird an eine starke Schnur gelegt, daran ein spitziger Pflock, so in die Erde zu stecken, angemacht wird. Vorne an das vorderste Theil, so nicht zusammen gestrickt ist, werden 2 Spiesse gebunden, und des Hahmens Anfang allenthalben mit starkem Hasenzwirn angebortelt. Mit diesen 2 Vorderstäben wird der Hahmen vorne in die Erde gestecket, und hinten mit dem Pflock gedehnet, daß er steif stehet. In die Mitte des Hahmens wird ein kleines Gestricklein gemacht, welches nach dem Eingang des Hahmens auf der Erden, an die untere Maschen desselben gestricket und angeheftet wird, und gehet sodann am Ende nach dem Hinterhalt, bis in die Mitte, und eben so hoch, daß ein Huhn aufrecht durch den Hahmen gehen kann. Wenn nun die Hüner daselbst überhin kommen; so fallen sie hinunter in das Hintertheil des Hahmens, da sie denn vollends fort oder hinter sich laufen mögen; so können sie doch nicht aus dem Hahmen kommen. Von einigen wird dieß die Brücke am Hahmen genennet. Die Reiffen, die in diese Hahmen gehören, und deren 18 bis 20 seyn müssen, sind am gewöhnlichsten von Haubutten oder wilden Rosendornen, sonst aber auch, wenn zumalen die Hahmen viereckigt sind, von Kupfer, Messing oder eisernem Drat, und werden je einer 1 Schuh, oder etwas mehr, von dem andern gestellet. Die Flügel, so zu beyden Seiten des Hahmens gegestellet werden, und dahin gehören, werden von 9, 10 oder 12 Maschen hoch angefangen.

Hahn, s. Feuerschloß.

Hahnewüpke, s. Dornrose.

Hainbutte, s. Dornrose.

Hainhacke, s. Dornrose.

Hairon, s. Reiger.

Halb Mast, s. Mast.

Halbe Vögel, s. Geflügel.

Halbfisch, s. Scholle.

Halcyon, s. Eisvogel.

Haliaetus, s. Adler.

Halier. So nennen die Franzosen gewisse Garne oder Netze, welche bey dem Reb-, Wasserhüner- und Wachtelfang gebraucht werden; wovon bey Beschreibung dieser Arten des Geflügels nachzusehen.

Halfung, heißt in der Jägerey das das Leder am Hängeseil, welches dem Hund um den Hals gemacht wird.

Haltritt, heißt in dem Forst- und Waldrecht, wenn ein Landesherr, kraft des ihme zustehenden Forstregals,

regals, die hin und wieder in denen seiner Bothmäßigkeit unterworfenen Gehölzen und Wäldern, angelegten und durchhin gehenden Wege, von Zeit zu Zeit, entweder durch die ordentliche Forstbedienten, oder andere darzu gesetzte Personen besichtigen und rein halten läßt.

Halyætus, s. Adler.

Hamburte, s. Dornrose.

Hamecon, ein Fischangel, s. Angel.

Hanbuche, Buchesche, Buchescher, wilde Esche, lat. Ornus, franz. *Frêne*, *Fresne Champetre*, ein Baum, welcher seinen Nahmen daher empfangen, weil er nach der Gestalt dem Buchbaume zum Theil ähnlich ist, und eine mittlere Gestalt zwischen dem Eschen- und Buchbaum hat; daher er nicht unbillich für ein Geschlecht des wilden Eschenbaums zu halten. Er wächst gern an rauhen und dürren Orten, als auf Bergen, wie auch in Thälern, und ist auch gerne bey denen Weinstöcken. Er wird ziemlich hoch. Die Rinde am runden Stamm ist glatt und dicke. Die Blätter sind den Eschenblättern ähnlich, jedoch tiefer gekerbt. Seine Frucht ist zusammen gedrungen, erstlich röthlicht, zuletzt aber purpurschwarz. Sie gleichet der Vogelzunge, und wird allein in der Arzney gebraucht. Die Blätter und Frucht aus Wein getrunken, sind gut vor das Seitenweh und die Wassersucht. Besonders treibt die Frucht den Harn, reitzet zum Beyschlaf und mehret den Saamen.

Handgehörne, wird bey einem Hirsch dasjenige genennet, welches oben etwas breit ist, und die Enden daran herunter oder gleich beyeinander stehen, fast wie die Finger an der Hand, wenn sie ausgestrecket werden.

Handvogel, wird der Habicht genennet, in so fern man von ihm sagt: Er kommt zur Hand, stehet zur Hand, ist ein guter Handvogel; die Falken stehen auf der Hand oder Stange, und sitzen nicht. Auf die Hand bringen geschiehet bey den Falken, wenn man sie ruft, d. i. mit dem Zeichen und der Stimme allein auf die Hand bringt.

Hanehödlein, s. Spindelbaum.

Hanehütleinsbusch, s. Spindelbaum.

Hanehützen, s. Anisholz.

Hanffinke, s. Hänfling.

Hanfmeise, s. Meise.

Hangelbirke, s. Birke.

Hangseil, s. Hängseil.

Hanneton, s. Käfer.

Hanrose, s. Dornrose.

Hard, Haard, bedeutet einen grossen Strich Holz und Waldung, und zwar von Herz- oder Tannenholz.

Harde, s. Rudel.

Hardelle, s. Rudel.

Hardi levrier, ein Jagdwort, welches sonderlich bey Windhunden gebraucht wird, dieselbe an das Wild zu hetzen.

Hardois, nennen die Franzoſen die kleinen Zweige und Reiſergen, womit ſich der Hirſch mit dem Kopfe reibet, wenn er die rauhe Haut davon abſtreiffen, oder ſein Gehörne abſegen will.

Harement, *Harer*, heißt bey der Jägerey die Hunde auf das Wild anhetzen.

Harnen der Hunde, ſ. Hund.

Harondelle, ſ. Schwalbe.

Harout aly, ein Jagdwort, womit der Verſuchknecht dem Spürhunde zuſpricht, wenn er ihn auf ein aufgejagtes Wild losläßt.

Hartes Holz. Dazu werden vornemlich die Birke, Buche, Eiche, Eller oder Erle, Ahorn, Rüſter, Apfel- Arlsbeer- Birn- Cornel- Eſchen- Ilmen- Lein- Lerchen- Maßellern- Nuß- Eiben- Pflaumen- Ebereſchen- Wachholderbaum u. ſ. w gerechnet. Hier gedenken wir nur des groſſen Nutzens, den man im menſchlichen Leben von ſolchem Holze hat. Man würde zu Verrichtung vieler Dinge, welche durch das Feuer müſſen gezwungen werden, ſchwerer oder gar nicht gelangen können, wenn uns die gütige Natur nicht mit hartem Holz verſehen hätte. Einige harte Hölzer, die aus den Knoten der Wurzeln, wo ſie am allerſtärkſten ſind, ausgeſchnitten worden, leiſten auch eben dasjenige, was Stahl und Eiſen zu leiſten pflegen, ſo daß man damit, wo man ſie an die Feuerſteine bringt, Feuerfunken ausſchlagen kann. Man bemerket dieſes inſonderheit an den Eichen, Erlen und Buchen, die auf ſolchem Boden geſtanden, unter welchem Eiſenſtein verborgen lieget. Weil ſich daſelbſt die mineraliſchen Eiſentheilgen mit den Säften des Holzes vermengen; ſo wird ihnen dergleichen Eigenſchaft mitgetheilet. Aus der Chymie iſt bekannt, daß aus einigen ſowohl einheimiſchen, als auswärtigen harten Hölzern, eben wie aus den Säften und Harzen, durch die Deſtillation gewiſſe Spiritus zuwege gebracht werden. Sie führen gemeiniglich ein ſtarkes, widriges und übelriechendes Oel bey ſich. Wenn man ſie aber durch gehörige Wärme rektificiret; ſo werden ſie wieder helle, und laſſen nachgehends auf dem Boden den gröſten Theil ihres übelriechenden Oels zurücke.

Hartriegel, ſ. Rheinweiden.

Harzbäume, ſ. Harzholz.

Harzen, ſ. Harzreiſſen.

Harzholz, Tangelholz. Davon hat man dreyerley Battungen 1) die Fichten, 2) die Tanne, 3) die Kiefer. Es wird auch Schwarzholz genennet.

Harzkappen, ſ. Harzreiſſen.

Harzſcharren, ſ. Harzreiſſen.

Harzſcharrer, ſ. Harzreiſſen.

Harzſcherer, ſ. Harzreiſſen.

Harzgalle, findet man in Kiefern und Fichten, zuweilen auch in Tannen. Es ſind nämlich ſowohl im Kern- als Splintholz ſchmale Striche Harz, welche veſt und röthlicht werden, theils Fingers, auch wohl eine halbe Elle lang. In demſelben Strich Harz iſt das Holz nicht dichte oder veſt zuſammen. Woraus nichts

nichts anders zu schlieſſen, als daß selbige durch den Wind entstehen, daß, wenn der Wind den Baum so sehr beweget und drehet, besonders in Sommerszeiten, da der Saft dünne und flüssig ist, und, wie gedacht, vom Windstürmen und Bewegen, die Jahre sich inwendig trennen, der flüchtige Saft sogleich in den Riß lauft. Wenn nun künftiges Jahr der flüchtige Saft wieder hinaufsteiget; so stopft und hängt er sich an dem Risse mehr und mehr an. Welches also zu einem starken Harzfleck, veste, fett und röthlicht, und alsdann Harzgalle genannt wird. Deswegen aber schaden solche Harzgallen dem Holz und Baume wenig. Denn es ist zum Bauen tüchtig, und können auch Bretter, Latten, Schindeln u. d. g. daraus gemacht werden. Obgleich, wo die Harzgallen sind, bey dem Schindelmachen etwas aufgeschossen werden muß; so ist doch das Holz veste, und die hiervon geschnittene Bretter werden kühnicht und veste, obgleich das Fleckgen, wo die Harzgalle ist, herausgeschnitten werden muß.

Harzreissen, Harzscharren, Pechhauen, Pechscharren, ist eine besondere, aber, wo es übermässig, zu unrechter Jahrszeit, und an jungen Stämmen nicht mit behöriger Vorsicht unternommen wird, eine höchstschädliche Nutzung der Fichtenwälder. Es dieses Harzreissen, indem man die Rinde an den Rothtannen oder Fichten, mitten im Sommer, 6 bis 8 Fuß über dem Stamme, ein paar Querfinger breit, nach der Länge herunter abstreifet. Durch solche Oefnungen schwitzet das Tannenharz hervor, wird von den Harzscharrern und Harzhauern gesammelt, und zu Pech gesotten. Was von den Bäumen herabläuft, und mit Moos, Erde, Tannennadeln, und anderm Unrath verunreiniget wird, brauchen die Kühnrusbrenner, und machen davon den feinsten Kühnruß, welcher dem aus Kiefern vorgehet. Giebt man nun einer Tanne zu viel Risse, oder dieselben haben kaum 4, 6 bis 8 Zoll im Durchschnitt, und stehen noch im besten Wachsthum, oder haben an sich nicht vieles Harz; so verlieret der Baum seinen Wachsthum, das Holz wird roth, zur Fäulniß geneigt, und dienet sodann zu nichts, als zu Kohl- und Feuerholz. Je früher im Jahr das Reissen geschiehet, je schädlicher ist es, und hat man aus diesen Ursachen an einigen Orten das Harzreissen gänzlich verbothen. Es ist aber auch dieses unrecht; denn

A) giebt es gewisse Fichtenörter, wo der Baum ein solches Uebermaaß an Harze hat, daß nicht nur der Wachsthum dadurch gehindert wird; sondern auch solche Oerter oft abtrocknen, ohne daß man den Windstürmen oder dem Warm die Schuld beymessen darf. In solchem Fall ist das Harzreissen allerdings nicht nur zuzugeben; sondern auch dem Wachsthum dienlich. Es muß aber 1) nicht an gar zu jungen Fichten geschehen, an welchen niemals ein solches Uebermaaß an Harz verspüret wird; sondern sie müssen 10 bis 15 Zoll im Durchschnitt haben. 2) Muß es zu Ende des Frühlings geschehen, wenn der Saft sich anfängt zu verdicken, der Trieb meistens

geschehen, und doch das Harz noch flüssig ist; ob man wohl zu dieser Zeit so viel nicht erhält, als wenn es früher im Jahr geschiehet. 3) Muß der Baum nur einen 3 bis 4 Fuß hohen Riß bekommen. 4) Gesunde, wohlgewachsene, zu schönem Bauholz, Sägemühlenblöcken u. d. g. dienliche, und demnächst dazu zu gebrauchende Bäume, müssen ganz damit verschonet bleiben, und nur solche dazu ausgesuchet werden, die man zu Feuer- und Kohlholze nutzen will. Welches denn den Harzscharrern wohl eingepräget werden muß.

B) Wo ein Ort nach 1 oder 2 Jahren abgetrieben werden soll, hat es gar kein Bedenken, und mag man, so wie die Hauung nach 1 bis 2 Jahren in einem Orte fortrücken soll, mit dem Harzreissen voraus gehen, und einem Baum verschiedene 6 bis 8 Fuß hohe Risse geben; denn in so kurzer Zeit leidet der Baum davon nichts. Nur allein diejenigen Oerter, daraus das Holz auf dem Wasser weit weggeflösset werden solle, dürfen nicht gerissen werden, weil es sodann, nachdem das Harz herausgeschwitzet, die Nässe gar zu sehr anziehet. Man mag auch hiergegen einwenden, was man will; so gehet die wahre Bedenklichkeit lediglich gegen den Mißbrauch, keinesweges aber auf den rechten mit Vorsicht angestellten Gebrauch, und man verschlägt sich durch unrechte Anwendung und Uebertreibung solcher an sich nicht unrechten Gründe einen gar annehmlichen Nutzen. Man hat Fichtenwälder, in welchen von undenklichen Jahren her das Harzreissen im Gebrauch gewesen, ja, wo man auch nicht allezeit die gehörige Behutsamkeit und Mässigung dabey gebrauchet; so hat man doch so guten und gesunden Wachsthum der Fichten, als man nur immer an denjenigen Orten haben mag, wo es auf eine übertriebene Art und schlechterdings verbothen ist.

An gewissen Orten wird das Harzscharren also erlaubet, daß erstlich der Grundobrigkeit von allem Pech der Zehend entrichtet, und hernach das übrige Pech mit derselben noch halb getheilet werden muß. So dürfen auch die Harzscharrer an vielen Orten kein Pech von dem ihrigen verkauffen, wo sie nicht solches vorhero der Herrschaft und derselben Unterthanen zu feilem Kauffe angebothen haben.

Hary, Harry, ein Jagdwort, womit der Piquer den Hunden eine Furcht eintreibt, wenn ihnen das Wild, welches sie jagen, entgehen will, um sie dadurch zu nöthigen, auf dessen Wechsel Achtung zu geben.

Haase, Haase, lat. Lepus, franz. *Lievre*, ist ein bekanntes unter die Niederjagd oder das kleine Weydwerk gehöriges Wildpret, sehr furchtsam und verläßt sich allein auf die Geschwindigkeit seiner Füsse. Einige haben, wiewohl ohne allen Grund, vorgegeben, als ob sie einerley Geschlechts wären, und das Männlein eben sowohl Junge trüge, als das Weiblein. Seiner äusserlichen Gestalt nach übertrift er an Grösse die Caninichen. Seine vordere Füsse sind ungleich kleiner,

kleiner, als die hintern. Er hat einen kurzen dicken Kopf, lange und spitzige Ohren, einen kurzen Schwanz, an dem obern Theil des Mauls eine heßliche Scharte, grosse heraus getriebene Augen, und kurze oder gleichsam abgeschnittene Augenlieder; woher es kommt, daß er die Augen allezeit offen hält, ja sogar mit offenen Augen schläft. Das Männlein oder der Rammler, franz. *Bouquet*, ist auch von dem Weiblein, so die Häsin, der Mutterhase, Satzhase, franz. *Hase*, genennet wird, darinn unterschieden, daß jener von Natur etwas kleiner, aber länger und geschwinder ist, als die Häsin, welche etwas dicker von Leibe, und nicht so hurtig auf ihren Füssen ist. Ferner ist der Rammler auf den Vorderblättern und Schultern roth, auf dem Rücken schwarztüpflicht, und hinten herum weiß, als wenn er berupft wäre, hat einen dicken kurzen Kopf, lange Haare am Bart, Backen und Augbraunen, auch kurze, weite und weißlichte Ohren, welche er steif träget, und im Sitzen und Horchen eines nach dem andern geschwind in die Höhe recket, im Lager aber die Ohren nach dem Halse beysammen leget. Die Häsin hingegen hat einen längern und schmälern Kopf, bisweilen auch ein Pläßlein auf der Stirne, grosse, lappichte und etwas hangende Ohren, am Rücken falbichte, und überhaupt mehr aschfarbene und graulichte, als röthlichte Haare. In der Setzzeit ist absonderlich ein Rammler in dem Lager vor einer Häsin daran zu erkennen, daß er seine Ohren gerade auf den Rücken zurück und beysammenleget, auch eher aus seinem Lager aufstehet, als eine Häsin; dahingegen diese, wenn sie den Leib voller Jungen hat, sich in dem Lager zu drücken, und vest zu sitzen pfleget, da sie denn ihre Ohren ganz von einander zu beyden Seiten des Leibes herunterleget, und mit dem Hintertheil hoch sitzet.

Sie rammlen im Herbst, auch wohl gar schon im Jenner, nachdem nämlich das Wetter gelinde ist, und zwar mit so grosser Begierde, daß oft hinter einer Häsin 3 oder 4 Rammler herlaufen, wiewohl solche frühzeitige Junge, wenn sie nach 4 Wochen (denn so lange trägt die Häsin) gesetzet werden, mehrentheils von der grossen Kälte, und dem starken Schnee wieder umkommen. Wenn aber ein harter Winter einfällt: so müssen sie diese Kurzweil bleiben lassen. Sonsten setzen sie ordentlicher Weise im Merz, wo alt Gras, dicke Saat, und Farrenkraut ist, in Sträuchlein, oder an einen kleinen Erdhügel, und zwar, nachdem die Satzhäsin alt ist, ein oder 2 Junge. Der 2te Satz geschiehet im May schon besser, und bekommen sie alsdenn meistens 3 Junge. Bey dem 3ten Satz, so im Julio geschiehet, bekommen sie bisweilen 4 bis 6 Junge, die sie schon besser, als bey den ersten beyden Sätzen im Getreyde verbergen können. Gegen dem September folget der 4te Satz, bisweilen auch nicht, nachdem sie nämlich Friede haben, so daß die alten Jäger zu sagen pflegten: der Hase gehe im Frühjahr selb ander vom Holz in das Feld, und gehe um Bartho-

lomäk selb 15 oder 17 wieder zu Holze. Sie werden nicht blind gebohren, wie die Caninichen, Eichhörner, Hamster u. d. g., welche alle bis auf den 9ten Tag blind liegen müssen; sondern haben gleich ihre Augen offen, so bald sie zur Welt kommen. Uebrigens ist die Häsin eine sehr ausgetreue Mutter; denn sie läßt ihre Jungen über 4 oder 6 Tage nicht an sich saugen, darnach verläßt sie dieselbe, und läuft aus grosser Geilheit dem Rammler wieder nach, welcher die Jungen, wenn er sie frisch gesetzet findet, ganz und gar auffrißt, damit er die Mutter desto eher wiederum frey bekommen möge. Die Raben und Krähen thun den Hasen viel Schaden, sowohl, wenn sie noch jung, als auch, wenn sie alt und erwachsen sind, und können 2 Krähen einen alten Hasen so gut stossen, als ein Raubvogel. Wenn der Hase ein Jahr alt ist; so ist er zu seiner Vollkommenheit gelanget.

Wo der Hase gesetzet worden ist, da bleibt er am liebsten. Daher kommen die Holzhasen, die nämlich in grossen Waldungen gesetzet worden, gar wenig, oder doch nicht weit in die Felder, weil sie nächst demjenigen, was sie zu ihrer Nahrung allenfalls auf dem Felde finden, auch Eicheln und allerley Holzkräuter fressen. Die in den kleinen Feldhölzern gesetzte aber lauffen alle Nächte nach ihrer Nahrung in das Feld, und gehen frühe, zumalen, wenn es windig ist, wieder zu Holze. Diese Holzhasen sind schon etwas schwerer zu hetzen, weil sie den Jäger mit den Hunden mehr scheuen, und zum öftern schon der Jagd entgangen sind. s. Nachtjagd. Die Feldhasen hingegen, nämlich diejenigen, so in den weiten und flachen Feldern gesetzt worden, bleiben auch meistens beständig daselbst, ändern aber ihr Lager oder Gesässe im Jahr unterschiedliche mal. Denn im Frühjahr, wenn Forst und Schnee vorbey ist, setzen sie sich gerne an die Ränder in die Mittstücken oder Sturzäcker; wenn aber die Saat so hoch gewachsen ist, daß sie sich darinnen verbergen können; so suchen sie ihre Zuflucht in derselben, bis zur Erndtezeit, da sie sich denn immer aus einem Stück Getreyde in das andere jagen lassen, bis alles geschnitten ist. Alsdenn setzen sie sich in das alte annoch stehende Gras, und in die Haberschwaden. Entgehet ihnen aber auch dieses; so machen sie sich in die Kornstoppeln, Flachsäcker, Krautstücken u. d. g. Zu Winterszeit und bey tiefem Schnee machen sie sich in die Windwehen, auch in die Weiden- und Erlengründe, wo sie in der Gedult sitzen können.

Ihr Geässe ist allerhand grüner Saamen, Kraut, Haber, auch was die Holzhasen sind, zur Herbstzeit Eicheln. Im Winter aber nähren sie sich, wenn sie wegen Tiefe des Schnees nicht zur grünen Saat kommen können, von den Rinden und Schalen der Birken, und anderer jungen, insonderheit aber der Obstbäume, welches die Gärtner und Hausväter öfters mit grossem Schaden erfahren. Zu gedachter Winterszeit pflegen sie mit vielen Spuren, Wiedergängen und Absprüngen vorsichtig herum zu lauffen.

lauffen. Nemlich, wenn ein Hase vom Feld zu Holze gehet, und sein Lager abgesehen hat; so kehrt er auf selbiger Fehrte zurück, und springet zur Seite ab, lauft wieder etliche Schritte, und thut wieder einen Absprung, manchmal auch noch mehr, bis er endlich in das Lager seinen letzten Sprung thut, und dieß alles geschiehet von ihm zu seiner Sicherheit. Sie vermerken von Natur das Wetter und den Wind, und verändern daher ihr Lager; denn wenn ein Regenwetter vorhanden ist: so machen sie solches in das Feld an einen Hügel, Furche, Stamm oder Wurzel, alt Gras oder Farrenkraut, graben vor sich eine länglichte Grube gegen den Wind, und setzen sich mit dem Hintern rückwärts hinein, weil sie zu solcher Zeit in dem Busche nicht bleiben, noch sich die Regentropfen von den Blättern beunruhigen lassen können. Wenn es hingegen kalt und windig ist: so suchen sie das Gehölze und die Büsche. Im Winter machen sie ihr Lager gegen die Sonne; im Sommer aber wegen des Schattens gegen die Nord- und Winterseite. Wenn sie des Nachts vom Thau oder Regen naß geworden; so trocknen sie sich bey Tage und bey Sonnenschein in den Furchen wieder ab.

Wenn ein paar alte Hasen eine Gegend zu ihrer Wohnung eingenommen haben; so lassen sie daselbst keine fremde aufkommen; sondern beissen und kratzen sie weg, ausser diejenigen, die von ihnen gebohren worden. Diejenige Hasen, welche in morastigen und wässerichten Brüchen wohnen, sind gemeiniglich anbrüchig, ungesund und haben die Pocken. Die Hasen aber, so sich auf den Bergen und in trockenen Gegenden aufhalten, sind viel gesünder, hurtiger und geschwinder, und werden insonderheit die halbgewachsenen für weit delicater zur Speise gehalten, als die Alten.

Die Losung des Hasens ist klein, trocken und eckicht; einer Häsin aber grösser, runder und feuchter. Die Hasen werden, sonderlich an den Gränzen, mit Hasengarnen, Lausch- oder Lückennetzen, auch Schleifen oder Drahtschlingen gefangen, oder, da sie durch Stöberhunde aufgejaget werden, an den Wechseln mit Schrot geschossen, mit Falken und Habichten gebeitzet, oder auch mit Windhunden gehetzet. s. Hasenjagd. Sonsten haben sie ein schwaches Leben, und sterben von einem leichten Druck, leben auch ausserdem über 8 Jahre nicht. Wenn man das Alter eines Hasens erkennen will; so ziehet man ihm die Ohren von einander. Giebt das Fell nach; so ist es ein Anzeige, daß der Hase noch jung seye. Hält es aber veste; so ist er alt. Wenn auch die Glieder an den vordern Sprüngen ziemlich groß sind; so kann man ihn gleichfalls für alt halten.

Die weydmännische Redensarten vom Hasen sind: der Hase ruckt gen Feld oder Holz; er fährt; wird behetzet oder gehetzt; wird von Hunden gerahmet, so ihm die Hunde zu nahe kommen, aber doch fehl greiffen, und er sich herumwendet;

det; wird von Hunden gegriffen, oder gefangen; er schreyet; wird erwürget; wird genickt, so man ihm mit flacher Hand herunter das Genicke abschlägt; er sitzt, oder drückt sich im Lager, nicht er liegt; das Männlein heißt Rammler, oder Hase; das Weiblein der Satzhase, Mutterhase oder die Häsin; der Hase setzet; so er Junge bekommt; ihre Vermischung heißt rammeln; der Hase hat einen Balg; er hat Wolle oder Haare; hat Läufte, nicht Klauen; ist fett, nicht feist; seine Ohren werden auch Löffel genennet; er springet übers Zeug oder Wege und Graben, nicht fliehet; wird ausgeworfen, nicht aufgebrochen; wird gestreift, nicht zerwirkt.

Der Hasen Fleisch ist jederzeit vor eine delicate Speise gehalten, und von den Alten allem andern Wildpret vorgezogen worden. Ob es aber eben so gesund seye, darüber sind die Aerzte nicht einerley Meynung. Einige geben vor, daß es wegen seiner Trockenheit den Leib verhärte, ein schweres Geblüt und Verstopfungen verursache. Andere geben es wegen seiner Mürbigkeit vor gesund und nahrhaft aus, so gar, daß es auch zur Schönheit des Gesichts helfen solle. Wie er in der Küche zugerichtet werde, davon s. *Onomatologia oeconomica practica* oder ökonomisch Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 38.

In der Arzney sind fast alle Stücke des Hasens zu gebrauchen. Wenn man die rauhe Seite eines Hasenfelles auf den schmerzhaften blossen Ort des Leibes oder Arms, so entweder von einer Schärfe des Geblüts, oder von Kälte herrühret, leget, so vertreibet es alle Schmerzen, und ist dieses Mittel 100 fältig probirt erfunden worden. Die junge Merzhäsgen, so aus Mutterleibe geschnitten, zu Pulver gebrannt, und in Kirschwasser eingenommen werden, sollen wider die fallende Sucht helfen. Die sogenannte Hasensprünge pulverisirt und eingenommen, sind vor die Colick gut. Wer geschwollene Mandeln hat, schmiere sich hinter den Ohren mit Hasenfett. Das Geblüt eines im Merz gefangenen, oder vor Schrecken gestorbenen Hasens, soll in der rothen Ruhr helfen. Die Lunge dienet vors Keichen und schweren Othem. Reibet man das Kinderzahnfleisch mit dem Gehirn, so zahnen sie viel leichter. Es nimmt auch das Zittern der Glieder hinweg, wenn es gebraten und gegessen wird. Der Koth ist gut vor den Stein; dessen Asche vor die rothe Ruhr; der Harn vor das üble Gehör. Die Haare stillen das Nasenbluten, wenn man sie in die Nase steckt. Das Fett hat mit dem Balg gleiche Tugend, und leget man beyde auf die mit Catharren behaftete oder erfrorne schmerzhafte Glieder. Der zu Asche verbrannte Hasenkopf, entweder mit Honig und Bärenschmalz, oder mit Essig zu einem dünken Sälblein gemacht, dienet wider das Ausfallen der Haare. Das Herz vertreibet das 4 tägige Fieber. Dörret man es, und stösset solches zu einem Pulver, und nimmts in warmen Wein, so stillet es die Mutterschmerzen, und

und widerstehet der fallenden Sucht. Die Lunge beitzet man in Salzwasser, thut etwas Myrrhen dazu, und lässet diejenigen, so engbrüstig, oder mit der fallenden Sucht behaftet sind, täglich einen ganzen Monat ein wenig davon essen. Die Leber gedörret und in rothem Wein eingenommen, dienet ebenfalls für die schwere Noth, und wider den Durchfall. Die Galle mit Zucker angerieben, benimmt die Flecken der Augen, und bringt das verlohrne Gehör wieder. Die Nieren sind gut wider den Stein, machen fruchtbar, und dienen vornemlich denen, die den Urin nicht halten können, sie werden nun gleich gekocht gegessen, oder gepülvert eingenommen. Die Geburtsgallen kommen allerley Gebresten der Urinblase zu Hülfe, und befördern die Empfängniß bey Frauenspersonen. Der Hasenkoth zu Pulver gebrannt, treibet den Stein, hilft wider die rothe Ruhr, heilet in Essig zerlassen, und äusserlich aufgeschlagen, allerley alte faule Schäden, und löschet den heissen Brand. Der Urin wird mit Spicanarden in der Wassersucht mit grossem Nutzen gebraucht. Das Blut äusserlich über die Haut gestrichen, machet ein sauberes und schönes Angesicht, vertreibt die Sommersflecken, und hemmet den Durchlauf, wenn es gedörret und gepülvert eingenommen wird. Endlich so verbrennet man auch den im Frühling gefangenen Hasen mit Haut und Haar zu Aschen, und giebt davon auf einmal einen Scrupel, ein halbes oder ganzes Quintlein ein. Dieses ist eines von den allerbewährtesten Mitteln wider den Stein. Uebrigens wird mit Hasenfellen sowohl in Engelland und Holland, als auch in Deutschland ein grosser Handel getrieben, weil die Haare davon, wegen ihrer Lindigkeit, zu Hut- und Strümpffabricken sehr gebraucht werden. Man verhandelt sie in grossen Fässern voll, und die Kürschner pflegen auch viel davon zu verarbeiten. Endlich ist noch anzumerken, daß die Hasen in den kalten Nordländern, als in Norwegen, Lappland, Rußland u. d. g. mehrentheils ganz weiß sind. Zu Moritzburg, Augustusburg, Wolkenstein, Tschopau und andern Sächsischen Orten sollen auch Hasen mit Hörnern angetroffen werden. Daß ein Hase, wenn er etwa an eine Stadt lauft, oder sonst an einem ungewöhnlichen Orte sich aufhält, Feuer vorherbedeute, oder daß einem, dem bey frühem Ausgehen ein Hase begegnet, oder über den Weg läuft, selbigen Tag seine vorhabende Geschäfte nicht glücklich von statten gehen sollen, gehöret unter die lächerliche Einfalt des Aberglaubens.

Hasel, s. Haselstaude.

Haselbaum, s. Haselstaude.

Haseleiche, s. Eiche.

Haselhuhn, lat. Bonosa, Attagen, Gallina Corylorum, franz. *Francelin*, *Poule de Bois*, ist eine Art wilder Häner, so unter das Federwildpret gehöret, und um ein gut Theil grösser, als das Rebhuhn ist. Der Hahn sowohl, als die Henne haben kurze, dicke und schwarze Schnäbel, graue Köpfe, und zu oberst auf denselben schwarze Federn. Die

Federn

Federn am Leibe ſind von verſchiedenen Farben. Sie haben am Bauche mehr Weiſſes, als die Rebhüner, und am Rücken mehr röthlichtes. Der Schwanz iſt graulicht mit einem Fingerbreiten ſchwarzen Querſtrich. Die Füſſe ſind, gleich dem Birkwildpret, bis an die Klauen mit Federn bekleidet, die Zähen aber ſchuppicht. Doch iſt der Hahn von der Henne darinn unterſchieden, daß er ſchöner an Federn und etwas gröſſer iſt, am Kopf und Halſe etwas ſchwärzer, und merklich dickere Backen hat, auch über den Augen roth gezeichnet iſt, wie ein Rebhuhn. Sie halten ſich gerne in ſchwarzem Holz, Tannen- und Fichtendickichten, jes doch meiſtens in ſolchen Gegenden und Gründen auf, wo viel Haſelnußſtauden zu finden ſind, weil ſie die Haſelzäpflein gerne freſſen, auſſer dieſen auch von Wachholder- und rothen Hollunderbeeren, wie auch von Ebereſchenbeeren, Steinklee und andern grünen Blättern ſich nähren. Sie fliegen ſehr raſch, begeben ſich aber niemals aus dem Holz, und ſetzen ſich auf die unterſten Aeſte, ſehen allezeit mit einem Auge über ſich, und fürchten ſich ſehr vor den Raubvögeln.

Ihre Balz iſt im Frühjahr in der Faſtenzeit, da ſie einander pfeiffen und ſich zuſammen rufen, zu welcher Zeit man die Männlein mit einer des Weibleins Stimme und Ruf gleichlautenden Pfeiffe zu ſich locken, und dieſelbe mit ſonderbarer Luſt ſchieſſen kann. Der Weiblein und Hüner ſoll man um der Nachzucht willen billich verſchonen. Um 8 Uhr Vormittags, und Abends um 8 Uhr iſt die beſte Zeit zum Schieſſen. Die Henne hat gleich dem Auer- und Birkwildpret ihre Brut auf der Erde, und bringt 6, 7 bis 8 Junge, ohne Hülfe des Manns, weil ſie ſich eben, wie das Birkwildpret, nicht paaren, ganz allein in 3 Wochen aus. Dieſer Vogel ziehet nicht, wie anderes Federwildpret, zur Herbſtzeit hinweg, ſondern hält ſeinen Ort oder Gegend Jahr aus Jahr ein ſehr genau. So bald die Jungen fliegen können, ſo zeiget ihnen die Alte andere Gelegenheiten.

Sie werden, wie ſchon gedacht, geſchoſſen, oder auch in ihrer Falzzeit, vermittelſt vorgedachten Pfeifleins, in Steckgarnen, wie die Wachteln, oder in Laufdonen, wie die Schnepfen an der Erde, oder auch mit Ebereſchenbeeren in groſſen Donen an Bäumen gefangen. Die Pfeiffe, die man beym Schieſſen gebrauchen will, kann man auf zweyerley Art machen. Erſtlich nimmt man die Knötgen, welche auf dem Büchenlaube wachſen, machs dieſe von dem Blatte ab, doch ſo, daß es ganz und die Schärfe bleibe. Daſſelbe Knötgen faſſet man unten bey der flachen Hand zwiſchen den Zeige- und Mittelfinger, und ſetzet die Knebel von den Fingern an den Mund, und pfeiffet auf das Knötgen zu; ſo giebt es eben einen ſolchen Ton, als wenn die Haſelhüner diſchten. Im Herbſt kann man dergleichen friſche Knötgen nehmen. Im Frühjahr aber muß man deren ſchon zum voraus geſammelt haben.

ben. Wenn man nun Haſelhüner ſchieſſen will; ſo gehet man an den Ort, wo ſie ſich aufhalten, ſtöſſet ſie auf, wenn ſie im Kitt liegen, daß ſie zerſtieben, und auseinander baumen. Hernach nimmt man dieſes Knötgen, ſetzet ſich in das Verborgene, und pfeiffet darauf; ſo kommt eines nach dem andern auf den Ruf zugeflogen, abſonderlich die Jungen, und ſetzen ſich da herum auf die Bäume, von wannen man eines nach dem andern herunterlangen kann. Man braucht auch dieſes Pfeiffen bey ihrer Falz, da ſie gewiß kommen, weil ſie meynen, es rufen die andern. Oder man nimmt einen Gänſeknochen, oder eine Röhre oben aus dem Haſenlauffe, aptiret ſolche faſt wie die Pfeiffe an der Wachtelpfeiffe, jedoch muß die Röhre oder der Knochen fein gerade und glatt an den Enden geſchnitten werden. Dieſen hält man vorne bis auf die Helfte zu, und pfeiffet darauf; ſo giebt es einen lauten, ſcharfen und ſolchen Ton, wie die Haſelhüner haben. Dieſer Pfeiffe kann man ſich ſowohl in der Falzzeit, als auch, wenn ſie im Kitt oder Volcke liegen, bedienen, und iſt beſſer als das Knötgen; denn dieſes braucht man nur im Nothfall. In der Falz aber darf man ſie nicht anſtoſſen, ſondern man muß nur im Verborgenen pfeiffen. Will man die Haſelhüner mit dem Steckgarne fangen; ſo muß man ſich zuvor erkundigen, wo ſie ihren Stand haben; hernach gehet man hin, ſtöſſet ſie auf, und ſchieſſet auch wohl darunter. Sodann ſtecket man die Steckgarne durch das Holz, wie bey den Rebhünern. Wenn ſie ſich nun zuſammen biſchen; ſo fangen ſie ſich in die Netze. Die Steckgarne aber werden wie die Hünernetze gemacht. Will man ſie in Donen fangen; ſo werden groſſe Bügeldonen gemachet, und Ebereſchenbeere darein gehangen. Dieſe Vögel ſind an und vor ſich wilder Art, welche ſich nicht gerne lebendig erhalten laſſen.

Am häuffigſten werden ſie in Pohlen, Schleſien und Litthauen gefunden. Ihr Fleiſch iſt viel weiſſer, als das Rebhünerfleiſch, läßt ſich auch viel mürber braten, und werden als ein geſundes, wohlverdauliches und gute Nahrung gebendes Wildpret angeſehen. Es wärmet, trocknet, mehret die Geiſter, und läſſet keinen Unrath nach. Drey Haſelhünermagen mit allem, was darinnen iſt, gedörrt, und den engbrüſtigen Pferdten eingegeben, ſoll ihnen wieder einen guten Athem machen. Ihre Zurichtung in der Kuche ſ. *Onomatolg. œcon. pract.* oder öconomiſch Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 41.

Haſeling, ſ. Häſelin.

Haſelſtaude, Haſelſtrauch, Haſelbaum, Haſel, Haaſel, lat. Corylus, Gorylus, Avellana, Corylus ſilveſtris, franz. *Coudrier*, *Noiſettier*, wird billich unter das Buſchholz gezehlet, weil ſie nie zu einem ſonderlichen Stamm kommet, ſondern, wenn ſie gleich in die Höhe ſteiget, dennoch allezeit wiedlicht und dünne verbleibet. Es ſchläget und ſchoſſet dieſes Holz auf allen Seiten, und ſo gar zu unterſt bey der Wurzel aus, daher es in dem

dem Unterwuchs oder Busche ein nutzbares und zum Brennen dienſames Holz iſt. Aus den Zweigen wachſen im Herbſte lange runde Zäpflein, welche man auch Haſelkätzlein nennet, welche aus vielen Schuppenweiſe über einander gelegten kleinen Blätlein zuſammen geſetzet ſind. Dieſe Zäpflein werden im Frühling gelb, ehe ſie abfallen, und kommet das Laub nicht eher herfür, als bis ſie ihre Farbe zu ändern beginnen. Die Früchte, nemlich die Haſelnüſſe, kommen zwar an eben denen Zweigen und Aeſten, wie die Zäpflein, aber nicht, wo dieſelbe geſtanden, ſondern, nach vorher gehender, aus kleinen Zinnoberrothen Fäſerlein beſtehenden Blüthe, an andern Orten hervor, und ſind entweder länglicht, oder bey nahe rund; in der äuſſern harten Schaale, welche noch mit einem grünlichten und gleichſam gefranzten Futteral zum theil umgeben iſt, ſtecket ein weiſſer, und nach Geſtalt der äuſſern Schaale entweder länglicht oder faſt runder Kern, von einem angenehmen Geſchmack, und der noch beſonders in eine rauhe, und unter dieſer in eine weiſſe zarte Haut eingewickelt iſt.

Es kommt dieß Gewächs faſt auf allem Grund und Boden fort. In den Gärten hat man davon ſehr verſchiedene Arten, von deren ohnehin zufälligem Unterſchied, der meiſtens von der Wartung herrühret, hier nicht zu handeln ſtehet, weil nur von wilden die Rede iſt. Es kommt die Haſel oft zu einer Höhe von 20 bis 30 Schuhen, und wird 2 bis 3, ſelten mehr Zoll ſtark, hat ziemlich veſtes, dabey gar geſchmeidiges Holz. Sieht unter allem Holz die beſten Schmidkohlen, welche darum andern Kohlen vorgezogen werden, weil ſie eine anhaltende und ſtarke Hitze geben, auch im Feuer nicht platzen oder ſpringen. Zum Betrieb der Hüttenwerke ſind ſie etwas zu klein, und verhindern, wenn ſie allein gebraucht werden, daß der Wind gehörig durchſtreichen kann. Wenn aber dieſes Holz zu ſeiner völligen Stärke gelanget, kann man deſſelben Kohlen, wenn man ſie mit gröbern verſetzt, ſehr wohl, auch ſelbſt bey hohen Oefen nutzen. Der Kohlenſtaub wird auch zum Schießpulver verbraucht.

Die Haſelblüte zeigt ſich im Anfang des Frühlings, ehe die Blätter ausbrechen, mit purpurrothen krummen Fäſerchen, welche an der Spitze der Knoſpe hervorkommen, und hieraus muthmaſſet man, ob ſelbiges Jahr die Nüſſe gerathen werden, oder nicht. Dieſe Nüſſe geben eine gute Maſtung vor zahme und wilde Schweine, und ſind bekannt. Wo die Haſeln häuffig wachſen, kann daraus ein gutes Oel gepreſſet werden, welches unter andern auch die beſondere Eigenſchaft hat, daß der damit abgeriebene Schiefer und Bleyweiß, wenn ſolches hernachmals mit einem guten Fürniß verſetzet wird, nicht allein viel weiſſer erſcheinet, ſondern auch mit andern hellen Farben verſetzt, dieſe nicht unſcheinbar macht, und iſt daher den Mahlern wohl bekannt. Die ſogenannten Kätzgens geben im Winter und Frühjahr eine gute Aeſſung vor das Rothwildpret ab, welches alsdann die Spitzen der

Haſeln

Haselnloden unterweilen mit beschädiget, sonderlich wenn der Frost und Schnee im Frühjahr lange anhält. Sonst ist diese Staude keinen Verbeitzungen unterworfen, weil das Blatt gar spröde und rauh ist. Die aus den Nässen aufwachsende Haseln vollenden ihren Wachsthum gewöhnlicher Maassen in 20 Jahren, und ob sie zwar oft 40 Jahre und noch drüber stehen, auch wohl 5 bis 6 Zoll stark werden; so ist dieses doch was gar seltenes, und bey diesem Holz auf so lange Zeit des Wachsthums, und solche Stärke nicht zu achten. Die aus den abgehauenen Stämmen aufschlagende Loden nehmen in den ersten 10 Jahren gar geschwinde zu; sodann nimmt der Zuwachs gar merklich ab, ja man findet, daß die starke Haseln fast allezeit anbrüchig und hohl sind. Es werden die Haselnüsse von denen Eichhörnern, Nußhägen, und andern Vögeln weit und breit herumgeschleppet. Die Nußhäger pflanzen solche mit dem Schnabel in die Erde. Und da die Hasel fast auf allen Boden, nur nicht in Sümpfen und Brüchen fortkommt, da sie auch die Witterung nicht leicht beschädiget, und sie vom zahmen Viehe gar nicht, vom Rothwildpret aber nur im Winter, wenn es der gröste Hunger treibt, verbeitzet wird, indem es sich sonst an den Kätzgens begnügen läßt; so nimmt diese Staude in jungen abgetriebenen Oertern, wenn die Loden von Büchen, Eichen, und anderm Holze nicht frisch vom Stamm wieder ausschlagen, meistens gar bald überhand.

Ist dieß einmal geschehen; so kann davor kein anderes Holz aus dem Samen in die Höhe kommen. Die mit Blättern beschwerten langen und schwachen Stangen legen sich als Bogen über die umherstehende geringere Loden, und verbukten solche. Wo man nun andere Holzgattungen höchst nöthig hat, da verursacht die sonst gar nutzbare Hasel grossen Schaden. Wenn aber die Stämme von Büchen, Eichen und anderm Holze frisch und in gehöriger Dickung wieder ausschlagen, so können die Haseln keinen Schaden thun; denn sie werden von den schnellwachsenden Stammloden nach wenigen Jahren im Wachsthum zurückgehalten und vertrieben. Obigem wird es widersprechend zu seyn scheinen, wenn wir sagen: Daß die Hasel zu Erhaltung und Wiederherstellung der übrigen Holzarten vieles beytragen könne; dennoch aber ist hier kein Widerspruch. Denn wenn das Laubholz auf einer rauhen Höhe oder dürren Fläche sehr abzunehmen anfängt, oder ein solcher Ort ganz von Holz entblöset ist, und man will das Laubholz wieder in Anwachs bringen; so wird man nicht allein grosse Schwürigkeiten finden; sondern auch viel vergebene Kosten, Zeit und Arbeit anwenden, die alle Gedult übersteigen. Harte Nachtfröste im Frühling, etwas anhaltende heisse und dürre Witterung vereitelt alles. Kann man aber an solchen Orten etwas Buschwerk von Haseln, Birken, Espen oder Saalweiden hervorbringen, welches gar leicht angeht, oft von selbst kommt, und von solcher Witterung keine Noth leidet; so

hat man schon gewonnen; denn die zarten Saamenloden von andern Laubholze bekommen dadurch vor alle widrige Witterung Schutz.

Gewohl die Stammloden und Saamenloden der Haseln, welche aus den Nüssen kommen, wachsen weit schneller in die Höhe, als irgend eine Art Saamenloden von andern Holzgattungen. Die häuffigen und grossen Blätter der Haseln hingen, wie vorgedacht, ihre eigene Stangen, welche in Verhältniß gegen ihre Länge gar dünne sind, nieder, und überschatten die darunter stehenden andern Holzlodchen dergestalt, daß sie in wenig Jahren verbutten und verderben. Sie sind also in diesem Fall schädlich, und auf keine andere Weise zu tilgen, als daß man sie etliche Jahre hintereinander zu Ende des Monats May und im Junio abhauen lasse; so werden die Wurzeln von dem darinn fliessenden Safte faul, und die andern darunter stehenden Holzlodchen bekommen Luft. Es kann nemlich, wenn die Haseln oder ein anderes Holzgewächs mitten in der Saftzeit etliche mal hintereinander abgehauen werden, der eingetrettene Saft nicht umlaufen, sondern bleibt in den Wurzeln stecken, und macht, daß sie faulen und absterben. Ist demnach die Hasel beym ersten Anwachs anderer Holzgattungen zu dörren und rauhen Orten zum Schutz gegen die Kälte, Hitze und Trockniß nützlich gewesen; so wird sie endlich höchst schädlich, indem sein Holzidas unter ihm stehende mehr niederhält, als dieses.

Weil die Haselstaude ein so nutzbares Holz, als irgend eine Gattung ist, aber auch in Abtreibung anderer Holzsorten sehr schädlich seyn kann; so ist hinlängliche Ueberlegung nöthig, ob sie auszurotten seye, oder nicht. Wo grosse Salzwerke sind, oder sonst viele Reife oder Bandstöcke gebraucht werden, wo man vieler Schmiedekohlen bedarf, und die Haseln nicht häuffig vorhanden sind, da gehet die Hasel fast allen übrigen Holzgattungen vor. Wo hingegen sehr nutzbare Hütten, und Bergwerke im Betrieb sind, da muß man selbige zwar nicht gänzlich ausrotten, wie sich einige unüberlegter Weise in den Kopf setzen; aber doch so viel vermeiden, daß sie nicht zu sehr überhand nehmen, auch daß sie nicht unter andere Holzgattungen kommen, aus welchen starkes Kohl- und Geräthehols gezogen werden solle.

Nirgend ist die Hasel schädlicher, und kann gröſſer Unheil anrichten, als wenn sie zwischen Tannen- und Fichtenanflug gerath. Was ihr zu nahe stehet, läßt sie nicht aufkommen. Die Hasel selbst schiesset in keine lange Stangen auf, sondern wächst krumm und ästig, weil sie zu viel Raum hat. Endlich wird sie nach 20 oder mehr Jahren durch die sich weit ausbreitende Aeste der unher in den Zwischräumen einzeln aufkommenden Fichten und Tannen wieder verdrucket. Hiedurch entstehen leere Plätze, auf welchen der sich setzende Anflug gleichfalls verbuttet, weil das Nadelholz, das zu vielen Raum hat, seine Aeste von Jahren zu Jahren weiter ausbreitet, und den

den Anflug von ſeiner eigenen Art erſticket, oder wenigſtens dergeſtalt im Wachsthum zurücke hält, daß kein brauchbares Holz daraus wird. Die ſtärkern einzeln ſtehende Tannen, weil ſie Platz bekommen, werden von Jahren zu Jahren rauher und äſtiger. Brauchet man da nicht in Zeiten die gehörige Mittel; ſo kann ein ſolcher Ort 100 und mehr Jahre ſtehen, ohne daß was daraus wird, als rauhes unnützes Holz.

Wegen ſeiner Schmeidigkeit giebt das Haſelholz die beſten Zaun- Fach- Band- Sieb- und Korbſtöcke. Dieſe letztere ſind wegen ihrer Zähigkeit an Dauer den rothbüchenen weit vorzuziehen. Sie werden in der Mitte nach der Länge aeſpalten, und dazu die geradeſten ausgeſucht. Auch zu Dreſchflegeln, Rechen- oder Harkenſtielen, u. d. g. iſt dieſes Holz ſehr dienlich.

Haſelſtrauch, ſ. Haſelſtaude.

Haſenbalg, ſ. Haſe.

Haſenfell, ſ. Haſe.

Haſenforciren, ſ. Haſenjagd.

Haſengeyer, ſ. Geyer.

Haſenheide, Rehheide, iſt ein Buſchholz, welches ſonſt auch Haſenkraut genennet wird. Es wächſt zu keinem Baum oder Stange; ſondern bleibt ein puer Buſch. Es hat kein Laub, ſondern auf eben die Art, wie der Sadebaum, nur ſolche lange ſchneidige Aeſtlein, welche den Tangeln gleichen. Daher man ſelbiges gar wohl vor das andere Geſchlecht des Sadebaums halten, und nicht unrecht wild Sadebaum nennen kann. Es hat die Reh- oder Haſenheide auch einen ſtarken Geruch, und deren Büſche wachſen 5 bis 6 Ellen hoch, in den Vorhölzern, Rainen, auf allen Lehden und in ſandigem Boden. Sie blühet gleich den Erbſen oder Wicken, und iſt ihre Blüte recht citronengelb. Sie bekommt hernach Schoten, wie die Wicken, und pflanzet ſich von denen darinn befindlichen Körnern fort, noch mehr aber aus den Wurzeln und abgehauenen Stöcken.

Haſenhetzen, ſ. Hetzen.

Haſenjagd. Dieſe kann auf verſchiedene Art angeſtellet werden. Sie werden mit Klopfſtangen geſchoſſen, oder auch auf flachem ebenen Felde mit Windhunden gehetzet; wovon unter den Artikeln: Klopfjagen und Hetzen das mehrere vorkommen wird. Jetzo gedenken wir etwas ausführlicher folgender 2. Arten der Haſenjagd, welche in dem Haſenforciren, und im Jagen mit dem kleinen Zeug beſtehen.

α) Was das Haſenforciren ohne Hund allein mit dem Pferd anbetrift; ſo gehören hiezu gute und flüchtige Pferde, beſonders aber auch ein geſchickter Reuter, indem ein ſchlechter gar bald mit dem Pferde ſtürzen kann, vornemlich wenn er an Ackerſtrichen, Graben, Raine, Steine oder Löcher kommt, und alsdann das Pferd nicht zu regieren weiſt. So iſt auch gar viel an einem guten raſchen Pferde gelegen, welches aber auch zugleich Force hat,

daß es den Reuter, wenn es auch durch tiefe Aecker muß, heben kann. Es gehet mit dieser Jagd am kürzesten an, wenn 2, 3 oder 4 zu Pferde sind. Hiebey muß man aber vor allen Dingen wissen, wohin die Hasen gerne laufen und sich retiriren wollen. Dem zu Folge theilen sich diejenigen, so die Hasen forciren wollen, und machen einige an demjenigen Ort halte, wo man vermeynet, daß sie gerne hinlauffen, die andern aber reuten fort und suchen die Felder durch. So bald nun ein Hase gefunden wird, und heraus fähret; so bald jaget einer hinter drein, die aber vorhalten, geben wohl acht. So bald der erste, der angejaget hat, den Hasen bringet; so nimmt ihn der andere jenem ab, und reutet auch scharf hinter drein. Dieses aber ist hiebey zu merken, daß er anfangs recht scharf gejaget werden muß, welches etliche Minuten währet. Zum Theil werden sie bald warm und begehren halbe Retouren zu machen. Sonst aber, wenn man dieselbe eine gute Fläche fortgejaget hat; so fängt man an zu laviren, läßt dem Hasen Ruhe, bleibet von ferne, bemerket ihn aber beständig, bis er sich drücket; reutet von ferne um ihn herum, und läßt ihn 8 bis 10 Minuten sitzen. Alsdann wieder frisch angejaget; so ist er steif, da man ihn dann bald einholen kann, mit dem Pferd und der Peitsche, und also fangen. Einige werden so steif und matt, daß sie sich glatt zu Boden hinstrecken; sonst aber hauet man ihn mit der Peitsche um den Kopf herum, daß er bleiben muß. Dieses ist nun vornemlich in währendem Reuten in Acht zu nehmen, daß man den einmal angejagten Hasen beständig in den Augen behalte, besonders wo viele Hasen sind. Denn sonst wird man wenig oder gar nichts ausrichten, wenn man bald diesen, bald jenen vornimmt. Insonderheit ist dieß der vornehmste Vortheil, daß, wenn der Hase angejaget wird, demselben gleich mit möglichster Force nachgesetzet werden muß, damit er sich recht angreiffen und warm werden muß. Und wenn man dieses an ihm bemerket, so läßt ab, und ihn ruhig sitzen, so wird er alsobald steif. Alsdenn kann man ihn mit schlechter Mühe fangen. Zu dieser Jagd gehöret ein weites freyes Feld, wo weder Büsche, noch Holzungen, noch Weinberge sind. Denn wenn der Hase erst den Busch erlanget; so ist nichts auszurichten. Also auch wenn der Hase einem aus den Augen kommt; so ist die Jagd verlohren, und besser, einen andern angejagt. Das Wildpret dieser gejagten Hasen wird mürbe zu speisen, erachtet. Sodann ist dieses Jagen auch eine gute Leibesmotion und Plaisir.

β). Hiernächst kann auch mit dem kleinen Zeuge eine Hasenjagd angestellet werden. Die halben Tücher sind hiezu am bequemsten, wenn man nur einen Wagen mit 6 dergleichen Tüchern beladen hat. Sind aber deren nicht vorhanden; so werden hiezu die ordentliche Hasennetze genommen. Vorhero verlappet man des Nachts einen Ort Holz, also, daß in den Lappen ein Stück vom Vorholze, da auch ein

Dickicht

Dickicht darinnen ist, mit eingelappet werde. Ferner wird auf beyden Flügeln mit dem Federlappen vor Holze fortgelappet, so weit, als die Lappen reichen, oder wissend ist, daß daselbst die Hasen vom Felde gegen Holze des Morgens rücken. Die Lappen müssen frey vors Holz, wo sich solches thun läßt, auf 50 Schritte hinaus, gelappet werden, dabey aber ganz niedrig und nur auf kurzen Furcheln, jedoch daß sie nicht auf dem Boden liegen, sondern sich bewegen können. An den Lappen siehet hin und wieder ein Mann, daß, wenn die Lappen zu stille lägen, selbiger solche angreiffe und rühre, damit sie hin und her spielen. Des Morgens frühe stellet man die mit eingelappten Holzecken entweder in halben Tüchern oder Hasengarnen ein; an denen Garnen aber, weil darein mit Jagen und Schiessen eine Lust gemacht werden solle, muß der Busen ausgezogen, straf und veste gestellet werden, daß sich kein Hase fangen kann. Vorne am Holz gegen dem Felde zu aber bleibet das Jagen offen. Wenn denn Hasen des Morgens, wie sie gewohnt, zu Holze rücken wollen, und an die Lappen kommen; so lauffen sie vor denselben herunter. Finden sie nun den Ort, wo es offen, und ohne Lappen und Zeug ist, daselbst rücken sie hinein. Dennoch aber bleiben auch viele Hasen im Felde sitzen. Daher muß man sie mit Treibeleuten aus dem Felde und den Feldbüschen ab, und gegen das Jagen zutreiben. So bald sie hinein getrieben sind, wird zugestellet. Dabey siehet man aber auch eine solche Seltenheit aus, daß in dem Jagen ein freyer Platz seye, worauf ein kleiner Schirm von grünem Reise gemacht wird, aus welchem man heraus um sich herum auf 50 bis 60 Schritte frey schiessen kann. Ist aber das Jagen noch zu weitläuftig; so thut man noch einen oder 2 Triebe, macht es enger, versiehet die Zeuge, daß sie unten wohl aufgehacket, und recht veste gestellet sind. Nachdem tritt der Herr in den Schirm, und wem mit zu schiessen erlaubet wird, löset etliche Kuppel Jagdhunde ins Jagen. Dieselbe jagen nun die Hasen um den Schirm herum, und werden mit Vergnügen geschossen. Zuletzt nimmt man die Treibeleute, und treibet es vollends gegen den Schirm heraus. Dergleichen Jagen sind besonders angenehm, und sind in einem Tage und Nacht gemacht, und auch abgejaget

Hasenkasten, ist ein kleiner von sehr dünnen Tannenbrettern zusammengeschlagener Kasten, welcher nur, wie eine Schublade, mit einem Deckel versehen, und nicht gröser ist, als daß ein Hase, welchen man lebendig von einem Ort zum andern bringen will, darinne sitzen kann, jedoch muß er genugsame Luft haben. Man hat auch vor die Hasen gedoppelte Kasten von 8 bis 10 Fachen, so lang, als ein Wagen, darinnen man so viel Hasen, als Fache sind, auf einmal fortbringen kann. Die Kästen pflegen grün angestrichen, und die Thiere, vor welche sie gehören, darauf gemahlt zu werden. Zum Gesässe setzet man ihnen Wasser, Haber und Gras hinein, und behänget die Seiten

mit Leinwand oder Lappen, weil sie sich sonst leicht den Kopf einstossen.

Hasenkraut, s. Hasenheide.

Hasenlauser, s. Schleiffe.

Hasennetze, ist ein von gutem klaren Hechelhanf gestricktes Netze, welches bey der Hasenjagd gebraucht wird. Es stellet dergleichen Netze gemeiniglich 100 Schritt lang. Die Schlagleinen sind 9 Garnfaden dicke. Das Garn, woraus das Netze gestrickt wird, ist von starkem Bindfaden dreyschäftig. Die Maschen sind 3 Zoll ins Vierkantigte, und das Netze 16 dergleichen Maschen oder Schmasen, d. i. 4 Fuß hoch, welches über 33 Pfund nicht schwer seyn solle, und würde also, wenn das Pfund daran vor 5 Groschen gerechnet wird, das Netz etwa 6 Thaler 21 Groschen zu stehen kommen. Wo aber Kost und Hanf dazu gegeben wird; so pflegt man das Macherlohn insgemein mit 4 Thaler zu bezahlen. Die Hacken, Hestel und Furkeln werden nach Proportion klein und leichte gemacht. Ingleichem gehören auch hierzu ein Paar eiserne Stichel, oder sogenannte Pfahleisen, um die Löcher in der Eile zu stossen, wie auch auf jedem Flügel ein Paar Schlegel, die Hestel hinein zuschlagen, denn mit den Aexten schallet es zu sehr, daß die Hasen bey Zeiten ausreissen.

Bey dem Stellen hat man folgendes zu beobachten: Wenn der Stellmann das Netze aufgebunden, und den Hestel in der rechten Hand, auch das Garn zum Ablauffen gefasset hat, und den Hacken verkehrt auf der linken Schulter träget; so nimmt ein anderer ihm den Hestel, und etwas Netze vom Hacken, schlägt ein oder bindet an, und läßt den Mann mit dem Netze ablauffen. Hierauf wird solches scharf angezogen, hinten noch ausgeschlagen, daß es nicht verdrehet werde, und desto besser stelle. Sodann wird wieder ein anderes genommen, und auf gleiche Art damit verfahren, bis alle Netze nach Verlangen gestellet sind. Diese Hasennetze, welche bey manchem von Adel oder Pachtinnhaber der Niederjagd, gemeiniglich nur des Hasenhandels halber, in ziemlicher Menge anzutreffen sind, sollten billich, weil die Hasen dadurch sehr dünne gemacht werden, anderst nicht, als nur auf den Gränzen zu gebrauchen erlaubt, wenigstens nicht jedermann, solche zu mißbrauchen, verstattet werden.

Hasenruf, s. Hase, Fuchsfang.

Hasensprung, lat. Astragali Leporum, sind kleine Knöchlein in in den Hinterfüssen der Hasen, und werden wider den Schlag und schwere Noth gerühmet.

Hau, s. Gehau.

Haubar, oder zum Abtreiben geschickt, ist ein forstlicher Ausdruck, der von einem mit Holze bewachsenen Orte gebraucht wird. Es heisset aber derselbe gewöhnlicher Massen alsdann haubar, wenn das darinn stehende Holz, wo nicht insgesammt, doch grösstentheils seinen Wachsthum vollbracht hat, so daß es, wenn es nicht andere Umstände erfordern, nicht nur ohne Nutzen, sondern auch gar schädlich wäre, ein solches Holz länger stehen

stehen zu lassen, weil es an der Güte und Menge wieder abzunehmen, beginnen würde. Man siehet aber leicht, daß die Beurtheilung, ob ein Ort haubar seye, nicht in allen Fällen von dem Alter und vollbrachten Wachsthum des Holzes könne genommen werden, sondern daß man dabey viele Umstände zusammen in Betrachtung ziehen müsse.

Es kann ein Ort bey weitem noch nicht ausgewachsen seyn, und ist dennoch zu gewiessen Absichten haubar. Man brauchet z. E. eine grosse Menge Lattenknüttel, Schachtpfähle schwaches Bau- und Schachtelholz; so muß es oft mitten in seinem Wachsthum weggenommen werden. Von 2 Oertern, so mit eben der Art Holz von gleicher Stärke bestanden, kann der eine haubar seyn, der andere nicht. Man bedarf z. Er. in einem Lande einer grossen Anzahl geringen Bauholzes, oder man kann dergleichen um einen hohen Preiß verkauffen, starkes Bauholz und Diehlen hingegen werden daselbst gar wenig gesucht; so ist ein Ort, der geringes Bauholz hat, es stehe in so gutem Wachsthum, als es wolle, haubar. Gesetzt der andere Ort von gleicher Beschaffenheit läge in einer Gegend, wo starkes Bauholz, Mastbäume vor Schiffe, Diehlen oder Bretter sehr verlanget, hingegen schwache Bauholzgattungen weniger gesucht werden; da kann man ohne Schaden den mit geringem Holze bestandenen Ort, an dem man noch einen frischen Wachsthum wahrnimmt, nicht für haubar erkennen.

Durch den jährlichen Zuwachs in künftiger Zeit wird ein weit gröfferer Vortheil erhalten, als man (die Zwischennutzung mitgerechnet) erhielte, wenn er vor völlig vollbrachtem Wachsthum abgetrieben würde. Es kann auch ein solcher Ort in diesem Jahr haubar seyn, der im künftigen, wenn er stehen bleibt, nicht haubar ist. Man hat z. E. gegenwärtig eine Gelegenheit, eine grosse Anzahl geringes Bauholz für einen hohen Preiß anzubringen, oder man hat dessen selbst höchst nöthig; so ist er in diesem Jahr haubar. In den nächstfolgenden Jahren, wenn der Mangel bereits auf andere Weise ersetzet worden, und daher das Holz nicht mehr hoch genug auszubringen, ist eben derselbe Ort nicht mehr haubar, obgleich das Holz älter und stärker geworden. Kurz: aus der Nothwendigkeit des Gebrauchs, und aus der höchsten Nutzung ist in jedem Fall zu bestimmen, ob ein Ort haubar seye oder nicht.

Doch ist bey der höchsten und besten Nutzung darauf zu sehen, ob sie ohne schädliche Folgen statt finden könne. Es wird dieß oft verabsäumet, daß man nicht auf die schädliche Folgen sein Augenmerk richtet, wenn man beurtheilet, ob ein Ort haubar seye oder nicht. Es sollen z. Er. 2 Oerter nach ihrer innerlichen Beschaffenheit einander vollkommen gleich und ähnlich seyn, und beyeinander liegen, das Holz darinnen soll zum Gebrauch nöthig, und aufs höchste nutzbar seyn. Gesetzt der eine Ort stosse gegen Morgen an Aecker, Wiesen oder Anger, der zweyte gränze

nach selbiger Gegend an einen mit schönen Tannen oder Fichten bestandenen Ort, dessen hohe Stämme unmittelbar an der Gränze ihren Anfang nehmen; so ist der erste haubar, der zweyte nicht, weil das Niederhauen des letztern den westlichen, oft viele Tage hintereinander rasenden Sturmwinden, den Einfall in einen dritten Ort eröfnet, und dadurch das sämmtlich darinnen befindliche Holz über einen Hauffen würde gestürzet werden. Es ist dieß zu erinnern dienlich, weil man sich oft gewisse Grundsätze in den Kopf fasset, die zwar nicht zu verwerfen sind, die aber viele Schwürigkeiten machen, und Schaden bringen, wenn man sie als nothwendig und unveränderlich ansiehet, und durchaus nicht davon abgehen will.

Wem die Obertaufsicht über Forsten anvertrauet ist, der muß zwar einen Plan auf viele künftige Jahre machen, wie die Forsten zu behandeln, und wozu er den Grund in der Beschaffenheit und Grösse seiner Forsten, und denen sowohl innerlichen als äuserlichen Umständen des Landes zu suchen hat. Weil sich aber diese in langen Jahren ändern, auch ungewöhnliche einzelne Zufälle sich ereignen können, die gleichfalls einige Veränderung des Forstbetriebes erfordern; so muß er zu Zeiten, so viel nöthig ist, davon abgehen. Widrigenfalls wird die Ordnung gezwungen, und bringt meistens mehr Schaden, als Vortheil. Die Sache ist nicht der Ordnung, sondern die Ordnung der Sache wegen. s. a. **Abtreiben**, **Holzschlag**.

Haube, heissen die Falkenier die Kappe, womit der Falke von ihnen gehaubet wird, d. i. die sie ihm aufsetzen, damit er desto eher zahm werde. Die Wildfänge, oder nur erst gefangene Falken, haubet man zuerst mit Reuschhauben, wenn man sie aber anfängt, zu tragen, so werden sie recht gehaubet. Wenn der Falkenier den Falken hauben will; so muß er sich versehen, daß er ihn nicht mit dem kleinen Finger in das Genick stosse; denn so bald der Vogel gewahr wird, daß man mit der Hand zu ihm nahet; so wirft er sich auf den Rücken, welches denn eine böse und unartige Gewohnheit ist. Wenn der Falke die Fesseln abschneiden, und sich ledig machen will, oder in die Stange oder Handschuh beisset; so muß man ihm eine Haube mit einem Schnabelfutter aufsetzen. Es soll aber das Schnabelfutter vorne bey dem Schnabel gegen der Nase auf beyden Seiten seine Luftlöcher haben, und deswegen fleissig gemacht werden, damit der Vogel dadurch genugsame Luft haben möge. s. **Falkenkappe**, **Falkenier**. Was bey dem **Kohlenbrennen** unter der **Haube** zu verstehen, davon s. **Kohlenbrennen**.

Haubeerenholz, **Scherpkenholz**, **Parscherpenholz**, **Pabstbaum**, **Wiedebaum**, wächset sowohl an dürren, als fetten Orten, jedoch an den letztern etwas stärker, und zu ziemlich langen Stangen, schiest in der Jugend in keine lange Sommerlatten, da denn dessen Schale fast dem Schwarzdorn gleich siehet, nur daß sie mehr weißsprenklichte Punkte

pünktigen hat. Nachgehends aber wird die Schale nach und nach weisser. Im Alter springt sie auf, und wird gleich vielen andern Baumrinden rissig, ist aber doch zu Böttgerreiffen sehr dienlich, indem es sehr zähes Holz ist. Es hat dieses Holz ein grosses, breites und dickes Blatt, welches oben grün, unten aber weißlicht siehet, trägt eine schwarze Beere, welche in Trauben hänget, und gut zu essen ist. Es sind darinnen 2 harte Körnlein, wovon sich dieser Baum zwar fortpflanzet, jedoch ist er besser fortzubringen, wenn man den Beywuchs oder die Aeste absenket, und mit Erde beschläget, welche denn völlige Wurzeln schlagen. Es kann dieses Holz alle 5 bis 6 Jahre abgeholzet, zu Reißbündlein gemacht, und zum Feuren nützlich gebraucht werden.

Haubelerche, s. Lerche.

Haubelmeise, s. Meise.

Hauen, sagen die Jäger von einem Biber, wenn er einen Baum umbeisset.

Hauend Schwein, Keuler, wird ein wilder Hauer, oder vollkommen grosses Schwein, männlichen Geschlechts, welches 4 Jahr alt, und drüber ist, genennet. Ihr Gewehr ist 3 Finger breit, welches lang heraus stehet, sehr scharf und spitzig ist. Sie sind sehr kühn, besonders im Jagen und Hetzen, wenn sie erhitzet werden. Was sie nur sehen, darauf gehen sie los, und schonen nichts, es seyen Menschen, Pferde, oder Hunde. Sie haben grosse Stärke. Werden sie ja mit grosser Mühe endlich zur Flucht gebracht, und sehen einen Prudel, Dickicht oder Morast; so setzen sie sich hinein, fahren heraus, und schlagen alles, was sie antreffen, lahm und zu Schanden, oder gar todt. Die hauenden Schweine, so einander gewachsen sind, kämpfen gleich den Hirschen in ihrer Brunstzeit, doch auf eine andere Art; denn sie fahren zusammen, lehnen sich mit dem Rücken hart an, schlagen einander auf die Vorderblätter mit dem Gewehr, hauen sich viele Ritze und tiefe Schläge ein, daß öfters manche im Kämpfen und Streiten lahm, beschädigt, oder wohl todt geschlagen werden. Wo es aber dennoch wohl abgehet; so schwellen sie auf ihren Schultern, und wenn wiederum neue Schläge dazu kommen; so reiben sich sich an das Harz, und heilen sich mit der Zeit wieder aus, wovon sie eine dicke Haut kriegen, welche wie ein Panzer veste verwächst. So sie aber in währendem Kampfe eines Wolfes gewahr werden; so vereinigen sie sich beyde, und verfolgen denselben, als ihren gemeinen Feind, mit grossem Eyfer. Im 6ten und folgenden Jahr werden sie grosse Hauptschweine genennet. s. Hauptschwein, wildes Schwein.

Hauptbarsch, s. Stockbarsch.

Hauptbaum, Oberbaum, ist ein forstlicher Ausdruck, und bedeutet einen vollkommen ausgewachsenen oder überständigen Baum, so nach Beschaffenheit der gewächsigen oder ungewächsigen Art des Holzes 50, 60, 70, 80 bis 100 Jahr alt ist. Meistentheils pfleget man auf einem gemeinen Acker Holz nicht über 8 oder 10 grosse Eichen oder andere

dere gute Arten von Hauptbäumen stehen zu lassen, deren Stellen, wenn sie gefället werden, die sogenannten angehenden Bäume wieder ersetzen.

Hauptgerinne, s. Teichfischerey, Num. I. lit. B) 2) 3) 4).

Hauptfisch, s. Fischrecht, lit. c).

Haupthecht, s. Hecht.

Hauptjagen, wird ein solches Jagen genennet, da man in einem ganzen Walde das Wildpret an einem gewiessen Ort oder Revier zusammen treibt, welches hernach mit den dazu gehörigen Zeugen umstellet, und das Wild darinne auf den Lauft vor den Schirm gejaget, und daselbst gefället wird. Dergleichen Jagden werden gemeiniglich um die Jagdhirschfeistzeit, oder um die Schweinhatz, wie auch bey Anwesenheit fremder Herrschaften, um solche damit zu divertiren, angestellet.

Wenn ein solches Hauptjagen gemacht werden solle; so muß der Jägermeister vor allen Dingen genaue Erkundigung einziehen: was ein jeder Förster in seinem Revier für Behältnisse, und für Dickichte, lichte Plätze und Fruchtfelder, auch was er für Wildpret an Hirschen und Sauen habe? Ob darunter nicht etwa Hauptthiere von Hirschen und hauenden Schweinen vorhanden wären, und wo eigentlich der Auffenthalt und Wechsel nach ihrer Nahrung seyn möchte, und wo sie auslauffen; nach welchem allem er sich mit dem Stellen sowohl, als mit dem Treiben richten muß. Ist nun das Jagen von der Herrschaft resolviret; so muß derselbe des Tages vorher den sämmtlichen Jagdzeug dahin abführen lassen, und dabey denselben dergestalt eintheilen, wie viel Fuder Gezeug von hohen Tüchern bey dem Anfang an den Abjagensflügel zu stellen, und wo die andern, ein jegliches auf seiner Post, zu warten haben; jedoch daß sie auf beyden Flügeln der Wälder hinfahren, allda warten und stehen bleiben. Darauf hat er einen Ueberschlag nach dem Vorrath seines Jagdzeuges zu machen, und hievon die Verzeichnisse, wie solches zu bestellen, dem Oberjäger auszugeben.

Nach diesem wird bemerkt; wo das Jagen und der Lauft gemacht werden können, welches, so viel möglich, an einem kleinen Bach- oder Quellwasser geschehen soll, damit das Wild sowohl, als die Hunde im Abjagen sich erquicken mögen. Man muß Achtung geben, ob der Ort so beschaffen seye, daß die Herrschaft nebst ihrer Hofstaat mit Pferd und Wagen durchkommen könne. Ferner ob der Ort auch mit genugsamen Dickichten von jungem Holz und Sträuchern, Tannen und Fichten, oder andern laubichten Stauden bewachsen seye, wo sich das Wild verbergen, auch nicht so leicht auf den Lauft sehen könne. So muß auch der Lauft, so möglich, abhängig, oder doch zum wenigsten sein gerade liegen. Sonderlich aber muß vor allen Dingen der Wind wohl gemerket und beurtheilet werden, daß er aus dem Walde von dem Wildpret nach dem Lauft gehen möge. Wenn nun auf des Jägermeisters Befehl mit den Leithunden durch die

die Beſuchknechte auf beyden Flügeln zugleich vorgeſuchet worden iſt, zu vernehmen, was für Wildpret, und dabey für Haupthirſche hinein oder heraus ſeyn, und dem Jägermeiſter, weſſen man ſich darinne zu vermuthen, gemeldet worden; ſo wird alsdenn das Lauf- oder Quertuch, wohin der Lauft kommen ſoll, geſtellet, und an demſelben die hohe Tücher zur rechten und linken Hand auf die Hauptflügel von den Zeugknechten angebunden und geknebelt; nach dieſem der hohe Zeug, ein Fuder nach dem andern, auf beyden Flügeln abgeführet, aufgeſtellet und gehörig verwahret, ſo weit, als man mit ſolchem reichen kann. An ſelbigen werden die alten und Mitteltücher, und daran die doppelten, zuletzt aber die einfachen Tücherlappen geſtellet. Der weitere Verfolg dieſes Hauptjagens iſt zu finden unter den Wörtern: Abjagen, Treiben.

Hauptkarpfen, ſ. Karpfe.

Hauptleine, iſt bey der Jägerey die oberſte Leine an einem Tuch oder Netze. ſ. Leine.

Hauptſchwein, heißt ein wildes Schwein männlichen Geſchlechts, im ſechsten Jahre. Dieſe Hauptſchweine ſind nicht ſo flüchtig, als die hauenden und angehenden Schweine. Sie haben ihr Gewehr 4 Finger breit herausſtehen, groß und ſtark, doch etwas gebogen, einem Knebelbart ähnlich, nicht zu ſcharf, von Farbe gelblicht, und nur an den Spitzen weiß. Der Kopf iſt auf der Stirne und an dem Rüſſel ganz grau, welche Farbe auch die Vorderblätter haben. Das Hauptſchwein gehet geſchrenkt mit den Ballen ein- und mit den Klauen auswärts, und ſchreitet insgemein 2 gute Werkſchuh lang. Die Fährte iſt 3 bis 4 Finger breit, der Schrank eine Spanne weit, nachdem es feißt über dem Rücken iſt, und die Keulen voneinander geſperret ſind.

Hauptteiche, ſ. Karpfenteiche.

Haupttreiben, iſt, wenn in einem groſſen Wald das Wildpret bey einem Hauptjagen zuſammengetrieben wird, und nach dem Abjagen gejaget, darneben auch mit Zeuge hergeſtellet wird, daß es ſich ſcheuen und nicht austreten möge. Wie ſolches anzuſtellen, und was dabey zu beobachten, davon ſ. Treiben.

Hauſen, Hauſſen, lat. Huſo, Antacæus, iſt ein groſſer Fiſch, welcher nicht nur in der Donau zwiſchen Raab und Comorren, und andern an dieſem Fluß hinabliegenden Orten, ſondern auch in dem groſſen Wolgaſtrom in Moſcau gefangen wird. Er wird, wann er recht ausgewachſen, bis zwölf Ellen lang, und vier, ſechs, acht bis zehen Centner ſchwer, iſt an der Geſtalt faſt wie ein Stör, aber gröſſer, hat eine glatte weißlichte Haut, ohne Schuppen, Beinen und Gräten, auſſer im Kopfe, von welchem bis zum Schwanz ein groſſer hohler Knorpel, an ſtatt des Rückgrads, gehet. Der Hauſenfang hebt ſich an im Martio, und währet bis zu Ende des Monats Julii. Im September fängt er ſich wieder von neuem an, und währet bis gegen Allerheiligen. Der Hauſſen, wenn er gefangen, läßt ſich mit Wein und Milch etliche

etliche Tage beym Leben erhalten. Sein Fleisch ist wohlgeschmackt, und giebt an Güte dem Lachs nichts nach; er ist überdieß fett, und hat zum öftern Speck, wie ein Schwein. Der Rogen ist schwärzlicht, und wird in Essig gesotten und eingemacht, für ein Leckerbißlein gehalten. Die Zubereitung dieses Fisches kann nachgeschlagen werden in *Onomatologia oeconom. practica*, oder dem ökonomischen Wörterbuch, im 2ten Theil, pag. 51 - 53.

Hausschwalben, s. Schwalbe.

Haussen, s. Hausen.

Haussperling, s. Sperling.

Haute Futaye, s. Oberholz.

Haye, s. Zaun.

Haynbuche, s. Buche.

Hecht, lat. Lucius, franz. *Brochet*, ist ein bekannter Fisch, welcher sich in süssen Wassern, als Seen, Teichen und Flüssen aufhält, und wo er nur genugsamen Unterhalt finden kann, vor andern Fischen am leichtesten über sich kommt, auch sowohl zu einer ansehnlichen Stärke, als auch zu einem hohen Alter gelanget, wo er anderst Friede hat. Zeiler gedenket eines mehr, als 2 Ellen langen und eine halbe Elle breiten Hechtes, der Schneeweiß gewesen, und im Jahr 1525 bey Wollin in Pommern gefangen worden. Lehmann aber behauptet, daß man im Jahr 1497 bey Heilbronn in einem See einen Hecht gefangen, der 19 Fuß lang gewesen, und, wie man aus der Schrift des angehängten kupfernen Ringes ersehen, von Kayser Friderico II. im Jahr 1230 in dieses Wasser gesetzet worden, folglich darinnen 267 Jahr gestanden. Er soll 350 Pfund gewogen haben, und dem damaligen Churfürsten zu Heidelberg geschickt worden seyn.

Es ist aber der Hecht ein gewaltiger Raubfisch, der sonderlich in den Teichen grossen Schaden thut, sich auch wohl an junge Gänsgen macht, ja wohl gar in dem Fischbehälter nach Menschenbeinen schnappt; daher er von etlichen mit Recht ein Wasserwolf oder Fischwolf lat. Lupus aquaticus, franz. *Loup des eaux*, genennet wird, weil er eben so im Wasser mit den Fischen, wie der Wolf im Walde mit den Thieren umgehet. Er kann grosse Karpfen zu 3 bis 4 Pf. verschlingen und verdauen. Er hat einen flachen Kopf, weiten Rachen, lange spitzige Zähne, einen schmalen und rahnen Leib, genau gestreifte Seiten und einen weissen Bauch. Der Unterkiefer ist länger als der obere, und hohl, wie ein Löffel. Er gehöret mit unter die schuppichten Fische, und hat ein gesundes und wohlschmeckendes Fleisch, so, daß es auch den Patienten zu essen, verstattet wird.

Der Gröſſe nach werden die Hechte eingetheilet in grosse und Hauptechte, lat. Lucios maximos, franz. *Brochets*; Mittel- oder Schüsselhechte, lat. Lucios mediocres, franzöſ. *Lancerons*; und in kleine oder Grashechte, lat. Lucios parvos, franz. *Brochettons*. Unter diesen wird die Mittelgat-

tung

tung am meiſten äſtimiret, und ſolcher im Hornung, da die Hechte vor andern Zeiten am fetteſten und wohlgeſchmackteſten zu ſeyn pflegen, auf das ſorgfältigſte nachgetrachtet. Am ſchlechteſten aber ſind ſie im Merz in ihrer Laichzeit, welche manchmal auch bey einem ſtarken Nachwinter bis in den April ſich hinaus verſchiebet. Daher man ſie, wie alle andere laichende Fiſche, zu ſolcher ihrer Brutzeit in Ruhe laſſen ſoll. Die Fiſcher nennen ſie alsdann Merz- oder Poggen- oder Paddenhechte, weil ſie um dieſe Zeit ſchon Poggen oder Fröſche fangen. Die aber früher und eigentlich im Hornung laichen, heiſſet man Hornungshechte, welche um ein ziemliches beſſer ſind, als die andern.

Dem Orte ihres Aufenthalts nach werden ſie in See- Teich- und Strohmhechte, lat. Lucios lacuſtres, piſcinarios und fluviatiles, eingetheilet, und unter dieſen die, ſo in Flüſſen gefangen werden, den See- und Teichhechten, gleichwie die Milchner allezeit den Rognern vorgezogen.

Wo dieſer Fiſch in Menge gefangen wird, dergleichen ſonderlich in Reuſſen, Lemberg, zu Wriezen an der Oder, und überhaupt, wo viel Teiche ſind, geſchiehet, pfleget man ihn eingeſalzen in Tonnen zu ſchlagen, und weit herum zu verſenden, da denn dieſe Tonnenhechte abſonderlich von den römiſch Catholiſchen in der Faſtenzeit viel gekauft werden, wiewohl ſie nicht ſo beliebt ſind, als die friſchen. Sie werden mit Wathen oder Zuggarnen, Hamen, Wurfgarnen, Reuſſen, ingleichem mit Angeln und Nachtſchnüren gefangen, wiewohl ſie auch Winterszeit unter dem Eis mit dem Eisnetze heraus gelanget werden. ſ. Eisfiſcherey, Angel. So kann man ſie auch im Merz, da ſie hoch und ſtille ſtehen, leicht mit Kugeln ſchieſſen, oder mit einer Schlinge an einer langen Stange herausrücken. Aus den Beinen des Hechtkopfs will man die vornehmſte Werkzeuge, ſo bey der Creutzigung Chriſti vorgekommen, herausbringen, wozu aber eine ſtarke Einbildungskraft gehöret.

In der Arzney haben viele Stücke vom Hecht einen herrlichen Nutzen, doch müſſen ſolche friſch und keine Reliquien von der Tafel ſeyn. Und zwar werden die Hechtzähne und Hechtkiefer, weil ſie das geſtockte Geblüt auflöſen, und die Säure des Magens benehmen, pulveriſirt und ein halb bis ganzes Quintlein eingenommen, wider das Seitenſtechen ſehr gerühmet; eben dieſes Pulver eingeſtreuet, trocknet die Wunden und heilet das Gliedwaſſer. Das Creutzförmige Bein ſoll wider die fallende Sucht und Zauberey dienlich ſeyn; die Galle aber die Augenflecken vertreiben. Wer drey ſolcher Hechtgallen einnimmt, oder das Herz einem lebendigen Hecht aus dem Leibe reißt, und iſſet, den Hecht aber wieder ins Waſſer laſſet, der ſoll des Fiebers quitt werden. Denen Kindern, ſo mit dem Huſten geplagt ſind, und nicht ſchlafen können, pfleget man das Fett gegen das Feuer auf die Fußſoh-

Fußsohlen zu ſtreichen, und ihnen damit Hülfe und Ruhe zu verſchaffen. Ihre Zurichtung in der Küche kann nachgeſchlagen werden in *Onomatol. oeconom. practica*, oder dem ökonomiſchen Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 79 - 90.

Hechtangeln, ſ. Angeln.

Hechtbehälter, ſ. Fiſchhälter.

Hechtgalle, ſ. Hecht.

Hechthälter, ſ. Fiſchhälter.

Hechtkiefer, ſ. Hecht.

Hechtteich. Dieſen pflegt man dem Hecht als einen beſondern Aufenthalt einzuräumen, weil er in denen Karpfenteichen ſowohl mit der Brut und dem jungen Satz, als auch mit den Karpfen ſelbſt gar ſchlechte Nachbarſchaft hält. Man nimmt dazu gern kalte Teiche, darinnen man ſonſt keine Karpfen einſetzen kann. Nachdem aber der Hecht nicht, wie die Karpfen, vom Schlamm, ſondern von andern Fiſchen ſeine Nahrung hat; alſo muß in dergleichen Teiche aus einem nahe gelegenen Bach oder Fluß, durch Gräben oder genugſam weite Rinnen, das Waſſer geleitet werden, damit er kleine Fiſchlein den Hechten zur Nahrung mit hineinführen könne. In Ermanglung dergleichen Gelegenheit muß man, wenn andre Teiche geſiſchet werden, etliche von Speiſefiſchen zu denen Hechten einſetzen, damit, wenn jene laichen, dieſe von der Brut zu leben haben mögen. Daher ſetzt man auch gern in die Streckteiche Hechte, welche aber kleiner ſeyn müſſen, als die darinnen befindliche Karpfen, damit nämlich die Speiſefiſche, welche ſonſt den Karpfen die Nahrung wegnehmen würden, von den Hechten aus dem Wege geräumet werden. Wenn man aber keine Speiſefiſche haben kann, muß man an deren ſtatt etliche Laichkarpfen hineinſetzen, auf daß die Hechte von derſelben Brut ihren Unterhalt haben. In dieſen Teichen ſtreichen auch die Hechte ſelbſten. Weil ſie aber, wenn ſie groß, und derſelben zu viel werden, ihre ſelbſt eigene junge Brut auszutilgen pflegen; ſo iſt nöthig, daß alle Jahr die größten heraus gefangen werden.

Endlich iſt noch zu merken, daß man obberührter maſſen Hecht- und Karpfenſatz in einen Teich nicht zuſammen ſetzen dürfe, weil der Hecht wegen ſeines geſchwinden Wuchſes ſo mächtig wird, daß er der großen Karpfen nicht mehr ſchonet, ſondern in Ermanglung anderer Nahrung auch dieſe angreift; es wäre denn, daß man Hechte neben Karpfen aus einer beſondern Abſicht duldete, nämlich damit die Menge unnützer kleinen Fiſche gemindert, und denen Karpfen, ſo zur Zucht wachſen ſollen, mehr Raum gemachet würde. Oder wenn der Grund und Boden des Teiches alſo beſchaffen wäre, daß dieſer auch Karpfen zugleich trüge, da alsdann ſo groſſe Karpfen einzuſetzen, welche der Hecht unangefochten laſſen muß. Wo aber der Teich künftig wird abgelaſſen, und die Hechte neben den andern Fiſchen herausgefangen werden; ſo muß man zuſehen, daß ſich kein Hechtlein darinnen verhalte, weil

ſonſt die Brut, ſo künftig hineingeſetzet werden ſollte, nicht wohl möchte zurechte kommen können. Zu verwundern iſt, wenn man bisweilen Hechte in Teichen findet, dahinein man doch keine geſetzet hat. Man giebt insgemein vor, daß die Enten in denen Flüſſen die Hechte mit dem Rogen verſchlucken, und hernach dieſen Hechtlaich in den Teichen manchmalen wieder ausſpeyen. Wenn ſich nun etwas davon, wenn er noch friſch iſt, an dem Graſe oder Gehölzicht in den Teichen anleget; ſo wird es bey erfolgendem Sonnenſchein lebendig.

Hechtzähne, ſ. Hechte.

Hecke, ſ. Haag, Feldbuſch.

Hecken, wird bisweilen von einigem Federvieh, ſonderlich von kleinen Arten der Vögel, an ſtatt des Brütens, geſagt.

Heckenkloſchen, ſ. Rheinweiden.

Heckholz, ſ. Rheinweiden.

Heckjagen, ſ. Beyjagen.

Heckroſe, ſ. Dornroſe.

Heckſchnaar; ſ. Schnerf.

Hedera, ſ. Ephen.

Heerſchnepfe, ſ. Schnepfe.

Heft, ſ. Häft.

Heftel, ſ. Häft.

Heyholz, ſ. Hägeholz.

Hegen, ſ. Hägen, Hagen.

Hegerecht, ſ. Hägen, Hagen.

Hegereuter, ſ. Hägereuter.

Hegeſäule, ſ. Hägeſäule.

Hegewaſſer, ſ. Hägewaſſer.

Hegezeit, ſ. Hägen, Schonzeit.

Hegerweiden, Sandweiden, ſind den Bruch- und rothen zähen Weiden ſehr gleich, wachſen aber pur in und dichte an dem Waſſer, und ſind auf trockenem Boden faſt gar nicht, oder doch ſehr ſelten fortzubringen; an den Waſſerufern aber und an den Inſuln wachſen ſie bald fort. Wenn man nur davon eines Daumens ſtarke, und anderthalb Ellen lang abgeſchnittene Stöcke in die Erde ſteckt; ſo beveſtigen ſie die Ufer. Wo auch das Waſſer etwas Sand oder Erdreich antreibet; ſo leget ſich bald ein Heger, Werder oder Inſul an, woſelbſt dieſe Weiden ſchnell aufwachſen, daß ſie theils über Manns hoch in einem Jahre werden, da ſie denn auch zu Korbmacherzeben jährlich zu nutzen. Läßt man ſie aber 3 bis 4 Jahre ſtehen; ſo ſind Faßtonnen und Geltenreiffen daraus zu nehmen. Es iſt alſo recht rathſam, daß man dergleichen Weiden an den Waſſerufern vielfältig pflanze, indem ſie dem Eigenthümer viel Nutzen ſchaffen.

Heher, ſ. Häher.

Heide, Heyde, heiſſet ein groſſer, wilder, mit Tangel- oder ſchwarzem Holze bewachſener Wald, welcher von dem Heidekraut, ſo in dergleichen Gehölzen häufig wächſet, alſo genennet wird.

Heide, Heyde, Heidekraut, Heydekraut, lat. Erica, Erice, Erica prima, Erica vulgaris glabra, Erica vulgaris humilis, ſemper virens, flore purpureo & albo, Erica Myricæ folio, Myrica humilis, franz. Bruyere, iſt

ist ein kleiner niedriger Strauch, welcher einen Hauffen Ruthen oder Stengel zu ein und auch anderthalb Fuß hoch treibet. Diese sind hart und holzig, ästig und braunroth oder dunkel, mit kleinen Blättgen besetzet, die ein wenig hart und rauh, beständig grün, und den Tamarisken, und Cypressenblättern nicht viel ungleich sind. Seine Blüten sind kleine Glöcklein oder Schellen, welche von der Mitten der Zweige, bis oben an, an ihnen stehen, eine schöne purpurhafte Farbe, auch zuweilen eine weisse haben, und an kleinen kurzen Stielen sitzen. Aus dem Boden der Blüte entspriesset ein Pistill. Daraus wird hernachmals eine beynahe ovalrunde Frucht, die einen ganz zarten Saamen enthält in 4 Fächlein eingeschlossen. Die Wurzel ist holzigt und kreucht in der Erde herum. Am liebsten wächst das Heidekraut auf sandigem Boden, es kommt aber auch auf steinichtem und kirschichtem fort, er sey feucht oder trocken, nur kann es keinen Schatten leiden. Daher findet man es sehr selten an sehr einhängenden Flächen oder Gebürgen, am wenigsten an den Winterseiten.

Dieses Gewächs läßt, wo es einmal überhand genommen, kein Holz aufkommen, indem es den Boden sehr dicke überziehet, und, wie gedacht, gegen 2 Fuß hoch wächst. Wo demnach Oerter solches anzunehmen geneigt sind, wo es schon in der Nähe stehet, und zu besorgen ist, daß es von Saamen, welchen die Vögel umher schleppen, anwachsen werde, da eile man, die Oerter bald wieder in Anwachs zu bringen. Ist ein Ort schon mit Heydekraut überzogen; so ist, wo es wegen der Umstände sicher geschehen kann, kein besser Mittel, als die Heide im Frühjahr oder Nachsommer bey recht trockenem Wetter anzuzünden, welches aber die Umstände selten gestatten; denn so weit das Feuer fortlauffen kann, muß in der Nähe kein Wald oder bewohnter Ort befindlich seyn, weil es durch den Wald getrieben solche anzünden würde. Wenn auch der Boden feuerfangenden Torf, der nicht im Wasser stehet, hat; so brennet das Feuer oft etliche Jahre fort. In solchen Fällen muß man die Heyde lieber durch Schaafe einige Jahre lang zur Blütezeit abfressen, sodann den ganzen Ort umpflügen oder umgraben, und mit Holzsaamen wieder besäen lassen.

Es führet das Heidekraut viel Salz und Oel bey sich, wird von vielen wider die Milzkrankheiten, Nieren- und Blasenstein gebrauchet, in Wein oder Wasser gesotten, und Morgens und Abends davon getrunken; vertreibet auch die Gicht und Reissen der Glieder, befördert den Frauen ihre Zeit, und stillet das Lendenweh. Einen Zucker aus den Blumen gemacht, und genossen, tilget das Quartanfieber, öfnet die Milz, und ist den Wassersüchtigen gut. Man pfleget auch an einigen Orten das Kraut mit den weissen Blumen in Bier zu sieden, und den Ammen zu trinken zu geben, welches ihnen viel Milch bringen solle, oder man giebt ihnen die weissen Blümlein gepülvert mit warmen Bier ein.

Eini-

Einige gebrauchen diese Blümlein wider den weissen Weiberfluß. Das gebrannte Wasser von den Blumen getrunken ist gut wider die Colick und Darmgicht, benimmt auch die Röthe der Augen und mildert den Schmerzen übergelegt, stärket darneben das blöde Gesichte, wenn des Morgens etliche Tropfen in die Augen gethan werden. Das Oel aus den Blumen wird auch glücklich wider die böse Flechten, sonderlich des Gesichts gebrauchet. Ein Bad aus diesem Kraute gemacht thut den lahmen und schmerzhaften Gliedern gut. Die Bienen haben eine besondere Lust zu den Heidelblumen, und bereiten viel Honig daraus. Doch soll das hieraus gemachte Honig etwas schlechter, als das andere seyn. Zur Winterszeit ist das Heidekraut ein gutes Geäsſe für das Rothwildpret, wie auch eine gute Nahrung vor Rindvieh und Schaafe. Wenn aber die Heide von dem Wildpret nicht sehr abgeäsſet oder von dem Viehe abgefressen wird; so wächst sie zu hoch, und wird sowohl zum Geäsſe des Wildprets, als auch zur Nahrung des Viehes untauglich und zu grobstengelicht.

Heideläuffer, Holzknecht, ist ein Forstbedienter, welcher, wo ein Forstrevier vor einen Förster zu weitläuftig, und sonderlich mit vielen Waldungen verwachsen ist, dem Förster untergeben wird. Man kann Leute dazu gebrauchen, wenn sie schon von der Jägerey nichts verstehen, so sie nur sonst ehrlich und treu sind. Sie müssen die Waldungen fleissig durchgehen, allen Schaden darinnen zu verhüten suchen, und wenn etwas vorfällt, solches ihrem vorgesetzten Förster treulich anzeigen. Mit den Rechnungen haben sie gar nichts zu thun.

Heidelbeere, Heydelbeere, Heidelstrauch, lat. Myrtus, Myrtilli, franz. *Frelan*, *Frelon*, ein bekanntes Gewächs, welches gern an hohen, trockenen und steinigten Oertern wächst, auch in den höchsten Gebürgen, fürnemlich aber, wo nur einzeln Holz umher stehet. Wenn auf solchen Boden, wo die Heidelbeere gerne wachsen, das dickstehende Holz abgetrieben wird; so finden sich nach Verlauf einiger Jahre die Heidelbeere häufig ein, ob schon in weiter Entfernung keine zu finden ist. Und wofern nicht der Anwachs des jungen Holzes, es seye aus den abgehauenen Stämmen, oder aus dem Saamen, sofort in hinlänglicher Dickung erfolget: so werden sie dem spät erfolgenden Anwachs überaus schädlich; indem, wenn sie einmal sich einflechten, ein Ort in kurtzem so dick damit überzogen wird, daß es sehr beschwerlich fällt, durchzugehen. Sie lassen weder Luft noch Sonne den Boden berühren. Daher alle Arten von Gewächsen, wenn die Heidelbeere überhand nehmen, zurücke bleiben müssen. Selbst das im dickesten Schatten wachsende Moos wird vom Heidelbeerkraut vertrieben. Den Stammlohden schaden sie nicht so leicht, als den Saamlohden, weil jene in den ersten Jahren weit geschwinder in die Höhe kommen, und wenn sie auch nur in einer mässigen Dickung heran wachsen, diese

Stauden dennoch dergestalt vertreiben, daß sie entweder gar wegbleiben, oder doch nur einzeln hervor kommen. Man hat davon zweyerley Sorten:

Die Schwarzen, welche ihrer Farbe nach an einigen Orten Schwarzbeere, lat. Vaccinia nigra, franz. *Airelle* genennet werden, und die rothen, welche auch Kraus- oder Preselbeere, Steinbeere heissen. Die schwarzen Heidelbeere, welche in denen Heiden und schwarzen Gehölzen wachsen, sind ein niedriges Kraut, dessen Blätter klein, dunkelgrün, und am Rande herum ein wenig zerkerbt, übrigens aber dem Laube des Burbaums ziemlich gleich kommen. Im Mayen blühet es mit braunrothen Blümlein, nach welchen im Julio die blauschwarzen Beere, die sowohl als die rothen an Grösse den Johannisbeeren gleich sind, hervor kommen, da sie denn von denen Bauren und gemeinen Leuten zusammen gelesen, auch oft mit gewissen dazu bereiteten Kämmen, von den kleinen Sträuchern abgestreift, auf die Märkte gebracht, verkauft, und entweder rohe, auch als eine kalte Schaale, mit Milch oder Rahm, oder als ein Zugemüse gekocht, genossen werden. Bey dieser letztgedachten Zurichtung werden selbige, nachdem sie zuförderst rein gelesen und gewaschen, entweder mit Wasser oder Milch bey dem Feuer gedämpfet, klar gequirlt, auch wohl mit Nelken und Zucker gewürzet über geschnitten Brodt, oder auf gebähete Semmelschnitten in eine Schüssel angerichtet, und sodenn verzehret. Wer den Wortheil weiß, kann die Weine wohl damit färben. Die Färber brauchen den Saft, Garn und Leinwand damit dunkelblau zu färben. Sie kühlen und löschen den Durst im Sommer, wie die Erdbeeren, sind dabey einer trockenden Natur, ziehen ein wenig zusammen und stopfen, dahero auch sowohl die frischen als dürren Beere wider die rothe Ruhr und andere Bauchflüsse gebraucht werden. Die Wurzel davon gepülvert, und in die Wunden gestreuet, benimmt das faule Fleisch, und heilet sehr. Aus den Beeren wird ein Wasser, welches wider die Bräune und in hitzigen Fiebern sehr gut ist, gezogen, und ein Syrup gemacht, der allerhand Blutflüsse stillet, und den Kindern, wenn sie die Masern oder Blattern haben, sehr dienlich ist.

Es giebt ausser diesen gemeinen schwarzen Heidelbeeren in denen Gärten, noch eine Art schwarzer Heidelbeere mit doppelter Blüthe, welche mit ihren Aestlein in Gestalt eines kleinen Bäumleins in die Höhe steigen, und ihre Zweige mit ihren Blättlein, wie die wilden Heidelbeere, ausbreiten. Sie tragen weisse gefüllte Blumen, in der Grösse der Maßlieben oder Tausendschön, welche fort und fort an der Staude in solcher Menge hängen, daß sie einen immerwährenden Frühling vorstellen. Diese Bäumlein wollen in gutem Erdreich stehen, und im Frühling von aller dürren und überflüssigen Aesten gesäubert seyn. Die rothe Heidelbeer, Preisselbeer oder Steinbeer, ist gleichfalls ein geringes Stäudlein, dessen Blätter sich denen

denen Buchsbaumblättern gleichen, aber etwas gespitzt, und gleich denen auf den Gipfeln der Stäudlein wachsenden rothen Beeren einen zusammenziehenden Geschmacks sind. Diese werden gedörret, gepülvert, und wider den Gicht, Ruhr und Bauchflüsse eingenommen.

Heidelerche, s. Lerche.

Heilschreyer, s. Gimpel.

Hengedonen, s. Donen.

Henne, Hun, Huhn, lat. Gallina, franz. *Poule, Geline*, wird das Weiblein des Haushuhns genennet. Es führen aber solchen Nahmen auch die Auer-Birk-Brom-Fasan-Hasel-Reb- und Wasserhüner, von welchen unter ihrem Nahmen Meldung geschiehet.

Herabschiessen, franz. *Descendre*, wird bey der Falknerey vom Vogel oder Falken gesagt, wenn er aus der Luft auf das Wild gerade herunter fliegt, und auf selbiges stösset. Wenn er es mit Hefftigkeit thut; so sagt man: er schießt in die Runde; wenn es aber ganz gemach geschiehet; so sagt man nur schlechthin: er schießt oder stößt.

Herabstürzen, franz. *Devocher*, wird von den grossen Vögeln, als dem Adler und Falken gesagt, wenn sie die vierfüssige Thiere verfolgen, und sie nöthigen, daß sie sich von den Gipfeln der Felsen herabstürzen müssen.

Herbe, s. Gras.

Herbstmonat, s. September.

Herbststand der Hirsche, s. Hirsch.

Hericius, s. Igel.

Heriſſon, s. Igel.

Herlskenbaum, s. Corneelbaum.

Heron, s. Reiger.

Herzkammer, bedeutet in der Jägerey an einem wilden Thier sonderlich denjenigen Theil der Brust, wo das Herze lieget, und die Ribben enge zusammenstossen, so sich zwischen den beyden Bugen befindet.

Hêtre, s. Buche.

Hetschepetsch, s. Dornrose.

Hetschepetsche, s. Dornrose.

Hetze, s. Säher.

Hetzebaisch, s. Dornrose.

Hetzebetsch, s. Dornrose.

Hetzen, Windhetzen, heißt einen Hasen oder Fuchs mit Windhunden fangen. In der Jägerey heisset man in das Garn hetzen, wenn man ein Bothholz mit Garn fürrichtet, daß der Hase, wenn er sich von den Hunden in das Holz retiriren will, nothwendig darein fallen muß. Wenn man aber im freyen Felde hetzet; so heißt es: von dem Strick aus hetzen. Dieß geschiehet folgender Gestalt: Man reutet zu Pferd, und hat ein paar Windhunde am Hetzriemen, von welchen man sie nach Gefallen loslassen, oder wenn der Hase zu weit aufstünde, oder man sonst nicht hetzen wollte, dieselbe damit an- und zurücke halten kann. Ihrer etliche reuten also in gerader Linie nebeneinander die Ackerstücken oder

Feldbeete durch, und geben Acht, ob sie darzwischen einen Hasen im Lager sitzen sehen können. So nun einer aufstösset, so muß man ihm einen kleinen Vorsprung vergönnen, darnach lässet man von den nächsten Strickwinden ein paar los, und jaget einer oder 2 zu Pferde nach, die übrigen bleiben in ihrer Such. So streiffet man ein Feld nach dem andern durch, und wird ein Strick Hunde nach dem andern losgelassen, nachdem es viel oder wenig Hasen giebt, oder nachdem der Hase auf der rechten oder linken Seite, oder in der Mitten aufstehet. Wo es Höhen und Gebürge hat, da läuft der Hase gern Bergauf, da er wegen Kürze der vordern und Länge der hintern Füsse viel besser fortkommen kann, als die Hunde, die dadurch bald abgemattet werden. Daher etliche einen Jäger zu Fuß mit einem Strick Hunde oben auf der Höhe aufpassen lassen, ihm diesen Paß abzuschneiden. Wenn ihm die Hunde nahe auf den Leib kommen; so gebrauchet er mancherley arge List, begiebt sich in die Wasser, verbirget sich, wenn die Schaafe oder anderes Vieh im Feld sind, unter die Heerde, leget sich öfters im Laufe nieder, daß die Hunde über ihn springen, schlieffet durch die Zäune und Gehäge von einer Seite auf die andere, lauffet, wenn die Hunde und Jäger vorbey sind, den geraden Weg wieder zurücke. Bisweilen springt er, wenn er mitten unter den Hunden ist, über sie hinüber, oder schießt ihnen bey den Füssen hindurch. Manchmal, wenn die Hunde nicht gar zu fängig oder zu hoch sind, stossen sie zwar den Hasen, ergreiffen ihn aber nicht; sondern kriegen an statt desselben das Maul voll Haare, der Hase aber läuft mit zerrupftem Pelz und ganzem Fell immer fort.

Wenn man junge Hunde einhetzen will; so geschiehet es am besten im Herbst, da es junge heuer gefallene Hasen giebet, die weder so schnell, noch so listig, als die alten sind. Das erstemal muß man einen jungen Hund mit 2 alten Hunden an einem vortheilhaften Orte einhetzen, damit er zum erstenmal nicht vergebens lauffe; denn dadurch wird er verzagt werden, und sowohl das Herz, als die Begierde verlieren. Es muß aber nahe und hinter den jungen Hunden allezeit einer zu Pferd seyn, damit sie nicht, wenn sie lange allein bey dem Hasen bleiben, ihn zerreissen und fressen lernen, welche häßliche Gewohnheit ihnen hernach schwer wieder abzugewöhnen ist.

Bey nassem, windigten üblen Gewitter soll man nicht zu hetzen treiben; aber im Thau ist es darum gut, weil der Hase nicht zu weit, noch so leicht aufstehet, indem er nicht gerne naß wird. Daher er die Jäger näher auf sich ankommen läßt. So werden auch die Hunde durch den frischen kühlen Thau desto mehr erquicket. Auch soll man bey weichem Wetter nicht hetzen, weil der Hase leicht ist, und über die tiefen weiten Felder wohl fortkommen kann, die Hunde aber tief hinein fallen, zu geschweigen, daß zu solcher Zeit grosser Schade in der Saat geschiehet. Im

Winter,

Winter, wenn tiefer Schnee lieget, soll man gar nicht, bey hart gefrornem Erdreich aber Vormittags nicht hetzen; denn die Hunde lauffen sich auf, und verderben sich oft auf einmal so übel, daß man sie hernach in viel Wochen nicht brauchen kann. Wenn die Hunde einen scharfen weiten Lauff gethan, und endlich den Hasen gefangen haben; so muß man sie in der Mitte über sich aufheben, und rütteln, damit ihnen das Geblüt vom Herzen komme.

Nach den gemeinen Hetzordnungen wird das Hetzen allen, die nicht Landleute sind, d. i. die nicht Landgüter wirklich im Besitz und Genieß haben, untersaget; den Landleuten aber nicht, als von Bartholomäi bis Fastnacht, oder bis zu Ende des Aprils verstattet; nach diesem aber ist es, bis wieder Bartholomäi kommt, verbotten. Doch ist dem Besitzer einer Jagd in der Marterwoche einen sogenannten Osterhasen zu hetzen, erlaubet. Auf eines andern Grund und Boden zu hetzen, wo es nicht hergebracht ist, ist ordentlicher Weise verbothen. Was aber einer auf seiner Grenze ausgehetzet hat, das mag er über die Grenze verfolgen. s. Nachfolge. An einigen Orten wird auch die Anzahl der Hunde, die man in das Feld führen mag, durch die Weyd- und Holzordnungen vorgeschrieben. s. a. Jagd.

Hetzgarten, Hetzhaus, Hetzplatz, ist derjenige Ort, in welchem die wilden Thiere mit Hunden gehetzet werden. Solcher Platz ist dergestalt in die Runde, wie man zu Berlin findet, oder in das Viereck, wie das sogenannte Fechthaus in Nürnberg, eingerichtet, daß etliche 1000 Zuschauer gar bequem und trocken der Hetze zusehen können, als welche unten in dem freyen Platze geschiehet, um welchen rund herum die Behältnisse der wilden Thiere zu finden sind, welche mit starken Fallthüren dergestalt eingerichtet sind, daß, wenn solche oben aufgewunden werden, das Thier alsdann heraus lauffen, und auf gleiche Manier wieder darein, wenn man die Fallthiere niederläßt, verschlossen werden kann. In der Mitte eines solchen amphitheatralischen Hetzfechthauses ist die Orchestra oder der Herrensitz, auf welchem die hohe Landes- oder Stadtobrigkeit den der Hetze bequem und sicher zusehen kann. In Deutschland erhält der Berlinische Hetzgarten vor andern den Preis, theils weil er in Form des alten zu dergleichen Schauspielen bestimmten römischen Amphitheaters, oder des noch aus seinen Ueberbleibseln zu erkennenden Colisæi gebauet ist, als auch weil in demselben allerhand Arten wilder und grimmiger Thiere, sonderlich aber 3 grosse und starke Löwen, weisse und schwarze Bären, etliche Tieger, wilde Auerochsen und hauende Schweine aufbehalten werden.

Hetzhaus, s. Hetzgarten.

Hetzhunde, sind diejenigen, die zum Hetzen genommen werden. Man brauchet dazu verschiedene Arten von Hunden, als: Englische Hetzhunde oder Docken, Bären- oder Bullenbeisser,

Blendlinge oder Däniſche Blendlinge, Windhunde, eine gemiſchte Art, die man Zwitter nennet, Pomeriſche Saurüden u. d. g. wovon unter dieſen Nahmen nachzuſchlagen. Die Erziehung der ſchweren Hunde wird am beſten alſo veranſtaltet, daß man ſie, ſo ſie das Luder erſt zwingen können, auf eine Feldmeiſterey thut, wo ſie ſtark und geſetzt werden. Was aber die leichten Zwitter- und Windhunde ſind, die ziehet man mit Brod und Brühen oder Schrot auf. Wenn ſie ſo gehalten werden können, daß ſie beſtändig herumlauffen, ſo werden ſie freudiger und gangbarer, als wenn ſie beſtändig an Ketten liegen müſſen.

Hetzplatz, ſ. Hetzgarten.

Hetzriemen, iſt ein langer lederner Riemen, woran der Jäger Windhunde, und zwar gemeiniglich 2 zuſammen gekoppelt hält. Er hat ſolchen, von der linken gegen die rechte Hand, über die Achſel herunter hangen, und das eine Ende davon, welches durch die Ringe der Hundehalsbänder geſchoben iſt, in der Hand, welches er, wenn ein Haſe aufſtehet, fahren, und damit die Hunde los laſſen kann.

Heuerling, ſ. Barſch.

Heule, ſ. Holztaube.

Heumonat, ſ. Julius.

Heuriger Friſchling, ſ. Schwein.

Heuerlinge, ſ. Härlinge.

Heuſcheune, **Heuſchuppe**, lat. Foenile, franz. *Grenier a Foin*, iſt ſowohl in Thiergärten als Gehägen ein vor das Wild höchſt nöthiges Gebäude, daſſelbe den Winter über mit Futter darinnen zu erhalten. Es muß dieſelbe an einer Sommerſeite, oder an einem abhängigen Berge, da die Sonne fein warm anſcheinet, ohnweit eines Waſſers, ſo nicht zufrieret, und wo dicke Behältniſſe vorhanden ſind, ohngefehr 16 Ellen lang und 8 Ellen breit angeleget, und mit doppelten Rauffen gemachet werden. Oben drüber aber kommt der Heuboden, den Vorrath aufzuheben, in deſſen Mitten wird ein Loch gelaſſen, das Heu in die Rauffen zu werfen und zu vertheilen. Dergleichen Heuſcheunen muß man nach der Gröſſe des Forſts, und Anzahl des Wildes, etliche haben. Wenn nun der Winter kommt, und die Hirſche insgemein nach der Brunſt noch mager ſind, da ſie ſich nicht wieder erholet haben; ſo muß ihnen ſowohl mit Heufutter, als mit Kenſter oder Miſtel, wie auch mit gefällten jungen Kiefern, davon ſie die Rinde zu ſchälen pflegen, geholfen werden. Wenn es aber wieder aufthauet; ſo wird das Wild durch ſein auſſenbleiben von ſich ſelbſt anzeigen, daß es nichts mehr nöthig habe, und kann ſodenn die Fütterung geſparet werden. Von der Nordſeite, wo das ungeſtümmſte Wetter herkommt, müſſen billich zur Beſchirmung gute Dickichte vorhanden ſeyn, damit das Wild vor ſtürmiſchem Ungewitter, Froſt, Schnee oder Schlackenwetter einigen Schirm haben kann, weil ſonſt kein Wild in eine vermachte Heuſcheune einkriechen, ſondern ſich vielmehr davor entſetzen und ſcheuen würde. An einigen Orten gehen die Rauffen unter dem Dache allenthalben

halben umher, und lieget das Heu beständig darinnen, dergestalt, daß so viel Heu, als das Wild abfrisset, von inwendig an dessen Stelle nachfället. Einige, die nicht so viel Unkosten auf die Scheune wenden wollen, lassen das Heu bundweise in dem Gehölze auf die Sträucher hängen, das Wild damit zu füttern. Weil aber die Sonne, Regen und Luft die besten Kräfte des Heyes ausziehet, und nichts, als dünne Spreu oder Strah nach sich läßt; so wird wenig oder nichts davon gehalten.

Heyde, s. Heide.

Heydeläuffer, s. Heideläuffer.

Heydelbeere, s. Heidelbeere.

Heydelbeerstrauch, s. Heidelbeerstrauch.

Heydelerche, s. Lerche.

Heyderose, s. Dornrose.

Heyer, s. Häher.

Heynbuche, s. Buche.

Hieffe, s. Dornrose.

Hiefhorn, s. Hifthorn.

Hifte, Hiefe, Hieffe abstossen, heißt mit dem Rüden oder Hifthorn viel oder wenig, den Athem zu blasen, abbrechen.

Hifthorn, Hifthorn, Hiefhorn, Hieffhorn, ist ein kleines gleichaus gehendes Horn, welches die Jäger und Jägerpursche an einem schmalen Hifterriemen, oder sogenannten Hornfessel über die linke Achsel an der rechten Seite herunter hängend tragen, und damit auf der Jagd die gehörige Zeichen geben. Man hat derselben gemeiniglich 3 Gattungen, als Hörner, oder Zinken, von klarem Laut, worauf die Jungen lernen; Mittelhörner, die einen mittelmäßigen Thon geben; und Rüdenhörner, die einen groben oder tiefen Laut haben. Weil aber diese letztern gar zu groß und unbequem sind, so pfleget man heut zu Tage meistens nur Halbrüdenhörner zu führen. Es werden solche Hifthörner von denen Wildruf- und Horndrehern aus weichgekochten Büffelshörnern gemacht, solche in ein Loch, so in einem Klotze gebohret ist, eingezwänget, das gehörige Loch durchbohret, nachgehends heraus genommen, äußerlich um das Mundstück abgedrechselt, vornen am Schallhorn mit rothem Wachs gepüffet, vom Riemer eingebunden, das Hornfessel mit gehörigen Schnallen und Beschläge, dem Stande gemäß, von silbernen Tressen, oder Corduanleder mit stählernem Beschläge gemacht, und angefesselt, worauf sich ein Hornsatz von Bocks- oder Hammelhaaren, nebst einer grünen Schleife Band gehöret. Dieser Hornsatz ist vor Alters von einer gewissen Länge gebräuchlich gewesen, weil ein reisender Jäger von der Stunde so weit, als ein solcher Hornsatz reichen mögen, und einen Fuchs, Hasen oder Ente, als einen Zehrpfenning schiessen darfte.

Es trägt aber ein Jäger das Hifthorn um drey Ursachen willen: a) sich als einen Jäger von andern zu unterscheiden, b) im währenden Zeichen, wo er angestellet, ist, solches durch drey Töne zu melden, c) im Treiben das

das Jagen zu blasen. Auf dem Hifthorn soll ein Jägerpursche währendem Jungenstande folgendes blasen lernen: 1) mit einem Stoß einen langen Hief oder Hift, 2) drey Hennebergische reine lange Hiefe, 3) so viel kurze Hiefe, als der Jäger Odem halten kann, doch wenigstens einen jagdbaren Hirsch von 10 bis 12. Enden zu melden, 4) das Jagen abzustossen, mit kurzen Hiefen nacheinander reinlich angeblasen, und 5) wiederum einen langen Hief, wie im Anfang, doch ohne Rundel und Triller.

Hiftriemen, s. Hifthorn.

Hille, s. Rehe.

Himbeer, Hindbeeren, Hollbeere, Haarbeer, Hinnbeesten, Himpelbeeren, Himbremen, Himmelbremen, lat. Framboesia, Bacca Idæa, Bacca Cervarum, franz. *Framboise*, sind eine dem Geschmack nach sehr angenehme, süsse und gesunde Frucht, an welcher sich Gesunde und Kranke erquicken können, sie mögen roh oder eingemacht genossen werden. Sie sind denen Maul- und Braunbeeren, was die Gestalt betrift, nicht ungleich. Es giebt ihrer zweyerley Arten, nemlich die weisse und rothe, die beyde von gleicher Güte sind. Wie sie einzumachen, ingleichem wie Himbeersaft und Himbeerwein bereitet werde, davon kann nachgeschlagen werden *Onomatologia oeconom. pract.* oder ökonomisch Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 108 - 110.

Himbeerstrauch, Himbeerstaude, Hindbeerstrauch, (oder Himbeerstrauch) lat. Rubus Idæus, Rubus Idæus spinosus, vulgaris, Rubus Idæus spinosus fructu rubro, Rubus spinosus exilibus spinis, franz. *Framboisier*, wird der Strauch genennet, an welchem die Himbeere wächst, und der bis zur Mannshöhe aufwächst. Seine Zweige sind zart, grün und mit Mark erfüllet, voll kleiner Stacheln, die doch bey nahe gar nicht stechen. Seine Blätter, deren 3 oder 5 gegeneinander an einem Stiele wachsen, sehen dem gemeinen Brombeerkraute gleich, sind aber viel zärter und weicher, braungrün, und unten weißlicht. Die Blüten sind fünfblättericht, weiß und in Rosenform, und stehen in einem zerkerbten Kelche. Die in einen Hauffen Aeste zertheilte Wurzel kriecht in der Erde weit herum, und breitet sich auf allen Seiten ungemein aus, treibet auch alle Jahre neue Schößlinge, welche das andere Jahr blühen und Früchte tragen.

Es findet sich dieser Strauch an Oertern, wo wenig Holz stehet. Oft werden die Heye, wenn der Anwachs von Stammloden nicht bald und dick genug erfolget, so häuffig damit überzogen, daß keine Loden aus Saamen davor aufkommen können. Wenn aber nach geschehener Abholzung nur ein mäßiger Anwachs von Loden sich zeiget; so vergehen die Himbeeren nach und nach, so, wie jene stärker werden. Jedoch ist alsdann auch auf einen fernern Nachwachs mehrern jungen Holzes wenig Rechnung zu machen, wenn nicht dem verangerten oder mit Gras überzogenen Boden bald geholfen wird. Weil die Himbeere einen flüchtigen Saamen hat, der

der vom Winde umher geführet werden kann, und diese halbe Staude dennoch nach etlichen Jahren in solchen Oertern häufig hervor zu kommen pflegt, wo das dickstehende Holz niedergehauen ist, welches dieselbe in 30, 40 und mehr Jahren nicht hat zum Vorschein kommen lassen; so stehen viele in den Gedanken, daß die Wurzel, ohne in Stengel und Blatt auszuschlagen, so viele Jahre, ohne zu verfaulen, liegen könne. Aber es ist glaublicher, daß die Beeren, welche die Saamenkörner in sich halten, von den Vögeln und Mäusen umhergetragen werden, da denn die Wurzeln sich bald weit ausbreiten, und häuffige Ausschößlinge treiben, wie es auch der Augenschein lehret. Da die Baumwanzen sich häuffig an diese Staude zu setzen pflegen, so bald, als nur der Saft in das Holz zu trecken anfängt; so muß man im Frühling, da ohnedem die Himbeersträucher beschnitten werden müssen, Kalk mit Wasser anmachen, und damit das Holz, ehe es noch treibet oder schößt, reiben und bestreichen, als welches dergleichen Ungeziefer nicht aufkommen läßt.

Himbremen, s. Himbeer.

Himmelbremen, s. Himbeer.

Himmelsspure, s. Gewende.

Himmelszeichen, s. Gewende.

Himmelsziege, s. Schnepfe.

Himpelbeere, s. Himbeer.

Himdbeeren, s. Himbeer.

Himdbeerstrauch, s. Himbeerstrauch.

Himbesten, s. Himbeer.

Hindin, wird das Weiblein des Hirsches genennet, so ausser dem auch ein Wild heisset. s. d. Hirsch und Thier.

Hinnulus, s. Hirschkalb.

Hinterlaß, Zurückebleiben des Hirsches, ist ein Zeichen der Fährte, daran der Jäger die Feißtigkeit eines guten alten Hirsches abmerken kann, indem der Hirsch, je erfüllter er wird, je kürzer ihm die Hauptflechse, welche in der Keule herunter in die Schalen gehet, durch die Vollkommenheit der Keulen wird. Daher er mit dem hintern Fusse nicht genug in den vordern Tritt vorschreiten kann, und also damit wohl eine Hand breit zurücke bleibt. s. a. Erfüllen.

Hipsurus, s. Eichhorn.

Hirngrille, ist ein kleiner Singvogel, der sich im Tyrol aufhält, grün und gelblicht von Federn, in der Grösse, wie ein Zeißlein, welchem er auch an dem Schnabel gleichet, ob er schon dem Kopf nach einem Canarienvogel ähnlich siehet. Er singt schön und lieblich, und hat eine überaus helle und durchdringende Stimme. Doch ist sein Gesang noch angenehmer, wenn er sich in Gesellschaft anderer Vögel befindet, als wenn er allein gehöret wird. Man fänget diese Vögel zur Herbstzeit mit Wänden und Leimspindeln in grosser Menge; denn es darf nur einer anfallen; so folget der ganze Hauffe nach. Wenn man einen Hahn und eine Sicke zusammen wirft; so nisten und hecken sie in Zimmern so gut, als die Canarienvögel, mit

welchen sie sich auch gerne gatten und brüten, und in dem Vogelbauer gleiches Traktament mit ihnen genieſſen. Ihr Leben erſtreckt ſich auf 4 bis 5 Jahre.

Hirondelle, ſ. Schwalbe.

Hirſch, lat. Cervus, franz. *Cerf*, iſt ohne Wiederrede das edelſte und ſchönſte unter allem vierfüſſigen Wildpret, ſo zur hohen Jagd gehöret. Unter dem Hirſchwildpret verſtehet man zwar ſowohl das Männlein, als das Weiblein, doch wird nur das Männlein eigentlich eine Hirſch, das Weiblein aber ein Hindin oder Häydin genennet, ſo lange, bis ſie der Hirſch beſchläget. Wenn ſie aber geſetzet hat; ſo heiſt ſie ein Thier oder Wild, und ihr Junges ein Kalb, und zwar beſonders das Männlein ein Hirſchkalb, das Weiblein aber ein Wildkalb, von welchen unter dieſem Nahmen beſonders gehandelt wird. Der Hirſch iſt mit einem ſtarken Gehörne oder Geweyh bewafnet, welches er nach ſeinem zweyjährigen Alter alle Jahr, gemeiniglich im Merz, abwirft, zumalen was ein Jagdbarer Hirſch iſt; da es ſich hingegen bey den geringern Hirſchen, inſonderheit mit denen Spieſſern, zuweilen bis in den May hinein verziehet, welche aber ſodenn auch deſto ſpäter vereckern, daß man öfters im Auguſt ihr Geſege noch an dem Gehörne findet. So bald er das Geweyh im Frühling abgeworfen, begiebt er ſich in die tiefſte Gehölze, verbirget ſich, und getrauet ſich nur des Nachts auf die Weyde zu gehen, bis ihm das Gehörne wieder gewachſen. Das wieder hervorkommende junge Geweyh, welches die Jäger ſo lange Kolben nennen, bis es vollkommen und erhartet iſt, iſt indeſſen ganz weich und mit einer Haut überzogen, weswegen er ſolches ſehr in Obacht nimmt, bis es ſo weit erſtarket, daß er es wieder reinigen und abſchlagen kann, ſo gemeiniglich 10 bis 12 Wochen, nach dem Abwerfen, oder um Mariä Heimſuchung geſchiehet. Er weiſt aber das Baſt oder die rauhe Haut vom Gehörne in ein paar Tagen, auch oft nur in einer Nacht, bey dem Thau und naſſen Sträuchen, dergeſtalt reinlich abzuſäubern, daß am Kopf Gehörne und Halſe, weder vom Baſt, noch von Schweiſstropfen das geringſte zu ſehen iſt, und ſtreichet mit demſelben nach ſeiner Höhe, an das junge lange Holz hoch hinauf, bis das Baſt alle abgeſchlagen iſt. Solche abgeſchlagene rauhe Haut, welche von den Jägern das Geſege genennet wird, genieſſet und verſchlinget er ſelbſt, ſo viel er deſſen wieder finden kann; das übrige wird bald von den Ameiſſen, bald auch zu gewieſſem Gebrauch von den Jägern aufgeſucht. Das bloſſe Gehörne iſt anfänglich weiß, wird aber von der Luft gelber, endlich bräuner, und von der Sonnenhitze, nachdem viel Mark darinnen iſt, zuletzt ſchwärzlicher und ſchwerer. Die Spitzen der Enden werden durch viel Stoſſen in die Erde, Sand und Kieß vom ſteten Gebrauch weiß, und durchs Waſſer, gereiniget. ſ. a. Geweihe und Anſprechen.

Das Alter eines Hirſches wird aus dem Geweyh erkannt. Nachdem er Nahrung und Weyde, Natur

Natur und Vermögen hat, bekommt er in dem ersten, theils auch im andern Jahre, auf dem Kopf 2 Puckeln, wie welsche Nüsse, welche täglich höher aufschiessen, und zum Theil ein Viertel Elle, zum Theil auch noch länger wachsen, und zur Brunstzeit erst vollkommen werden, denn wird er ein Spießhirsch oder Spiesser genennet. Im andern, auch wohl im dritten Jahre, im Sommer, wenn diese Spiesser abgeworfen haben, setzen sie wiederum ostmals Spiesse auf, jedoch längere und stärkere, als die vorigen sind. Einige bekommen Augensprossen oder 4 Enden; alsdenn werden sie Gabelhirsche genennet, welche Augensprossen ihnen allezeit am längsten wachsen. Im vierdten oder fünften Jahr, nachdem der Hirsch Nahrung und Ruhe oder Mangel hat, setzet er wiederum 4 Enden, doch stärker und länger, mehrentheils aber 6 Enden auf. Im 5ten Jahr bekommt er meistentheils 8 bis 10 Enden. Diese werden alsdenn jagdbar genennet, und sind sehr flüchtig und geschwinde im Kämpfen, werden aber dennoch mit Ungestümm von den grossen abgetrieben. Im 6 und 7 Jahr vermehret er seine Enden bis 16, also, daß er im folgenden Jahr bereits alle die Enden bekommt, die er Lebenslang tragen soll, und mehret sich sodann sein Gehörne nicht weiter, als in die Dicke. Einige Hirsche, welche 10 oder 12 Enden getragen haben, pflegen folgendes Jahr zurück und weniger aufzusetzen, jedoch längere Enden und stärkere Stangen, welches ein Merkmal ist, daß sie des Winters oft Hunger gelitten, selbe gute Nahrung gehabt, und nirgends sicher gewesen. Sonst ist ein gar alter Hirsch wohl zu erkennen, wenn die Rose voller grossen Perlen oder Steine, nahe und breit demselben auf dem Kopfe sitzet, die Stangen lang und dicke, voll tiefer und perlichter Ritzen, oben flache und gedoppelte Cronen, lange weisse abgenutzte Enden, über den Augen tief eingesunkene Gruben, blasse Zungen und tiefe Augen, stumpfe wakelnde Zähne, abgenutzte Schalen, stumpfe Klauen, grosse, flache, dicke Ballen u. d. g. zu sehen sind.

Merkwürdig ist, daß, wenn ein Hirsch in der Kalbezeit an seinem kurzen Wildprete verletzet, oder gar verschnitten wird, derselbe gar kein Gehörn bekommt, sondern kolbicht, wie ein Thier, bleibt, aber desto stärker am Leibe wird. Hat er aber schon ein Gehörne getragen und abgeworfen, und er leidet in der Kalbezeit an diesem Orte Schaden; so wächst ihme zwar das Gehörne; doch allezeit schwürig, und niemals reif. Hat er aber sein reifes Gehörne auf dem Kopf, und wird daran beschädiget; so bleibet ihm das Gehörne beständig auf dem Kopf, und wirft es niemals ab. Wird er aber durch einen Schuß daselbst verletzet; so wird er ganz musser der Zeit werfen, verecken und schlagen, auch nicht förmlich, sondern nur kurze und krumme Enden aufsetzen, welche man in dem Fall Kümmerer nennet.

Im Sommer gehen die Hirsche mit dem Wild flaißig in das Getreyde,

Getreyde, als Erbsen, Gersten, Wicken, Haber, Flachskuyten, Eichelmast, wild Obst, Kraut, Rüben u. u. g. Sie halten sich heimlich und gehen nicht weit zu Felde, auch nicht weit zu Holze, daß sie nicht verrathen werden. Gegen Jacobi um die Erndtezeit werden sie sehr frißt, welches man die Hirschfeißte nennet. Diese dauret bis zur Brunstzeit. Die Brunftzeit aber währet oft lange, gemeiniglich 3 bis 4 Wochen. Und weil ein Hirsch 10 bis 15 Thiere beschicket; so nehmen sie dergestalt ab, daß fast nichts, als Haut und Knochen an ihnen bleibet. s. Hirschbrunft. Nach der Brunstzeit begeben sich die Hirsche wieder zusammen, und bleiben den Winter über mehr, als im Sommer, beysammen. Es mögen auch alsdann die grossen Hirsche die kleinen besser leiden, welche sie vor und in der Brunstzeit von sich jagen, und nicht um sich dulden können. Im Winter scharren sie nach dem Heydekraut, beissen die Knospen von jungen Bäumen, Eichen und Birken, schälen auch die jungen Rinden von Aspen und Kiefern, pflücken den Vogelkien und Mistel von Windbrüchen ab, suchen auch die Eichel- und Buchmast unter dem Laube hervor. Sie verbergen sich vor der Kälte in Behältnissen, tiefen Gründen und Dickigten, suchen in warmen Quellen Nahrung von Brunnenkresse, Kräutern und Wurzeln. Wo die Sonne fein anscheinet, wärmen sie sich. Des Nachts aber, da alles Wild viel kühner, und nicht so fürsichtig, als am Tage ist, gehen sie auf der grünen Saat. Im harten Winter und bey tiefem Schnee, da sie kein Gesässe finden können, werden sie in den Thiergärten und Gehägen, in denen Heuscheunen, oder sonst an gewiessen hiezu bequemen Plätzen mit nothdürftiger Fütterung versehen. s. Heuscheune.

So bald ein Stück Wild empfangen hat, gehet es bey Seite. Und wenn sie setzen wollen, welches um Johanni geschiehet; so suchen sie einen Ort nahe an einer Wiesen, oder jungen Gehölze, da sie nicht weit nach der Nahrung gehen dürfen, und dem Kalbe, wenn es schreyet, bald zu Hülfe kommen können. Sie setzen gemeiniglich nur eines, selten zwey. Im Frühling, wenn sich die Hirsche haaren, treibet ihnen die Natur zwischen Haut und Fleisch eine solche Materie, aus deren Fäulung Würmer wachsen, so man Enderlinge nennet, welche auch zuweilen durch den Schlund, Nasen und Maul heraus gehen, und eine Reinigung des Geblüts sind. Zu Zeiten aber treiben sie durch besagten Schlund so stark, daß das Thier ersticken muß. Vier Jahr wächset ein Hirsch in die Höhe, hernachmals leget er aufs Unschlitt und Feißte, und wächset in die Breite, Dicke und Stärke, so groß er werden soll, ebenfalls 4 Jahre. Ein rechter jagdbarer Hirsch soll, wie er zu Boden fället, mit vollem Wanst, Geschеide und Gehörne, 300 Pf. am Gewichte, und nicht weniger, als 10 Enden haben. Daher die Alten zu sagen pflegten: Was dem Hirsch am Gehörn oder der Zahl der Enden fehle, müsse er am Wildpret um so viel mehr haben. Man muß aber aus der

Grösse

Gröſſe und Stärcke eines Hirſches keinesweges deſſen Alter beurtheilen. Denn man findet Hirſche von 5 bis 6 Jahren, welche, wenn ſie zumal in der Milch- und Saugezeit ihrer Mütter nicht beraubet worden ſind, wohl ſo ſtark und noch ſtärker, als ein 10, 12 oder 15 jähriger Hirſch ſeyn können.

Die beſondere Eigenſchaften des Hirſches ſind einmal, daß er einen doppelten Magen hat, wegen ſeines Wiederkauens. An der Leber aber iſt, wie bey allen Rothwildpret, keine Galle zu finden; dagegen ſiehet ſowohl bey dem Hirſch, als dem Thiere, die Blume oder Bürzel (Schwanz) ganz Gallengrün aus, und iſt eines dergeſtalt bittern Geſchmacks, daß ſie auch die Hunde nicht freſſen mögen; daher ſie auch von einigen für das Behältniß der Galle gehalten wird. Wenn aber auch die Leber und das ganze Geräuſche, als Lunge, Herz und Nieren, mit einer Brühe gekocht wird, und man den Geſchmack der Leber inſonderheit recht genau bemerket; ſo iſt dieſe gegen Herz und Lunge merklich bitterlicher im Geſchmack, alſo daß doch die Galle, wenn ſie auch in der Blume ſitzt, ſubtile Zugänge zur Leber und dem Magen von dorther haben mag. Findet man meiſtens bey allen wilden Thieren eine dünerhafte Natur; ſo iſt nicht weniger der Hirſch von einer ſehr edlen und geſunden Natur.

Wird er angeſchoſſen, oder ſonſt verwundet, oder bricht er was entzwey; ſo heilet ſich derſelbe ſo bald wieder aus, daß man öfters auch die Bleykugeln in ihm gefunden, welche ſchon verwachſen geweſen. Ja man hat ſo gar Bleykugeln an den Nieren angewachſen gefunden, woran doch ſonſten keine Creatur ſonderlich was auszuſtehen, vermag, und es hatte deswegen ein ſolcher Hirſch dennoch keinen Kummer; ſondern war feiſt. Hiebey ſind nun viele der Meynung, als ob ſich das verwundete wilde Thier bloß mit Brunnenkreß oder Diptam curire. Wenn aber dem allein die Kraft zuzuſchreiben; ſo würde die Brunnenkreſſe ſehr rar werden, und würden viele Aerzte und Wundärzte darauf aus ſeyn, mit dieſer Brunnenkreſſe groſſe Wündercuren zu thun. Man kann zwar dieſelbe nicht gänzlich verwerfen, weil ſich das Wild im Frühling ſo gerne damit äſſet, und auch den Menſchen zur Geſundheit ſehr dienlich iſt. Doch mögen wir ſolches lieber der denen Hirſchen und anderm Wilde eingepflanzten Natur zuſchreiben, daß ſowohl dieſes, als auch andere Kräuter, welche ſie auch einem eingepflanzten Triebe ſuchen, ſo groſſe und ſchleunige Wirkung thun; da man es denn freylich für eine Wirkung der göttlichen Vorſehung erkennen muß, daß ſich eine ſolche Harmonie zwiſchen der Natur dieſer Thiere und ſolchen Kräutern findet.

Was den Wandel, Stand und Wechſel des edlen Hirſches anbetrift; ſo verändert er denſelben nach den Jahreszeiten, theils wegen ſeines Gaſſes, theils wegen Aufſetzung ſeines Gehörns, theils auch wegen ſeiner Brunſt.

Im

Im Frühling hat der Hirsch, wie auch das Wild seinen Stand noch tief und weit im Walde, oder in der Heyde. Doch wechseln sie, so bald der Schnee vom Felde abgehet, und suchen die Saatfelder. In Gebürgen aber haben sie sich schon im Winter wegen des grossen Schnees in die Vorgebürge gezogen gehabt. Und ist zu bewundern, daß sie wohl eine Meil Weges weit nach der grünen Saat ziehen, als welche sie auch im Winter haben müssen. Wenn sie das Gehörne abgeworfen, halten sie sich ziemlich verborgen und in Dickichten, ziehen wohl bisweilen in 2 bis 3 Nächten nicht heraus zu Felde, und äsen sich an das junge Holz. Im May, wenn ihr Gehörne besser erwachsen, suchen sie ihren Sommerstand, wo sie bis zur Brunftzeit bleiben, entweder in starkem dickichten hohen Stangenholz, und Feldhölzern, oder in hohen Gebürgen. Wenn der Roggen und Waitzen im Felde erwachsen ist, bleiben sie oft den ganzen Tag über darinnen, und thun sich nieder. In der Brunft ziehen sie auseinander nach den Thieren, und im October, wenn sie vorüber, machen sie sich nach und nach von den Thieren, und retiriren sich wieder in einen Trupp oder Rudel zusammen.

Ueberhaupt aber von ihrem Stande zu melden; so halten sie diese Ordnung: Wo sie sich einmal gewöhnen, ihren Winter-Frühling-Sommer- und Herbststand zu haben, da pflegen sie fernerhin solchen zu halten. Mehrt eher aber verführet die Hirsche, als zur Brunftzeit die Thiere, im Winter die Schläge und das Holzfällen, und im Frühlinge die zeitige grüne Saat. Finden sie nun an solchen vorbesrührten Orten mehr Ruhe, als wo sie vorher gewesen, so lassen sie sich es gefallen, da zu bleiben, oder kommen doch öfters wieder dahin. Des Abends, wenn die Sonne beginnet unterzugehen, ziehen sie, wie alle andere wilden Thiere, aus ihrem Stande aufs Geäß, und des Morgens, so bald es Tag wird, wieder zu Holze, da sie sich wohl gerne etwas im Vorholze aufhalten, bis die Sonne die Nässe etwas abgetrocknet. Wo sie aber brav beschossen werden, ziehen sie gar spät Abends aufs Geäß, und so bald der Tag nur hervorbrechen will, zu Holze. Sie verlassen auch ihren Stand, wo der Hirsche und des Wildes zu viel wird, weil sie bald merken, daß ihnen des Geässes auf einem engen Distrikt zu wenig wird, und sie sich also aus Noth und Mangel weiter auseinander ziehen müssen. Wo ihrer aber nicht allzu viel werden, und nur bisweilen was weggeschossen, und durch Jagen weggenommen wird; so wird man sie, wie oben gedacht, in ihrem ordentlichen Stande zu suchen und zu finden wissen.

Die Fährte, oder das Gefährte des Hirsches ist deutlich zu erkennen, indem dessen starke Ballen wie Hünereyer, breit und weit voneinander stehen. Die Laufklauen sind im Fusse lang und rund gewölbet. Die Afterklauen, welche über den Ballen nahe stehen, und der Oberruck ist, sind manchmal ganz deutlich zu sehen, und stehen hinter den Ballen, als hätte man 2 Daumen

nen Jungfrische. Das Thier aber hat kleine Ballen, wie die Taubeneyer, ist eine zwischen den Ballen, die Schalen sind flach, lang und spitzig oder schmahl. Der Oberrück, welcher höher über den Ballen, als bey dem Hirsche, und enger beysammen stehet, kann nicht gesehen werden, es wende dann Berg unter, oder seye flüchtig. Ein Hirsch schreitet auch weiter und breiter, als ein Thier, welches kürzer und schmal schreitet. Die alten haben 72 Zeichen gezehlet, woran der Hirsch in der Fährte, und sonsten vor einem Thier oder Stück Wild erkannt und unterschieden wird. Weil aber viele darunter sind, so man gleichsam nur bey den Haaren herbey gezogen; so pfleget man nur die vornehmsten, welche dem Weydmann am öftersten vorkommen, zu beobachten. Diese sind: das Schrenken oder der Schrank; der Zwang oder das Zwingen; der Bürgel oder Burgstall; das Blenden oder der Blendetritt; das Geäfterte oder die Afterklauen; das Wenden oder die Himmelsspur, sonst auch Himmelszeichen genannt; das Schlagen; das Ausnehmen, und der Hinterlaß oder das Zurückbleiben; von welchen allen unter ihren Benennungen Erwähnung geschiehet.

Ueberhaupt wird zu der Fährte eines alten wichtigen, jagbaren Hirsches, der gut am Gehörne ist, erfordert, daß vornemlich der Schrank eine gute Spanne breit, weil der Zimmel stark ist, der Schritt 2 ellen beym Werkschuh mißt, beyde Ballen 4 Finger breit, die Schalen an der Schärfe abgenutzt, und die Spitzen kleiner, rund und stumpf seyen. Eines jungen Hirsches Fährte ist länglicht und weit, von Ballen scharf geschaalet, der Oberrück hoch gelenket, und je älter ein Hirsch ist, je niedriger er getrücket ist, daß öfters bey alten Hirschen der Oberrück von den Schalen Finger breit stehet, inwendig oder rund gewölbt, schreiten auch nach seiner Grösse weiter, als ein Thier, und übereilet allezeit die vordere Spur, gehet geschränket mit den Ballen einwärts, und den Spitzen auswärts, und machet, so jung er ist, alle Zeichen seines Vaters, und wie ein Hirsch, nur nicht so vollkommen, sondern nach seinem Alter, auch den Beytritt, aus welchem man die Stärke oder Schwäche des Hirsches wahrnehmen kann. Wenn eine Spur oder Fährte gegangen ist; so zeigen 2 Schritte lang die Länge des Leibes von einem Thiere an. Zugleichem das Lager oder Wahlbette und die Suhle weisen einem die Stärke des Leibes deutlich. Ein Hänngesell oder 30 Schritte lang von demselben, lässet er die Losung fallen, und stallet, ehr er weiter fortgehet.

Die Losung des Hirsches ist im Sommer zur Hirschbrunftzeit flach, und wie ein zwey Groschenstück breit, hänget schleimicht aneinander, wie die Beeren an einer Weintraube, und glänzet wie Oel an der Sonne, und je feister der Hirsch ist, desto schleimiger ist seine Losung; im Winter aber ist sie gedrungener, schwärzer und rundecketer. Des Wildes Losung hingegen ist kleiner,

ner, und ohnfehlbar ſpätig. Es verzettelt ſolche als eine zerriſſene Schaar Coraillen, und läſſet die Lorbeern zerſtreut hin und her fallen, wie die Ziegen, daß man in der Löſung findet, was das Wildpret gutes oder böſes, verdauliches oder unverdauliches geneſſen, und im Magen und Wanſt gehabt. Doch iſt die Tageslöſung von der Ruhe beſſer verdauet, als die Nachtlöſung.

Wenn ein Hirſch in währendem Lauf angeſchryen wird; ſo ſtutzet er, und ſiehet ſich um, und wenn er etwas ungewöhnliches erblicket, oder unvermuthet etwas fahren, oder einen Menſchen ruffen, ſingen oder pfeiffen höret; ſo bleibet er ſtehen, und ſiehet es begierig an, und ſo er im Walde von Wölfen verfolget wird, ſuchet er Zuflucht bey denen Menſchen, ſich zu retten. Wenn giftige ſtinkende Nebel ſind, erſchnarren ſie die Ameishauffen, riechen darein, und brauſen von ſolchem ſtarken Spiritu, der ihnen gleichſam an ſtatt eines Nießpulvers dienet, indem ſie durch das Nieſſen ihr Gehirn reinigen, daß viel Näſet damit weggehet. Wenn ein Hirſch was vermerket, gehet er gemeiniglich dem Winde entgegen, und ſo er gejagt wird, lauft er mit dem Winde, daß keine Witterung von ihm zurücke bleibe. Eben ſo ſchwimmet er lieber abwärts, als wider den Strohm, welches die Jäger in den Weihen fallen, nennen. Wenn Wild und Hirſche beyſammen flüchtig werden; ſo lauffen die ſtärkſten hinten nach, ſtoſſen und ſchlagen die andern vor ſich fort. Wenn es donnert und groſſes Ungewitter entſtehet, bleiben ſie nicht gerne unter den Bäumen, ſondern begeben ſich lieber, wo kein Dickicht iſt, in flache Felder, Wieſen und lichte Plätze, und ſtehen daſelbſt auch in dem gröſten Regen. Bey Sturmwinden aber ſehen ſie allezeit in die Höhe, wohin dieſelbe in der Noth fallen möchten. Sie ſollen nach einiger Meynung den Schlangen ſpindelfeind ſeyn, durch Anziehung der Luft ſie aus den Löchern hohlen und freſſen.

Der Hirſch wird von den Jägern erſchlichen und gepürſchet, wo er aber nicht gleich fället; ſondern nur an oder weydewund geſchoſſen wird, verfolgen ſie ihn mit dem Schweißhunde, bis ſie ihn wiederum zu Schuß bekommen, oder für Mattigkeit niedergethan finden, da ſie ihm mit einem Fang den Reſt geben. Oder er wird gejaget, und dieß geſchiehet auf zweyerley Manier, entweder durch ein umſtelltes Jagen, oder durch ein ſogenanntes Kenn- oder Parforcejagen, wovon an ſeinem Orte ein mehrers. Wie ein Hirſch oder Thier auf weydmänniſch ſoll aufgebrochen und zerwirket werden, davon ſ. Aufbrechen, Zerwirken.

Das Jägerrecht von Hirſchen iſt der Hals mit denen zunächſt daran ſtoſſenden 3 Ribben. An denſelben iſt alles gut, und kann ſowohl in der Küche, als Apothecke genutzet werden. Das Fleiſch oder Wildpret des Hirſches iſt unterſchiedlich. Von alten Hirſchen wird es vor hart, unverdaulich und ſchwerer Nahrung gehalten; allein dieſem angeb-

geblichen Mangel wissen die Köche durch gute Gewürze, oder durch Einbeitzen und Einschlagen in Pasteten wohl abzuhelfen. Doch ist bekannt, daß die Schmalthiere, ingleichem die Spießhirsche ein viel zärteres, die Kälber aber das allerbeste Fleisch haben. Daher auch diese letztern nur auf grosser Herrn Tafeln gehören. Von der Zubereitung des Hirschwildprets s. *Onomatologia oeconomica practica* oder Oconomisch Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 115-117.

In der Arzney werden gar viele Stücke von dem Hirsch gebraucht. Das Geweyhe oder Hirschhorn wird roh gefeilet, mehrentheils mit andern Stücken gekocht oder eingebeitzt, und wider eine ansetzende Fäulung gebraucht; widerstehet dem Gift, treibet in etwas den Schweiß; stärket den Lebensbalsam, und wird dem Bezoar gleich geachtet; ist gut wider die Kinderblattern, Flecken, hitzige böse Fieber, und andere meistens solche Krankheiten, die eine Schweißtreibung vonnöthen haben. Für das beste und kräftigste Hirschhorn wird dasjenige gehalten, welches zwischen dem 15ten August und 8ten September gefallen ist. In hitzigen Krankheiten verordnet man meistentheils das Hirschhornwasser zum Trank. Man nimmt nämlich 1 Pfund graspelt Elffenbein, giesset 4 Maaß Wasser daran, und lässet es sieden, endlich schneidet man 2 oder 3 Citronen darein. Das gebrannte Hirschhorn mit bequemen Decoctis abgesotten, widerstehet ebenfalls der Fäulung, befördert den Schweiß, besänftiget das Aufwallen des Geblüts, hemmet den Durchbruch. Das präparirte Hirschhorn ist eines der besten Schweißtreibenden Medicamenten, und hat in hitzigen bösen Krankheiten den Preiß. Die Dosis ist auf einmal ein Scrupel, halbes Quintlein, und zuweilen etwas drüber. Die Hirschhornsulz dienet, das Herz zu stärken, und ist eine edle Arzney gegen alle vorerwähnte Zufälle. Der Hirschhornspiritus, Hirschhornoel, das flüchtige Hirschhornsalz sind alle drey überaus durchdringend, wider alle giftige Krankheiten, sonderlich wider das Aufsteigen der Mutter, sowohl innerlich, bey 5 bis 9 und etwas mehr Tropfen oder Gran, auf einmal in einem gehörigen Wasser eingenommen, als auch äusserlich dem Patienten unter die Nase gehalten. Das sogenannte Hirschkolbenwasser kann wegen seiner balsamischen Kraft, und mässigen Kühlung in hitzigen und giftigen Fiebern nicht genug gerühmet werden. Das Hirschunschlitt heilet erfrorne Füsse, aufgeschundene Hände und Oerter, wo man sich wund gelegen und geritten. Das Hirschhornsälblein ist eine herrliche, schmerzstillende Arzney, absonderlich in der gar heftigen Colick und andern dergleichen Bauchgrimmen. Die Hirschzähren oder Thränen, der sich in den Augenwinkeln der gar alten und ungefähr hundertjährigen Hirsche befinden, stärken das Herz, treiben den Schweiß, und werden wider alle ansteckende giftige Krankheiten, als Pest, böse Fieber, so hoch gerühmet, daß sie auch mit dem Bezoar an Tugend um

den Vorzug ſtreiten, ja gar dem Golde gleich geſchätzet werden. Sie ſind in ſchweren Kindesnöthen ein ſo zuverläſſiges Mittel, daß man in Abtreibung der todten Frucht ihre Kraft ſchon befunden hat. Die Doſis iſt 3, 4 bis 9 Gran. Es legen ſich aber dieſe Thränen wie ein verhärtetes Wachs in den Augenwinkeln an, riechen anfänglich etwas übel, hernach aber gar lieblich. Der Farbe nach ſehen ſie braungelb, ſind gemeiniglich mit vielen Haaren vermenget, und endlich faſt wie ein Stein anzuſehen. Das friſche Hirſchherz wird in Stücke zerſchnitten, und mit verſchiedenem Gewürze eine Zeit lang in guten Wein eingebeitzet, und alsdann ein Waſſer daraus deſtillirt, da es denn eingenommen im Herzklopfen Wunder thut. Das Hirſchkreutzlein, welches nichts anders iſt, als eine am Grund des Herzens natürliche Zuſammenkrettung der Pulsadern, woraus mit der Zeit ein faſt creutzförmiges Beinlein wird, beſchützet das Herz für allem Gift und Malignitäten; und erhält ſonderlich die Frucht bey ſchwangern Weibern friſch und geſund. Das Hirſchblut in einer Bratpfanne gedörret und pulveriſiret, iſt gut wider die rothe Ruhr und allerley Durchbrüche und Gift. Der daraus präparirte balſamus antipodagricus iſt allenthalben ſehr beruffen, und thut wegen ſeiner mächtigen Zertheilungskraft im Podagra u. d. g. Contracturen, äuſſerlich aufgeſchmieret, ſehr gute Wirkung. Denen Steinen, die bisweilen in der Hirſchen Mägen oder Gedärme gefunden werden, ſchreibt man gleiche Kräfte und Tugenden mit dem Bezoar zu; inſonderheit aber wird derjenige Stein, welcher aus der Bährmutter einer Hirſchkuh heraus genommen worden, für ein ganz geheimes Præſervativ gehalten, für ſchwangere Frauen, die dadurch von allerley Zufällen alſo ſollen befreyet werden, daß ſie ihre Kinder glücklich zur Welt gebähren können. Die Geburtsgeilen gedörret, und pulveriſirt im Wein eingenommen, reitzen zum Beyſchlaf. Der Sprung, oder dasjenige Beinlein, welches bey den Hirſchen eben das, was bey den Haaſen der Haaſenſprung iſt, wird ebenfalls in der Ruhr gerühmet. Das Hirſchunſchlitt wird vielfältig unter Salben und Pflaſtern verbraucht, und zwar Geſchwülſte und Beulen zu erweichen, die Wunden zuſammen zu ziehen, die Schmerzen zu ſtillen, und die vom Froſt entſtandene Geſchwülſte oder Entzündungen zu heilen; in den Apothecken hat man davon ein deſtillirtes Oel, welches ſtark erweichet, lindert, und die Schmerzen des Podagra beſänftiget. Das Hirſchmark hat für allem andern den Vorzug, und dienet ſonderlich zu alten, böſen und giftigen Schäden an Füſſen. Der Urin des Hirſches iſt gut vor die Milzbeſchwerung.

Die gewöhnlichſten weydmänniſchen Redensarten vom Hirſche ſind dieſe: der Hirſch hat auf dem Kopf ein Gehörn, Geweihe, oder Gewichte; ein jedes von dem hochaufſtehenden heißt eine Stange; er hat ein Maul; anfänglich, wenn er das Gehörn abgeworfen, ſagt man: er hat Kolben; darnach Morgchen; hierauf das eigentliche Gehörn.

Gehörn oder Gewehe; der Ort, wo das Gehörne auf dem Kopfe aufstehet, heißt der Rosenstock; das unterste Theil an jeder Stange die Rose; die krause Knöpfgen an der Rose und Stange, Perlen; die untersten Enden am Gehörne, die Augsprossen; die nächsten Enden an den Augsprossen die Eissprüssel; alle Spitzen, so nachhero am Gehörne stehen, die Enden; ein Hirsch von zwey Stangen ohne einiges Ende, ein Spießhirsch; ein Hirsch so an jeder Stange nur ein Ende hat, ein Gabler oder Gabeler; vereckt wird gesprochen, wenn dem Hirsch das Gehörne wieder erwachsen, und die Enden daran nun wieder hart werden; ein Hirsch von 10 Enden wird jagdbar angesprochen, auch wohl schlecht jagdbar; von mehr Enden, ein jagdbarer Hirsch, ein guter Hirsch; so es ein alter Hirsch ist, ein recht guter, ein starker, ein Capital guter Hirsch; angesprochen aber heißt, wenn man die Fährte beurtheilet, und anzeigt, wie ein Hirsch am Leibe oder Gehörne zu rechnen seye; der Ort, wo er hingetretten heißt Fährte; die unten hornichte Theile am Lauft, die Schaalen; die beyden, etwa 3 Querfinger über die Ballen stehende hornichte Spitzen, der Oberrücken, Geäfter oder die Aftern; die Füsse, wie bey allen wilden Thieren, die Läufte; über denselben sind die Blätter oder Büche; hinten über eben denselben, die Keulen; seine Excrementen oder Koth, die Losung; wo die Losung heraus fällt, das Weidloch, oder der Hintere; das männliche Glied, die Ruthe, Zimmel oder Pinsel; die Hoden oder Klösse, das Kurzwildpret; das weibliche Glied, das Feigenblatt; der Schwanz, die Blume; der Theil von der Blume über den Keulen bis an die Rippen, der Zimmer; vom Zimmer bis auf die Blätter, der Rücken; Herz, Lunge und Leber, das Geräusche, Gelünge oder die Lunze; die Gedärme, das Gescheide; das grosse Theil daran, der Wanst; die Dünnungen, so das Gescheide umschliessen, die Eisbeine oder Flanken; der Hirsch hat eine Haut, kein Fell; der dicke Knoten, wo hinten die Zunge am Schlund und der Gurgel ist, heißt die Drossel; die 2 Streifen Wildpret am Halse, wo der Schlund und die Gurgel lieget, Aehlbraten; die über den Nieren und am Rückgrad liegende 2 Stück Wildpret, die Mehrbraten; der Hirsch hat Wildpret, kein Fleisch; Schweiß, und kein Blut, beydes gilt von allen wilden Thieren und Vögeln; vom Schuß getroffen heißt verwundet; das Losgehen des Hirsches auf die Thiere wegen der Vermischung, die Brunfe, er tritt auf die Brunfe; der Hirsch schreyet, nicht brüllet; wenn er sich auf das Thier setzet, und sich mit demselben vermischet, so heißt es: er beschlägt das Thier, oder der Beschlag; wenn das Thier empfangen hat: es gehet hochbeschlagen oder tragend; das Thier setzet das Kalb, nicht es kalbet; der Hirsch fliehet oder ist flüchtig; nicht er rennet; er fliehet oder fällt über das Zeug, die Lappen, oder worüber es sonst ist, nicht

er ſpringt darüber; wenn 4, 5 oder mehrere Hirſche oder Wild beyſammen ſind, heiſſet es eine Rudel Wildpret oder Tropp; wenn der Hirſch hin und wieder gezogen, er hat gewechſelt, oder der Wechſel; wo man ihn ſiehet oder ſpüret, heißt gezogen, als: er iſt da über gezogen; er ſteckt in dem Revier, nicht er liegt darinnen; er hat ſich niedergethan, nicht niedergelegt; er hat kein Lager, ſondern ein Bette; er äſſet ſich, nicht er friſt; er ziehet aufs Geäſſe, nicht auf die Weide; er fällt ins Garn, nicht er ſpringt hinein; er färbet ſich, nicht er bäret; die Hirſche kämpfen miteinander, nicht ſie ſtoſſen ſich; der Hirſch wird aufgebrochen, und nachgehends zerwirkt oder zerlegt; er iſt feißt, nicht fett; er heißt durchaus nicht ſchön, ſondern: er ſiehet gut aus am Leibe, es iſt ein guter Hirſch, ein recht guter Hirſch, ein ſtarker Hirſch, ein Capital Hirſch; er hat ein gut, brav, prächtig Gehörne, nicht er ſiehet ſchön aus; es wird ihm ein Fang gegeben, oder er wird abgefangen, nicht geſtochen; er ſtürzet, ſo er über einen Hauffen ſchlägt, nicht fällt; er endet, nicht ſtirbt; ſo zuweilen das Wild Menſchen oder ſonſt was merket, ſo läßt ſich manchmal eines von den alten Thieren mit einem lauten Ruf hören, welches aber nicht geſchryen heißt; ſondern es meldet ſich, oder ſchmählet; der Hirſch feuchtet, nicht ſtallet; gehet hoch, wenn er ſchlagen will; gehet niedrig, hat geworfen; hat Weiſſes, nicht Fett; das Weidemeſſer iſt die Zunge; Federn ſind die Rippen; die Seiten am Hirſche heiſſen Krieben, Wämmer oder Wände.

Was endlich die Gattungen der Hirſche anbetrift; ſo wollen einige drey derſelben bemerket haben, nämlich die braunen, falben und röthlichten. Die braunen ſind ſtärker, ſchneller und gröſſer, als die andern, und haben ein edles Wildpret; die falben tragen das Haupt empor, und haben ein ſchwaches Geweyhe; die aber einen ſchwarzbraunen Strich über den Rücken haben, werden für edle und gute Hirſche gehalten. Die röthlichten oder Rothhirſche, welche von einigen wieder in gemeinrothe, bräunlichrothe und gelbrothe getheilet werden, ſind meiſtentheils jung und dauerhaft, und machen den Hunden bey der Parforcejagd viel zu ſchaffen. In den Böhmiſchen Waldungen werden viel Hirſche gefunden, welche ſich, wo Kohlen gebrannt werden, aufhalten, lange ſchwarze Zoten am Halſe haben, und ſtärker vom Leibe ſind, als die andern. Dieſe nennet man Brandhirſche. Wobey einige die Hirſche in Pferdhirſche, Bockhirſche und Brandhirſche eintheilen. Noch andere theilen ſie in gemeine Hirſche, Damhirſche und Palmhirſche, welche letztere ein der Hand breites Geweyhe haben, und in weiſſe, welche aber gar ſelten angetroffen werden.

Hirſchbaum, ſ. Gerberbaum.

Hirſchbein, ſ. Hirſchcreutz.

Hirſchbilze, ſ. Hirſchbrunſt.

Hirschblut, s. Hirsch.

Hirschbrunft, Hirschbrunft, heißt die Zeit, darinnen der Hirsch in die Brunft tritt. Es geschiehet solches um Aegidii nach der alten Zeit, und währet bis zu Ende des Octobers. Zu dieser Zeit gehen die Hirsche voneinander, da sie sich zuvor häuffig zusammen hielten, werden begierig, suchen das Wild oder Weiblein, und spüren ihm nach. Was nun ein Hirsch vor Wild antrift, dabey bleibet er, bis ein stärkerer über ihn kommt, der ihn davon abtreibet. Vor Hitze der Brunst bekommt er unter dem Zeimen einen schwarzen Fleck, welcher je länger je gröſſer, und der Brand genennet wird. Vom Schreyen aber, welches er in dieser Zeit sehr häuffig hören läßt, bekommt er einen starken Hals, wie einen Kropf, und lange Spießhaare daran. Währender Brunstzeit soll er nichts anders, als Pülze und rothe Schwämme genieſſen. Vor Hitze, sonderlich da Maſtung ist, kühlen sich sowohl die Hirsche, als das Wild in Pfudel und Morast, daß sie über den ganzen Leib schwarz voller Koth aussehen. Wenn der Hirsch in voller Brunst stehet und recht grimmig ist; so weicht er vor nichts aus, sondern thut öfters sowohl Menschen, als Vieh Schaden. Ein solcher Brunsthirsch gehet allezeit hinter dem Wilde her, und so er einen andern schreyen höret, antwortet er heftiger, seinen Widerpart damit abzuschrecken. Kommt nun ein anderer, der noch kein Wild hat, und dieser siehet ihn, so gehet er auf ihn los, und jener reiſſet aus. Wo er sich aber zu wehren getrauet und Stand hält, da fahren sie vor Grimm plötzlich mit dem Gehörne zusammen, daß man sie eine viertel Stunde, ja bey stillem Wetter, noch weiter klappern höret, und kämpfen mit groſſer Geschwindigkeit. Oft verwirren und verbeugen sie die Gehörne in einander so veste, daß sie nicht wieder von einander zu bringen sind, und manchmal beyde Hirsche auf dem Platz bleiben müssen, wenigstens wird mancher krumm, lahm und zu Schanden gestoſſen, wo er das Gelack nicht gar mit der Haut bezahlen muß. Wo ein groſſer Trupp von Wild ist, und etliche Hirsche dazu kommen; so jagen sie sich ziemlich herum, springen denn unter das Wild hinein, um sie voneinander zu trennen, welches aber schwerlich angehen will; jedoch so es gelinget, gehet einer hier mit einem Trupp, der andere mit etlichem Wilde dort hinaus.

In solcher Zeit werden, wo Gehäge sind, die Heyden und Wälder verbotten, und darf niemand, wie sonsten, hinein fahren, Streuling oder Holz zu holen, oder auch darinnen hüten und mit den Hunden hinein kommen, massen hiedurch das Wildpret in seiner Brunst gestöhret würde. So sollen auch die Fleischerknechte mit ihren Kälbern und Hunden, die einen starken anhaltenden Laut von sich geben, und am meisten schädlich sind, mit Fleiß vom solchem Walde abgehalten werden, und das um so viel mehr, wenn etwa die Herrschaft zugegen ist, und ein Brunstschieſſen gehalten wird.

Solche Brunſtzeit währet gemeiniglich 3 bis 4 Wochen, binnen welcher Zeit die Herrſchaft auf einem an ſolchem Walde nahe gelegenen Amt- Jagd- oder Luſthaus ſich aufhält. Wenn nun der Forſtmeiſter ſelbigen Reviers durch ſeine untergebene Förſter Erkundigung eingezogen, wo und wie ſolche Hirſche in der Brunſt ſtehen, und ob ſie zeitlich oder ſpäte antretten; ſo reitet der Forſtmeiſter, nach gegebenem Bericht, mit der Herrſchaft gegen Abend und vor Tages, nebſt dem Pürſchmeiſter und Leibſchützen, an gemeldten Platz, ſteiget ab, und ſo der Forſtmeiſter der Herrſchaft die Wechſel und Gelegenheiten angezeiget hat, und ſie ſich angeſtellet, oder anderwärts Hirſche ſchreyen höret; ſo führet der Pürſchmeiſter die Herrſchaft an, durch Beſchleichen, Kriechen, oder andere Vortheile. Iſt der Hirſch zu weit; ſo muß er denſelben durch das Zerkuicken eines kleinen Stöckgens, als ob ein anderer käme, näher locken, und ſo ein Hirſch der Herrſchaft recht zum Schuß ſtünde, ſolchen ſchieſſen laſſen, welcher hierauf, zum Zeichen, daß er von der Herrſchaft gepürſchet worden, gehöriger maſſen auf den Pürſchwagen geleget, und nach Hofe geſchicket wird. Zuweilen wird der Pürſchmeiſter, wenn die Herrſchaft einen Hirſch von ſonderbarer Gröſſe und vielen Enden gepürſchet, von derſelben beſchenket, das abgeſchlagene Gehörne aber auf einen höltzernen Hirſchkopf zum Andenken angemachet, und die gehörigen Nachrichten beygefüget. ſ. a. Brunſtſchieſſen.

Hirſchbrunſt, Hirſchſchwamm, Hirſchbitz, lat. Boletus Cervi, Boletus cervinus, Fungus cervinus, Tubera cervina, Tuber Cervi, eine Gattung Schwämme oder Bilze, die ein wenig gröſſer, als eine Haſelnuß, von Geſtalt rund, jedoch nicht gänzlich, ſondern etwas uneben ſind. Sie ſehen auſſen röthlicht, oder ſchwärzlicht, oder grau, inwendig aber weiß, und ſind mit einer harten Schale bedeckt. Wenn ſie noch friſch ſind, haben ſie einen ſtarken Geruch, und inwendig ein ſchwammichtes Weſen. Wenn ſie aber vertrocknet ſind, ſo iſt nichts, als ein wenig leichter Staub und Pulver darinnen anzutreffen. Sie wachſen häuffig unter den Fichten in den Wäldern, wo ſich die Hirſche am meiſten aufhalten, auch, wie einige wollen, gemeiniglich an den Orten, wo ſie brunſten, da ſie von der Hirſchgeile wachſen ſollen; wie man ſie denn auch deswegen oft in Form eines Hirſchgebährgliedes will gefunden haben; ſonſt aber auch auf den Kohlſtätten, laſſen ſich aber nicht gar wohl finden, weil ſie unter der Erde ſtecken, wo ſie von den Hirſchen, die ſich an ihrem Geruch beluſtigen, mit denen beyden Vorderläuften aufgeſcharret, und geblöſſet würden. Jn man darf, falls dieſe Schwämme nicht gleich am Tage liegen, nur an ſolchen aufgekratzten oder geſcharrten Plätzen nachgraben; ſo wird man ſie hauffenweiſe daſelbſt finden.

Dieſe Schwämme führen viel Oel, ein wenig flüchtig Salz und ſehr viel Erde mit ſich. Sie werden von vielen in ſchwerer

Gebuw

Geburt und Mutterkrankheit gebraucht. Auch, da sie das Gift mit Gewalt durch den Schweiß austreiben, werden sie zur Pestzeit gar sehr gerühmet. Nicht weniger sollen sie die Milch und den Saamen vermehren, die Natur stärken, und also wider das Unvermögen zum Beyschlaf dienlich seyn; daher sie vielen Medicamenten zugethan werden. Sie heilen der Spinnen Stiche im Munde gekäuet, und den Schaden damit bestrichen, und werden auch mit Nutzen auf die geschwollene Hände geleget. Einige brauchen sie zum Schwarzfärben, als dem Schlagbalsam eine schwarze Farbe zu geben. Der leichte Staub aber, so darinnen befindlich ist, soll in die Wunden gestreuet, derselben Blut stillen.

Hirschcreutz, Hirschbein, lat. Crux Cervi, Os, Officulum cordis Cervi, de Corde Cervi, Os cervinum de corde, ist nichts anders, als eine natürliche Zusammentrettung der Pulsadern am Grunde des Herzens eines Hirsches, woraus mit der Zeit ein fast Creutzförmiges Beinlein wird. Es wird nur bey ganz alten Hirschen gefunden, bey den jüngern ist es nur ein ungestalter Knorpel. Man rühmet es als ein kräftiges Mittel wider die Herzbeschwerungen, und allerhand giftige, besonders Weiberkrankheiten, s. a. Hirsch.

Hirschenden, s. Hirsch, Ende.

Hirschfang, s. Hirsch.

Hirschfeißte, Hirschfeißtzeit, wird die Zeit genennet, da die Hirsche am feißtesten und bestan sind. Sie gehet um die Exydienzeit gegen Jacobi an. In dieser Zeit ist der Hirsch stolzer und vorsichtiger, als vorher, da ihn noch die sogenannte Zecken an der Haut unansehnlich, und den Winter mager gemachet, er auch bey guter Zeit sich auf das Feld und zum Grase auf die Wiesen erhoben, immassen man zu solcher Zeit seiner eben nicht so sehr geachtet. In dieser Zeit pfleget er weit später in die Nacht, erst gegen 11 und 12 Uhr, und noch drüber, sich vorzufinden, auch vor Tage wieder in das Holz zu gehen, daß er nicht, weil sein Wildpret jetzo am angenehmsten, mit der Haut bezahlen möge. Daher ein Hirsch feißtjagen ein ordentliches Jagen heißt, so zu dieser Zeit vorgenommen wird.

Hirschfährte, s. Hirsch.

Hirschfutter, lat. Elaphoboscum, Cervi pabulum, werden die Pastinacken genennet, weil man dafür hält, daß der Hirsch durch Genießung dieses Krautes die giftigen Schlangenbisse dämpfe.

Hirschgarn, Hirschnetze, Hirschseile, Saunseile, ist ein zur Hirschjagd gehöriges Garn, welches, wie ein Tuch, 80 gedoppelte, und 160 einfache Waldschritte, d. i. 400 Fuß oder 200 Ellen, im gehörigen Busen stehet, und 10 Fuß hoch ist. Hierzu braucht man 21 Steine guten Hanf, und wird das Garn hierzu gesponnen, doch nicht zu sehr gedrehet, damit es, wenn es naß wird, nicht zusammenlauffen möge. Die Leinen müssen eines kleinen Fingers dicke, neunschäftig, oder neunfädenig geschlagen, durch das Wasser etlichemal gezogen,

zogen, und dadurch, ob sie zusammenlauffen, oder sich ringeln, probiret werden. Das Stiefelholz oder Modell zu denen Schmasen oder Masen ist 8 Zoll breit, also, daß eine Masche 8 Zoll ins Vierkandigte, oder wenn sie ausgereckt ist, 16 Zoll lang wird. Ein solches Netz muß 20 bis 24 solcher Schmasen hoch, die Ober- und Unterleinen aber so stark, als an denen Mitteltüchern, und von 20 Faden geschlagen werden. Es gehören hierzu 11 von Tännen-, oder wo solches nicht zu haben, von dürren Fichten- oder Kiefernholze verfertigte Forkeln, von mittelmäßiger Stärke, 4 guter Ellen lang, und 2 grosse starke Hefte. Auch müssen die Forkeln inwendig, wo das Wild herkommen soll gestellet werden, jedoch daß die oben in gedachten Forkeln bis auf die Helfte eingeschnittene gerade Kerben, worauf die Oberleine vom Netze haftet, auswendig komme, damit das Netz wohl abfallen könne, und den Busen wohl über das Wild schlage.

Hirschgeburtsgeilen, s. Hirsch.

Hirschgehörn, s. Hirschhorn.

Hirschgerecht, ist und heisset ein Jäger, welcher seinen Hirsch und Wildpret ohne Fehler ansprechen und unterscheiden kann, und zwar den Hirsch in seiner Fährte, nach der Schwere seines Leibes, nach den Jahren und nach der Vielheit seiner Enden, die er auf seinem Gehörne hat, und ob er also jagdbar seye oder nicht. Sodann wird auch von einem Hirschgerechten Jäger erfordert, daß er seinen Leithund recht zu behandeln und zu arbeiten wisse, sein Thier zu Holze richten und bestätigen könne, dergestalt, daß man bedürfenden Falls auf seinen Bericht das bestätigte oder verneuerte stellen und einrichten könne.

Hirschgeweyhe, s. Geweyhe, Hirsch, Hirschhorn.

Hirschherz, s. Hirsch.

Hirschhorn, Hirschgehörn, Hirschgeweyh, lat. Cornu Cervi, Cornu cervinum, ist, nach dem Unterschied der Tann- Spieß- und gemeinen Hirsche, entweder breit, einfach oder zackicht, und spielet die Natur auch an den Zacken so vielfältig, daß man ein ganz Musäum damit anfüllen könnte. s. Geweihe. In der Arzney werden diejenigen, welche die Hirsche von sich selbst abwerfen, vor die besten gehalten, indem sie mehr flüchtiges Salz in sich halten, in Ansehung dessen sie eine so vortrefliche Schweiß- und Gifttreibende Kraft in sich haben, und gegen die ansteckende Seuchen, Fleckfieber, Blattern und Masern dienen, wenn sie auch nur in das Getränke gelegen werden; weswegen auch die Rasura Cervi, oder das geraspelte Hirschhorn, bey den Materialisten zu finden ist; wiewohl man am sichersten gehet, wenn man es in seiner Gegenwart raspeln läßt, indem es nicht selten mit geraspeltem Ochsenhorn verfälschet wird. Was sonsten aus demselben bereitet werde, davon s. Hirsch.

Hirschhorn, gebranntes, s. Hirsch.

Hirschhorn, geraspeltes, s. Hirschhorn.

Hirschhorn, präparirtes, s. Hirsch.

Hirschhornoel, ſ. Hirſch.

Hirſchhornſälblein, ſ. Hirſch.

Hirſchhornſalz, ſ. Hirſch.

Hirſchhornſpiritus, ſ. Hirſch.

Hirſchhornſulz, ſ. Hirſch.

Hirſchhornwaſſer, ſ. Hirſch.

Hirſchjagen, ſ. Hauptjagen, Parforcejagd.

Hirſchinſelt, ſ. Hirſchtalch.

Hirſchkalb, lat. Hinnulus, franz. *Faon*, iſt das Kalb männlichen Geſchlechts vom Thiere; das vom weiblichen heißt Wildkalb. Wenn ſie geſetzt werden, haben ſie viele Flecken über den Rücken, liegen 3 bis 4 Tage unter einem Gebüſch, oder umgefallenen Baum, laſſen ſich angreiffen und ſtehen nicht auf, bis die Mutter kommt. Da ſaugen ſie ſtehend, legen ſich wieder hin, und können zu ſolcher Zeit leicht aufgehoben und weggetragen werden. Wenn ein Hund oder Fuchs dazu kommt; ſo ſchreyen ſie, da denn die Mutter zugelauffen kommt, und mit den Vorderläuften wehret. Nach ſolcher Zeit führet ſie dieſelbe vorſichtig aus, und dieſe lauffen ihr auf dem Fuſſe nach, bis ſie der Orten kundig ſind, bisweilen bis in das dritte Jahr. Wenn dem männlichen das Gehörnchen wächßt, wird er ein Spießhirſch genennet; das weibliche aber ein Schmalthier. Ein Hirſchkalb läßt ſich gar wohl aufziehen. Es lernet nach und nach Milch trinken, und ſich mit Brodt und Gränwerk äßen. Läſſet man ſie klein ſchneiden, ſo bekommen ſie kein Gehörn, bleiben fromm und werden feiſt. ſ. a. Hirſch, Thier.

Hirſchkaſten, iſt ein Behältniß, worinnen ein Hirſch lebendig von einem Orte zum andern gebracht werden kann. Man hat zwey Sorten deſſelben. Die erſte gehöret für diejenige Hirſche, welchen man, weil ſie weit und ferne geſchicket werden ſollen, das Gehörne (als welches ſie ohne dieß abwerfen, und ihr vollkommen Gehörne wieder aufſetzen) oberhalb den Augenſproſſen, und auch dieſe abſäget. Dieſer Kaſten wird etwas über 3 Ellen lang, und 3 Ellen hoch, auf dem Boden aber eine Elle weit gemacht, nur daß ein Hirſch darinnen ſtehen und liegen kann, auch nicht angeſtrichen, ſondern nur ſchlecht von guten Tannenbrettern zuſammen geſchlagen, und mit eiſernen Winkeln und Bändern wohl verwahret. Am Ende, wo den Kopf iſt, muß er mit einer kleinen Krippe zum Haber, und mit einem eiſernen Räuffgen zum Heu unterwegs verſehen ſeyn. Die andere Gattung aber, ſo zu denen Jagdaufzügen oder zur Hofjagd gehöret, da dem Hirſch ſein Gehörne gelaſſen werden muß, iſt oben etwas weiter und höher, nach der Gröſſe des Gehörns, und ſoll inwendig, damit ſich der Hirſch nicht zu Schanden ſtoſſe, billich mit Leinwand ausgeſchlagen, und mit Werg und Haaren ausgeſtopfet, oder wenigſtens mit Strohſeilen ausgeflochten; auswendig aber auf den Ecken mit groſſen eiſernen Ringen, um den Kaſten auf dem Wagen zu beveſtigen, verſehen, auch über und über mit

grüner Oelfarbe angestrichen, und Hirsche darauf gemahlet seyn.

Hirschkolben, lat. Typhi Cervi, franz. *Cornichons; Tete de Cerf, Cru de Cerf*, wird das junge Gehörn des Hirsches genennet, wenn es noch weich, und einer Hand breit hoch ist. Die rauhe Haut, womit es überzogen ist, nennet man das Bast. Man bekommt solche erstlich nach Johannis, und sie sind eine ziemlich rare Speise. Denn von einem oder zwey Hirschen kan man keine grosse Casserole, oder Tiegel zuwegebringen; daher sie nur an grosser Herren Höfen zugerichtet werden. Wenn denn Hirsche einkommen, die noch ein weiches Gehörne haben; so schneidet man die Kolben unter den Augensprossen ab, leget sie über Nacht in Wasser, daß es den rothen Schweiß herausziehe, hernach setzet man sie im Wasser zum Feuer, läßt sie kochen, bis sie weich werden. Alsdann ziehet man ihnen die Haut ab, und schneidet sie mit einem scharfen Messer Scheibenweise fein sauber, leget sie hierauf wieder in kaltes Wasser, und richtet sie mit Trifseln, mit saurer Limonie, fricassirt, oder mit einer wohlgewürzten Butterbrühe zu. In der Arzney haben sie einen vortreflichen Nutzen. s. Hirsch.

Hirschkolbenwasser, s. Hirsch.

Hirschkugeln, Hirschsteine, lat. Bezoar cervinum, wachsen, wie der Occidentalische Bezoar, im Magen oder Gedärmen der Hirsche, sind äusserlich weißgelb anzusehen, und aus vielen übereinander gewachsenen Blättlein, wie die Bezoarsteine, zusammengesetzt. Sie werden wider ansteckende Krankheiten gebraucht, und ihre Kraft dem Bezoar gleich geachtet. s. a. Hirsch.

Hirschkuh, s. Hindin, Hirsch.

Hirschläufte, werden die Füsse der Hirsche genennet, welche gemeiniglich, wie der Rinder und Kälber Füsse, in der Küche zubereitet werden; doch pfleget man sie auch einzulegen, auf folgende Art: Wenn sie abgehauen, mitten entzwey geschnitten, in Wasser gesotten, nach diesem an Haut und Haaren rein abgeputzet, und in kaltem Wasser gelegen, daß sie schön weiß geworden; so leget man unten auf den Boden eines Fäßgens Lorbeerblätter, Rosmarin, Citronenscheller, und mancherley ganz Gewürz. Hierauf folget eine Lage solcher Hirschläufte, sodenn wieder gedachte Species, bis das mit das Fäßgen voll ist, und oben noch gewürze lieget. Alsdann schlägt man es zu, bohret ein Loch in den Deckel, lässet guten Weinessig hineinlauffen, vermachet das Loch mit einem Stöpsel, setzet das Fäßgen an einen kühlen Ort, und wendet es alle Tage, oder in etlichen Tagen einmal um; so kann man sie kalt verspeisen.

Hirschmark, s. Hirsch.

Hirschnetze, s. Hirschgarn.

Hirschruf, ein Jägerinstrument, womit ein Hirsch angekirret wird, näher zu kommen, und womit man sonderlich in der Brunftzeit ein Vergnügen mit dem Hirsche haben kann. Er wird verschiedentlich gemacht. Einige ahmen

men Holz und machen daraus ein Horn, welches an einem Ende so weit ist, daß man eine Faust hineinstecken kann, am andern aber etwas zugespitzt seyn muß. In dieses wird an dem spitzigen Ende hinein, und gerade auf den Hirsch zugeruffen und zugeschryen. Andere aber nehmen ein Gefässe, wie eine Bierkanne gestaltet, und gebrauchen es hineinzuschreyen. Doch der reineste und beste Hirschruf ist dieser: Man nehme ein Meerschneckengehäuse, welches länglicht, an einem Ende spitzig, am andern Ende aber so weit und geraum ist, daß man eine Faust hinein legen mag. Das spitzige Ende feilet man ab, so weit, daß es ein Loch bekomme, und daß man einen Finger mit der Spitze hineinstecken kann. Dieses spitzige Ende nimmt man in das Maul, und schreyet hinein, wie ein Hirsch, und zuweilen geschwinde mit unter, also wie ein Hirsch, wenn er hinter dem Thier her ist, und es zum Beschlage nöthiget, oder herumjaget. Wenn man nun so geschwinde, wie ein Hirsch, anstösset; so muß man auch ein oder zweymal in den Ruf schreyen, als wie das Thier, wenn es von dem Hirsch gejaget wird, welches einen kurzen und nicht so lauten Ruf thut.

Wenn man sich also anstellet, sonderlich in der Brunstzeit und bey den Brunstplätzen, und es kommt ein Hirsch alleine, und höret den Ruf; so eilet und kommt er bald nach demselben, so, daß er sich ihme ganz nähert, da man ihn denn nach Gefallen schiessen, oder doch, wo man ihn auch nicht haben will, recht beseben kann. Und wenn gleich ein Hirsch bey dem Thiere ist; so ziehet er doch, wenn er den Ruf vernimmt, gerne von den Thieren, in der Meynung, als ob ein anderer Galan um seine Braut werbe; daher er ihm entgegen gehen und ihn abtreiben will. Allein es wird ihm diese Kühnheit zuweilen schlecht belohnet, indem er selber gefället wird. Doch macht er sich nicht gerne weit von den Thieren. Es ist also nur darum zu thun, wenn er dem Schützen nicht nahe genug ist, daß er etwas näher komme. Wenn man auch vermeynet, daß Hirsche im Holz oder in der Dickung stehen, und sie sich nicht hören und sehen lassen; so stösset man einige mal in den Ruf, da werden sie sich bald melden und antworten; doch muß man hier nicht allzuviel Lermen machen; sonst merken sie es bald, daß es nicht recht hergehe. Recht angenehm und lustig ist es zu sehen, daß auch die Hirsche manchmal in fast voller Flucht dem Ruffe zukommen. Und dieß geschiehet insonderheit, wo viele Hirsche, aber nicht allerley Thiere sind, und wenn sie unter dem Ruf des Thieres Ruf mit hören.

Hirschruthe, Hirschziemen, bey des Hirsches Leben auch kurzes Wildpret, lat. Priapus Cervi, ist das wohlgereinigte, mit Wein abgewaschene, und im Ofen getrocknete männliche Glied vom Hirsche, welches wider Reissen im Leibe, Colick, Seitenstechen, rothe Ruhr, Bauchfluß, giftiger Thiere Biß, Pest u. s. w. ungemein dienlich ist, den Harn und Stein treibet, zum Liebes-

Liebeswerke reitzet, und wider die Unfruchtbarkeit der Weiber bewähret seyn solle.

Hirschschaalen, heissen die untern horuichten Theile am Lauste des Hirsches, wodurch sich auch insonderheit ein alter Hirsch von einem jungen, wie auch von einem Thier oder Hirschkuh unterscheidet. Denn obgleich, was das äusserliche Gewächse des Laufts und der Schaalen anbetrift, darinnen kein sonderlicher Unterschied zu finden; so sind doch die Schaalen von einem alten Hirsch weit breiter, stümpfer und stärker, als bey einem jungen Hirsch oder Thier. Ob zwar auch sonst die Fehrte von einem alten Hirsch von der Fehrte eines jungen Hirsches und Thieres von einem Hirschgerechten Jäger gar leicht zu erkennen ist; so beruhet doch dieser Unterschied vielmehr in der ihm eingepflanzten Natur, als in der blossen Beschaffenheit der Schaalen. Wie denn auch eben daher ein Spiesser, welcher doch eine kleinere Schaale, als ein altes Thier hat, in der Fehrte vor dem Thiere zu erkennen ist. s. Hirsch. Sonst werden auch von vielen die Schaalen von einem Hirsche geschabet, und vor das böse Wesen eingegeben. Noch besser aber schätzet man hierwider die Schaalen von einem Elendthier, wenn sie nebst eichenem Kenster oder Mistel mit Wasser, aus dem Geschirre, woraus ein Creutzvogel gesoffen, gebrauchet, und einem mit der bösen Krankheit behafteten Patienten eingegeben werden.

Hirschschwämme, s. Hirschbrunst.

Hirschseile, s. Hirschgarn.

Hirschsprung, lat. Talus Cervi, s. Hirsch.

Hirschsteine, s. Hirschkugeln.

Hirschtalch, Hirschinselt, Hirschunschlitt, lat. Sevum Cervi, Sevum cervinum, heißt das Inselt von Hirschen, von dessen Kraft und Wirkungen s. Hirsch. Das Talch oder Inselt von den sogenannten Elends- und Tannhirschen ist eben so gut, als das vom Rothhirsch.

Hirschthränen, Hirschzähren, lat: Lacrymæ cervinæ, nennet man die Materie, welche sich in denen etwas tiefen und länglichten Höhlen unter den Augen der Hirsche, fast wie Ohrenschmalz, und mit ganz kleinen Härgen vermenget, ansetzet, sich aber nicht eben von seinen Thränen sammelt, sondern von seinem Schwitzen, und von denen aus dem Kopfe und den Augen dahin gehenden Poris kommt, in diese Höhlen dringet, und sich mit dem Schweisse coaguliret, da es sich denn endlich in ein Gewächse, wie Horn oder Stein so hart, verwandelt. Der Geruch davon ist erstlich widerwärtig, nachgehends aber wohlriechender. Wo sie aus den Augenwinkeln hervorragen, scheinen sie rund, glatt und glänzend, gelblicht und mit schwarzen Aederlein durchzogen. Wenn sich nun dieses Gewächse durch die Luft erhärtet, und den Hirsch am Sehen hindert; so reibet er sich an die Bäume und Sträucher, und stritt oder stößt es ab, da es bisweilen von den Jägern gefunden, und als eine herzstärkende, schweißtreibende und allen giftigen und pestilenzialischen Seuchen widerstehende Arzney

Arzney hochgehalten, ja dem Bezoar an Kräften wenigstens gleich, wo nicht selbst vor den ächten Bezoar geachtet wird. Doch da grosser Betrug damit vorgehet; so gehet man sicherer, wenn man sich in ansteckenden Krankheiten der Hirschkugeln bedienet.

Hirschunschlit, s. Hirschtalch.

Hirschurin, s. Hirsch.

Hirschwildpret, heisset überhaupt alles an dem Hirsche taugliche Fleisch, s. Hirsch; wiewohl auch insbesondere zum Unterschied des Kochwildprets (darunter Hals, Brust, die Krieben oder Wände u. s. w. begriffen) das derb gewachsene Fleisch an den Keulen oder Bug, Zimmer oder Rücken dadurch bezeichnet wird; welches theils gekocht, theils gebraten, theils gedämpft, theils in Pasteten geschlagen, auf das beste mit und ohne Brühe zubereitet wird. Von dieser Zubereitung kann nachgeschlagen werden *Onomatologia oeconom. practica*, oder Ökonomisches Wörterbuch, im 2ten Theil, pag. 115 - 117.

Hirschzähren, s. Hirschthränen.

Hirschziemen, s. Hirschruthe.

Hirsefinke, s. Gränzling.

Hirondo, s. Schwalbe.

Hirondo marina, s. Meve.

Hochbeschlagen, wird vom Hirsch, oder vielmehr vom Thier gesagt, wenn es beschlagen ist, oder empfangen hat.

Hoche-pied; ein bey der Falknerey gebräuchliches Wort, wird von einem Vogel gesagt, welchen man allein nach dem Falken wirft, ihn in die Höhe steigen zu lassen.

Hochgarne, s. Hohe Netze.

Hochgehen, wird vom Hirsch gesagt, wenn er sein Gehörne wieder aufgesetzet hat, und schlagen will.

Hochleite, s. Leite.

Hochnetze, s. Hohe Netze.

Hochwaasen, s. Waasen.

Höllende, wird an dem Stamm eines Baums das Ende an der Spitze desselben genennet; das untere Ende aber heisset Stammsende.

Höllreich, Gipfelreich, nennet man ein hochstämmiges und schön gerades Holz.

Hörner, werden auch des Elephanten Zähne genennet, s. Elephant.

Hörner von klarem Laut, s. Hifthorn.

Hofjäger, Leibjäger, ist ein Ehren, und Gnadendienst, der an verschiedenen Orten von verschiedener Beschaffenheit ist. An manchen Orten hat er über andere Forstbediente zu gebieten, an andern nicht, sondern hat sein eigen Forstrevier. Mehrmalen hat er gar keine sichere und beständige Function, als blos zum Ostern um den Herrn zu seyn. Gemeiniglich ist er derjenige, der an einem Hof den andern niedern Jagd, und Forstbedienten vorgehet, und die Jagdsachen mit regulirt hilft, da denn bey einem Jagen das meiste auf seinen Fleiß ankommt. Wenn dergleichen zur Hirschfeißt, oder Schweinhatzeit

von

von der Herrschaft anzustellen befohlen ist; so pfleget dieser Hofjäger von dem Oberjägermeister an denjenigen Forstmeister, in dessen Revier das Ausschiessen oder Abjagen vor sich gehen solle, abgefertiget zu werden, sowohl die fürstliche Ordre an denselben zu überbringen, als auch der vor der Einrichtung des Jagens zu wissen nöthigen Umstände und Gelegenheit sich zu erkundigen. Zu dem Ende muß er die Lage und Dickichte, auch was vor Stellflügel in solcher Heyde vorkommen, entweder nach seinem Augenmaaß, oder besser, so er es verstehet, gebmetrisch genau bemerken, und in einen Riß zu Papiere bringen, in demselben auch andeuten, wo er mit dem Lauff heraus zu kommen gedenket, und wohin das Wildpret seine Flucht nehmen möchte. Von allen Leuten in solchem Forstbezirke hat er sich heimlich zu erkundigen: Ob des Winters auch Futter, Heu und Stroh vor das Wildpret gegeben werde? Ob es Ruhe und Nahrung bekomme? Ob zur Herbstzeit vor die Säue Kirrplätze angerichtet, und ob Quellen, Wasser, Prudel, Suhlen, Salzlecken, Heuscheunen und Heurauffen in gutem Stande erhalten werden? Er muß zu Pferde bereuten, oder zu Fuß abschreiten, wie viel Fuder Zeug ungefehr anfänglich einzustellen nöthig seyn möchten, um solches gehörigen Orts ausführlich zu melden. Bey solcher Untersuchung muß er sowohl mit dem Forstmeister selbigen Bezirks, als auch dessen unterhabenden Förstern ausführliche Abrede nehmen, am allersichersten aber mit ihnen zugleich hinausreuten, den den Ort und Stelle selbst mit ihnen in Augenschein nehmen, und sich dabey erkundigen: Ob auf ihrem Bezirk Gelegenheit vorhanden, ein Jagen zu machen? auch was und wie viel Wildpret in solchem Gebiete seyn möchte, sich von ihnen schriftlich geben lassen; wo und an welcher Gegend zum ersten das Jagen zu fassen, und anzufangen? welcher Weg zum Hauptflügel zu nehmen? Wohin der Lauffplatz komme? ob genug Dickichte und Wasser zum Abjagen vorhanden? Wie viel Fuder Zeug zum ganzen Jagen kommen? An welchen Ort der Zeug zu rücken? Wo das Jagdlager, und ob alles nöthige dabey seye? Wo der Hunde Quartier zum Abjagen? Ob viel verlohrne Treiben zu machen, und welche Büsche zu nehmen seyen? in wie viel Posten der Zeug gerichtet? Ob Eckern zur Kirrung vorhanden und ob sie lange gekirret? Wie viel Kirrplätze und was sie für Kirrung haben, auch ob viel Vorrath vorhanden? Ob unter das Wildpret oft sehr geschossen oder gehetzt worden seye, und was dergleichen vorfallende Erinnerungen mehr sind. Bey hierauf erfolgender Bewerkstelligung eines Jagens muß er auf jedem Flügel voran reuten, die Zeugknechte und Jagdleute commandiren, und den Zeug zu stellen, anweisen, auch durch ein paar Männer die von Sträuchern bewachsene Flügel räumen lassen, und übrigens alle dasjenige, wozu er von seinem vorgesetzten Oberjägermeister Befehl hat, genau beobachten, und ins Werk richten.

Hofjagd, ſ. Jagd.

Hofſperling, ſ. Sperling.

Hohe Garne, ſ. Hohe Netze.

Hohe Jagd, ſ. Jagd.

Hohe Netze, hohe Garne, Hochnetze, Hochgarne, werden eine Art Vogelnetze genannt, welche auf Schnepfen, Rebhüner und andere groſſe Vögel gebraucht werden, und 40 bis 50 Ellen lang, und 12, 15 und mehr Ellen hoch geſtrickt ſind. Man pfleget ſie am Strickſtocke weiter, als das Hüner- und Wachtelgeleiter zu ſtricken, und an eine lange Leine mit beinernen Ringen anzuhängen, daß man ſie leicht zuſammen und wieder voneinander rollen kann. Wo man nun weißt, daß ſich etwa Rebhüner aufhalten, oder wo ſie weiden, da muß man 2 oder 3 Morgen und Abende darauf wenden, und ſie verhören, um welche Zeit ſie ſich frühe von der Weide, und um welche ſie ſich Abend wieder auf die Weyde begeben, d. i. ihren Fall und Wiederfall, den ſie natürlicher Weiſe unaufgetrieben, und ungeſprenget für ſich nehmen, wohl auskundſchaften und beobachten. Wenn man dieſes weißt; ſo wird dieſes Hochnetze entweder im freyen Felde an hohe ſtarke Stangen, oder wenn es die Gelegenheit giebet, auf Bäume alſo angebunden, und der Fall erwartet. Kommt nun ein ganzes Volk Rebhüner nahe beyeinander geflogen, in Meynung, ſich auf ihre Weyde zu begeben, und prellen in das darzwiſchen geſtellte Hochnetze an; ſo fallen ſie mit einander in den untern Buſen des Netzes hinab, da ſie denn alle ausgenommen und das Netze wieder geſtellet oder abgenommen wird. Sie fallen meiſtentheils alle darein; doch begiebt es ſich bisweilen, daß etliche davon auskommen. Daher muß der Jäger ſehr nahe dabey ſelb ander oder ſelb dritte verborgen liegen, damit er geſchwinde zugreiffen, und die gefangene Hüner, ehe ſie ſich wieder losmachen, herausnehmen kann. Es muß aber dieß allein in dunkler Dämmerung der Nacht- oder Tagſcheidung geſchehen, ſonſt wird nichts in die Netze fallen. Mit dieſen Netzen werden auch die Schnepfen, wenn ſie vom Holze auf die Weide, oder von der Weide wieder in das Holz fallen, öfters gefangen.

Hohe Tücher, ſ. Jagdtuch.

Hohes Innſiegel, heißt in der Jägerey, wenn der Hirſch über naſſe Wieſen, oder Bruch gehet, da er den Koth über der Schaale mit heraus hebet, und es ſo umgekehrt vor der Fehrte liegen läßt.

Hohlbeere, ſ. Himbeer.

Hohlkirſche, ſ. Faulbaum.

Hohlkrähe, ſ. Specht.

Hohltaube, Blautaube, Hensle, iſt etwas kleiner, ſonſt aber wie die Ringeltaube geſtaltet, nur daß ſie am Halſe bläulichter ſiehet, und keinen Ringel, auch nichts Weiſſes in den Flügeln hat. Sind eine Art wilder Tauben, und haben rauhe und rothe Füſſe, auch einen weißlichten Schnabel, der um die Naſenlöcher etwas purpurfarb iſt. Der

Hals

Hals hat vornen und an den Nebenseiten eines theils purpurfarbene, andern theils grünlichte Federn, welche schön glänzen, je nachdem sie auf die Seite gegen den Tag gehalten werden; hinten am Halse aber blicket etwas purpurfarbenes hervor. Die vier längste Schwingfedern sind schwarz mit etwas roth vermischet. Die kleinsten sind Aschenfarb, wie auch die mittelsten, welche aber zu äusserst schwarz, und die letzten Federn gegen den Rücken zu lichtroth aussehen. Sie heulen geschwinder, als die Ringeltauben, und nisten, wie die Spechte, gern in hohle Bäume, allwo sie aber fast niemals als 2, und gemeiniglich Taubert und Täubin, ausbringen. Es werden sonst auch auf grossen Eichen und Buchen sogenannte Taubenpochten, etwas gröfer, als die Stahrmesten aufgehänget, darinn sie ebenfalls des Sommers häuffig brüten, daß man die Jungen, wenn sie flücke sind, ausnehmen kann; doch werden sie oft von den Eichhörnern und Dohlen weggebissen. Sie leben länger, als 30 Jahr, und halten sich des Herbsts, bis sie wegziehen, in ihrem Striche schaarweise beysammen. Sie fallen gerne auf die Saatfelder, ingleichem auf die Salzlecken, wo man sie mit Schlagwänden berücken, wie auch auf die Bäume locken und schiessen kann. Mit Garnen ist ihnen nicht anderst beyzukommen, als auf denen in Hölzern befindlichen Plätzen bey den Tränken, welche man hierzu bereitet, da sie in einer Hütte, wie auf dem Heerde, gerücket werden können. Im Herbst ist ihr Strich, und im Frühling ihr Wiederzug.

Holder, s. Hollunder.

Holderbaum; s. Hollunder.

Holderstaude, s. Hollunder.

Hollbeer, s. Himbeer.

Holler, s Hollunder.

Hollunder, Holunder, Holder, Holler, Baumholder, Reseken, Schipgen, Holderbaum, Holderstaude, Alhornbaum, Flitter, Flieder, Fliederbaum, lat. Sambucea Arbor, Sambucus, Sabucus, Sambucus vulgaris, domestica, fructu in umbella nigro, franz. *Sureau*, gehöret zwar unter das Buschholz, wächset aber auch öfters so dick und hoch, als ein mittelmässiger Baum. Der Stamm hat eine rauhe Rinde, viel Holz und wenig Mark, das hingegen die Zweige, welche lang und gerade wachsen, eine glatte graue Rinde, wenig Holz und viel weisses Mark haben. Unter der obern grauen Rinde sind noch zwey dünne Schaalen, davon die erste grün, die andere aber, so gleich auf dem Holze sitzet, gelb ist. Die grüne wird in vielen Leibeszufällen nützlich gebrauchet, absonderlich aber, wenn sie von einem einjährigen Schoß ist, und frisch geschabt etliche mal nach einander übergeleget wird, benimmt sie die Hitze der sogenannten Rose oder des Rothlaufs; wenn man sie stösset, den Saft davon auspresset und in Wein oder Molken einnimmt, so führet solcher die schädlichen gallichten und salzigten Feuchtigkeiten ab, welches auch die Milch thut, worinnen dergleichen grünes und abgeschabtes Bast gesotten worden. Seine

Blätter

Blätter, deren sich etliche, und zwar gemeiniglich fünfe auf einem Stiel befinden, sind länglicht, spitzig am Rand herum zerkerbt, von dunkelgrüner Farbe, und einem starken, wiewohl widerlichen Geruch. Diese Blätter heilen Wunden und allerley giftiger Thiere Bisse; mit dem daraus destillirten Wasser sich gegurgelt, curiret die Bräune. Die Blüten bestehen aus kleinen weissen und starkriechenden Rösgen, welche auf einem grossen zwiefelichten Büschel hervor wachsen, an deren Stelle nachmals kleine runde, den Wachholderbeeren nicht unähnliche Beerlein hervor kommen, welche anfänglich grün, und wenn sie reif worden, schwarz, inwendig aber mit einem dunkelrothen Saft und länglichten Saamenkörnlein angefüllet sind. Er wächset gemeiniglich an fetten Orten, an Zäunen, Häusern, Wegen und Gräben, und liebt sowohl Schatten, als Sonnenschein; ist aber auch zum öftern in denen Hölzern und zwar meistentheils auf denen Dachsbauen zu finden, und hält man dafür, daß solches daselbst eben durch die Dächse, als welche dessen Beere zur Herbstzeit sonderlich gerne geniessen, aus dem von gedachten Dächsen durch die Losung dahin geschmeissen Kern, gezeuget werde.

Sein Holz dienet zu Bogen, und aus dem grossen, das nicht ästig ist, werden gute Schäfte zu Pfeilen oder Bolzen, item Röhren und Schläuche zu denen Bier- und Weinfässern, Handruthen zu Dreschflegeln und dergleichen gemacht; es können auch die Pelzweiglein, so in die Ferne verschickt werden müssen, in denen grünen von ihrem Mark entledigten Hollunderstämmlein, wegen der darinnen befindlichen Feuchtigkeit, sehr gut und frisch erhalten werden. Die im Frühling im Monat Martio ausschlagende junge Hollundersprossen, werden zur selben Zeit gesammelt, und unter dem Spinat gekocht, oder aber abgebrühet, hernach wiederum getrocknet, und mit Oel angemacht, statt eines Salats gegessen, welcher das Geblüte reiniget, und gelinde purgieret; gleiche Wirkung haben auch die Halder- oder Hollunderknöpflein, wenn man solche, ehe sie noch aufbrechen oder aufblühen, mit Salz und Essig, wie Capern einmacht; dieses geschiehet im Junio, worauf man bald die völlige Blüthe einsammlet, und theils rein abpflücket, und den Essig damit wohlgeschmackt macht, als welcher den Appetit zu erwecken dienet, theils aber die ganzen Blütkronen in die Quarkkäse einschläget, oder solche durch einen Nonnenteich ziehet, und aus Schmalz oder Butter bäcket, auch im Herbst einen guten Wein davon machet, und sonsten noch allerley gute Hausarzneyen daraus bereitet. Wenn die Beere von diesem Strauch im Augusto oder September reif sind, pflegen gute Hauswirthinnen eine herrliche Latwerge, welche an einigen Orten Schibickenmus genennet wird, daraus zu sieden; und solche ist der Bauren und armer Leute Theriack und beste Arzney wider den Gift und allerley Krankheiten, beydes bey Menschen und Vieh, mit trefflichem Nutzen zu gebrauchen; sie ist ein gutes

Schweißtreibendes Mittel, und äusserlich zur Kühlung und Linderung der Hitze sehr dienlich. Der aus denen Beeren gedruckte Saft, mit Roggenmehl zu einem Taig geknetet, ein Zwieback daraus gebacken, derselbe zum zweyten und dritten mal mit solchem Saft angefeuchtet, und wieder gebacken, wird vor ein besonderes Mittel wider die Rose oder das Rothlauf gerühmt, wenn ein Quintlein davon mit so viel Muscatenöl eingenommen wird. Wie dieser Hollunder blühet, halten die Winzer oder Weinhäcker dafür, daß auch der Wein also folgen werde; welches die Erfahrung fast allezeit bestätiget.

Von diesem sogenannten schwarzen oder gemeinen Hollunder, sonst auch Waldholder, Bergholder, Traubenoder Hirschholder genannt, welcher in gebirgigen Wildnissen, in denen Tannenhölzern, sonderlich aber im Schwarzwald, in denen Steinbrüchen bey Nürnberg, und in denen Meißnischen Gebirgen mit einer solchen Fettigkeit, gleichwie der gemeine Hollunder, hervor wächset. Der Stamm ist etwas dicker, und nebst den Knospen röther, als an jenem; denen Blättern nach aber sind sie einander allerdings gleich: an Blumen und Beeren aber ist ein merklicher Unterscheid, daß sie nicht Dolden- oder Kronenweise, sondern traublicht, die Blüte weißgelb, und die Beere, wenn sie reif sind, ganz lichtroth in Gestalt einer Weintraube beysammen stehen. Die Frucht wird im Mittel des Junii zeitig, und die Kerne, deren jedwezeit zwey in einer Beere sind, in der rothen Ruhr sonderlich heilsam zu gebrauchen. Die Blätter, welche eine angenehme grüne Farbe haben, und von gutem Geruch sind, werden von denen Hirschen sehr gesucht und gefressen, daher auch der Nahme Hirschholder rühret. Wenn dieser Strauch aus dem Walde versetzet wird, braucht er nicht viel Wartung, und vermehret sich selbsten gar leicht von der Bruk.

Der Hollunder mit ausgeschnittenen Blättern, wird in denen Gärten gehäget, und ist mit Zweigen, Blumen und schwarzen Beeren dem gemeinen Hollunder nicht ungleich; die Blätter aber sind ganz anderst gestaltet, tief, ungleich und seltsam ausgeschnitten. Dieser wird gleichfalls von der Wurzelbruk vermehret.

Der Hollunder, oder Holderroserbaum Rosenholder, Schneeballen, Wasserflieder, Bachholder, gehöret eigentlich unter die Stauden, weil er nicht hoch steiget, doch kann er auch durch fleissiges Beschneiden der Aeste zu einem feinen Baum gebracht werden. Die Rinde am Stamm und Aesten ist Aschenfarb und eines wiederlichen Geruchs, des Holzes ist wenig darau, aber viel weisses Mark darinnen. Die Blätter sind gespalten und zerkerbt, wie die Weinblätter, doch kleiner, dünner und weicher. Seine Blumen sind weiß, auch zuweilen licht Schwefelgelb, und dergestalt Kugelrund zusammen gesetzet, daß es von ferne scheinet, als ob der Strauch mit lauter Schneeballen behangen wäre,

wäre, welches ihnen auch diesen Nahmen beygeleget hat. Sie kommen zu Anfang des Sommers im Junio hervor, haben aber keinen Geruch, und fallen, ohne Frucht zu hinterlassen, wieder ab, dahero die Vermehrung oder Fortpflanzung durch die Wurzelbrut vorgenommen werden muß, und können, wenn man vergewissert ist, daß die jungen Schößlinge in das Nebenerdreich mit Wurzeln eingeschlagen haben, dieselben alsdenn, und zwar im Herbste, von dem Stamme abgeledіget werden. Dieser Strauch liebet feuchte und schattigte Oerter, und pflegt man ihn gerne an die Winkel der Gärten zu pflanzen, weil die Blumen, wenn sie abfallen, alles umher weiß machen. Wenn man ihm die erste aufgehende Blüte zeitig wegbricht, pfleget er hernach im Herbst noch einmal zu blühen. Nicht weniger so man ihm alle vier oder fünf Jahre im Herbst die alten Schosse abschneidet, und den Winter darauf mit Tannenreisig zudecket, so blühet er auch desto lieber.

Der Spanische Flieder oder Hollunder, ist zweyerley Gattung, weiß und blau. Der weisse ist mit einer graulichten Rinde bekleidet, treibet viel Stämmlein nebeneinander auf, daß ein dicker Strauch daraus wird, der jedoch zu keiner sonderlichen Höhe gelanget, sondern niedrig bleibet. Das Holz ist weich und voller Mark, die Aeste und Zweige schwach und brüchig; die Blätter länglicht, und mit vielen Aederlein durchzogen, am Umkreis zerkerbt, und dem Laube des Birnbaums nicht ungleich, stehen paarweis, und sind eines scharfen, doch dabey annehmlichen Geschmacks. Die Blumen, welche an den Gipfeln dicht beysammen stehen, sind vierblätterig, weiß, und eines starken Geruchs. Mit diesem Gewächse können ganze Gänge und Gelander ausgesetzet, und dasselbe sowohl durch die Wurzelschößlinge, als durch abgebrochene Zweige fortgepflanzet werden; hierzu giebt der Herbst die beste Zeit, denn was im Frühling also eingesetzet wird, deme muß bey dürrer Zeit mit Begiessen geholfen werden. Der blaue Spanische, oder auch von einigen sogenannte Türkische Hollunder, ist härter von Holz, als der weisse, wächset höher, und kann durch der Gärtner Fleiß zu einem förmlichen Baum gezogen werden. Die Blätter sind glatt und zerkerbt, herzförmig, wie die Blätter des schwarzen Pappelbaums, und also von jenem sehr unterschieden, stehen jedoch auch paarweis beysammen. An denen Gipfeln wachsen schöne blaue mit etwas braun vermischte Blumen in grosser Menge, traublicht an einander hangend. Er treibt viel Wurzelschößlinge zu seiner Vermehrung, wobey eben das, was oben bey der weissen Gattung gedacht worden, beobachtet werden muß. Wenn er angeschlagen, muß man hernach denen von der Wurzel ausgeschlagenen Schößlingen wehren, und dieselbe im Herbst, oder zu Ende des Winters ab, und hinweg schneiden. Sonst ist noch zu erinnern, wenn man Holderblüte zu Aepfeln leget, so bekommen selbige einen Muscateller Geschmack.

Hollundenhecken, sind von einer Art Stauden, die dem ersten Ansehen nach von schlechter Würdigkeit zu seyn, und sich zu Hecken gar nicht zu schicken scheint; allein es finden sich Ursachen, um derentwillen man bey gewissen Gelegenheiten Dinge, die in ihrem allgemeinen Nutzen geringer sind, andern vorziehen muß. Wir haben dieses bey den schwarzen Dornen gezeiget, die zwar schlechter, als die weissen, und dennoch gar oft mit Nutzen, an statt der andern, können gepflanzet werden. Auf gleiche Art finden sich Gelegenheiten, da die Hollunderstauden, ob sie gleich schlechter sind, als alle andere Heckengewächse, dennoch besser, als selbige, zu gebrauchen sind. Wir wollen daher dem Landmanne die Beschaffenheit, den Nutzen und Werth dieser schwachen Staude bekannt machen, damit er daraus lernen möge, wenn, und wo er sich derselben am besten bedienen könne.

Die Hollunderstaude, so schreibt Herr Kalm, hat keine so starken Zweige, und wächst auch nicht so dichte, als die weissen und schwarzen Dornen, der Senst, und die Stechpalmen, auch hat sie keine Stacheln, wie dieselbigen. Alle diese Mängel machen sie zu einer Hecke schlechter, als die erstgedachten Stauden, denn darinn bestehen eben die grösten Vollkommenheiten, die zu einer Hecke erfordert werden. Es finden sich aber Gelegenheiten, wo die Zähigkeit der Zweige, die Dichtigkeit derselben, und die Stacheln nicht erfordert werden, und da kann man die Holderstauden gebrauchen.

Wir erinnern uns hiebey auch, daß alle diese Stauden, so geschickt sie auch zu Hecken seyn mögen, dennoch ihre Unbequemlichkeiten mit sich führen, insonderheit aber ist an den Stechpalmen auszusetzen, daß sie so langsam wachsen, welcher Unbequemlichkeit auch die besten von allen vorher gedachten Stauden, wiewohl in einem geringern Grade, unterworfen sind. Hollunder aber schießt vor allen andern am geschwindesten auf, läßt sich so stark pflanzen, und schlägt so leicht Wurzel, daß man es eine unmittelbare Verzäunung nennen kann. Hierzu kommt noch, daß man aus den Hollunderblumen und Beeren Geld lösen kann, wie denn auch die Drechsler das Holz der alten Stämme davon kauffen; und wir werden finden, daß die Hollunderstauden den andern Heckenstauden am Werthe gleich kommen. Noch ein Vortheil ist mit dem Hollunder verknüpft, der darinn besteht, daß das Vieh nicht davon frißt; denn der Geschmack seiner Blätter ist ihm wiedrig. Dieses sind die besondern Vortheile der Hollunderstauden. Sie schicken sich freylich nicht bey allen Gelegenheiten, und wachsen auch nicht auf allen Boden, doch sind sie bey gewissen Umständen zu gebrauchen, und wachsen ziemlich, wenn der Boden nur einiger massen gut ist.

Der Hollunder giebt eine vortrefliche Verzäunung für Gärten ab, weil er geschwinde wächst, leicht zu haben, und wohlfeil ist, und so guten Schatten giebt. Wenn Felder nicht gar zu starken Zufällen unterwor-

fen

sen sind, wenn sie hohe und gute Dämme haben, und das Vieh geruhig darauf zu seyn pfleget; so kann der Hollunder auch auf denselbigen mit gutem Nutzen gebrauchet werden; denn in Ansehung des Schattens und Schutzes ist nichts bessers zu haben. Wenn der Landmann sich einen Ort zu einer Hecke von dieser Art ausgesehen hat: so braucht er sich nicht die Mühe zu geben, die Pflanzen aus dem Saamen zu erziehen, oder sie mit so kostbarer Mühe und Regelmäßigkeit zu setzen, als wenn sonst eine lebendige Hecke auf einem Damm errichtet wird. Der Hollunder wächßt schon, wenn nur ein Stück davon in die Erde gesteckt wird.

Er muß eine zureichende Anzahl Hollunderstangen abschneiden, die acht oder zehen Fuß lang, und unten so dick, als das Fußgelenke eines Kindes sind. Diese muß er in die Erde seines Dammes stecken, sie müssen aber nicht gerade in die Höhe, sondern schief stehen. Wenn er eine Reihe davon also gesetzet hat, daß die Stangen in gehöriger Entfernung von einander stehen; so muß er noch eine und zwar also setzen, daß die Stangen derselben mitten in den Zwischenplätzen der Stangen der ersten Reihe zu stehen kommen. Er muß sie gleichfalls schief setzen, doch so, daß sie eine der ersten Reihe entgegen gesetzte Richtung bekommen. Die Hecke bekommt dadurch einen schönen Zierrath. Zu mehrerer Sicherheit kann er die Stangen auch, wenn er es nöthig findet, da wo sie sich in ihrer Richtung durchschneiden, zusammen binden, oder sie hier und da an einen starken Pfosten befestigen.

Ein mehrers ist dazu nicht nöthig, wenn der Boden einiger massen gut ist; denn wenn die Stangen zehen Zoll oder einen Fuß tief in die Erde gesteckt sind; so schlagen sie Wurzel, und die fast unmittelbar hervorschiessenden grossen Blätter, bringen einen gar baldigen Schutz und Schatten zuwege. Wenn man einige von den Stangen kürzer schneidet, als andere, und ihnen beym Pflanzen verschiedene Richtungen giebt; so kann man eben so viel Figuren daraus machen, als die Chinesischen Hecken haben, die anjetzo in todter Arbeit so sehr bewundert werden.

Die beste Jahreszeit, eine Hollunderhecke anzulegen, ist im Anfange des Märzmonats. Wenn die Witterung trocken ist; so können die Stangen ein halb Dutzendmal begossen werden, wenn man sie in die Erde gesteckt hat; sie schiessen alsdenn desto geschwinder Wurzeln. Weiter braucht keine Sorgfalt daran gewandt zu werden, als daß man sie beschneidet, um sie in gehöriger Grösse zu unterhalten; denn sie wachsen so stark, daß, wenn sie nicht beschnitten werden, sie gar bald die ihnen gesetzten Gränzen überschreiten. Sie sind indessen sehr leicht zu beschneiden, und keine Stande kann es auch so gut aushalten.

Ich muß nunmehro auch von den Fehlern dieser Art von Hecken reden; denn ob man gleich dem Landmanne Vortheile zeigen

muß, die er ſelbſt nicht würde eingeſehen haben; ſo muß man ihn doch auch nicht zu einem Verfahren anreitzen, daß ſeine Unbequemlichkeiten hat, ohne ihm ſelbige aufrichtig zu entdecken. Wenn er beydes einſieht; ſo wird er, bewandten Umſtänden nach, am beſten beurtheilen können, wie er ſich zu verhalten habe.

Ich habe bereits geſagt, daß die Hollunderhecken ſehr ſchwach ſind, und daß es ihnen an Dornen und Stacheln fehlet. Aus dieſer Urſache kann man ſich auf ſelbige nicht verlaſſen, wo das Vieh gereitzet werden kann, hindurchzubrechen, welches durch ſie nicht kann abgehalten werden; denn gleichwie Stechpalmenhecken die ſtärkſten und undurchdringlichſten ſind: ſo ſind die die Hollunderhecken die ſchwächſten, und können am leichteſten durchbrochen werden.

Man wendet wider den Gebrauch der Hollunderhecken hiernächſt auch noch dieſes ein, daß ſie nach wenig Jahren unten am Boden ganz kahl werden, und lauter Oeffnungen daran erſcheinen. Das erſte, was die Schwäche der Holderhecken anbetrift, iſt ein weſentlicher Einwurf, und kann nichts weiter darauf geantwortet werden, als daß in ſolchen Fällen keine Hollunderhecke müſſe gebrauchet werden. Wider den andern Fehler iſt aber ein leichtes Mittel: da der Hollunder ſo geſchwinde wächßt: ſo iſt nichts leichter, als dieſe Oeffnungen, ſo bald ſie ſich zeigen, durch neue Pflanzen auszufüllen. Man darf alſo nur gerade Stäbe von der Hecke, wo ſie entbehret werden können, abſchneiden, und ſie in den niedrigſten Theil des Dammes pflanzen, ſo daß die Spitzen derſelben die offene Stelle eben erreichen. Da zu dem Pflanzen dieſer Stäbe weiter nichts erfordert wird, als ſie in die Erde hinein zu ſtecken; ſo iſt dieſes Mittel eben ſo leicht, als es von gewiß gutem Erfolge iſt.

Obgleich die Blumen ſowohl, als auch die Beeren des Hollunders in der Arzney nützlich ſind; ſo haben ſie doch einen ſo ſtarken und ſonderbaren Geruch, daß ſie vielen Leuten widerlich ſind, und einigen ſo gar Kopfſchmerzen verurſachen. Dieſes iſt nun freylich ein Einwurf wider den Gebrauch der Hollunderhecken, wenn ſie nahe bey einem Hauſe ſollen gepflanzet werden; weiter erſtreckt ſich derſelbe aber auch nicht. Selbſt das Holz, die Blätter und die jungen Sproſſen des Hollunders haben einen unangenehmen Geruch, der aber nicht ungeſund iſt.

Die Beeren des gemeinen Hollunders ſind ſchwarz, wenn ſie reif ſind. Es giebt aber auch einige Arten, die weiſſe Beeren haben, und noch andere, auf welchen die Beeren grün bleiben, wenn ſie gleich reif ſind. Dieſes ſind aber Kleinigkeiten, die nicht zu achten ſind. Es giebt aber eine Art von Hollunder, die vor allen andern an den Blättern unterſchieden iſt, und des Landmanns Achtung verdienet. Man verſteht darunter nicht den eitlen und kränklichten Zierrath des Hollunders, der Blätter mit weiſſen Flecken, oder gelben

gelben Streiffen hat, und der, seiner vermeynten Schönheit wegen, in Gärten gehalten wird, man meynet vielmehr diejenige Art von Hollunder, deren Blätter gar schön in kleine Abtheilungen ausgeschnitten sind. Man trift sie in den meisten Provinzen Englands hin und wieder an, und ich wollte dem Landmanne wohl rathen, eine Parthey davon in Vorrath zu pflanzen, wenn er etwa eine Hollunderhecke nöthig haben sollte: denn diese Art hat mehr Zweige, als der gemeine, und ist auch stärker. Die Blätter sind auch viel schöner, als die Blätter des gemeinen Hollunders, auch ist das Holz viel dichter, und dem Buchsbaumholz, zu mancher Drechselarbeit, vorzuziehen. Leute, die sich von dem Ansehen eines bunten Blattes einnehmen lassen; achten nicht auf dergleichen wesentlichen und nützlichen Unterschied.

Holunder, s. **Hollunder**.

Holz, lat. Lignum, franz. *Bois*, bedeutet hier nicht sowohl das todte und zum Bauen oder Brennen gewidmete, sondern vielmehr das grüne und lebendige Holz, wie es in Wäldern und anderswo aus der Erden wächst, und dieses heisset eigentlich ein Baum, dessen Wesen aus Wurzeln, Stamm, Aeste, Rinde, Blättern und Früchten bestehet. So bald die Natur aus der Wurzel des Stammes, oder aus dem Saamen ein Stämmlein hervorbringt, so ist deren erste Sorge, solches mit Wurzeln zu versehen, die sich entweder tief oder flach in der Erde ausbreiten, zu dem Ende, daß sowohl der Stamm der Gewalt der Winde widerstehen, als auch den Nahrungssaft von der Erde empfangen, und dessen Wachsthum befördern möge. Die äussere und grobe Baumrinde hat jederzeit noch eine subtilere unter sich, zwischen welchen ein häuffiger Saft befindlich, welcher von der Erdenwärme, gleichwie das Blut in den Adern eines menschlichen Cörpers, durch gewisse Röhrlein nach und nach bis in den Gipfel getrieben wird. Der Stamm des Holzes bestehet aus dem Kern, welcher das Leben des Baums ist, und weil derselbe viel Ringlein um sich hat, werden solche die Jahre genennet, daraus das Alter eines Baums zu erkennen, und diese Ringlein werden zuletzt nach dem Gipfel zu so subtil, daß man sie kaum erkennen kann. Die Zweige sind nicht allein zur Beschützung des Stammes, sondern hauptsächlich zu Tragung der Frucht höchst nöthig. Das Laub dienet sowohl zur Zierde, als die Frucht und den Stamm vor der grossen Sommerhitze zu bedecken.

Das Holz wird vornemlich in zahmes und wildes eingetheilet. Jenes ist, welches von den Menschen in Gärten gepflanzet wird, als Aepfel-Birn- und andere Fruchttragende Bäume. Das wilde, welches ohne Zuthun des Menschen in den Gebürgen, Wäldern und sonsten vor sich selber wächset. Ferner unterscheidet sich das Holz in Laub- und Tangelholz, dieses letztere wird auch Harz- und Schwarzholz genennet. Das Laub- oder Blattholz begreiffet alles dasjenige, was grün belaubet ist,

und Früchte träget, als da sind Eichen, Buchen, wilde Obst- und Wachholderbäume u. d. g. Das Tangelholz trägt an statt des Laubes grüne spitzige Nadeln, und ist wegen seiner Fettigkeit Winters und Sommers grün; darunter gehören Tannen, Fichten, Kiefern, Föhre, der Lerchenbaum, Wachholder und andere. Ferner ist das Holz entweder hartes oder weiches. Zu dem harten rechnet man den Ahorn-, Alsbeer-, Birken-, Rüstern-, Eichen-, Lerchen-, Erlen-, Ilmen-, Aepfel-, Birnbaum u. a. m. Zu dem weichen Holz gehöret das Aspen-, Fichten-, Föhren-, Kiefern-, Tannen-, Linden-, Pappeln-, und andere Arten des Weidenholzes. Endlich theilet sich das Holz noch ein in fruchttragendes und unfruchtbares. Zu der Zahl der erstern gehören unter den Waldbäumen die Eiche, Buche, der wilde Aepfel- und Birnbaum, auch noch viel andere, die ihren Saamen zu ihrer Fortpflanzung bey sich führen. Zwischen dem Stamm- und Buschholz ist ebenfalls ein nicht geringer Unterschied. Das Stammholz ist, welches in langen Stämmen und Wipfeln wächset, oder doch so zu wachsen gezogen wird, und ist entweder weiches oder hartes Stammholz. Zum Buschholz aber gehöret zum Ex. Creutz-, Schwarz- und Weißdorn, Brombeer- und wilder Rosenstrauch, Haselstauden u. d. g. Nicht weniger entstehet ein Unterschied zwischen dem Ober- oder Stammholz- und dem Unter- Schlag- oder lebendigen Holz. Oberholz heisset das, so hoch und zu Hauptstämmen erwachsen ist, oder gezogen wird, und bestehet in allerhand Bau-, Brett-, Böttger- und Obstbäumen, als in Eichen, Buchen, Castanien, Ahornen, Aspen, Birken, Rüstern u. s. w. in summa in lauter guten Laubbäumen, die zu Hauptstämmen bis 40, 50, 80, 100 und mehr Jahren gezogen werden. Unter-Schlag- oder lebendiges Holz heisset dasjenige, welches unter dem Oberholz jung abgehauen wird, nachdem es unter stehen bleibenden Stöcken Sommerlatten getrieben, und allezeit 8, 10, 12, 16, auch nachdem es aus langsamwachsendem Holz bestehet, wohl 20 Jahr Ruhe hat, bis es wieder abgestocket wird. Dazu sind sonderlich dienlich die Eiche, Rüstern, Massellern, Buche, Birke, Erle, der Ahorn, Eschen, Fliegen-Wildobst- und Castanienbaum u. d. g. Zuletzt wird auch das Holz seinem verschiedenen Gebrauch nach eingetheilt in **Bauholz, Nutz- und Schirr- oder Geschirrholz**, und in **Brennholz**. Was das Bauholz anbelangt, so unterscheidet man es wiederum nach seiner Anwendung in Zimmerholz, welches zu Schwellen, Maurlatten, Unterzügen, Säulen und Balken dienet; in Sparrholz, so da pflegt eingetheilt zu werden in Ziegelsparren, Mittelsparren und Strohsparren, welches Sparren, Bänder, Riegel, Aufschieblinge u. d. g. giebt, und diese heissen insgemein Baustämme. Hiernächst hat man auch Schindelstämme, Blöcher- und Brettstämme oder **Bohlenholz**, aus welchen allerley Bohlen, Pfosten, Dielen und Bretter geschnitten werden. Was das **Brennholz**, welches zum Feuren

ren gebraucht wird, anbelangt; so dienet hiertzu zwar alles Holz, aber zu gewissem Absehen und Gebrauch immer eines besser, als das andere. Vornemlich wird das Birkene, Erlene, allermeist aber das Weißbüchene vor das beste gehalten, weil sie nicht allein wohl brennen und stark hitzen, sondern auch im Feuer langdaurende Kohlen halten. Das Linden- und andere weiche Hölzer geben zwar auch eine ziemliche Hitze im Feuer, halten aber gar keine Kohlen. Zum Malzdarren, ingleichem zum Schmauchfeuer in denen Ziegelöfen wird insonderheit das Eichenholz; zum Brauen und Backen, ingleichem zum Ziegelbrennen, das Tannen- Fichten- Kiehnföhren- und Aspenholz vor das beste gehalten. Sonst wird das Brennholz nächst den Schleussenstämmen und Holze abgetheilet in **Klobenholz**, welches in grossen Scheiten in Hauffen aufgesetzet wird; **Klafterholz**, das in kleinern Scheiten (so entweder Kernscheite, die von dem Stamm und grossen Zweigen (Aesten) oder Stockscheite, die von dem ausgerotteten Stock und grossen Wurzeln gemacht sind, nach Klaftern aufgesetzt und vermessen wird: in **Schockholz**, welches gemeiniglich von denen Aesten der gefällten Bäume gemacht, und Schockweise verkauft wird: wiewohl man auch einiger Orten das in Wellen gebundene Reißholz, Schockweise verkauffet, und also nennet; in **Reißholz** oder **Bundholz**, welches von Schlag- oder Unterholz gehackt und aufgemacht wird; und in **Leseholz**, welches denen Holzhackern und andern armen Leuten von dürren Zweigen und Stöcken, Spänen ꝛc. so aber nach einer gewissen Ordnung geschehen muß, (s. Leseholz,) aufzulesen erlaubet wird; sie dörfen aber dabey weder Art noch Beile führen, damit sie nichts vom grünen Holze abhauen. Von dem sogenannten **Flößholz** ist an seinem Ort gehandelt worden.

Das **Brennholz**, so viel man bey einer Haushaltung das ganze Jahr hindurch an Klafterscheiten und Buschholze nöthig hat, soll ein guter und vorsichtiger Hauswirth, nach geendigter Bestellung des Winterfeldes, im wachsenden Monden, fällen, zu rechte hauen, und nach und nach an gelegenen Tagen, wenn der Erdboden fein hart gefroren, einführen, auch ein jedes, nachdem er es zum Einheitzen, Brauen, Backen und Kochen bedarf, spalten und an seinen behörigen Ort legen lassen; dabey aber wohl Achtung geben, daß unter dem Brennholz kein tüchtiges Bau- und Zimmer- auch Werk- und Schirrholz, Hopfenstangen, Reifstäbe und dergleichen, gefället und zerhacket werde, sondern ein jedes nach der geschehenen Anweisung besonders gehacket, und auch besonders zusammen geleget und eingeführet werde. Was aber den Holzeinkauf zum Brennen oder Nutzen in der Wirthschaft anbelanget, so lassen sich aus diesem allen die Regeln ebenfalls leicht begreiffen. Ein Hauswirth, der Holz verkauft; fährt damit meist nach der Bestellung und Feldarbeit zu Markte. Und da solches also kurz vor Winters geschicht, so pflegt es alsdenn am wohlfeilsten zu seyn. Wenigstens ist der Holz-

kauf allemal beſſer und leichter im Sommer und zu dieſer Zeit, als im Winter, beſſer bey gutem als ſchlimmem Wege, beſſer nach dem Anfang des Winters als mitten in demſelbigen, beſſer bey leichter als ſehr harter Kälte. Wer aber noch beſſer kauffen will, muß es auf dem Platze und Stamme kauffen, die Holzmärkte beobachten, dabey aber das Gehalt der Bäume und Aecker wohl beurtheilen können, und hiernächſt es zeitig ſchlagen und machen laſſen, damit er trocken Holz bekomme.

Ueberhaupt ſoll man kein Holz fällen, das im Safte ſtehet. Wenn aber das Holz vom Safte leer, ſo ſoll man diejenige Zeit erwählen, da der Mond über der Erden iſt. Ein jedes Holz, das gefället oder abgehauen wird, wenn die Sonne im Stier, Steinbock und Jungfrau iſt, das wird nicht wurmſtichig, faulet auch nicht bald, ſondern dauret am längſten. Es muß aber im abnehmenden Mond geſchehen, und gleich in den erſten drey Tagen. Im Herbſt ſoll man Birken fällen, wenn ſie noch ein wenig Laub haben, etwa nicht lange nach St. Galli. Erlenholz ſoll man bald nach dem Neumond hauen, ſo wachſen die Stämme wohl aus. Alles Holz, das wieder auswachſen ſoll, das ſoll gar unten auf der Erde weggehauen werden, denn wenn man lange Stöcke läßt, ſo wächſt es nicht gern wieder aus. Wenn man Reifſtäbe hauen will, ſo ſoll ſolches im letzten Viertel des Monds geſchehen. Alles Stockholz, ſo da im zunehmenden Mond gehauen wird, das wächſet ſtrupicht. Holz, woraus Bretter geſchnitten werden, ſoll im zunehmenden Mond gefället werden, ſo ſplittern ſie nicht. Das Buſchholz ſoll im Februario im letzten Viertel, wenn man vor Schnee und Kälte dazu kommen kann, gehauen werden. Wer Bauholz hauen will, der laſſe es fällen zwiſchen Viti und Lucia; denn was in der Zeit gehauen wird, das wird wohl dürr, und wenn die Feuchtigkeit heraus kommt, auch deſto zäher, und dauret deſto länger. Im Zunehmen des Monds ſoll man hauen groß Tannenholz, und in dem Abnehmen das Laubholz. Will man Holz fällen, ſo zur Arbeit gebraucht werden, und nicht ſchwinden ſoll, ſo muß mans fällen im Vollmond. Will man Schlagholz fällen, daß es wieder aufwachſen ſoll, ſo muß das geſchehen im Merzen, und um Michaelis, wenn der Mond zunimmt, und nicht im Abnehmen, denn die Stöcke oder Wurzeln faulen. Bauholz zum Waſſerbau muß grün und abgedörret ſeyn. Wäre man aber genöthiget im Sommer Bauholz zu fällen, ſo giebt man die Regul: Den Stamm anfänglich nur halb zu durchſägen, und ihn dabey hin und wieder zu ritzen, ja, das mit der Saft deſto beſſer heraus flieſſen kann, einige Zeit noch ſo ſtehen zu laſſen, hernach aber erſt vollends abzuhauen, endlich aber bey einem Gebäude wenigſtens lauter grün Holz, nicht aber dürre Holz darunter zu nehmen. Allein es iſt dieſes nur ein Rath in der Noth. Fäulniß, Holzwürmer und Wanzen werden ſich bey ſolchen Holzgebäuden viel eher und mehr einſtellen, als bey andern, ſonderlich wenn es

es nicht sehr harzig ist. Man hat auch Mittel gefunden, das weiche Holz zum Bauen besonders zu bereiten, und veste zu machen. Der in dem Holz befindliche Saft befördert eigentlich desselben Vergänglichkeit, nämlich entweder Würmer oder die Fäulniß. Darum das weiche Holz wegen seiner lockeren Theile mehr Saft fasset, als das harte, verdirbt aber eher. So sucht man durch das Kochen, die Säfte besonders aus dem weichen Holz heraus zu bringen. Das Holz ist sodann zur Arbeit bequemer, von viel längerer Dauer, und die Büchen werden besonders an Stärke und Dauer dem Eisen gleich. Dieses findet aber nur bey kleinern Stücken statt. Im Grossen könnte man auf folgende Weise verfahren: Man verfertige einen von Brettern rings umher wohlverwahrten Kasten. Vornen lasse man eine Oefnung, durch welche Diesen, Ständer, Riegel, Sparren ꝛc. hineingeschoben werden, die mit einer Fallthüre bevestiget wird. Am andern Ende kann man einen Topf anbringen, dessen weite Röhre sich bis in den Kasten erstreckte. Man fülle zur Probe den Topf bis an die Röhre voll Wassers, lege Feuer unter denselben, und lasse das Holz von dem aufsteigenden Qualme im Kasten ausziehen. S. Hannöverische Anzeigen. 1753. Stück 74.

Gleichwie übrigens das Holz eines von denen unentbehrlichsten Stücken im gemeinen Leben, und an dessen Erhaltung einem Lande, so damit von GOtt und der gütigen Natur begabet, unbeschreiblich viel gelegen ist; also ist es auch ein höchst nöthiges Stück der Haushaltung, mit allem Holze pfleglich umzugehen, das ist, nicht nur das schlagbare Holz nützlich und sparsam zu gebrauchen, sondern auch den Wiederwachs gewöhnlich und gehörig zu befördern; insonderheit aber die Gehaue ordentlich zu halten; das Holz nach seiner eigenen oder auch des Bodens unterschiedenen Art, nicht zu zeitig abzuräumen, hingegen aber auch nicht so lange, bis es überständig geworden, oder wieder zu verdorren anfängt, auf dem Stamm zu lassen; vornemlich aber dasjenige, so im Mittelwachs begriffen, weil es alsdenn am Stamm und Aesten am besten zunimmt, zu schonen; das Unter- oder Schlagholz nicht eher, als wenn das Laub abfällt, auch nicht mehr, wenn es wieder auszuschlagen anfänget, also vom October bis in den Merz, zu hauen. Die rechte Proportion in der Eintheilung eines Holzes in seine Gehäue zu treffen, ist auch eine grosse Klugheit in der Wirthschaft mit dem Holze. Ueberhaupt sollte man in jedem Walde, auf einmal zu einem Gehäue wenig schlagen, aber hingegen desto öfterer Holz fällen. Hierächst muß das Holz in sonderliche Gehäue eingetheilet werden, daß man mit dem letzten Gehaue, und also den ganzen Wald abzutreiben, nicht eher fertig wird, als bis das erste Gehäue seinen völligen Wachsthum wieder erreichet hat. Ist nun der Wald nicht groß genug dazu, so müssen die Gehäue desto kleiner seyn, es mag die Nothdurft des Wirthes gleich

mehr Holz erfordern oder nicht. Allenfalls thut er beſſer, daß er Holz dazu kauft. Und eben dieſes müſte er auch in dem Fall thun, wenn er gleich gröſſere Gehäne machen, aber deſto ſeltener daraus etwas ſchlagen laſſen wollte. Eine vollkommene Eiche oder Tanne höret unter 100 Jahren nicht auf zu wachſen, kann aber wohl 2 bis 300 Jahr, wiewohl ohne Nutzen, ja vielmehr öfters mit Schaden ſtehen. Man läſt ſie alſo nicht leicht, als zu Gränz- und Lagbäumen, länger als 100 Jahr ſtehen. Doch kommt auch viel auf die Fruchtbarkeit des Bodens, und hiernächſt auf die Wirthſchaft an, die mit denen Stöcken der abgetriebenen Bäume gehalten worden. Laubholz ſchlägt zwar aus, doch nicht allenthalben, und auch nicht immer zu Stammholz. Schwarzholz ſchlägt nicht wieder aus, und der Stock hindert den Anflug. Zu Saamenbäumen müſſen auch ſeine Oberbäume ſtehen bleiben. Ueberdem bleiben davon ſonſt auf einem Acker 8 bis 10 von angehenden Bäumen, auch 8 Vorſtänder und von Laagreiſſern auch ſo viel ſtehen. Was das Buſchholz anbelanget, ſo braucht ſolches ſelten über 10, 14, höchſtens 18 Jahr zu wachſen, ehe es ſchlagbar wird. Sollte es langſamer wachſen, und es iſt Getreydeland, oder Weide nicht ſchon überflüſſig in derſelben Gegend, ſo iſt es entweder beſſer, jenes aus Buſchholz zu machen, oder woferne ſchon daran ein Ueberfluß, und das Holz rar iſt, ſo muß man lieber mit Holzpflanzen und Säen oder Düngen den Holzwuchs zu befördern, oder aber Stammholz anzupflanzen ſuchen. ſ. Holzbau, Holzſchlag.

Holz oder **Gehölze**, bedeutet auch einen ganzen Wald. Daher heiſſen hohe Hölzer, tiefe, weit umfangene Wälder; Vorhölzer aber die mit dem Holz und Buſche verwachſene Aecker- und Wieſenränder, ſo an den groſſen Wald anſtoſſen und ausgränzen. Ein Haus- und Splitterholz heiſſet, das zu ſeiner Zeit abgeräumet, und Hägeholz ein Wald, der geſchonet wird. In noch engerm Verſtande nennet man auch nur ein kleines Theil eines Forſtreviers, ſo mit Holze bewachſen iſt, ein Holze ſ. Forſt, Gehau, Wald. Wie das Holz müſſe genutzet, in gutem Stand erhalten, und vermehret werden. ſ. Wald, Holzbau.

Holz, hartes, ſ. Hart Holz.

Holzanbau, ſ. Holzbau.

Holzanflug, ſ. Anflug, Dickicht.

Holzanpflanzung, ſ. Holzbau.

Holzaufſetzer, ſ. Holzſetzer.

Holzbau, Holzanbau, Holzanpflanzung, Holzpflanzung, iſt ein ſehr nöthiges Stück der Wirthſchaft, wodurch dem an vielen Orten einreiſſenden Holzmangel geſteuret und vorgebeuget wird. Wir wollen hievon alſo handlen, daß wir Anfangs bemerken, worauf vor dem Anbau des Holzes zu ſehen, und ſodann, wie der Anbau ſelbſt geſchehe.

A) Wenn man Oerter mit Holz in Anwachs bringen will; ſo wähle man allezeit diejenigen

zu erst, wo 1) der Holzanwachs am gewiessesten, am leichtesten, und mit dem wenigsten Kosten herzustellen, und 2) wo das Holz am nöthigsten ist, und am bequemsten gebrauchet, oder am höchsten ausgebracht werden kann. Oft sind in übel bestandenen Forsten solche Oerter zuerst vorgenommen worden, wo durch vielmaliges Nachsäen und Pflanzen dennoch wenig ausgerichtet war. Man hat z. Ex. Tannensaamen in Oerter gesäet, die viel zu fetten Boden hatten, und sich gleich mit langem Grase dick überzogen. Die jungen Tannen erstickten darunter, und was endlich nach vielem wiederholten Säen, nach vielem Verlust von Zeit und Kosten aufgieng, war von schlechter Hofnung. Es stund viel zu einzeln, wuchs in die Aeste, wurde folglich kurz und struppicht, dabey weich und großjährig, und man konnte also nach langen Jahren nichts, als Holz von schlechter Güte erwarten.

Andere Oerter, die eigentlich von Natur zu dieser Holzgattung bestimmt zu seyn, schienen, wo der vom Winde einzeln hin und her zerstreute Saamen beständig blieb, wo wenige Jahre zuvor das beste Holz gestanden hatte, wo mit den wenigsten Kosten höchstwahrscheinlich der Anwachs in geschlossener Dickung herzustellen war, versäumte man mit grösstem Zeitverlust, da man hingegen indessen Mühe und Kosten an unbequemen Oertern unüberlegter Weise verschwendete. Je schädlicher dieser Fehler ist, je sorgfältiger ist er zu vermeiden, und wird um so viel mehr vergrössert, je entlegener und unbequemer ein Ort zu dem Gebrauch einer Holzgattung lieget.

Ehe man einen Ort zu besäen, oder auf andere Weise mit Holz in Bestand zu setzen, anfängt, ist wohl Acht zu haben, ob daselbst schon aufkäumender Saamen, oder wohl gar junge Loden vorhanden. In Entstehung dessen würde man nicht nur öfters überflüssige Arbeit und Kosten anwenden; sondern auch Gefahr lauffen, den bereits vorhandenen Anwachs durch das Pflügen, Graben oder Umhacken wieder zu verderben. Der abfallende Saamen wächst vielfältig in stehenden Oertern dick auf, und bleibt etliche Jahre gut. Solche Oerter lasse man, wenn der junge Anwachs darinnen nur mässig ist, in Ruhe. Bey dieser Untersuchung gehe man allezeit mit grosser Vorsicht zu Werke. Ist der Ort zuvor mit Eichen, Rothbüchen, Ahorn, Lehnen u. d. g. bestanden gewesen, wovon der Saamen gleich im nächsten Frühjahre aufgehet, oder hat er annoch Oberholz von besagten Arten; so kann man den sichern Schluß machen, daß, wenn nach den ersten warmen Frühlingstagen keine hervor brechende Käumen sich zeigen, auch von dem nächst vorher abgefallenem Saamen nichts erfolgen werde. Allein es giebt einige Holzarten, wovon der Saamen gar lange lieget, ehe er aufgehet. Dahin gehören vornemlich die Hayndüchen und Eschen. Ob es nun gleich sehr gut ist, wenn ein Ort bald vor überhandnehmendem Kraut und Gras gesäet werden kann; so muß man doch im letztern Fall über ein Jahr warten,

ehe

ehe mit Umpflügen oder Umhacken verfahren wird. Man muß sorgfältig zusehen, ob dergleichen Gesäme annoch unverdorben, oder wohl gar auskäumend auf der Erde liege.

Ueberhaupt weißt man aus der Erfahrung, daß dürrer Sandboden nicht gerne Laubholz träget, da hingegen das Kieferholz ziemlich stark darinnen wächset. Wiederum ist bekannt, daß Erlen, Weiden und Pappeln einen nassen Boden lieben, da hingegen die Fichten und Tannen schlecht darauf fortkommen. Inzwischen würde man unweißlich handeln, wenn man zu Anpflanzung dieser oder jener Holzart sich bemühen wollte, einen schweren thonichten Boden mit leichtem sandigen, und einen magern mit fettem u. d. g. zu mäßigen. In weitläuftigen Forsten, vornemlich in grossen Gebürgen, ist an eine solche Verbesserung des wilden Bodens nicht zu gedenken. Das sind gar nützliche und angenehme Künste, die aber nur in Gärten und Lustwäldgen anzubringen stehen. Allein bey Anwendung derselben in Forsten würden fürwahr die Kosten den Nutzen allezeit sehr weit übersteigen.

Da kein Grund und Boden so schlecht ist, daß er nicht einige Holzgattungen zu tragen im Stande seyn sollte; so ist am sichersten, man wähle diejenigen, welche sich für den Boden schicken. Wo Holz bloß zur Verkohlung und Feuerung, oder für Hütten- und Bergwerke gebrauchet wird, da ist kein Boden so schlecht, daß sich nicht einige dazu dienliche Gattungen gar wohl sollten fortbringen lassen, ohne grosse Kosten zur Verbesserung des Bodens, durch Düngung oder andere schwer anzubringende Mittel, anzuwenden. Doch in Ländern, die zur Schiffarth bequem liegen, und ihre Stärke von der Handlung zur See haben, und wo der Natur zu Hervorbringung der zum Schiffbau ganz unentbehrlichen Eichen will geholfen seyn, wo man in folgenden Zeiten nicht versichert ist, daß man aus fremden Landen solches werde erhalten können; da sind keine Kosten zu scheuen, Wälder von Eichen und andern dazu höchst nöthigen Holzsorten anzulegen, indem das zum Schiffbau tüchtige Holz nicht nur in gar hohem Preise ausgebracht werden kann; sondern auch in Ansehung eines solchen Landes, dessen Wohl auf der Schiffart beruhet, unschätzbar ist.

Auch in denen Fällen, da man mit fremden und seltenen Arten Holz Versuche anstellen will, davon nicht leicht, noch mit wenigen Kosten der Saamen oder die jungen Stämme in Menge zu haben sind, kann man gar wohl mehr Fleiß und Kosten auf die Zurichtung des Bodens wenden, als bey dem gewöhnlichen Waldbau, bis man endlich selbst den Saamen zu fernerer Fortpflanzung bekommt. Wo auch grosse Oerter ganz von Holze entblöset sind, die wegen dürren Bodens oder rauher Gegend, weder den Holzsaamen noch junge Stämme annehmen wollen, da kann man auch Strichweise, von Nordwesten gegen Südosten, ausserordentliche Bemühung

hung und Kosten in Zubereitung des Bodens und Wartung der jungen gepflanzten Stämme oder ausgesäeten Saamens anwenden, als wodurch der ganze Ort mit der Zeit gegen die rauhe Witterung Schutz bekommt, und sich zu Annehmung des Holzes verbessert; denn so bald das junge Holz zu einiger Höhe kommt, folget Gras und Kraut, das nebst den bereits erwachsenen jungen Stämmen den Boden gegen die brennende Sonnenhitze decket, die rauhen dürren Winde einiger massen abhält, und durch die jährliche verrottete Theile den Boden verbessert und fruchtbar machet. Dergleichen rauhe Oerter sind 20, 30, und mehr Jahre vergeblich besäet und bepflanzet worden. Endlich aber hat man wahrgenommen, daß sie sich vom Umfange her, welcher mit Holz bestandenen Oertern gegrenzet, nach und nach gegen das Mittel mit jungem Anwachs zugezogen. Die Natur zeiget hier selbst, wie zu verfahren seye.

Die Wässerung des allzutrockenen Bodens, die Ableitung der Gewässer, vermittelst der Graben, von allzunassem Boden, vornemlich aus grossen Brüchen, läßt sich in einigen Fällen leichter bewerkstelligen. Diese letztere Zubereitung ist oft nöthig, da die Erfahrung lehret, daß auch Weiden, Pappeln, Erlen, Wasserbirken und andere Wasserbäume auf gar zu sehr und beständig mit Wasser angefüllten Oertern nicht recht fort wollen. Sie wachsen nicht so geschwind, stark und hoch, und schlagen, wenn sie abgehauen werden, nicht so gewiß und gut wieder aus, als wo der Boden nicht beständig unter Wasser stehet.

Wo ganz dürrer Sandboden ist, da wird man alle Bemühung und Kosten vergeblich anwenden. Säet man Saamen hinein; so jaget der erste dürre Wind den Saamen, wenn er flüchtig ist, nebst dem Sande fort, und häufft beyde hin und wieder in hohe Wedel aufeinander. Ist der Saamen schwer; so bleibet er zwar liegen, wird aber hin und wieder von den Windwedeln bedecket, und erstücket darunter. An andern Orten treibet der Wind den Sand um die zarten Wurzeln weg, und so verdorren sie in wenig trockenen Tagen. Selbst der Saame von Kiefern, Wachholdern und Birken, die sonst im dürresten Sande wachsen, leiden diesen Anstoß. Es ist darnach kein Mittel, solche Oerter wieder mit Holz in Anwachs zu bringen, als schmale lange Striche, oder kleine Plätze, dicht, einige Fuß hoch zu umzäunen, etwas schwerere Erde nur einige Zoll tief unter den Sand zu bringen, und solchen Saamen hinein zu säen, der in dürrem Sande am leichtesten fortkommt; so ziehen sich die Oerter nach und nach zu. Je langsamer dieses von statten gehet, und je mehr Kosten es verursachet; desto mehr Ursache hat man, zu verhüten, daß solche Oerter nicht gänzlich von Holze entblösset werden. Das Abtreiben muß in schmalen Strichen oder Plätzen geschehen, und der Anwachs, ehe dem Boden von der ausziehrenden Dürre, von Winden und der Sonnenhitze, die Fruchtbarkeit benommen wird, wieder

wieder hergestellet werden. Ob das Gras dem Holzwachs schädlich oder beförderlich seye, davon s. Gras.

B) Was den Anbau selbst anbetrift; so wird ein Ort auf dreyerley Art mit Holz in Bestand gesetzet: 1) durch Besäen mit Holzsaamen, 2) durch Pflanzung junger Stämme, 3) durch Schnittlinge oder Ableger.

1) Die erste Art, oder das Besäen mit Holzsaamen, ist ohne allen Zweiffel vor wilde Bäume die vorzüglichste; denn gröstentheils findet sich der Boden in Forsten, vornemlich in Gebürgen, mit vielen Steinen vermenget, oft ganz klippicht; die zarte Wurzeln, die der Saame von sich treibt, kriechen in der wenigen Erde, darein er gefallen ist, so lange fort, bis sie zwischen den Steinen oder Klippen, Klüfte und Oefnungen finden, darinnen gemeiniglich gute Erde enthalten ist. Die Wurzeln richten sich in ihrem Wachsthum nach diesen Klüften und Zwischenräumen in den Klippen und steinigten Gebürgen. Sind die Klüfte groß; so werden die Wurzeln darinnen stark, die kleinen Nebenwurzeln lauffen mit ihnen fort, bis sie abermals Ritzgen oder Oefnungen antreffen, woselbst sie mit unzählichen zarten Fäsergen sich hinein schlingen. Solches Holz stehet gegen die gröste Sturmwinde vest, und hat aus den kleinen Wurzeln beständig so viel Nahrung, daß es die widrigste Witterung schwerlich und selten verderben kann.

α) In Ansehung der Zubereitung des Bodens ist es allezeit, wo nicht höchst nöthig, doch nützlich, denselben umzureissen, es geschehe auf was Weise es wolle. Zwar findet man, daß in stehenden Oertern der auf den unzubereiteten Boden fallende Saamen wohl anschlägt, wenn er nicht durch das gar zu dicke oder geschlossen darüberstehende grössere Holz erstücket oder verbuttet wird. Auch in abgetriebenen Oertern, wo mässiges Oberholz stehet, finden sich gar häuffige Saamenloden, die gar gut fortkommen. Weil aber der bloß liegende Saamen gröstentheils nicht nur durch Laub, gar zu hohes Moos, auch bisweilen durch die Vestigkeit des Bodens verhindert wird, seine Wurzeln gehörig in die Erde zu treiben, überdem auch gar oft durch sehr dürre Witterung, nachdem er kaum aufgekäumet, wieder verdorret, endlich also blos auf der Fläche des Bodens liegend, von Vögeln, Eichhörnern und Ungeziefern verzehret wird; so ist dienlich, den Boden umzureissen, und den Saamen unterzubringen. Man muß hiedurch in vielen Fällen der Natur zu Hülfe kommen.

Das Umreissen des Bodens wird auf verschiedene Art verrichtet. Die beste, und welche allen Orten anzubringen stehet, ist das Umhacken. Dieses muß also geschehen, daß man mit einer breiten Haue Furchen, anderthalb bis 2 Fuß breit, 2 bis 3 Ruthen lang, nach Beschaffenheit des Bodens tief, und so viel nach dem Augenmasse möglich, Wagerecht machet, sodann ein paar Fuß stehen lässet, abermals eine Furche ziehet, wieder

wiederum ein paar Fuß lang Erde oder Rasen unaufgehauen stehen läßt, und so fortfähret, bis der ganze Ort auf solche Weise umgearbeitet ist.

Der Grund dieses Verfahrens ist leicht zu zeigen. Es ist unmöglich die wagerechte Linie nach dem Augenmaß so genau in Acht zu nehmen, daß nicht die Furchen merklich Bergauf oder Bergab lauffen sollten. Bey starkem Regen würde sich das Wasser darinnen sammeln, so zu sagen, einen kleinen Bach machen, und den Saamen mit fortschwemmen. Hierinn werden grosse Fehler begangen, wodurch Kosten, Arbeit und Zeit fruchtlos verlohren gehen. Durch kurze Furchen, die alle 2 bis 3 Ruthen durch stehenbleibendes Erdreich oder Rasen unterbrochen werden, wendet man dieses Uebel ohnfehlbar ab. Hauet man die Erde tiefer auf, als höchstens 2 quere Hände hoch; so so bringet man ohne Noth den wilden untern Boden, der den Saamen nicht gerne annimmt, in die Höhe. Stehet man in der Meynung, daß die Wurzeln in den aufgehauenen Boden leichter eindringen können; so irret man gar sehr; denn da kein Baumsaamen tief in die Erde darf gebracht werden: so dringen die Wurzeln kaum in 2 Jahren einer queren Hand tief ein, indessen aber setzet sich die Erde wieder so veste aufeinander, als wenn sie niemals wäre umgehackt worden. Folglich ist es eine unnütze Arbeit, die sich doch nur in mildem guten Boden, in Wäldern und Gebürgen hingegen, gar selten anbringen läßt.

Von einigen wird zwar das tiefe Umbrechen des Bodens sehr angepriesen, ist auch bey Anlegung kleiner Plantagen, die nicht über ein, oder etliche 1000 Quadratruthen groß sind, und im Lande auf guten Boden angeleget werden, nicht schädlich. Allein in grossen Wäldern und Gebürgen wird man damit nicht fortkommen; würde auch ohne Nutzen, ja gar schädlich seyn. Je tiefer der Boden umgebrochen, und von Steinen gereiniget wird, je lockerer wird er: desto eher trocknet er bey dürrem und heissem Wetter aus, und die zarte Lsden verdorren, wenn man nicht durch Begiessen oder Wässern zu Hülfe kommt. Dieß leiden die Umstände in grossen Forstörtern gar selten. Dahingegen ist es in Feldplantagen, und wo das Holz zur Stelle gar hoch kann ausgebracht werden, meistens zu bewerkstelligen.

Die Furchen dürfen nicht gar zu schmal seyn, sonst überziehen, sie sich gar bald mit Kraut und Gras. Dieses zu vermeiden, legt man, wo bereits verangerter Boden ist, den Rasen dergestalt an die Mitternachts- oder Morgenseite, daß die obere Fläche unten zu liegen kommt, damit das Kraut und Gras nicht so bald wieder überhand nehme, auch die zarten Kämmen für den rauhen und dürren Nord- und Ostwinden einiger massen geschützet werden. Das Pflügen findet keine Statt, als wo der Boden frey von starken Wurzeln und grossen Steinen ist. Wo diese sind, da muß man den Pflug ohne Unterlaß aufheben, welches eine höchstbeschwerliche und lang-

weilige Arbeit iſt. Wo noch Holz, ſonderlich Oberholz, befindlich iſt, und wo ſolches ſtehen bleiben muß, da iſt es faſt unmöglich. Nimmt man es weg, und rodet die Wurzeln ſämmtlich aus, da wird der aufkäumende Saame, weil im erſten Jahr weder Kraut noch Gras hervor kömmt, gar leicht verwelken, wenn wenige recht heiſſe trockene Täge mit dürren Winden einfallen, und folglich das Aufbringen junger Loden koſtbar und beſchwerlich machen, und folglich das Aufbringen junger Loden koſtbar und beſchwerlich machen, nicht ohne groſſen Zeitverluſt. In vielen Fällen, wo die Abſicht auf Fortpflanzung der Eichen und Rothbuchen gerichtet iſt, pflegen die eingetriebene Maſtſchweine nicht nur das Umbrechen des Bodens zu verrichten, ſondern auch durch Tilgung vieler Arten des ſchädlichſten Ungeziefers, den jungen Anwachs in Sicherheit zu ſetzen.

Das ſorgfältige Aus- und Ableſen der Steine, Düngen u. d. g. ſind theils unnütze, theils ſolche Bemühungen, davon man nach Anwendung vieler Koſten endlich abſtehen muß, nachdem man nur einen kleinen Anfang davon hat zeigen können. Iſt nur etwas gute Erde zwiſchen den Steinen befindlich; ſo ſchaden dieſe nichts. Es wächſet das beſte und daurhafteſte Holz friſch darinnen auf, und iſt dem Windfall ſo leicht nicht unterworfen. Iſt keine gute Erde dazwiſchen; ſo bringt man ſolche durch bloſſes Ableſen der Steine nicht dahin. Es iſt demnach eine unnütze, zeitreſſende und koſtbare Arbeit, die man endlich wieder einſtellen muß, wenn man in dieſer Zubereitung gar zu weit, und zu ſorgfältig gehet. Man tadelt keine vernünftige, ſondern nur unüberlegte Bemühungen. Die Rede iſt hier von Behandlung groſſer Forſten; denn es können einige Fälle ſich ereignen, da man mehr Koſten und Mühe anzuwenden hat, als gewöhnlich, z. Ex. wo man Luſtwäldgen anlegen will; wo das Holz ſehr hoch kann ausgebracht werden. In ſolchen beſondern Fällen kann man weiter, als gewöhnlich und mit der völligen Sorgfalt eines Gärtners gehen, auch die dazu nöthige Koſten anwenden. Ein Verfahren aber, das nur in einigen Fällen nützlich ſeyn kann, darf nicht zu einer Regel gemacht werden.

Es kann nicht ſchaden, wenn obige Zubereitung des Bodens einige Monate vor der Beſaamung geſchiehet, weil eine ausgewitterte Erde den Saamen beſſer annimmt, als wenn unmittelbar nach dem Umhacken oder Pflügen der Saame hineingeſtreuet wird. Iſt der Boden ſtark beraſet geweſen; ſo muß man das Vieh bis zur Beſaamung hineinlaſſen, damit das gar bald einzeln aufſchieſſende Kraut und Gras ſich nicht beſaamen, und den Ort bald wieder überziehen möge. Die Viehheerden müſſen aber nicht zu ſtark ſeyn, damit der umgearbeitete Boden nicht wieder veſt getrocken werde, oder man muß ſich gefallen laſſen, den Ort zum zweytenmal umzuarbeiten.

β) Welches die bequemſte Zeit zu ſäen ſeye, darüber ſ. Baumſaamen.

γ) Muß bey dem Säen selbst in Acht zu nehmen seye, s. Baumsaamen.

δ) Noch eine Anmerkung, die wir bey diesem Punkt anzubringen haben, ist diese: Da nicht nur in rauhen und dürren Gegenden, sondern auch in gemäßigten, und auf dem besten Boden, bey trockenen, heissen oder sehr kalten Jahren der aufgehende Saame gröstentheils verlohren gehet; so pflegen einige allerhand Feld- und Gartenfrüchte mit unter zu säen, welche, indem sie viel eher aufgehen, als der Baumsaamen, dabey viel dichter gesäet werden können, den Boden bald bedecken, und vor der grossen Sonnenhitze und ausdorrenden Winden die zarten und langsam wachsenden Loden beschützen. In solchen Fällen thut auch der Birkensaame ähnliche Dienste, und hat darinn noch einen Vorzug, daß er einige Jahre lang, oder so lange man es nöthig findet, die Loden decket, und mit selbigen fortwächst; da hingegen Feld- und Gartenfrüchte ein, höchstens 2 Jahre diesen Dienst thun, nur die Stoppeln vom abgeschnittenen Getreyde sind noch das folgende Jahr zu dieser Absicht hinreichend; denn es ist zu merken, daß, obschon die Loden, wenn sie 2 bis 3 Jahre gestanden, nicht leicht wieder vergehen, dennoch durch die Nachtfröste im Frühjahr an dem frischen und annoch Krautartigen saftigen Schosse leicht Schaden leiden, falls sie nicht einigen Schutz haben; da denn ein daraus erwachsener Baum stumpficht wird, und niemals einen rechten Schaft bekommt, oder wenigstens im Wachsthum gar sehr aufgehalten wird.

Indessen weil die Birkloden im ersten Jahr zu dieser Absicht gar zu klein bleiben; so muß der Saamen ein Jahr vorder in die Erde gebracht werden, ehe die andern Gattungen darzwischen kommen. Sonst hat man den verlangten Nutzen davon nicht, indem der aufkäumende Birkensaame im ersten Jahr diesen Dienst nicht thut. Mit Haser und Roggen verfähret man wie gewöhnlich, und nachdem die Egge und Walze darüber gezogen ist; so ziehet man die kurzen unterbrochenen Linien und hinget den Baumsaamen hinein. Ist das Getreyde reif; so wird es behutsam mit der Sichel, und zwar höher, als gewöhnlich von den Ackerleuten zu geschehen pfleget, abgeschnitten, damit die Loden nicht beschädiget, noch zertretten werden, auch die hohe Stoppeln noch das folgende Jahr den verlangten Schutz gewähren. Gewiß ist es, daß dieses Mittel nicht nur die Loden einige Jahre decket; sondern auch hindert, daß das Gras nicht so bald überhand nehmen, und das junge Holz ersticken, oder im Wachsthum zurücke halten kann. Man kann auch, wenn hin und wieder die Loden zurück geblieben, den Herbst, oder das künftige Frühjahr Baumsaamen nachsäen, welcher noch von den Stoppeln einiger massen gedeckt wird.

Jedoch ereignen sich Fälle, wo man den guten Erfolg vergebens erwartet. In den Jahren nämlich, wo viel Mäuse sind,

ziehet sich das Ungeziefer nach dem ausgesäeten Getreyde, und denn gehet es über den Holzsaamen mit her. Sind auch in der Nähe solche Oerter, welche überflüssig Gras haben, das nach einer vorgefaßten Meynung und Beysorge, es möchte durch das Vieh an dem jungen Holz Schaden geschehen, nicht ausgehütet wird, und dem Ungeziefer zu einem sichern Auffenthalte dienet; so ziehet sich solches nach dem Getreyde, der Baumsaamen zehet mit verlohren, und da sich das Ungeziefer einmal hingewöhnet; so frißt es die Loden an, nachdem das Getreyde und der Saamen verzehret worden. Der Augenschein hat dieß zum öftern gewiesen, daß in grossen auf diese Art behandelten Oertern, nicht eine Lode aufgekommen.

Mit allerhand Garten- und Wurzelgewächsen sind gleichfalls Proben angestellet worden, und man hat gefunden, daß zwischen den Cartoffeln besonders die junge Tannen wohl fortkommen, in dem zugleich die Cartoffeln vortreflich gerathen. Vor den Mäusen hat man auch so viel Sorge nicht, desto mehr aber vor den Schweinen, welche, wo sie dergleichen Wurzelgewächse verspüren, den Boden gänzlich umbrechen, und die Loden verderben. Daher solche Oerter mit sehr starken Verzäunungen müssen verwahret werden. Wie nun das Säen der Feld- und Gartenfrüchte aus keiner andern Absicht geschiehet, als einen verangerten und sehr verwachsenen Boden rein zu machen, oder auch auf dürren und von allen Gewächsen entblößten Boden, dem Saamen gegen dürre, heisse und rauhe Witterung Schutz zu verschaffen; also muß auch in gegengesetzten Fällen, wo nämlich keine Verangerung und kein überflüssig Gras ist, wo auch der Boden nicht ganz kahl, sondern hinlänglich Oberholz oder Buschwerk hat, dieses Mittel weggelassen werden, da es überflüssig ist, und allerhand dem Aufkommen der Loden gefährliche Zufälle veranlasset. Es ist dieses also nur ein Nothmittel.

2) Ob nun gleich das Säen vor dem Pflanzen einen grossen Vorzug hat, auch bey weitem nicht so kostbar ist; so kommen doch einige Fälle vor, da das Pflanzen dem Säen vorzuziehen. Auf Triften oder auch an Oertern, da man wegen nothwendiger Viehweyde nicht gehörig hegen kann, sondern den Heerden zu fast täglicher Trift und Weyde, es seye auf eine Zeitlang oder beständig, lassen muß, da kommt junges Holz aus dem Saamen gar schwerlich in die Höhe, und ist das Pflanzen das einzige Mittel, den Holzwachs zu erlangen.

α) Die beste Zeit zum Pflanzen und Versetzen junger Stämme, ist der Herbst. Wollte man auf trockenen Boden im Frühjahr pflanzen; so würden durch die bald darauf folgende Sommerhitze und dürre Witterung die jungen Stämme noch viel eher verdorren, als die Kämmen oder Loden von ausgehendem Saamen, und dieses weit mehr in Gebürgen, als in Waldbüschen und Landforsten, wo

nes

nes Theils, weil man mit dem Setzen der Stämme, wegen länger anhaltenden Schnees und Frostes, so zeitig nicht anfangen kann, und mit der Arbeit in die heisse Monate geräth, dabey an Wässern und Begiessen selten zu denken ist; andern Theils, weil der meistens steinigte wilde Boden, auf dessen Zubereitung bey weitläuftigen Forsten unmöglich Gartenmässige Sorgfalt verwendet werden kann, anfänglich sich nicht gehörig an die Wurzeln leget, welche folglich keine hinlängliche Nahrung empfangen, und solche dem Stamme zuführen können. Wird hingegen das Pflanzen im Herbst verrichtet; so verursachet der bald darauf fallende häuffige Regen und Schneewasser, daß sich die Erde um die zarte Wurzeln genau anleget; der Frost treibet die zähen grössern Erdklumpen auseinander, welche bey folgendem Thauwetter auseinander fallen, und sich sodenn bey erfolgendem Regen wiederum dicht aneinander setzen, und alle grössere leere Zwischenräume ausfüllen. Man hat demnoch nicht nöthig, die im Herbst zu pflanzende Stämme stark zu beschneiden, da sie durch die zarten Wurzeln viel mehrere Nahrung erhalten, als wenn das Pflanzen im Frühjahr unternommen wird.

β) Die Zubereitung des Bodens wird ein halbes, oder wenn darinnen eine den Stämmen schädliche Unart bemerket wird, ein ganzes Jahr zuvor unternommen. Ist der Boden milde und gutartig; so macht man die Löcher weit und tief, damit man jeder die Wurzeln noch Aeste nöthig habe, viel zu beschneiden, jedoch der Grösse der Stämme verhältnißmässig. Ist der Boden unartig, oder gar steinigt; so muß man die Löcher kleiner machen, und, so viel ohne gar zu grosse Kosten geschehen kann, mit guter Erde wieder anfüllen, oder die schlechte mit guter verbessern. Gemeiniglich ist auf der Fläche in Forsten etwas gute Erde, welche von verrottetem Laube und Nadeln herrühret, die man dazu wohl gebrauchen kann. Wo nahe unter der Dammerde zähe Thon, oder andere dergleichen veste Erdlager befindlich sind, da ist zu untersuchen, ob solche tief oder nicht tief stehen. Im letztern Fall ist sehr dienlich, wenn es mit mässigen Kosten geschehen kann, daß man sie in jeder Grube durchstiche, damit sich das überflüssige Regen- und Schneewasser in den Grund ziehen könne; denn dieses verursachet, daß die Stämme im Winter vom Frost gern Schaden leiden, im Sommer aber die Wurzeln verstocken. Aus diesem Grunde bedienen sich die Gärtner niemals anderer, als durchlöcherter Blumentöpfe und Behältnisse vor Gewächse und ausländische Bäume. Ist das Durchstechen nicht thulich; so muß man durch Gräben die überflüssigen Wasser abzuleiten suchen. Die Löcher sowohl, als Gräben werden, wenn andere Umstände nicht hinderlich fallen, nach geraden Linien, und gleich weit voneinander gemacht.

γ) Was die Wahl der Stämme anbetrift; so ist, ehe aus dem Walde oder der Baum-

schule (s. Baumschule) die jungen Stämme ausgehoben werden, der künftige Gebrauch des Holzes, das man daraus ziehen will, zuvor wohl zu erwägen. Wozu jede Art Holz zu gebrauchen, und also die Wahl darnach anzustellen; das ist bey jeder Art des Holzes und derer Beschreibung angezeiget. Es verstehet sich aber von selbst, daß in der Wahl der Art des Holzes zugleich auf den Grund und Boden Acht zu haben seye, ob solcher selbige anzunehmen geschickt seye oder nicht. Zu dem meisten Geräth- und Bauholze wird erfordert, daß es gerade und hochstämmig seye, wobey jedoch wohl zu beobachten, daß die jungen Stämme, wie sich oft findet, gegen ihre Höhe nicht zu dünne und schmal seyen; sondern die gehörige Stärke und Dicke haben, damit sie nicht vom anhangenden Schnee und Reif, oder wohl gar vom Regen, sich mit den Gipfeln zur Erde beugen oder abbrechen. Hüttengeräthholz erfordert meistens eine grössere Stärke, als das gemeine Bauholz, und müssen dazu die jungen Stämme auch stärker und stämmiger ausgesuchet, und nicht so enge gesetzet werden, weil gar zu hochstämmige und enge gesetzte Stämme gar selten zu grosser Stärke gelangen.

Will man einen Ort in der Hauptabsicht bepflanzen, das Holz zur Feuerung und zum Verkohlen zu gebrauchen; so hat man auf das Gewächse der jungen Stämme so sorgfältig nicht zu sehen, daferne solches zu lebendigem oder Schlagholz gezogen werden solle, welches aus denen rückständigen Stämmen und Wurzeln der demnächst abzuhauenden Stämme aufwächset. Will man aber zu dieser Absicht Baumholz ziehen; so muß es gleichfalls hochstämmig seyn, sonst wächst es in die Aeste, und man erhält nach 100 und mehr Jahren schlechte Rümpfe, Knorren und Zacken, welche Zeit und Kosten nicht belohnen.

An einigen Orten pfleget man Eichen, selten Rothbüchen, lediglich zur Mastung zu pflanzen. Hierzu sind solche Stämme gut genug, welche ästig, krumm und ungestalt gewachsen sind, massen sie in der Blütezeit nicht so leicht von rauher Witterung Schaden leiden, und daher gemeiniglich mehr Mast tragen, als die hochstämmigen Bäume. Einige hauen so gar wohlgewachsenen hohen Stämmen zu diesem Endzweck die Gipfel ab, welches jedoch nicht anzurathen, weil sie im Alter, da man den besten Nutzen davon ziehen sollte, abständig, faul, und von starken Winden, ob sie schon niedrig, umgeworfen werden. Dieses Verfahren zeiget allemal armseelige und schwach bevölkerte Länder an, in welchen wenig Handthierung, Handel und Wandel getrieben wird. Zu einigem Gebrauch werden auch nach gewiesen Krümmen gewachsene Bäume erfordert, und diese oft in unmässig hohem Preise, vornemlich zum Schifbau, bezahlet. Junge Stämme, die von sich selbst zu solcher Krümme gewachsen, sind demnach gar hoch zu achten, auch ihnen durch Kunst nachzuhelfen, wo zu Seeschiffen Bauholz erforderlich ist.

Von

Von den Stämmen selbst, welcher Art Holz sie seyen, ist zu bemerken: Je fäserichter die Wurzeln nahe am Stamme sind, je leichter bekommen die jungen Stämme. Je dicker die Wurzeln ohne Fasern nahe am Stamme sich zeigen, desto schwerer sind sie fortzubringen, absonderlich auf trockenem und wilden Boden; man müßte sie denn in gar weite Gruben setzen, und die äussersten Wurzeln daran lassen, welches aber viele Mühe und Kosten erfordert, weil die Gruben mit guter Erde anzufüllen. Macht man die Gruben wie gewöhnlich; so muß man die äussersten faserichten Enden abschneiden, da denn der Baum von den dicken Wurzeln keinen hinlänglichen Saft haben kann, als welcher meistens durch die zartesten Fasern denen grössern Wurzeln, und von diesen dem Stamme zugeführet wird. Noch ist zu merken, daß eine unter einem Baum aus dem Saamen aufgeschossene Lode, oder junger Stamm, nicht so leicht von der Traufe, oder überhangenden Zacken Schaden leidet, als ein dahin versetzter Stamm.

δ) Bey dem **Ausheben der Stämme**, es seye aus einem Ort in der Forst, oder aus einer Baumschule, muß man zuförderst die überflüssigen da wegnehmen, wo sie zu dick stehen. Man muß aber nicht so viel Jahre damit warten, bis sich die Wurzeln zu sehr in einander verwickelt haben, daß man keinen Stamm ohne Schaden der zunächst stehenden ausheben könne; sondern von Jahren zu Jahren, so wie die Stämme stärker werden. Die Verletzung der Wurzeln ist, so viel immer möglich, zu vermeiden, man kann nachher allezeit das Ueberflüssige abschneiden. Das Ausheben geschiehet mit einem scharfen, schmalen, dabey ziemlich langen Spaden, wobey sofort an jedem Stamm durch ein Zeichen an einem Aste die Winterseite zu bemerken. Oft finden sich in den Forsten kleine Stämme, die schon viele Jahre alt sind, welche man daran erkennet, daß sie unten, gegen die Höhe, zu dick, auch wohl knotig sind. Diese muß man zum Verpflanzen nicht ausheben, indem nichts daraus wird. Sie heissen **alter Nachwachs** bey laubtragenden, **Butten** bey nadeltragendem Holze.

ε) Das **Beschneiden** muß mit einem sehr scharfen Messer geschehen, damit der Schnitt fein glatt werde, und die Borke nicht zerreisse; sonst werden die beschnittenen Theile an den Enden trocken, welches oft das Verderben des ganzen Stammes nach sich ziehet. Je stärker die Zweige sind, je mehr greift die Trockniß um sich, und je mehr Vorsicht ist dabey nöthig. Auch muß besonders bey den stärkern der Schnitt von unten schräge hinauf geführet werden, damit sich das Regen- und Schneewasser nicht auf den Schnitt legen, und eine Fäulniß verursachen könne. Ist der Boden gut, und geschiehet das Pflanzen im Herbst; so nimmt man sowohl von den Zweigen als Wurzeln weniger ab, als wenn es im Frühjahr vorgenommen wird, oder auch, wo der Boden schlecht ist. Ist der Boden unten wild, sehr thonicht und

unartig, oder felsicht; so muß man den jungen Stämmen die Herzwurzel zum Theil oder ganz abnehmen.

Die Gründe hievon sind leicht zu begreiffen. Ist nemlich der Boden milde und gutartig; so kann man den Wurzeln hinlänglich viele und gute Erde geben, die sich bey dem ersten durchdringenden Regen umher anleget, und denselben genugsame Nahrung giebet. In diesem Fall kann man auch den jungen Stämmen alle unschädliche Zweige lassen, und aus solchen gepflanzten Stämmen wohlgewachsene Bäume ziehen. Ist hingegen der Boden schlecht, d. i. steinigt, letticht, schwer; so findet sich selten Rath, genugsame gute Erde anzuschaffen, und ihn dadurch zu verbessern. Die Erde legt sich bey lettichtem, zähem Boden nicht gehörig an die kleinen Wurzeln: derowegen muß man die Wurzeln stark beschneiden, von den Herzwurzeln die unterste Spitze abnehmen, die Gruben klein machen, und da es also dem Stamme in den ersten Jahren an genugsamer Nahrung mangelt, auch die Aeste verhältnißmässig beschneiden. Denn es ist zu merken, daß, wenn die kleinen Wurzeln hohl liegen, solche bald verstocken, und das Verderben des Stammes leicht nach sich ziehen. Auf unartigen und den Bäumen schädlichen Boden, besonders wo im Grunde schädlich Wasser befindlich, obgleich die Gruben lange vor der Versetzung der Stämme aufgeworfen, und die Erde ausgewittert ist, bleibet doch der tiefere Grund schädlich. In diesem Falle nimmt man den jungen Stämmen gleichfalls die Herz- oder Pfahlwurzel ganz oder zum Theil, welches aus den besondern Umständen bestimmet werden muß. Denn wenn diese unter sich treibt, so wird der ganze Stamm schadhaft.

Auf felsichtem Boden muß dieses ebenfalls geschehen, weil man ohne schwere Kosten nicht in die Tiefe kommen kann. Solche Stämme, denen die Herzwurzel abgeschnitten, sind dem Umstürzen durch starke Winde, wenn sie nicht geschlossen stehen, oder sonst umher Schutz haben, sehr unterworfen, und sind dergleichen Oerter, wenn sie abgetrieben werden, gleich den Tannenörtern zu behandeln. Auf sandigem und anderm milden, dabey magern Boden, benimmt man der Wurzel am wenigsten. Wie man aber bey dem Ausheben der jungen Stämme auf den künftigen Gebrauch des Holzes zu sehen hat; also ist dieses auch bey dem Beschneiden nöthig.

Will man hochstämmig Holz haben; so muß der Gipfel des Schaftes mit keinem Messer berühret; sondern nur die überflüssigen Seitenäste theils in der Mitte, theils gar nahe am Stamme, abgeschnitten werden. In diesem Falle muß zugleich die Herzwurzel geschonet werden, damit der daraus zu ziehende Baum gegen die Anfälle des Windes gesichert seye. Verlangt man niedrige mit weit ausgebreiteten Aesten besetzte Bäume, nur allein in Absicht auf die Mastung, wozu man nichts, als Eichen, Rothbuchen und allerhand Arten

von wildem Obſe gebrauchen kann; ſo nehmen einige den Gipfel des Hauptſchaftes weg, es ſeye denn, daß ſolcher ohne dem keinen hohen Stamm hoffen laſſe. Es giebt Fälle, da die Bäume nach gewiſſen Krümmen zu ziehen ſind, weil daraus in künftiger Zeit groſſer Nutzen zu hoffen iſt; z. Ex. Halbemondſtücken und Kniеſtücken; zum Schiffbau; dabey muß aber auch auf ein natürliches ſich dazu ſchickendes Gewächs des jungen Stammes geſehen werden.

Sind die zu verſetzende Stämme etwas ſtark; ſo kann es nicht ſchaden, wenn der Schnitt der ſtärkern, beſonders nahe am Stamme abgeſchnittenen Aeſte, mit friſchem flüſſigem Harze, Baumwachs u. d. g. beſtrichen wird. Man muß ſich auch hüten, ſolche ſtarke Aeſte nicht gar zu nahe am Stamme, ſondern einige Zoll davon, und zwar mit einer zarten und ſcharfen Baumſäge wegzunehmen, indem ſonſt eine unvermeidliche Fäulniß entſtehet, die endlich den Stamm verzehret. Den Rothbüchen iſt dieſes vor andern gefährlich. Am ſicherſten gehet man, wenn junge Stämme vorzüglich zum Verpflanzen genommen werden, die nicht über einen halben, höchſtens einen Zoll unten am Stamme ſtark ſind; man iſt dabey dieſer Sorge, und weitläuftigen Umſtände überhoben. Das Verpflanzen geſchiehet mit weit geringerem Koſten, vornemlich bey ſchlechtem Boden, da man weder ſo weite und tiefe Graben zu machen, noch auch mit ſo vieler Mühe die Verbeſſerung der wilden Erde, zu beſorgen nöthig hat. Der ſchon ziemlich geſetzte, und doch noch junge unverhärtete Stamm ſchickt und gewöhnt ſich viel leichter zur Art des Bodens, und bekommt viel gewiſſer.

Je beſſer demnach der Boden, je ſtärker können die zu verſetzende Stämme ſeyn. Je ſchlechter der Boden, je mehr muß man beſorgt ſeyn, Stämme von obiger gemäſſigter Stärke und Alter auszuſuchen. Ja man muß bey ſchlechtem Boden vornemlich ſolche junge Stämme zu bekommen ſuchen, die nahe am Stamme ſich in viele faſerichte Wurzeln ausbreiten, immaſſen dieſe am gewiſſeſten anſchlagen, dagegen diejenigen, die gleich am Stamme nur einige ſehr ſtarke Wurzeln ohne viele kleinere Nebenwurzeln haben, mehrentheils auszugehen pflegen.

5) Nächſt dem iſt bey dem Verpflanzen noch zu merken, daß, je hurtiger man nach dem Ausheben die Stämme verſetzen kann, deſto beſſer iſt es. Will es ſich aber nicht ſchicken; ſo muß man ſie mit feuchtem Moos, welches am beſten, oder in Ermanglung deſſen, mit naſſem Heu oder Stroh bewinden, damit die in den Stämmen enthaltene natürliche Feuchtigkeit nicht ſo leicht austrockne. Dieſe Vorſicht iſt im Frühjahr nöthiger, als im Herbſt, da die Luft im Frühjahr ſehr austrocknend, im Herbſt hingegen feuchter iſt.

Bey Verpflanzung des meiſten nadeltragenden Holzes, vornemlich der Fichten, Tannen und Kiefern, iſt zu merken; 1) daß

solcher am besten geschiehet, wenn es am Stamm nicht über einen halben Zoll stark ist, es seye denn, daß es in sehr milden und fruchtbaren Boden komme, woselbst es aber nicht hingehöret. 2) Daß man junges zu verpflanzendes Nadelholz gar nicht, weder an Wurzeln noch Aesten, beschneiden müsse. Es verblutet sich gerne, gehet entweder gar aus, oder bleibet wenigstens im Wachsthum zurücke, zumal wenn das Verpflanzen im Frühjahr geschiehet, da der Saft und Harz sich zu verdünnern anfangen. Man ist durch gekünstelte Gartenversuche, da man Tannen in allerhand Formen, durch Beschneiden gezogen, verführet worden, solches in Forsten zu thun. Diese Künste aber lassen sich auf hohen, rauhen und steinichten Gebürgen nicht anbringen. Daher muß man 3tens) beym Ausheben der jungen Tannen so viel Erde an den faserichten Wurzeln lassen, als nur daran bleiben kann, und solche, ehe die Erde trocken wird, und abfällt, wieder pflanzen, weil es in dem steinigten wilden Boden, dahin eigentlich Rothtannen gehören, schwer fällt, an die zarten unbeschnittenen Wurzeln hinlängliche Erde dicht genug zu bringen.

7) Wenn jetztgedachter Massen alles zum Pflanzen zubereitet worden; so hat man bey dem Setzen folgendes zu beobachten: 1) Müssen die Gruben nach Beschaffenheit der Wurzeln, und besonders tief gemachet werden, wenn die jungen Stämme lange Herzwurzeln haben. Sie stehen alsdann vester und werden dauerhafter. 2) Wo der Boden etwas wild und unartig ist, und wo Rasen bey dem Ausstechen der Gruben vorgefallen, da lege man solche unten und verkehrt in die Grube. Ist aber kein Rasen vorhanden; so streue man ein paar quer Finger hoch gute Erde in die Grube, damit die zarten Wurzeln nicht gleich in den wilden Boden kommen, welcher Vorsicht man bey gutem Boden überhoben seyn kann. 3) Setze man die ausgehobenen und beschnittenen Stämme dergestalt in die Gruben, daß die gezeichnete Mitternachtseite wieder nach eben der Gegend zu stehen komme. Dieses ist desto sorgfältiger zu beobachten, wenn ein junger Stamm aus einem guten in einen schlechtern, oder doch in eine andere Art von Boden versetzet wird. Es ziehet nämlich die Veränderung des Bodens schon eine solche Veränderung in dem versetzten Stamme nach sich, daß darüber nicht wenige verlohren gehen. Wollte man nun die Mittagsseite, welche der Sonnenhitze gewohnt ist, und wo das Holz nicht so dick und dauerhaft ist, gegen Mitternacht kehren, und folglich auch die andern Seiten einer denselben ungewöhnlichen Stellung und Witterung aussetzen; so würden sie nicht vielmehr ausgehen, und was noch bliebe, würde dennoch schlecht bekommen. 4) Die Wurzeln müssen bey dem Verpflanzen so tief in die Erde kommen, als sie zuvor gestanden; nur in dem Fall kann man den jungen Stamm etwas tiefer legen, wenn er aus einem fetten und schweren Boden in einen leichten, sandigen und magern kommt. 5) Da sich aber

die

die Erde von Zeit zu Zeit setzet; so ist es sehr dienlich, daß solche einigemal wiederum so viel erhöhet werde, als sie sich gesetzet hat. 5) Die Erde muß mit der Hand so genau um die Wurzeln geleget werden, daß keine Höhlung bleibe. Je sorgfältiger dieß geschiehet, desto besser bekommen die Stämme. 6) Hat man Gelegenheit, die Stämme im Frühjahr zu begiessen, oder zu wässern, ob schon darauf nasses Wetter erfolget; so trägt es zur Erhaltung derselben gar vieles bey.

Einige pflegen nach Ablauf ein oder 2 Jahre zwischen die gepflanzten jungen Stämme, wo der Boden gut ist, allerhand Arten Gartengewächse oder Feldfrüchte zu säen, oder zu pflanzen, um dadurch den Boden rein zu halten, auch einiger massen zu nutzen, in der Meynung, daß solcher sonst gar bald mit vielem Gras und Kraut überzogen werde, welches den Stämmen endlich zum Verderben gereichen würde. Es ist gewiß, daß bey dickem Gras und Unkraut gar oft unten am Stamme ein gründiges Moos entstehet, welches die Rinde überziehet, und den Baum bald schadhaft macht. Was hievon zu halten ist schon oben gezeiget worden (lit. B) 1) δ). Man kann aber viel sicherer das überhand nehmene Gras durch Kälber abhüten, oder mit Sicheln behutsam herausschneiden lassen.

Man kann auch Bäume, die am Stamm einen Fuß und stärker im Durchschnitt sind, verpflanzen, man muß es aber im Winter bewerkstelligen. Zu dem Ende sucht man Stämme aus, die auf keinem klippichten oder steinigten Boden, sondern in tiefer Erde stehen, man macht rund umher einen tiefen und breiten Graben, fast so weit vom Stamme, als seine Zweige reichen; denn so weit die Zweige gehen, so weit pflegen die Wurzeln in der Erde zu liegen. Wenn nun ein harter Frost kommt, giesst man Wasser in den Graben, daß die an den Wurzeln hangende Erde zusammen friere. Sodann untergräbt man die Wurzeln, so viel thunlich, hebt den Stamm mit Hebebäumen heraus, versetzt ihn mit der angefrornen Erde, und stampft rund umher das übrige der Grube mit guter Erde voll. Die überflüssige Zacken werden ganz ab, die andern aber nur an den Enden beschnitten. Der ganze Stamm wird hierauf mit Moos bewunden, und dieses, so bald im Frühling trockene Täge einfallen, mit Wasser täglich durchaus vermittelst einer Spritze angenetzet, womit man den ganzen Sommer hindurch von Zeit zu Zeit, wenn nur kein anhaltendes Regenwetter ist, fortfähret. Gegen den nächstfolgenden Sommer nimmt man das Moos zur Helfte wieder ab, dergestalt, daß man den Schaft des Baums von oben herab, bis in die Mitte entblösset. Den zweyten Sommer nimmt man es endlich gar weg. Auf diese Weise kann man gar starke Stämme verpflanzen, ohne ihnen viel Zweige zu nehmen, und also in der Geschwindigkeit kleine Lustwälder und Alleen zuwege bringen. Allein grosse Forsten sind auf diese Art nicht in Bestand zu setzen, weil

weil sich die Kosten ungleich höher belauffen, als das daraus folgende Holz werth ist.

3) Man hat noch andere Arten, das Holz fortzupflanzen; da aber solche viel mißlicher, mühsamer und kostbarer, auch nur bey wenigen Vorfällen in den Forsten, endlich auch nicht bey allen Holzgattungen, gleichwie das Säen und Pflanzen, anzubringen sind; so würde es eine Ausschweiffung seyn, sich dabey aufzuhalten. Wer Versuche damit anstellen will, kann die Anleitung dazu in Büchern finden, welche von der Gärtnerkunst geschrieben sind. Mit dem Nadelholz, als Fichten, Tannen, Kiefern, gehet dergleichen gar nicht an, weil sie vom Stamm und der Wurzel nicht wieder ausschlagen. Nur allein die Laubtragende Gattungen lassen sich durch solche Künste fortbringen, jedoch einige leicht, andere schwerer. Ueberhaupt ist zu merken, daß aus Holz, welches durch andere Mittel, als Säen und Pflanzen, was solche auch für Namen haben mögen, fortgebracht worden, niemals ein Baum wird, dessen Schaft eine beträchtliche Höhe, Stärke und Güte erhält, auch werden solche gar leicht vom Winde umgeworfen, weil die Wurzeln nicht in die Tiefe gehen.

Einige laubtragende Sorten, am besten aber die gemeine und Pappelweide, lassen sich durch Setzlinge, welche man bey den Weiden Satzweiden nennet, fortpflanzen, d. i. man hauet im Frühjahr die Knippel ab, welche bey den Weiden 2 auch 3 Zoll stark, 6 bis 8 Fuß lang seyn können. Und nachdem diesen Knippeln die Spitzen genommen worden, setzet man sie eines Fusses tief in Löcher, und drucket rund umher die Erde wieder an; so kommen sie in einem Boden, welcher zu diesem Holze geschickt ist, fast allemal fort. Die beste Zeit hiezu ist der Monat Merz, auch die erste Helfte des Aprils. Je besser und zuträglicher der Boden ist, desto leichter schlagen diese Satzweiden an, und desto länger können solche auch gelassen werden. Der obere Theil wird im folgenden Jahr so weit abgeschnitten, als er etwa trocken worden. Man kann auch kleine Stücke und dünne Ruthen von Weiden also in die Erde legen, daß sie zur Hälfte ihrer Länge bedeckt sind, welche vornemlich zu Bewahrung der Ufer, gegen das Einreissen des Wassers dienen, und zu dem Ende alle 2, 3 oder 4 Jahr müssen abgehauen werden. Vornemlich lassen sich die Ellern durch Stücken von Wurzeln fortpflanzen. Es werden dazu nicht die starken Hauptsondern die schwächern Nebenwurzeln genommen, in Stücke einer Elle lang geschnitten, und in einen bruchichten oder feuchten Boden, welcher zum Wachsthum der Ellern geschickt ist, einer guten quer Hand tief schräg aufwärts gelegt, dergestalt, daß sie mit einem Ende aus der Erde stehen; so bekommen sie gern, und treiben die Loden horstweise. Diese beyde letztern Wege, das Holz fortzupflanzen, erfordern guten, ziemlich feuchten Boden, und gerathen davon die Weiden, Pappeln und Ellern am besten. Die Eschen und Ilmen noch ziemlich, die übrigen Gattungen nicht

so leicht, und sind wegen flach lauffender Wurzeln, wenn sie zu etwas langen Stangen erwachsen, dem Umstürzen durch grosse Winde gar sehr unterworfen.

Zuletzt merke man noch: Es mag ein Ort mit Holzsaamen besäet, mit jungen Stämmen bepflanzet, oder auf andere Art, oder von sich selbst in Anwachs gekommen seyn; so ist nöthig, gar oft darauf Acht zu haben, ob und wodurch das junge Holz etwa beschädiget werde, und wie solchem vorzubeugen seye. Vor andern thut das Wildpret gerne darinnen Schaden, und schlägt zu gewissen Zeiten mit dem Gehörn die jungen Stämme ab, die 1 bis 2 Zoll, ja wohl noch stärker im Durchschnitt sind. Am gefährlichsten ist das junge Eschen. s. a. Holzschaden. Was dem Holzplanteur obliege, und wie er zu halten seye, davon s. Holzplanteur.

Holzbirn, ist die Frucht von dem wilden Birnbaum, welche zwar wie eine andere Birne aussiehet, aber klein, und eines so harten und herben Geschmacks, daß man sie roh nicht wohl essen kann, wenn man sie nicht recht taig werden läßt. Sie werden von armen Landleuten aufgelesen, gebacken oder gedörret und gekocht genossen; wiewohl man sie nicht zuviel zu saamen gestattet, weil diese Frucht gemeiniglich unter die Mast gezogen wird, indem ihr das Wildpret sehr stark nachgehet.

Holzbock, ein häßliches vielfüssiges Ungeziefer, welches dem Vieh, insonderheit aber den Hunden sehr beschwerlich ist, und sich dergestalt in die Haut einfrißt und einhäckelt, daß nichts, als der weißlichte und runde Hinterleib zu sehen ist. Die Hunde oder ander Vieh, so von diesem Ungeziefer geplaget werden, darf man nur mit Salzwasser waschen, und mit Essig bestreichen, oder bittere Mandeln in Wasser zerstossen, und fein klein reiben, alsdenn die Hunde oder das Vieh damit bestreichen: so werden sie von keinen Holzböcken beschweret werden.

Holzbrahmen, s. Haag.

Holzerde, Modt oder Moth, ist eine gute Erde, welche in Wäldern, wo Windbrüche geschehen, von dem übereinander gefallenen und verfaulten Holz sich gesammelt hat, und an manchen Orten etliche Ellen hoch übereinander liegend gefunden wird. Es entstehet diese Holzerde auch aus verfaulten Stöcken, sonderlich in schwarzen Hölzern. Wenn sie recht verfaulet ist; so ist es eine unvergleichliche Gartenerde zu verschiedenen Gewächsen. Sonst dienet sie überhaupt zur Düngung.

Holzfällen, s. Holz, Holzschlag. Ob und wie ferne der Eigenthümer Holz zu fällen beruhiget seye, s. Abholzen.

Holzflösse, s. Flösse, Flößrecht.

Holzförster, Holzwärter, ist bey einem Landgut, so Hölzer und Büsche hat, ein Bedienter, welchem die Aufsicht über dieselbe anvertrauet ist, und zum Unterschied eines fürstlichen Försters, welchem, als einem gelernten Jäger, auch auf die Wildbahn mit Achtung zu geben, befoh-

befohlen ist, also genennet wird. Was er zu beobachten habe, und worinnen sein Amt, folglich auch seine Eigenschaften bestehen, davon s. Förster, in denjenigen Punkten, die das Holz an sich betreffen.

Holzgedigt, heißt an einigen Orten eine Art von Gerichten, welches insonderheit, wo viele Hölzer und Waldungen anzutreffen, über alle darinnen, und bey Gelegenheit derselben vorfallende Irrungen und Uebertretungen zu erkennen und zu sprechen hat. Am gewöhnlichsten aber nennet man es eine Förstnerey- oder Forstame, unter welchem Namen nachgeschlagen werden kann.

Holzgerecht, s. Förster, Gerecht.

Holzgerechtigkeit, s. Forstgerechtigkeit, Jagdgerechtigkeit.

Holzgraf, Forstgraf, Waldgraf, Wildgraf, lat. Saltuarius, Comes silvestris, war besonders zu Kayser Carls des Grossen, auch nach seinen Zeiten, ein von den Königen und hohen Landesobrigkeiten gesetzter Verwalter und Richter, der die Waldungen und Gehölze vor Schaden bewahrete, und über dem Forstrecht halten mußte.

Holzhasen, s. Hase, Aberhase.

Holzhauer, Holzschläger, heissen die Arbeitsleute, die man bey der Abholzung eines Ortes nöthig hat. Sie müssen, wenn die Abholzung mit Nutzen geschehen solle, in gehöriger Ordnung gehalten werden. Weswegen ein Forstbedienter, so er den Nutzen seiner Herrschaft befördern will, billich auch verstehen muß, wie die Holzarbeit am nützlichsten geschehen kann. Er muß denn dahin sehen, daß er tüchtige Holzhauer habe, und ihnen ihre Arbeit ordentlich anweise, daß sie bey Hauung des Unter- und Stangenholzes gute und tüchtige Laßreiser stehen lassen, auch nicht allzuhohe Stöcke machen. So gar tief aus dem Boden heraus ist es auch nicht nütze, zu hauen, und müssen die Stöcke fein glatt abgehauen, auch kein scharfe Aexte dazu gebraucht werden, damit die Schale oder Rinde an der Seite nicht herunter gerissen werde, welches den Ausschuß der Sommerlatten verhindert. Was an Nutzholz ausgesondert werden kann, muß man ausschiessen, und die Bäume überhaupt fein nützlich fällen, daß die Stöcke nicht höher gelassen werden, als wie es sich ordentlich gehöret, auch nicht so einen gar weiten und hohen Span führen. Besonders ist es auch, wenn die Bäume auf einer Seite nur etwas eingekerbet, oder eingehauen, und von der andern Seite hinein ab- und durchgeschnitten werden. Das Abschneiden der Bäume hat einen grossen Nutzen, indem am Stammende, als dem besten Nutzstücke des Baums, nichts so viel in der Spalte gehauen wird, welches an einem dicken Baum auf drey Viertel Ellen lang Schaden thut. Es ist auch dazu dienlich, daß, wenn man einen Baum auf einen gewissen Fleck hinaus fällen will, er die daneben stehende Bäume nicht beschädige, oder viel Laßreiser umschlage. Also sollen

man, wie gedacht, den Baum, wo er hinfallen soll, etwas ein, und schneidet mit der Säge von der andern Seite hinein. Wenn die Säge hinein geschnitten hat; so treibet man Keile hinter der Säge her. Ob die Keile gleich klein sind; so fällt der Baum doch nicht über den Schnitt und die Keile, sondern dahin, wo er eingekerbet worden. Der ganze Baum, desgleichen die starke Stangen müssen hierauf mit der Säge zerschnitten, und nicht mit der Art geschroten werden; denn sonst wird gar viel in die Späne gehauen. Die Aeste oder Zacken müssen fein dichte am Baum abgehauen, und die Schrotlängen nach richtigem Maaße seyn, die Schrote auch gebührlich gespalten werden, damit die Scheite nicht allzu groß, auch nicht gar zu klein werden. Am ersten leidet der Verkäuffer, am letztern der Käuffer Schaden. Denn wenn eine Klafter gar grosser Scheite klein gespalten, und wieder aufgesetzet werden; so wird die Klafter mit den kleinen Scheiten um ein Achtel höher oder stärker. Dennoch aber ist es auch nicht recht, wenn die Scheite gar zu Splittern gespalten werden. So müssen auch nicht blosse Stückgen nur hinten und vorne mit eingeleget werden, daß die Klaftern und Scheite gar hohl liegen, welches auch geschiehet, wenn krumme Zacken mit eingeleget werden, oder wenn man die Scheite auf die Schärfe und Ecken setzet; desgleichen müssen die Pfähle tüchtig und veste eingesetzet werden, daß sie nicht unten enger, und oben weit auseinander stehen. Daher werden zum Reißholz Hacken genommen, und an jeden Pfahl, wenn die Klafter die halbe Höhe hat, einer angeleget, und mit dessen Spitze inwendig, und die Scheite vollends bis zur richtigen Höhe darauf gebracht. Es ist aber hiebey zu merken, daß die Legung des Scheitholzes nicht aller Orten einerley ist, wie ich dem Artickel: Holzmaaß zu sehen.

Wenn nun das Scheitholz aufgehauen ist; so werden alsdann auch die Zacken und Knippel in besondere Klaftern gesetzet, und das Reißholz in Wieden oder Strohseile gebunden; weswegen auch auf die Reißbündelmacher genaue Acht zu haben, daß sie die Weiden nicht in ganz jungen Gehauen schneiden, sondern in solchen Oertern, wo das junge Holz schon ziemlich in der Höhe ist, auch daß dieselbe nicht beyeinander weggeschnitten, sondern hin und wieder ausgesuchet werden. Und hiezu kann man den kropfichten Nachwachs nehmen, wozu auch die Aeste von den Birken zu schneideln gar dienlich und ohne Schaden geschehen kann. Noch besser aber aber ist es, daß man Weiden pflanze, welche besonders hierzu dienlich, und ohne allen Schaden der andern Holzungen dazu genommen werden können. Die Reißbündel müssen gleichfalls ihre ordentliche Länge und Stärke haben. Das Auf- und Zusammensetzen ist auch verschieden. An einigen Orten werden ihrer 100, an andern nur 60 zu einen Hauffen gebracht. Am nützlichsten aber ist es, daß sie in solche Hauffen gesetzet werden, da entweder 200 oder 3 und 4 Schock, d. i. 60, in einen Hauffen kommen,

men. Denn es verfaulen alsdenn nicht so viel Wieden, und braucht es auch nicht so viel hin- und wieder Fahrens, wenn sie weggeführet werden.

Ueber dieses müssen auch die Holzhauer in solcher Ordnung gehalten werden, daß sie nicht zu viel unnöthiges Feuer anmachen, es seye denn bey harter Kälte, da es unentbehrlich ist, daß sie sich sowohl selbst dabey erwärmen, als auch ihre Keile und Wieden daran legen können. Jedoch aber ist hiezu kein Holz zu nehmen, so in Klaftern geleget werden kann. Auch wird ihnen nicht gestattet, daß sie selbst vieles Holz, oder durch die Ihrigen nach Hause schleppen dürfen; wiewohl ihnen erlaubet wird, zum Feyerabend ein Stück Feuerholz oder ein Reißbund mit nach Hause zu tragen. Billich aber ist ihnen auch ihr benöthigtes Keilholz, jedoch durch Anweisung der Forstbedienten, zu geben. Denn wird ihnen erlaubt, das Keilholz von selbst mit nach Hause zu nehmen; so tragen sie öfters das schönste Nutzholz fort, und treiben damit ihren Handel. Es ist durchgehends an einem tüchtigen und fleissigen Holzhauer viel gelegen; doch muß auch der Forstbediente vollkommen verstehen, wie und auf was Art die Arbeit gemacht werden kann und muß, damit er die Unwissenden anzuweisen wisse, wie sie die Arbeit am geschicktesten angreiffen können.

Holzknecht, s. Heideläuffer.

Holzkrähe, s. Specht.

Holzlegen, s. Holzhauer, Holzmaaß.

Holzleger, s. Holzsetzer.

Holzlesen, nennet man, wenn armen Leuten erlaubet wird, in dem Walde das dürre abgefallene Holz aufzulesen. Weil aber dieß vielfältig gemißbraucht wird, indem sie frische Aeste, auch wohl ganze Stängen abhauen, das Laub abstreiffen, und in die Mitten der Holzbündel legen; so ist hierauf wohl Acht zu haben.

Holzmaaß, ist ein gewisses von der Landesobrigkeit zum Holzmessen verordnetes Maaß oder Höhe und Weite, wornach die Scheite gemessen und verkauft werden. Das gebräuchlichste ist eine Klafter, nämlich 3 Ellen hoch und 3 Ellen weit; da denn die Scheite nicht kürzer, als 3 Ellen, oder wenigstens sieben Viertel Ellen lang seyn sollen. Man pfleget auch an vielen Orten die Scheite in Malter zu setzen, welches Holzmaaß von verschiedener Höhe und Weite, und immer an einem Orte gröſſer oder kleiner, als an dem andern, mehrentheils aber 1 Elle hoch und 3 Ellen weit ist. Weil aber jedes Malter, wenn es von den Scheitschlägern gesetzet wird, in der Höhe einen Zusatz bekommen muß; so wird damit mehr Holz verwendet, als in Klaftern, da man bey jeder Klafter nur einen Zusatz brauchet. Und so ist es auch mit den Unterlagen beschaffen, daß man bey einer ordentlich gesetzten Klafter Holz nur eine, bey einer in Malter eingetheilten Klafter aber 3 Unterlagen haben muß. Folglich

ist es vor eine Herrschaft, oder einen Hauswirth, der Holzungen bey seinem Gute hat, besser und verträglicher, die geschlagenen Scheite nach dem Klaftermaß setzen zu lassen, als das Malter zum Holzmaaß zu gebrauchen. In einigen Orten, wie im Obervoigtlande, verkauft man das Holz auch nach sogenannten Lachtern, welche etwas höher und weiter, als die gemeine Klaftern, nämlich 3 eine halbe Elle sind. Man hat auch Waldschnuren, Decken und Kinken, und das Holz nach Span und Zoll zu schätzen. Endlich verkauft man auch das Holz nach Schocken oder Schockweise. Das Weißholz wird nach Haufen und Schocken, das Bauholz aber entweder überhaupt, oder nach dem Zoll und der Schnur in der Dicke und Länge verkauft.

Holzmangel, ist ein Uebel, worüber man vormals in Deutschland nicht zu klagen Ursache hatte, inmaßen Deutschland ehedem mit Wäldern allenthalben genugsam versehen war. Nun aber sind dieselbe so aufgerieben, daß sich fast aller Orten der Holzmangel je mehr und mehr äussert und hervor thut. Wenn man die Anbauung und Bewohnung der Länder ansiehet; so hat es mit unserm Deutschland eine ganz andere Beschaffenheit, als in andern Welttheilen, da man wegen Mangel der Einwohner Ueberfluß am Holze hat. Und weil man schon vor langer Zeit, besonders durch viele schwere Kriege die Wälder verwüstet, ausgerottet und ausgebrannt, und den Boden hernach zum Feldbau zugerichtet, auch von dem Holze viele tausend Schlösser, Pallästе, Städte und Dörfer erbauet hat; so ist unvermerkt ein Mangel an Holze entstanden, wie man denn schon seit etlichen Jahrhunderten darüber geklaget, noch vielmehr aber jetzo den Abgang des Holzes weit mehr verspüret, und dadurch nicht geringer Schade verursachet wird, auch künftig noch grösser werden möchte, wo man demselben nicht bey Zeiten durch kluge Anstalten vorbauet. Man pfleget zwar gemeiniglich dagegen einzuwenden, daß man ja noch überall Wälder, Gehölze und Gebüsche sehe, und das Holz genugsam von sich selbsten wachse. Man betrachte aber nur die vorhandenen Wälder etwas genauer; so wird man sehen, daß die Bäume dünne genug stehen, und künftig immer dünner werden, je mehr man findet holzleere Plätze viele Meilen lang, woraus genugsam zu schliessen, daß das Holz nicht allezeit von sich selbst wachse, sondern, daß Arbeit Fleiß und Mühe dazu erfordert werde, wenn nicht ein unersetzlicher Schade erfolgen solle. Bey dem allen ist es freylich wahr, daß ein Land mehr Holz bedarf, als das andere, besonders diejenigen Länder, wo Bergwerke sollen erhalten werden. Denn die Erfahrung lehret; daß der Holzmangel bey Bergwerken noch viel empfindlicher, als bey dem Schiffbaue sey.

Will man demselben vorkommen; so muß man vornemlich die Hauptursachen desselben entdecken, und alsdenn dahin bedacht seyn, dieselbe wegzuschaffen.

Die Urſachen aber ſind folgende: 1) groſſe und viele unnöthige Gebäude; 2) eine allzuſtarke eingeführte Viehzucht; 3) groſſe und übel verwahrte Stuben, 4) der Gebrauch der Canäle, 5) die verſchwenderiſche Holzart 6) Abtreibung ganzer Hölzer, und Hintanſetzung krummer Bäume, 6) allzu hohe Orden, und ſonderlich 7) die Nachläſſigkeit im Säen und Pflanzen. Sind wohlleicht in einem Lande keine holzgerechte Förſter; ſondern die Aufſicht über das Holzweſen iſt Beamten anvertrauet, die nichts davon verſtehen, und mehr Ränke und Kunſtgriffe zum Mauſen, als Grundſätze einer vernünftigen Wirthſchaft, gelernet haben; ſo handthieren ſie mit dem Holz auf eine erbärmliche Art, und fragen wenig darnach, ob ſie da oder dorten zu Nutzen oder Schaden hauen laſſen, wenn ſie nur irgend eine Gelegenheit finden, Unterſchleif damit zu machen; wenn ſie bevorab unter keiner beſondern Aufſicht ſtehen, und den Afterſchlag und Windfall zu genieſſen haben; ſo verſchlingen ſie halbe Wälder, und entblöſſen das Land auf eine ſolche Art von Holz, daß der Schaden von der Nachkommenſchaft kaum zu erſetzen iſt. Zu welchem Unweſen ſie deſto mehr Gelegenheit finden, wenn ſie nahe an den Gränzen des Landes ihre Amteyen haben, wo unter dem Namen ihres Beſoldungsholzes, des Afterſchlages und der Windfälle, eine ſchwere Menge herrſchaftliches Holz auſſer Lande weggeführet wird, wovon das Geld in ihren Diebsbeutel fällt.

Endlich wird faſt in allen Oeconomien mit dem Brennholz über die Maſſen verſchwenderiſch umgegangen. Man wird finden, daß Privatperſonen, und Leute, welche in kleinen Bedienungen ſtehen, bloß deswegen, weil ſie Mittel und Vermögen haben, unnöthig und zur Ungebühr viele und groſſe Zimmer zugleich heitzen, entweder beſtändiges Caminfeuer oder Hardſchen halten laſſen, und öfters in einem Winter mehr Holz verbrennen, als ſie in 5 und 6 Jahren, ihrer wahren Nothdurft halber, bey vollkommener Menage aufzuwenden hätten. Es verbrennt ein ſolcher, dem es an Vermögen nicht fehlet, ohne darüber zu gedenken, daß er ſeinen Landesherren und Nachkommen damit ſchade, oft mehr, oder doch faſt eben ſo viel Holz, als einer der gröſten Oeconomiſten. Er hat deswegen gar keine Sorge und bekümmert ſich nicht, wie langſam und ſparſam das Holz wachſe, wie es im Preiß ſteigen ſolle, wenn er es nur zu bezahlen hat. Man muß mit Erſtaunen hören, wenn an manchen Orten Leute, welche weder von hohem und groſſem Charakter, noch von Geburt, ſondern bloß von Fortun ſind, ſich verlauten laſſen, ſie könnten keine Oefenhitze vertragen, ſondern wären lediglich an Caminfeuer gewöhnt. Die kleinen Stuben wären ihrer Geſundheit nicht zuträglich, wenn ſie Oefenfeuer vertragen und eingeſperret ſeyn müßten. Wo ihre Frauen müſſen beſondere Stuben geheitzt werden, und die Kinder können ſo auch nicht mit ſich leiden. Ja wenn ſolche dritter gewöhnte Perſonen ſich nur einiger müſſen nach ihrem Charakter diſtinguiren dürfen; ſo wird

wird noch vor ein besonders Visitenzimmer, vor eine Studier- und besondere Tobackstube gesorget, auch dem Hofmeister und der jungen Familie eine besondere Wohnung eingeräumet. Die wenigen Domestiquen werden nach ihren Geschlechtern auch in besondere Stuben abgetheilet, und in allen diesen Stuben wird ohne Unterschied unsparsam geheuret, daß auf solche Art bey einem ganz kleinen Herrn bereits ein besonderer Stubenheitzer nöthig seyn dürfte, welcher vor sich auch noch eines Stubenfeuers bedürftig wäre. Auch das Herdfeuer darf bey solchen kleinen des Nachts Herrn und Frauen nicht verlöschen. Beyde stehen nebst ihren Kindern und Gesinde nicht zu gleicher Zeit vom Bette auf. Einem jeden muß früh auf den ersten Wink zu unterschiedenen Stunden mit Coffe, Thee und andern warmen Getränke aufgewartet werden. Sie schmecken es alsobald, wenn sich das Wasser überkotten, und allzulange beym Feuer gestanden hat. Es muß vor jede Person frisch gesotten; und nicht auf Kohlen erhalten worden seyn, daß auf solche Art die Zeit auch erfordert, sogleich nach dem verspätten Frühstück zur Mittagskost-Anstalt zu machen, das Coffeefeuer Nachmittags fortzusetzen, und sodann wiederum zum Abendtisch mit gleicher Feuerung anzuhalten. Es schmeckt kein Braten, welcher nicht am Spieß zubereitet ist, wenn es auch nur eine Schneppe oder Kalbsleber seyn sollte, da denn öfters die Holzkosten 10mal mehr, als das Gerichte selbst, betragen, und dergleichen Leute ärgern sich empfindlich, und mehr, als die allervornehmsten, wenn sie ein Köhlgen in dem Essen finden. Daher muß das auserlesenste und allerbeste harte Holz auf ihren Heerden aufgeopfert werden, es koste auch, was es wolle. Was das genugsame Kleinspellen des Holzes, das Wischen der Herdkohlen, und die Verwahrung ihrer Oefen, und deren Anrichtung zur Menage anbelanget, darum bekümmern sie sich eben so wenig, als ihnen die Ausgaben nicht wehe genug thun. Ja manchmal gehet das Großthun auch in diesen Dingen so weit, daß man sich selbst muthwillig ruiniret. Wenn vollends ein solcher verschwenderischer Holzwurm ein Landgut selbst besitzet; so machet er gar keine Reflexion auf die Menage, sondern meynet, es wachse solches auf seinem Grund und Boden vor ihn allein, und gehe die ganze Welt nichts an, wie er mit seinem Eigenthum umgehen wolle. Da bleibet dann zum Verkauf nichts übrig, wenn ihm nur die Consumtion seines Holzes zu genugsamer Bequemlichkeit gereichen kann. Hat er aber selbst kein Holz, und muß solches von andern in grosser Quantität erkauffen; so wird nothwendig, wenn solcher verwehrten Leute in einer Stadt viel sind, den Armen zu noch mehrerer Bedrückung die Zufuhr des Holzes entzogen, und eine Theurung desselben veranlasset.

Dieser verschwenderischen Holzconsumtion könnte Einhalt gethan werden, wenn durch Obrigkeitliche Befehle ein Reglement abgefasset und bestimmet würde: Wie viel Klaftern

Holzes einem jeden nach seinem Stand und Bedienungen in Städten jährlich eine zukauffen, und zu brennen, erlaubt seyn sollen. Wer nun über das ihm erlaubte Holzquantum ein mehreres gleichwohl zu consumiren sich unterstehen wollte, der wäre zum Abtrag eines ansehnlichen Impostes von jeder Klafter Holz zu nöthigen. Auf solche Art würden, ausser den reichesten Familien, welche dem Landesherrn, solcher ihrer ungebührlichen Depensen halber, statt einer gebührlichen Strafe, den neuen Impost billich zu reichen hätten, die allermeisten Einwohner der Städte von selbsten die Anzahl ihrer vorhin eingeheitzten vielen Stuben verringern, der grossen Stuben entwohnen, die Caminfeuer einstellen, und sonst durch Anrichtung der besten inventirten Oefen, und andere gute Wirthschaft, der Kosten des unnöthigen vielen Holzes, und des neuen Impostes, zu ersparen, beflissen seyn. Wie sonst dem Mangel des Holzes durch vernünftiges Schlagen desselben abzuhelfen seye, davon s. Holzschlag. Wie er hingegen durch das Ausschroten mit der Axt befördert werde, davon siehe abermals Holzschlag. Wie ihm durch Pflanzung der Weiden zu begegnen, davon s. Weide. s. a. Holzbau, Holzsparkunst.

Holzmarkt. Dieser pfleget des Jahres zu gewissen Zeiten gehalten zu werden, wo in einem Amt oder Herrschaft viele Heiden und Wälder sind, und manchmal die jährlichen Einkünfte meistens in Holzgeldern bestehen. Gemeiniglich geschiehet es zweymal, im Frühjahr vor der Saat, und im Herbst um Michaelis. Zu diesem Ende wird auf Verordnung des Forstamts ein gewisser Tag zum Holzmarkt publicirt, und an solchem das Holz nach dem vorgeschriebenen Tax verkauft, die Bäume nach Begehren angewiesen, und mit einem Holzzeichen oder Waldeisen geschlagen und bezeichnet, das Geld an die Kammer verrechnet überschickt, und die von dem Forstbeamten geführte und unterschriebene Holzrechnung mit beygeleget, das Stämmengeld aber abgezogen, und nach Proportion unter die Förster ausgetheilet. Die verkauften und angewiesenen Stämme oder Bäume sollen jedesmal an solchen Orten stehen, oder ausgesucht werden, wo bey deren Fällung nicht anderes junges Holz von selbigen beschädiget, der Wiederwachs nicht verdorben, noch des Wildprets Behältnisse, oder deren Wechsel verhindert wird. Indem sodann nicht allein bey solchem gefällten Holz, sowohl durch die abgeschlagenen Spähne, angelegtes Feuer, Herumrampeln der Zimmerleute, auch in Abführung des Holzes, mit Niederschleiffung durch die Wagenräder das junge Holz verwüstet; sondern auch durch den dabey erregten Tumult mit Klappen und Hauen, Gepraßel der fallenden Bäume, Geschrey der Fuhrleute und Pferde, das Wild aus seinem gewöhnlichen Stande und Wechsel scheu gemacht, verjaget, und also daselbst verheeret und verstöhret wird. Holzmärkte dieser Art zu halten aber wird heut zu Tage nur an solchen Orten und Gegenden, und zwar

zwar nur mit einigem Holz; wegen der armen und dürftigen Wirthe, beybehalten, wo nicht viel Holz wächset, wegen der Menage, oder wo noch Holz die Menge, und man noch nicht auf eine gute Holz- und Waldswirthschaft bedacht ist. Denn das Holz auf dem Stamm und der Wurzel zu verkaufen ist in der Forstwirthschaft nicht gar rathsam, die dabey gebrauchte Behutsamkeit will den Schaden, der itzo berühret worden, nicht allemal verhüten. Dahin hat man andere Anstalten, um das Holz gut und nützlich zu verkaufen, nämlich Schreib-Anweisungs- und Abzählungstage, Abpostungen und dergleichen Anstalten, ingleichem Wald- und Holzhöfe, dahin das Holz, sonderlich wenn man Flösse anlegen kann, zusammen geführet wird.

Holzmeise, s. Meise.

Holzmenage, s. Holzsparkunst.

Holzmist, Waldmist, heißt das in denen Wäldern von den Bäumen abgefallene Laub und Gereisigt, welches von den armen Landleuten, die Mangel an Stroh und Fütterung haben, mit Rechen zusammen auf Haufen gebracht, heimgeführet, und sowohl in den Ställen mit unter, als auch in ihre Miststätte zu mehrer Streuung eingestreuet wird. Dieß haben zwar einige vor eine dem Holzgrund sehr nützliche und vortägliche Sache gehalten, weil dadurch solchergestalt sauber abgeräumet würde, und dadurch das junge Holz besser Raum zu wachsen bekomme. Aber die Erfahrung bezeugt das Gegentheil, und die Vernunft selbst giebt es, daß hiedurch den Wurzeln der Bäume eine ersprießliche Düngung, und in der schneidenden Winterkälte ihre warme Decke weggenommen werde. Den armen Leuten aber doch diese ihre äusserste Zuflucht bey sich ereignendem Mangel des Unterstreuens nicht gar zu benehmen und zu schmälern, könnte zwar an etlichen Orten in den Wäldern, dem Holzmist zusammen zu bringen, und wegzuführen, allein mit dieser Bedingung zugelassen werden, daß sie sich 1) nicht gelüsten lassen, mit scharfen, eisernen engen Rechen dieses vorzunehmen, durch welche öfters im Zusammenziehen die junge Bäumlein sammt den Wurzeln ausgerissen werden, sondern es mit weiten, stumpfen, hölzernen Rechen verrichten; 2) daß sie nicht allen Holzmist von der Erde hinweg nehmen, sondern nur obenher abnehmen, und das Unterste den jungen Gewächsen und Wurzeln der Bäume zur warmen Decke überlassen.

Holzordnung, s. Forstordnung.

Holzpflanzung, s. Holzbau.

Holzplantage, heisset derjenige, der zum Säen und pflanzen der Bäume gebrauchet wird. Da so viele Vortheile und Handgriffe theils bey Sammlung des Saamens, theils bey Ausbebung der Stämme und Zubereitung der Erde, theils bey dem Säen und Pflanzen selbst zu beobachten sind: so ist es nicht rathsam, daß man jeden Taglöhner zu einem Holzplantage gebrauche; sondern man muß gewisse geschickte und gelehrige Leute anmachen, bey denen man über dieß eine besondere Lust zur Sache verspüret, und solche

dazu eigentlich abrichten. Vornehmlich muß man darauf Acht haben, ob die Leute diese Verrichtung mit Lust abwarten, weil es unmöglich ist, daß bey jedem ein Aufseher gegenwärtig seye. Verspüret man, daß sie keine Lust zu dieser Arbeit haben; so suche man so oft andere aus, bis man die rechten trift. Widrigenfalls ist, so bald der Aufseher den Rücken wendet, man mag auch den Arbeitern Lohn geben, so viel man will, nichts als ungeschickte liederliche Arbeit zu erwarten. Aus diesem Grunde röhret es her, daß man sagt: dieser oder jener habe eine glückliche, oder unglückliche Hand, das heißt, deutlich zu reden: Er ist geschickt und arbeitet mit Lust, oder: Er ist ungeschickt, faul und verdrossen, und arbeitet blos, um den Lohn zu verdienen, ohne sich zu bekümmern, ob es gerathe oder nicht. Es ist demnach sehr gut, wenn man solchen Leuten, die bessere nicht allezeit zu haben, das Besäen und Bepflanzen der Forsten dergestalt verdinget, daß sie gehalten sind, das mißgerathene so oft, bis der verdungene Ort in gehörigem Bestand gesetzet worden, nach zu bessern. Dieses ist bey grossen Forsten unumgänglich nöthig, wo es nicht möglich ist, daß die Forstbedienten sie genau auf alle Kleinigkeiten sicht haben können. Oft wird aus Vorsicht dieser Nachlässigkeit in ganzen Wäldern mit grossen Kosten unnöthige Arbeit gemacht, hergegen auf gutwachsende gehofnete Orte das Gehölze und die unentbehrliche Zeit verlohren. Was der Holzplanteur vor eine Pflicht und Sorgfalt erfordere, zeigen die Artikel Baumschulen,

und Holzbau. Und einen Entwurf eines Staats für einen Holzplanteur s. im Artikel: Plantage.

Holzregister, ist ein nach den Gehauen eingetheiltes Verzeichnis, worinnen, was jährlich geholzet worden, und sonst vor Nutzung aus den Waldungen gefallen, zur künftig dienlichen Nachricht angemerket wird. Es gehöret aber zu einem ordentlichen Holzregister a) die Beschreibung aller und jeder Hölzer, Brahnen und Gewächte, sowohl nach ihrem Namen, Innhalt und Lage, als auch nach ihren anstossenden Stücken, ob sie Feldholz oder Wiesen seyn, und wem sie gehören; b) die besondere Eintheilung dieser Gehölze in ihre ordentliche Gehaue. Bey jedem Gehau ist alsdann insbesondere anzumerken 1) der Name des ganzen Holzes, die Nummer des Gehaues und der Innhalt desselben; 2) die Hauptbäume, so an Eichen, Aspen und andern zu Bau- und Gewerkholz gefället worden; 3) wie viel man von ihnen um ein Drittheil, oder die Hälfte, ausgetretenen Stücken, Klaftern, Stockscheite bekommen; 4) was für Böttcherholz gemacht worden; 5) was die Bäume für Abgang und Unterschlag gegeben, wie viel Hülsen oder Schocke, und wie viel man, wenn sie verkauft worden, daraus gelöset habe; 6) was die Scheitschläger gemessen, und was sie für Lohn empfangen haben; 7) die vielerley Arten Reißholzes; 8) Raffstöcke, 9) Hopfenstangen, und wie viel Schock Gerthbunde man zum Verpünden bekommen habe; 10) was für Schimmel gefället und

und dem Schätzmeister übergeben worden; 12) wie viel Laßreisig bey diesem Schlage stehen geblieben; 13) wie viel Schock oder Haufen zur Fröhne, und wie viel um das Lohn, auch von wem solche gehackt worden, und wie viel das Lohn betragen; 14) was bey den alten Gebäuden vor Holzgräserey vermiethet und was Grasgeld, und von wem entrichtet worden sey; 15) wie viel Scheffel wildes Obst man erhalten, wie viel Scheffel an Eicheln, und Buchenkern von denen um die Hälfte lesenden Leuten geliefert, oder 16) was von denen in die Eichel- und Buchmast geschlagenen Schweinen vor Mast- oder Fehmgeld erhoben worden; 17) was für Weiden geköpfet, wie viel Schock Zaungerten und Gabeiden gemacht, und wo diese wieder gesteckt worden; 18) was bey dem Weidenköppen vor Fröhne geschehen, und was verlohnet worden u. s. w. Man siehet leicht, daß dergleichen Holzregister die bisher geführte Wirthschaft mit einem Holz oder Wald vorstelle, und daher zu fernerer klugen Anstellung und Verbesserung der Wirthschaft höchstnöthig und nützlich seye; weswegen darauf sonderlich zu sehen, daß dergleichen Nachrichten von Jahr zu Jahr fortgesetzet werden.

Holzschaden, begreift alle die Zufälle unter sich, wodurch das Holz Schaden nimmt, daß es entweder verdirbet, oder zur Perfection, und welche bald von der Witterung, bald von Menschen und Thieren, bald auf andere Weise veranlasset werden. Wir wollen vor itzo nur denen

ken, und zwar von dem Federwildpret, als auch das andere Wildpret sein Schaden dabey anrichte.

1) Nicht ohne allen Grund haben einige das Federwildpret der Anpflanzung des Holzes für zuträglich gehalten, und sie für wahre Holzplanteurs angesehen. Es ist bekannt, daß viele Vögel den Holzsaamen lieben, Eicheln, Eschensaamen, Haselnüsse u. d. g., welche sie in ihren Kröpfen forttragen, wieder von sich geben, und an gewissen Orten verstecken. Man findet öfters junge Eichen auf einem Feld, in dessen Nachbarschaft keine dergleichen Saamentragende Bäume vorhanden. Und man kann daher wohl keine nähere Ursache von dem Daseyn gedachter Bäumlein angeben, als wenn man den Verdacht auf die Vögel hat, welche hie und da auf Feldern von ihrem gesammelten Saamen etwas liegen lassen, damit sie bey dem nächsten Hunger in der Nähe ihre Nahrung finden mögen. Manchmal werden sie zu frühe von ihrer Tafel gejaget, daß sie ihre zurückgelassene Saamen gänzlich vergessen. Leichte oder geflügelte Holzsaamen kann zwar der Wind weit forttragen; die Wallnüsse, Eicheln und Bücheln aber muß wohl ein anderer Planteur von einem Orte zu dem andern bringen. Dem sey aber wie ihm wolle; so ist doch der daher entstehende Vortheil lange nicht so groß, als der Schaden, den sie dagegen anrichten. Wir wollen nur an etlichen Gattungen des Federwildprets eine Probe geben.

2) Der Auerhahn suchet zur Winterszeit seine Nahrung auf den Bäumen, wozu er sich die rothbuchene Knospen vorzüglich erwählet. Sodann genießt er auch die noch zimmt weiche Spitzen des Tannen- und Fichtenholzes. In Herr Hallen in der Naturgeschichte der Thiere, giebt die Knospen der Buchen, Birken, und Fichtenbäume als die einige Winterkost der Auerhähne an. ater Th. S. 446.

b) Zu eben der Zeit speiset der Birkhahn die birkenen Knospen, ingleichem das junge Holz von denselben, welches er schälet, in kleine Stücke zerbeisset, und verschlucket. Deswegen hält er sich auch gerne in den Wäldern auf, wo es viele Birken giebt. S. Büchtings Entwurf der Jägerey, Seite 124. Auch das Haselhuhn erhält sich des Winters von Tannen, Fichten, Haselknospen und Gesäme. Die Ringeltauben und wilde Enten und der Fasan lieben die Eicheln, wie der rothgraue Holzschreyer oder sogenannte Eichelheher. Er trägt in dem weiten Schlund eine Menge Nüsse und Eicheln fort, er füllet damit die Erdhölen und Bäume an, um sich den Winter durchzubringen.

c) Der schwarzbraune Tannenheher oder Nußhacker hacket den Saamen aus denen Tannenzapfen, und lebet von Eicheln und Nüssen. Dieser zerpackt auch der übrige grobricht die Nüsse in ihren Schaalen.

d) Die Krähe, suchet ebenfalls Nüsse. Daher warnet sie Baumgarten, daß man nach dem Aufsuchen der Eicheln immer gute Aufsicht tragen müsse, daß selbige nicht von Nußhackern, Dohlen und Krähen ausgescharret und weggetragen werden. Herr du Hamel sagt in seiner Physique des arbres, sonderlich von den Krähen (Corneilles), daß sie sich oft auf den Bäumen in so grosser Anzahl versammeln, daß viele Aeste brechen, oder von ihrem schädlichen Mist verderbet werden.

e) Insonderheit aber nähret sich der Grinitz, Zapfenbeisser, Kreutzschnabel, Tannenpapagai oder Kreutzvogel von dem Saamen der Tannen und Fichten. Doch suchet er vorzüglich die Zapfen von Tannen, so wie der Kirschfink die Zapfen von den Fichten. Er bricht zuerst dieselbe von den Aesten los, und läßt so viel herab fallen, als er sich zu bezwingen getrauet. Hierauf flieget er auf den Erdboden hinab, und hebet die Schuppen mit der Ansetzung des Unterschnabels durch den obern mit Gewalt auseinander, wobey er den Zapfen, wie ein Papagai in den Klauen hält. Herr Beckmann in der Holzsaat S. 13. sagt: Der Grinitz verwüstet häufig den Holzsaamen, und frißt er die Zapfen nicht alle aus, so beisset er sie doch ab.

f) Der Kirschfink, Kernbeisser, sonst auch Fichtenbeisser genannt, sucht neben allerhand Saamen auch Buchern und Eicheln. Der Dompfaff, Gimpel oder Blutfink hält sich im Winter meist in dem Fichtenwäldern auf, und fliegt den

den Obstbaumknospen grossen Schaden zu, indem er die Tragknospen aushölset, und darinnen seine Nahrung suchet.

g) Endlich mögen wir noch bey denen Vögeln welche dem Holz und Bäumen Schaden zufügen, auch des Spechts gedenken, deren ganzes Geschlecht man mit allem Recht Baumhacker nennet, und über welche die Forstverständige grosse Klagen führen. Was soll man nun mit diesen anfangen? Ameisen, Insekten, und Holzwürmer sind ihre Speise. Ihr Nest und Wohnung ist in hohen Baumlöchern, auf Holzmehl, welches sie mit dem Schnabel zirkelrund ausbauen. Ihr öfters Geschrey ist der Hauen Barometer, daß sich das Wetter zum Regen ändern will. Der schwarze Specht flüchtet sich immer von einer Seite des Baums zur andern, und ist daher nicht leicht zu schiessen. Ohne Mühe und Gefahr kann man ihm auch nicht Netze vor seiner Höhle machen. Bequemer sind die Schlingen anzubringen, um den Grünspecht bey denen Ameisenhaufen zu fangen. Doch mag er immer leben, er frißt doch auch viele Insekten, Puppen und schädliche Würmer, und ziehet im Winter manch Raupennest unter der Rinde und Schale hervor.

Beyläufig merke hier noch an, 1.) daß einem Pflanzeur zu gewissen Zeiten eine Flinte zu führen, erlaubet werden müsse, 2.) daß man vergebens auf junge Holzpflanzen warte, wenn die Vögel den Samen nicht gelesen, 3.) daß man öfters ohne Grund klaube, der ausgestreute Saame sey nicht reif gewesen, oder müsse 2 bis 3 Jahr im Boden liegen, ehe er käume, 4.) daß alle Arten von Baumsamen von Tauben und allerley Vögeln, von einem besäeten Platz hinweggefressen werden können, und also unsere Hofnung vereiteln.

2) Das andere Wildpret als Säue, Hirsche, Rehe, Hasen u. d. g. fügen dem Holz nicht weniger Schaden zu. In vorigen Zeiten stund das Holz sehr dichte und enge, und man war noch nicht auf die unglückliche Versuche gefallen, solche Dickungen dünne zu machen, und aus ihren Stangen und Stecken auszuhauen. Die Grösse der angehenden Waldungen machte solches gar unmöglich. Man liess sie so dichte, als sie aufwuchsen. Sie blieben also finster und unwegsam, und waren zaghaften Wanderern mit Recht fürchterlich. Unter solchen Umständen war es wohl unmöglich, daß das Wildpret in solchen undurchdringlichen Dickungen so viel Stämmungen schälen konnte; sondern es erfuhren nur wenige, die in mehrerer Freyheit standen, und zu denen das Wild einen bessern Zugang hatte, dieses Schicksal. Allein so bald sich verschiedene Förster die Vorstellung machten, daß das Holz weit besser wachse, wenn es dünne und einzeln stehe, und so bald man die schönsten Dickungen, dieses verderblichen Grundsatzes wegen, ausgeleuchtet hat, und noch immer so ausleuchtet, daß die übrigen Stämmungen von allen Seiten frey stehen; so bald ist auch

dem Wild der Zugang zu ihnen eröfnet worden, und man darf sich solcherzeit nicht wundern, wenn dieses junge Holz heutzu Tage so häufig geschälet wird.

2) Ueberhaupt finden wir, daß das Rothwildpret das junge Holz schälet, und im Frühjahr sich an dem Mey äset, theils aus Wollust, theils Winterszeit aus Noth. Besonders schlagen die Hirsche mit ihren Stangen jährlich viele 1000 junge Bäume gänzlich entzwey. Man weiß Gegenden, wo das Wild in ein paar Nächten 5 Schock junge Weiden und andere Bäume, mit Schlagen, Reiben, oder Fegen verdorben hat. Und dieses wie derfähret meistens dem weichen, bittern oder harzigten Holze, als Tannen, Fichten, Forchen, Saalweiden, Erlen, Espen u. d. g. Man findet oft dergleichen Hast auch bey dem Schlage Regen, weil solchen der Hirsch meist selbsten mit vielem Vergnügen verzehret. Die Hirsche äsen sich in der glossen Kälte von Hohlinden, so weit sie an denen Stämmen reichen können.

b) Das Damwildpret oder Tannthier, der sonst zum Nutzen der Holzungen in Thiergärten eingesperret wird, schälet in der Freyheit die Rinden von denen Bäumen. Besonders aber äsebet das Reh das ganze Jahr hindurch nicht nur das Tannen- sondern auch das Laubholz. Wer Gelegenheit hat, auf solche Thiere zu merken, wird finden, daß ein Reh in kurzer Zeit von denen erst ausschiessenden Stämmen eine gute Anzahl absäsen kann. Dergleichen angebissene Stämme

nehmen bleiben, schmächtig bleiben, und verderben wohl gar. Wo Rehe nach viel Rehe sind, und man ausgesäetes Holz, oder den jungen Anschlag fortbringen will; da muß man diese ungelegene Plantens möglichst abzuhalten suchen, und ihnen eine andere Kost anweisen.

c) Eine Geis, bleibt Geis, sie mag wild oder zahm seyn, sie wirthschaftet allzeit verderblich in denen Holzungen. Ihre Nahrung sind Eicheln, Bücheln, Haselnüsse, wild Obst, wie auch Kräuter und Wurzeln. Mit den letzten muß sie sich sonderlich den Winter durch helfen, und darnach oftmahls Eisen, dieß in die Erde brechen. Allein ihr ganzes Betragen ist aller Orten sinn und nicht forstmäßig. Wohl dem Wald, darinnen sie nicht zu viel geheget wird! Wenn je dergleichen Nascherl die Wildbahn theren sollen; da wäre es doch einige Schadenvergütung, wenn man sie zu rechter Zeit selbsten wegfangen, und nicht den angrünenden jungen Baumtheil ernähren wollte.

d) Der Hase kommt allenfalls mit Recht in das Register der Holzverwüster. Der Schade, den er anrichtet, kann, besonders vornemlich darinnen bestehen, daß er im Frühjahr und zur Sommerszeit im Schwarz- und Schlagholz nicht allein die Holzstämmen gänzlich benaget, sondern auch zu seiner Bequemlichkeit um einen ganz freyen Weg zu machen, und den Thau und Regenwetter ein gutes Lager zu bekommen, die jungen Aeste abbeißet. Insonderheit aber kann er im Winter, zu der Zeit, wenn starker Schnee fällt, durch

durch einen einzigen Hasen an jungen Büchen und anderm Holze grosser Schaden geschehen. Man hat Exempel, daß junge Eichwälder ganz ausgegangen, bloß deswegen, daß die Hasen die zarten Stämmgen im Winter angefallen, und ihre Rinden abgeschälet haben. S. Leipziger Oekonom. Nachricht, B. IV. S. 341.

Hier ist nun die Frage: Ob es möglich seye, die Forste bey einem regulirten Wildstand und ordentlichen Eintheilung der Hut und Weyde in gutem Stand zu erhalten? Ohnfehlbar könnte der Wildstand folgender Gestalt reguliret, und dadurch obiger Schaden ziemlich verhütet werden. Wir verlangen nämlich allerdings, daß ein Herr, der grosse Waldungen, und darinnen verschiedene Wildbahnen hat, auf solchen, theils zu seinem Plaisir und Ergötzung, theils zu Bestellung seiner Tafel, Wildpret von allen Arten genug haben müsse. Wenn nur kein Mißbrauch davon gemacht, und öfters die nöthigsten Landesprodukte zum Behuf der Jagd zu Grunde gerichtet, oder aus allen Forsten eigentlich Thiergärten gemachet werden; so kann man jene Absichten nicht mißbilligen. In Betrachtung dessen setzen wir diesem Grundsatz voraus: Man kann in einem Lande wohl ohne Wildpret, aber nicht ohne Holz leben. Und darauf fliesset dann gutentheils, wie wir müssen, den Forst zu unserm Hauptzweck machen, die Wildbahn aber nur als eine Nebensache ansehen. Wir folgern weiter: daß man die Wildbahn nicht so stark müsse anwachsen lassen, daß der Forsthaushalt dadurch verdorben wird. Um uns demnach einen nähern Begrif von einem regulirten Wildstand zu machen, wollen wir einen Forst annehmen, welcher aus ungefehr 14000 Morgen Waldes bestehet. Wir wollen auf jede 2 Morgen ein Stück Rothwildpret rechnen. Von einer solchen Summe würde man sowohl Plaisir, als Nutzen ziehen, da man überhaupt zu rechnen (die gute und ordentliche Pürschzeit dabey vorausgesetzt) alle 14 Tage, das Schwarzwildpret ungerechnet, ein Stück Wild in die Küche liefern könnte. Aber Wildpret auf den Verkauf anzuziehen und zu hegen, ist wohl nicht anzurathen, es möchte sonst der Profit gegen den Verlust in gar keinen Vergleich kommen. Man wird und kann zwar entgegenhalten, daß auch diese angenommene Zahl Rothwildpret in einem solchen Forst Schaden genug anrichten könnte. Und dieß kann, vermöge der Erfahrung, nicht geläugnet werden. Doch sollte der Schaden nicht so merklich werden, wenn

die Forste also behandelt würden, daß in jedem Revier, ein Berg und Thal, ein Ort nach dem andern forstmäßig abgetrieben wird, und sodann in obigen Forsten ganze Berge und Thäler wieder in Zuschlag kommen, wo sofort in diesen und den Modelholzern, kein Hirte, Holzhauer, Grasschneider, Waldschinder, Holzverwüster, Kohl- und Aschenbrenner u. dergl. aber sonstjemand alles Hauthieren darf,

darf, und benebens so viel stehende Oerter vorhanden sind, in welchen nichts gearbeitet wird, und also das Wildpret sich darinnen stecken, und seinen Stand haben kann.

2) Wenn gehörige Sorge getragen wird, daß das Wildpret auch im Winter etwas zu seiner Nahrung findet. Gemeiniglich pfleget solches in grossen Truppen und Rudeln nach denen Vorbergen in junge harte Haue zu ziehen. Mithin ist nothwendig, daß bey tiefem Schnee und Statteis demselben aus der nächsten Haumg, von Eschen, Espen, Sallern, Haseln u. d. g. etwas niedergeschlagen und zu seiner Aesung überlassen werde, damit es nicht zu sehr auf denen jungen Hönen liegen darf.

3) Ist jene Vorsorge nicht zulänglich; so mag dem Schwarzwildpret von derjenigen Mast vorgeworfen werden, die die Jäger sehr vorsichtig und häufig sammeln lassen, welche sie dann nicht vor sich behalten, sondern zur Unterstützung des Wildes anwenden sollen.

4) Wenn an etlichen Orten Wildrauffen erbauet, und das benöthigte Heu oder Waldhen in diese Wildscheunen in Verwahrung geleget wird. Ein Wiesenplatz von 5 bis 6 Morgen, dergleichen holzlose Oerter sich in manchen Revieren genugsam finden, kann zu der Winterfütterung ziemlich Gras verschaffen. Und wenn auch dergleichen Wiesen erst von dem Forst genommen werden müßten; so wird dieser Abgang gar wohl dadurch ersetzt werden können, daß die jungen Haue mehr verschonet bleiben.

5) Wenn die jungen Haue mit zehenmal mehr Loden und jungem Holze überwachsen stehen; so wird auch etwas mehr Nachwuchs, als nach dem Geraschwohl hin, stehen bleiben. Die Wildbahn und der Forst werden in bessern Stand kommen, als wenn man beständig hie und da in allen Winkeln Haumgen anleget, und dem Nachwuchs und dem Wildpret nirgendwo Ruhe läßt.

6) Endlich kann man am besten den Wildpretschaden von dem jungen Holze abwenden, wenn man die besäeten und andere frische Holzschläge verhecket und verzäunet, und also allen ungebethenen Gästen die Wege versperret, daß sie den Anwuchs zurunden lassen müssen. Und zwar muß ein jeder solcher besäeter Platz oder Schlag wenigstens 8 Jahre lang (doch nach Beschaffenheit des Bodens, der schnellen oder langsamen Wachsthum bringet) mit einem Zaun und Schutzwehre verwahret bleiben.

Andere Arten des Holzschadens sind in verschiedenen Artikeln anzutreffen, als: Insekten, Windfall, Holzmist, Pechhütten, Brand in Wäldern, Rinde, Wald-Wasserreiser, Haare, Elenshorn, Biber, Baums-Besenreis, Fliegender Steinbock, Fliegender Wurm ꝛc.

Holz-

Holzschläger, so Holzhauer, Scheithauer.

Holzschlag, Holzschlagen, Holzfällen, ist ein Geschäfte von gröſter Erheblichkeit, und daher auch mit groſſer Klugheit zu verrichten. Daß meiste beruhet darauf, das ein Forst in gutem Stande erhalten, und das Holz aufs beſte genutzet werde. Wird hie die Wahl wohl getroffen; so kann man dadurch schlechtstehenden Forsten mehr aufhelfen, als mit allen kostbaren, mühsamen und Zeitfressenden Künsteleyen. Verstehet man es darinn, so richtet man, auſſer vielerley anderm daher folgenden Schaden, die beſten Forsten zu Grunde. Man muß demnach zuförderst überlegen, wie viel, was für Arten Holz, und von welcher Stärke man sowohl zum eigenen Gebrauch, als auch zum Verkauf von jeder Gattung nöthig habe. Sodann muß man ein genaues Holzregister entwerfen, wie es oben beschrieben worden. Was das Holzschlagen selber anbetrift; so wollen wir zuförderst die allgemeine Regeln vortragen, welche dabey in allen Fällen zu beobachten sind; das übrige aber, um alle Verwirrung zu vermeiden, nach denen Hauptgeschlechtern des Holzes abhandeln.

A) Die allgemeine Regeln, die man bey dem Holzschlag in Acht zu nehmen hat, haben ihre Beziehung auf folgende Umstände:

1) Da man in Wäldern und Gebürgen die Viehzucht als ein Hauptstück der Nahrung der Einwohner anzusehen hat; so ist die gröſte Vorsicht nöthig, daß man die haubaren Oerter zum Abtreiben dergestalt wähle, daß die Triften, durch welche das Vieh zu den hutbaren Oertern gehen muß, nicht verhauen, noch die Hut und Weide benget werde. Wird hierinn ein Fehler begangen; so leiden die Einwohner, und die Einkünfte des Landes gerathen nothwendig mit in Verfall; oder man ist genöthiget, junge Oerter, in denen die Loden und der Anflug dem Anlauf des Viehes noch nicht entwachsen sind, mit dem gröſten Schaden zur Hut und Trift einzugeben. Will man gegen die Unterthanen hierinnen hart seyn; so macht man Uebel ärger, die Noth treibet sie, ohne Erlaubniß in die Oerter zu fallen. Um nun nicht entdeckt und bestraft zu werden, halten sie das solchergestalt halb verhungerte Vieh enge beyeinander, welches mit groſſer Begierde, wenn es das Gras weggefressen, auf die Loden fällt, und derselben Spitzen beschädiget. Da denn ein solches Holz, zumal, wenn dieses etlichmal hintereinander geschiehet, keinen gehörigen Schaft in die Höhe treibet; sondern in lauter verwarrene und unnütze Seitenäste sich ausbreitet: oder es fallen die Einwohner mit Sicheln und Senſen oft zur Nachtzeit ein, hauen in der Finsterniß, oder bey Tage aus Eilfertigkeit, denen Aufsicht habenden Forstbedienten zu entgehen, das Gras nebst den Loden weg, damit sie Futter für ihr Vieh erhalten. Loden, die auf solche Art verdorben sind, heiſſen verbiſſen, verbeitzet, Kuhmäuler, Kohlebüsche.

Man

Man wähle demnach die Oerter, welche haubar sind, so viel möglich in solcher Ordnung, daß man niemals der Hut und Trift einige Jahre lang entgegen haue; auch grosse Oerter, darinn man mit dem Abtreiben 3, 4, 6 und mehr Jahre handelt, müssen dergestalt angehauen werden, daß man der Trift nicht entgegen, sondern nachgehe. Werden die Häue gegen die Trift getrieben; so werden die abgelegenen Häue eher haubar, als die nahen; folglich muß man mit Schaden durch die ganzen jungen Häue die Trift nehmen. Da sich nun, besonders in Fichten- und Tannenörtern, diese Fehler nicht allezeit vermeiden lassen; so läßt man in solchen Fällen zu Erhaltung der Trift in laubtragenden Oertern einen Strich Holzes von verhältnißmäßiger Breite, in Ansehung der Grösse der Heerden, stehen, aus welchem nur das Unterholz genommen wird, damit das Vieh Raum zur Trift habe. In nadeltragenden Oertern kann man wegen des Windes selten einen Strich Holz stehen lassen, und man nimmt dagegen die Trift einige oder etliche Ruthen schmäler. Eine solche Trift wird gemeiniglich verrücket, damit das Vieh nicht in die jungen Häue ausweichen könne. Verrücken heisset nämlich, wenn an beyden Seiten der Trift Pfähle 3 bis 4 Fuß hoch eingeschlagen, und Stangen 3 bis 4 Zoll stark darauf genaglet werden, die man Rücke nennet.

2) Wo grosse Forsten und Wälder sind, da müssen für jede Stadt, für jeden Ort der Handlung, für jedes Berg- und Hüttenwerk, wo man das Holz oder Kohlen nöthig hat, die nächsten Oerter und Forsten bestimmet, und niemals ohne Noth entfernte genommen werden, es wäre denn, daß die Nutzung derselben nicht näher und vortheilhafter angebracht werden könnte. Sehr weite Wege nach dem Orte des Gebrauchs vermindern die Nutzung einer Forst gar sehr. Daher rühret es, daß in grossen Wäldern und Gebürgen gemeiniglich Holz und Kohlen um einen gar geringen Preiß, ja fast umsonst zu haben stehen, und man oft zufrieden seyn muß, wenn nur die Einwohner durch Verarbeitung und Abfuhr dieser Materialien ihren Unterhalt haben, es seye denn, daß viele Hütten- und Bergwerke darinnen liegen, bey welchen genugsames Holz mit ansehnlichem Vortheile verbrauchet werden kann. Ausser dem schweren Fuhrlohn leiden die Forsten selbst Schaden, wenn ohne Noth entlegene Oerter, vor nahen, gewählet werden; denn der Boden in solchen Wäldern, ob er gleich an sich hart und steinigt zu seyn pfleget, ist doch mehrentheils einige Spannen hoch mit verrottetem Laube, Mödlin und Moos überdecket, welches die zur Abfuhr gewählten Wege gar bald in so schlimmen Zustand setzet, daß die Fuhrleute viele Nebenwege, nicht ohne grossen Ruin des Holzes, vornemlich in jungen Oertern, zu machen, gezwungen sind; oder man muß sich gefallen lassen, die Wege mit grossen Kosten zu bessern. Dieses doppelten und gar grossen Scha-

denn halben hat man diese Mängel so genau, als möglich, zu beobachten.

3) Oerter, die stumpfichtes, d. i. solches Holz haben, welches in Ansehung seiner Dicke eine geringe Höhe hat, aus was Ursachen es seyn möge, sind vorzüglich wegzunehmen, damit sie wieder zu frischen Wachsthum können gebracht werden; denn wo ein Holz sich einmal in die Dicke, und in viele Aeste ausgebreitet hat, da kann man keine Hofnung haben, daß solches jemals in guten Wachsthum kommen werde. Wohl und nahe gelegene Oerter, welche zu den nöthigsten Holzgattungen den besten Grund und Boden haben, müssen vor allen andern in gutem Zustande erhalten, oder darein gesetzet werden, wenn sie in schlechtem Stande sind, weil solches den übrigen an Nutzbarkeit vorgehen. Hat das Holz darinn einen Mangel, der sich nicht verbessern läßt; so muß es weggehauen werden, so bald es thunlich ist, damit man den Ort wieder in guten Bestand setzen könne.

Wo viel überständige Oerter abzutreiben vorfallen, da sind diejenigen vor andern zu erst wegzunehmen, welche abständig zu werden beginnen, weil das Holz alsdenn aus Alter, oder aus verschiedenen Ursachen trocken wird, oder gar umzufallen anfängt, besonders nach sehr harten Winterns, nach grossen Sturmwinden, weil das dürre Holz sehr häufig in guten Oertern trocken zu werden: Solches hauet man gerne bald möglichst weg, ob schon das geringere darzwischen stehende Holz annoch in gutem Wachsthum ist; wenn dieses aber noch gar zu schwach, hauet man das stärkere heraus. Man muß sich dabey nicht reuen lassen, daß etwa schwaches Holz dadurch beschädiget wird; denn es ist nicht rathsam, wegen des wenigen schwachen Holzes, das nach Verlauf vieler Jahre erst zu gebrauchen stehet, vielmal mehr starkes, oft sehr nutzbares Holz, verfahren zu geben, welches in 100 und mehr Jahren aus dem schwächern nicht würden zu erhalten, da im Gegentheil das schwache Holz in wenig Jahren wieder zugezogen werden kann.

Oerter, die aus lauter wohlgewachsenen, starken und gesunden Bauholzarten, vornemlich Eichen bestehen, müssen, bis es die Noth erfordert, geschonet werden; es wäre denn, daß deren so viele vorhanden, als in etlicher Menschen Lebenszeiten, wenn auch auf nicht gar seiten vorfallende Unglücks- und andere Fälle gedacht wird, wahrscheinlicher Weise nicht vonnöthen seyn dürften. Es verlaufen nämlich nach Verschiedenheit des Holzes ein, ja mehrere 100 Jahre, ehe starkes Bauholz wieder gezogen werden kann. Was diesem nach der Mangel an dem nöthigen Bauholz für ein Uebel in einem Lande seye, brauchet keiner weitern Ausführung. Es ist dieses Uebel an solchen Oertern sehr groß, wo Schiffreiche Wasser mangeln, und dergleichen Holz aus einer grossen Entfernung herbeygebracht werden muß.

4) In-

Man wähle demnach die Oerter, welche haubar sind; so viel möglich in solcher Ordnung, daß man niemals der Hut und Trift einige Jahre lang entgegen habe; auch grosse Oerter, darinn man mit dem Abtreiben 3, 4, 6 und mehr Jahre handelt, müssen dergestalt angehauen werden, daß man der Trift nicht entgegen, sondern nachgehe. Werden die Häue gegen die Trift getrieben; so werden die abgelegenen Häue eher haubar, als die nahen; folglich muß man mit Schaden durch die ganzen jungen Häue die Trift nehmen. Da sich nun, besonders in Fichten- und Tannenörtern, diese Fehler nicht allezeit vermeiden lassen; so läßt man in solchen Fällen zu Erhaltung der Trift in laubtragenden Oertern einen Strich Holzes von verhältnißmäßiger Breite, in Ansehung der Gröse der Heerden, stehen, aus welchem nur das Unterholz genommen wird, damit das Vieh Raum zur Trift habe. In nadeltragenden Oertern kann man wegen des Windes selten einen Strich Holz stehen lassen, und man nimmt dagegen die Trift einige oder etliche Ruthen schmäler. Eine solche Trift wird gemeiniglich verrücket, damit das Vieh nicht in die jungen Häue ausweichen könne. Verrücken heisset nämlich, wenn an beyden Seiten der Trift Pfähle 3 bis 4 Fuß hoch eingeschlagen, und Stangen 3 bis 4 Zoll stark darauf genagelt werden, die man Rücke nennet.

2) Wo grosse Forsten und Wälder sind, da müssen für jede Stadt, für jeden Ort der Handlung, für jedes Berg- und Hüttenwerk, wo man das Holz oder Kohlen nöthig hat, die nächsten Oerter und Forsten bestimmet, und niemals ohne Noth entfernte genommen werden, es wäre denn, daß die Nutzung derselben nicht näher und vortheilhafter angebracht werden könnte. Sehr weite Wege nach dem Orte des Gebrauchs vermindern die Nutzung einer Forst gar sehr. Daher rühret es, daß in grossen Wäldern und Gebürgen gemeiniglich Holz und Kohlen um einen gar geringen Preis, ja fast umsonst zu haben stehen, und man oft zufrieden seyn muß, wenn nur die Einwohner durch Verarbeitung und Abfuhr dieser Materialien ihren Unterhalt haben, es seye denn, daß viele Hütten- und Bergwerke darinnen liegen, bey welchen genugsames Holz mit ansehnlichem Vortheile verbrauchet werden kann. Ausser dem schweren Fuhrlohn leiden die Forsten selbst Schaden, wenn ohne Noth entlegene Oerter, vor nahen gewählet werden; denn der Boden in solchen Wäldern, ob er gleich an sich hart und steinigt zu seyn pfleget, ist doch mehrentheils einige Spannen hoch mit verrottetem Laube, Nadeln und Moos überdecket, welches die zur Abfuhr gewählten Wege gar bald in so schlimmen Zustand setzet, daß die Fuhrleute viele Nebenwege, nicht ohne grossen Ruin des Holzes, vornemlich in jungen Oertern, zu machen, gezwungen sind; oder man muß sich gefallen lassen, die Wege mit grossen Kosten zu bessern. Dieses doppelten und gar grossen Scha-

dens

deus halber) hat man diese Mängel so genau, als möglich, zu beobachten.

3) Oerter, die strupphichtes, d. i. solches Holz haben, welches in Ansehung seiner Dicke eine geringe Höhe hat, aus was Ursachen es seyn möge, sind vorzüglich wegzunehmen, damit sie wieder zu frischen Wachsthum können gebracht werden; denn wo ein Holz sich einmal in die Dicke, und in viele Aeste ausgebreitet hat, da kann man keine Hofnung haben, daß solches jemals in guten Wachsthum kommen werde. Wohl und nahe gelegene Oerter, welche zu den nöthigsten Holzgattungen den besten Grund und Boden haben, müssen vor allen andern in gutem Zustande erhalten, oder darein gesetzet werden, wenn sie in schlechtem Stande sind, weil solche den übrigen an Nutzbarkeit vorgehen. Hat das Holz darinn einen Mangel, der sich nicht verbessern läßt; so muß es weggehauen werden, so bald es thunlich ist, damit man den Ort wieder in guten Bestand setzen könne.

Wo viel überständige Oerter abzutreiben vorfallen, da sind diejenigen vor andern zu erst wegzunehmen, welche abständig zu werden beginnen, weil das Holz alsdenn aus Alter, oder aus verschiedenen Ursachen trocken wird, oder gar umzufallen anfängt, besonders nach sehr harten Winden, nach grossen Sturmwinden pflegt das dürre Holz sehr häufig in ganzen Oertern trocken zu werden. Solches hauet man gerne bald möglichst weg, ob schon das geringere darzwischen stehende Holz annoch in gutem Wachsthum ist; wenn dieses aber noch gar zu schwach, hauet man das stärkere heraus. Man muß sich dabey nicht irren lassen, daß etwa schwaches Holz dadurch beschädiget wird; denn es ist nicht rathsam, wegen des wenigen schwachen Holzes, das nach Verlauf vieler Jahre erst zu gebrauchen stehet, vielmal mehr starkes, oft sehr nutzbares Holz, verlohren zu geben, welches in 100 und mehr Jahren aus dem schwächern nicht wieder zu erhalten, da im Gegentheil das schwache Holz in wenig Jahren wieder zugezogen werden kann.

Oerter, die aus lauter wohlgewachsenen, starken und gesunden Bauholzarten, vornemlich Eichen bestehen, müssen, bis es die Noth erfordert, geschonet werden; es wäre denn, daß deren so viele vorhanden, als in etlicher Menschen Lebenszeiten, wenn auch auf nicht gar selten vorfallende Unglücks- und andere Fälle gedacht wird, wahrscheinlicher Weise nicht vonnöthen seyn dürften. Es verlaufen nämlich nach Verschiedenheit des Holzes ein, ja mehrere 100 Jahre, ehe starkes Bauholz wieder gezogen werden kann. Was dieses nach dem Mangel an dem nöthigen Bauholz für ein Uebel in einem Lande seye, brauchet keiner weitern Ausführung. Es ist dieses Uebel an solchen Oertern sehr groß, wo Schiffstriche Wasser mangeln, und dergleichen Holz aus einer grossen Entfernung herbeygebracht werden muß.

4) Insonderheit muß man bey der Wahl der abzutreibenden Oerter nicht allein auf den gegenwärtigen, sondern auch auf den künftigen Nutzen sehen, und diejenigen wählen, wobey der letzte am wenigsten leidet. Z. Er. man hat verschiedene Oerter, worinnen geringe Gattungen Bau- oder ander Holz verfallen, dessen man eben bedarf. Wenn unter diesen einige in sehr gutem Wachsthum stehen, und höchst wahrscheinliche Hofnung geben, daß nach gewissen Jahren das daraus erfolgende Holz weit höher, als gegenwärtig genutzet werden könne; andere Oerter hingegen, die mit gleichen jetzt nöthigen Gattungen bestanden sind, keinen, oder wenigen Anschein eines Zuwachses geben; so wählet man die letztern Oerter zum Abtreiben. Man nehme zur Erläuterung dieser Regel noch folgendes Exempel: Es soll laubtragend Stangenholz ins Kohlholz geschlagen werden. Es sind viel überständige Oerter vorhanden, d. i. solche, die ihren Wachsthum in die Höhe vollbracht, und nachdem sie abgetrieben worden, keine Hofnung eines Ausschlages aus den Stämmen geben. Ausser diesen sollen noch verschiedene Oerter von obiger Art Holzes vorhanden seyn, welche noch nicht überständig sind, und wovon zu hoffen, daß sie aus den Stämmen und Wurzeln wieder ausschlagen werden, die aber überständig werden würden, wenn man sie länger stehen liesse. In diesem Falle sind die letztern Oerter abzutreiben, die erstere aber, obgleich das Holz in diesem alten Oertern alljährlich schlechter werden sollte, stehen zu lassen, bis keine solche Oerter mehr vorhanden, deren Wiederausschlag ein ungesäumtes Abtreiben erfordert. Die Ursache ist begreiflich; denn man würde zwar bey gegenseitigem Verfahren aus denen überstandenen Oertern, wenn man solche gegenwärtig wegnähme, mehrern Nutzen ziehen, indessen aber würden die letztern gleichfalls überständig werden, nicht wieder Ausschlagen, und sich also das Uebel nach und nach durch alle Oerter ausbreiten, welche mit laubtragendem Unterholze bestanden sind. Man kann demnach nicht allezeit nach der Ordnung des Alters, und der Stärke des Holzes gehen. Fehler, die täglich mit einem zwar scheinbaren, in der That aber schädlichen und falschen Grunde begangen werden.

5) So sorgfältig aber die bisher beygebrachte Regeln zu beobachten sind; so ereignen sich doch nicht selten Fälle, da man von einer oder der andern abgehen muß. Will man gar zu hart auf einer oder der andern bestehen; so kann man oft zu keinem Schluß gelangen. Man muß, wenn diese Regeln gegeneinander laufen, alle genau miteinander vergleichen, und diejenigen vorziehen, welche das Uebergewichte haben. Widrigenfalls entstehet durch eine übel angebrachte Gefliessenheit, auf die einmal angenommene Grundsätze zu halten, oft grosser Schaden, und solche Verwirrungen im Forsthaushalt, aus welchen man sich wohl in vielen Jahren nicht zu entwickeln vermögend ist. Wenn z. Er. die Viehweide in einem Revier so überflüssig vorhanden ist, daß

daß, wenn einige 100 oder 1000 Waldmorgen davon abgehen, die Viehzucht darunter kaum merklich, oder wohl gar nichts leidet; wenn es verschiedene fast gleich bequeme Triften, in die hutbaren Oertter zu kommen, giebet; so ist Weide und Trift der geringste Artikel, und man kann ohne Bedenken davon abgehen. Im Gegentheil verdienet solcher die gröste Betrachtung, wo es daran mangelt.

An Oertern, wo überflüssig Holz, und dessen Preis nicht hoch ist, hat man mit wenigrer Sorgfalt auf den vollbrachten Wachsthum, auf den Schaden, den ein und anderer Strich oder Platz eine Zeitlang leidet, zu sehen, als wo ein Mangel bevorstehet. Will man einen Ort nach obigen Regeln überhaupt beurtheilen, so muß es im Durchschnitt geschehen, und der Schluß nach den gröstten Theilen, und zwar nicht allezeit in Ansehung der Fläche gemacht, sondern auch oft der Werth in Betrachtung gezogen werden. So ist es ein grosser Fehler, wenn ein Ort nach Beschaffenheit seines Holzes und aller übrigen Umstände die haubar ist, und abgetrieben werden sollte, den man aber stehen läßt, weil eine und andere darinnen befindliche kleine Plätze noch kein haubares Holz haben.

Eben ein solcher Fehler ist es, wenn man einen Ort zum Verderben stehen läßt, wovon das Holz gegenwärtig weit höher zu nutzen stehet, als zukünftig, wohinnen über dieses der folgende laubtragende Anwachs durch Versäumniß zeitiger Beschuhmung

des Holzes, unter dem Vorwand der Hut und Trift, schwer gemachet wird, da doch selbige oft in einer nichtsbedeutenden Kleinigkeit, einigen Grasspitzgens, oder beraseten einzelnen Plätzgens bestehet. Ja eben dadurch wird in künftigen Zeiten die Hut und Trift, in solchen laubtragenden Oertern beenget, wodurch man sie zu erhalten suchet; denn je schwerer und langsamer der folgende Anwachs hervor kommt, desto länger bleibt er dem Anlauf des Viehes unterworfen, und desto länger muß er gehäget werden.

6) Will man jedes Holz in seiner Art von der besten Güte haben, den folgenden Anwachs befördern, auch viele Hinderniße vermeiden, die selbigem entgegen stehen; so kommt es sehr viel viel auf die Jahrszeit an, wenn das Holz gefället wird.

a) Kohl- und Brennholz wird am besten vom Anfang des Novembers bis zu Ende des Merzes des folgenden Jahres gefället, und wenn dieses gleich nicht allezeit in weitläuftigen Forsten, und bey hartem, lange anhaltendem Winter zu thun, möglich ist; so muß man sich doch nach Möglichkeit bestreben, solches zu beobachten. Um diese Zeit ist gar zu wenig Saft in dem Holze, das, das Feuer unterhaltende, harzigte und gummöse Bestandwesen ist verdicket, einestheils mit dem Holze verbunden, anderntheils lieget es in besondern Behältnissen, und machet das Holz fest, schwer und dauerhaft, giebt eine harte und schwere Kohle, und unterhält ein starkes Feuer. Hauet man aber

das Holz spåter oder früher; so ist es schwammigt und leicht, vom wässerichten Safte auseinander getrieben, nimmt die Näs gerne an, und da das Feuerhaltende Bestandwesen annoch durch den wässerichten Saft verdünnet ist, sich auch mit dem Holze noch nicht verbunden, noch in seinen besondern Behältnissen vest gesetzet hat; so wird es gerne vom Regen, oder auf was Weise Wasser dazu kommt, ausgelauget; da aber die harzige und fette Materie das Holz vor der Fäulniß erhält; so ist leicht zu erachten, daß es in der Witterung und an feuchten Oertern viel eher stockigt und faul werde.

Viele Gattungen von Holz beginnen in einer Zeit von wenig Monaten nach einer späten, im May und Junius geschehenen Hauung, zu stocken, vornemlich Rothbuchen, Eltern und Birkenstangenholz, nicht weniger Haseln, Espen, Sahlweiden ꝛc. Es trocknet schwer aus, giebt eine leichte Kohle und schlechte Feuerung. Wenn der Regen das harzigte und klebrichte Bestandwesen, welches das Feuer unterhalten hilft, heraus ziehet; so gehet auch dasjenige, daraus sich das Langenholz im Feuer erzeuget, und welches beym Schmelzen der Krenger Erze und Bergarten die Wirkung eines durchdringenden Flusses thut; zugleich mit verlohren. Dieß ist nicht deutlicher wahrzunehmen, als wenn spät gehauenes Flößholz verkohlet, und zum Schmelzen des Eisensteins in hohen Oefen gebrauchet wird. Erfordern es ja einige wichtige Umstände, daß ein Holz um die Saftzeit gehauen werden muß; so ist es, so bald es nur einiger massen lufttrocken geworden, sogleich zu verkohlen, oder wenn man es zu Brennholz haben will, in luftige und trockene Behältnisse zu bringen.

Bau- und Geräthholz kann den Saft noch weniger ertragen. Es ist in der Witterung von keiner Dauer, die Würmer greiffen es gerne an, es hat die gehörige Vestigkeit nicht, wirft sich gern, d. i. es verändert bey Veränderung der Witterung seine Fläche. Die verwendeten Bau- und Arbeitskosten sind deswegen schlecht angewandt. Will man es als einen Vorrath hinlegen; so muß das Behältniß einen ganz freyen Durchzug der Luft haben; widrigenfalls wird es so mürbe und stockigt, daß es zum bestimmten Gebrauch in wenig Jahren ganz undienlich wird. Ja wenn man ein solches in der Saftzeit gehauenes Holz in verschlossenen Schuppen oder Behältnissen bey der trockenste, und zur rechten Zeit gehauene Holz leget; so steckt es dieses mit einer Fäulniß an, und verderbet eines mit dem andern.

b) Die beste Zeit, Bau- und Geräthholz zu hauen, ist vom Anfang des Monats November bis zum Anfang des Jenners. Das Nadelholz bleibet noch wohl einen Monat länger zu dieser Absicht gut. Zwar scheinet es, daß an etlichen Oertern, wegen des Borkenreissens, das Holz spät und in der vollen Saftzeit zu hauen unvermeidlich seye, weil solche den Gerbern unentbehrlich ist, und nicht kann gerissen werden, als wenn das Holz mitten in der Saftzeit gehauen

hauen wird. Es läßt sich aber dieser Endzweck ohne Nachtheil der Güte des Holzes erhalten, wenn man nur folgende Vortheile dabey in Acht nimmt.

α) Will man die Borke von Eichen, Fichten, Ellern und anderm Holze nutzen; so muß man das Bau- und Geräthholz im Monat November, December und Jenner heraus hauen, damit es seine gehörige Dauer und Vestigkeit behalte. Mit den Fichten und anderm Nadelholz hat es bis in den Hornung und Merz Zeit.

β) Dafern der geschlossene und dickstehende Bestand eines Orts das Aushauen nicht zuläßt, muß man rund umher die Borke an den Stämmen, welche man zu dauerhaftem Bau- und Geräthholz bestimmet hat, im Monat November abkränzen, und diese Stämme mehr, als zur Hälfte, bis über den Kern einhauen; so tritt gar wenig Saft hinein, und können, ohne sonderlichen Schaden ihrer Dauer und Vestigkeit, bis zu der Zeit stehen bleiben, da sich die Borke reissen läßt. Von den gekränzten Bäumen kann man alsdenn die Borke gleichfalls reissen, indem zu merken, daß, wenn auch ein Baum im Winter, da die Borke noch vest am Holze hänget, gefället wird, solche dennoch im May und Junius, obwohl etwas schwerer, gerissen werden könne.

γ) Das Unterholz in laubtragenden Hertern, in so weit man die Borke davon nicht brauchen kann, hauet man zu rechter Zeit weg, damit die Stämme sich nicht, wenn allzuspät im Frühjahr gehauen wird, verbluten, sondern dauerhafte häufige Stammloden treiben; das übrige Holz aber kann man bis zur Saftzeit stehen lassen, und alsdann die Borke reissen, jedoch ist dabey zu beobachten, was oben gesagt worden, nämlich, daß man das Kohlholz in Zeiten verkohle, und das Brennholz vor dem Stocken verwahre, wenn es nicht bald verbrauchet werden kann.

δ) Das Eichenholz, wenn man es zur Verkohlung und Feuerung brauchen will, macht hier eine Ausnahme, indem solches durch das späte Hauen, so in Absicht auf das Borkenreissen geschehen muß, an seiner Güte wenig leidet, ob es gleich noch ein bis 2 Jahre in der Witterung lieget, welches dieses dauerhafte Holz vor allen andern voraus hat.

ε) Das Fichten- und Rothtannenholz hält sich nächst diesem noch ziemlich: wiewohl man es zu Flößholz nicht gern auf das künftige Frühjahr liegen läßt. Es wird schwammicht, leicht, ziehet sich aber in wenigen Tagen wieder voll Wasser, lodert, wenn es wieder trocken worden, wie Reisig oder Hecke, bald weg; bey dem Verkohlen giebt es eine leichte Kohle von geringer Wirkung; vor dem Gebläse macht sie eine schnelle Hitze, wird aber gar geschwinde verzehret.

ζ) Wenn der Boden einen merklichen Einhang hat; so muß die Hauung entweder Berg an, oder wo sich dieses nicht schicken will, seitwärts geführet werden, und zwar nach einer

schräg aufwärts lauffenden Linie, dergestalt, daß der stehende Theil durchgängig über dem abgetriebenen stehet. Wollte man an dem Einhang eines Berges, besonders wenn er etwas steil ist, die Hauung Bergab treiben; so würde das gehauene Holz in den annoch stehenden Theil fallen, und die Aeste sich dergestalt in einander verwickeln, daß das Holz ohne die gröste Mühe nicht würde auseinander zu bringen seyn. Es kann nämlich ein geübter Holzhauer auf der Ebene, oder wo nur ein sanfter Einhang ist, die Bäume fällen, nach welcher Seite er will. Allein auf steilen Einhängen ist dieß nicht zu bewerkstelligen, weil sich das Holz meistens etwas gegen den Eingang zu neigen pfleget. Man kann auch einen Einhang in, unter oder über der Mitte anhauen, indem man, ob zwar nicht ohne Mühe, einiges Holz weghauet, und dadurch Raum machet, die Hauung Bergan zu führen. Dieses ist nöthig, wenn das Holz oben am Berge haubar ist, unten dagegen noch nicht weggenommen werden darf, welcher Fall mehrentheils von Fehlern herrühret, die in vorigen Zeiten begangen worden, und wegen der dabey vorfallenden vielen Beschwerlichkeiten sorgfältig zu vermeiden sind. Auf diese Art kann man, jedoch strichweise, Bergab treiben, welches alsdenn nöthig ist, wenn solche Einhänge gegen Abend abfallen, und mit hohen, flach bewurzelten, und in lockerm Boden stehenden Stämmen, bestanden sind. Auf einem nur sanft Bergablauffenden Boden kann man von dieser Regel, wenn es andere Umstände erfordern, gar nicht abgehen. Was hier beym Holzwerfen in Acht zu nehmen, davon s. Werfen.

8) In den meisten Fällen ist viel daran gelegen, daß man nach dem Compaß eine gewisse Linie nehme, nach welcher die Hauung zu führen. Wenn nämlich ein Ort ganz, oder gröstentheils aus solchem Holze bestehet, das einen flüchtigen Saamen hat, zugleich auch wegen mildem Boden, und flach auf der Erde lauffenden Seiten- und schwachen Pfahlwurzeln das in einem Ort stehende Holz leicht vom Winde umgeworfen werden, und man um deswillen keine Stämme stehen lassen kann; so führet man die Hauung von Morgen gegen Abend, dahin gehören Kiefern, Roth-, und Weißtannen, Birken ꝛc. Denn

dann vereinen sich die Saamenbehältnisse mit den westlichen Winden. Der Saamen fliegt damit am leichtesten aus, und wird in die gegen Osten liegende Hauung geweht, wo er zum Anwachs nöthig ist. Es weht auch der Westwind am meisten und stärksten, und jagt den Saamen weiter fort, als die andern Winde, welche bey weitem nicht so oft, so heftig, noch so lange anhaltend wehen. Wollte man hingegen die Hauung von Abend gegen Morgen führen; so würde der Westwind den Saamen nicht in den abgetriebenen Raum, sondern in den stehenden Ort führen. Dieser würde aber daselbst theils verbutten, theils bey fortgesetzter Hauung zerquetschet und verdorben werden. Man könnte zwar gegen die Hauung von Morgen

her

her den Einwurf machen, daß der Frost im Anfang des Frühlings den aufkommenden Saamen von Nadel- und andern ähnlichen Holzarten aus der Erde ziehe. Allein hiergegen ist zu bemerken, daß der von selbst geschehene Aufling, so sich in dem allezeit etwas mossigten, und mit Wurzeln einiger im Schatten wachsender Kräuter durchzogenen Boden setzet, durch keinen Frost ausgehoben werde. Jedoch, wo man genöthiget ist, den etwa schon verangerten Boden aufzuhacken, oder zu pflügen, daselbst muß man das Einstreuen des Saamens bis in den Merzmonat anstehen lassen, nach welcher Zeit selten so harte, und hintereinander folgende Nachtfröste sich ereignen, daß das Ausziehen des Saamens zu besorgen wäre. Man wird gar leicht sehen, daß auf solche Holzgattungen, deren Loden durch Kälte und Trockniß leicht absterben, ob sie gleich der Frost nicht ausziehet, an solchen ganz blossen Oertern in rauhen Gegenden keine Rechnung zu machen seye, als da sind Ahorn, Lehne, Esche ꝛc. Rothtannen und Birken sind daselbst am gewiessesten in Anwachs zu bringen.

b) Wenn ein oder mehrere, und unmittelbar an einander stossende Oerter geschlossen, mit Holz bestanden sind; so findet man das innwendige hochstämmig, mit wenigen Wurzeln. Im Gegentheil das, was im Umfang stehet, niedrig, ästig, mit weit ausgebreiteten starken Wurzeln in dem Boden bevestiget, und daher geschickt, den stärkesten Winden standhaft zu widerstehen. Wird nun ein solcher Ort, der mit flachbewurzelten, besonders in nicht gar zu vestem Boden stehenden Holzgattungen bestanden ist, als Tannen, Fichten, Kiefern, Birken ꝛc. von Morgen gegen Abend abgetrieben, so bleibt der gegen Abend stehende Theil zum Schutz wider die von daher stürmende Winde. Führet man dagegen die Hauung von Westen gegen Osten; so wird der Ort von dieser Seite geöfnet, daß die westlichen oft stürmenden Winde ganze Oerter übern Haufen werfen. Es müssen demnach Oerter, die mit obigen Arten de Holzes bestanden sind, von Morgen gegen Abend abgetrieben werden, damit die Sturmwinde von dieser Seite nicht einfallen können. Es gehören auch hieher alle Oerter, so mit lauter hochstämmigem in sehr mildem leichten Boden erwachsenen Baumholze bestanden sind, es mögen Holzgattungen seyn, welche es wollen. Selbst alle hochstämmige Eichen werden auf solchen Heyen durch grosse Sturmwinde niedergeworfen. Man muß deswegen hier von der Regel abgehen, und an solchen Orten nichts, als etwas rauhes und tief bewurzeltes Oberholz zum Schutz, und zur Besaamung stehen lassen.

Wo laubtragend Unter- oder Stangenholz mit einzelnem Ober- oder Baumholz untereinander stehet, da ist es gleich viel, von welcher Gegend der Ort angehauen werde. Es ist das meiste Laubholz stark bewurzelt und stehet veste. Ist aber das Stangenholz überständig worden, und deswegen lediglich auf den Anwachs aus Saamen Rechnung zu machen: so ist es besser, wenn

der Ort von Südwest gegen Nordost gehauen wird, damit er vor den rauhen und meist dürren Winden Schutz habe. Denn es ist nichts den aufkäumenden Laubsaamen und Loden so gefährlich, als wenn mit Anfang des Frühjahrs ein Frost und Reif ohne Schnee darauf fällt. Desgleichen schaden auch die dürren östlichen Winde und die Sonnenhitze, welche gleich frühe Morgens den Thau verzehren, und machen, daß die zarten Loden, sonderlich an hohen trockenen Orten in wenig Tagen verdorren, welchem allen die von Abend angehauenen Oerter nicht so sehr unterworfen sind. Man machet zwar den Einwurf, daß unter dem hohen mit dem Abendwinde fallenden Schnee die Loden verfaulen müssen. Es ist aber dieses nicht nur der Erfahrung zuwider, sondern auch bekannt, daß der Schnee allezeit auf der vom Winde abstehenden Seite in hohe Wedels, folglich auf der Morgenseite eines stehenden Orts zusammen gehäuffet werde, wie man solches an den Zäunen und Hecken, auf dem Felde und in Gärten, auch an Gebäuden wahrnehmen kann.

9) Endlich muß noch einige Erwähnung von der Grösse der jährlichen Hauungen gethan werden. Starke Wildbahnen und grosse Viehheerden erfordern grosse Hauungen. Wenn beyde klein und schwach; so sind auch kleine Hauungen besser. Führet man kleine oder wohl gar winkelichte Hauungen, wo grosse Wildbahnen sind, sonderlich auf Flächen und Sommerseiten; so begiebet sich das Wild im Winter aus denen umher und nahe dabey liegenden stehenden Dickungen in die abgetriebenen Theile, vornemlich aber in diejenige, welche dem Sonnenschein ausgesetzet sind, und verbeißt die aus dem Schnee hervorragenden Spitzen der Loden; weil das Wild zu solcher Zeit gar wenig andere Nahrung ausser den Kätzgen der Haseln findet. Je kleinere und wenigere Hauungen in einer Forst sind, je mehr ziehet es sich daselbst zusammen, so, daß der beste Anwachs gänzlich verdorben wird. Selbst das Schwarzwildpret, welches sonst durch Verbeissen keinen Schaden thut, suchet den Saamen und die zarte Loden, am meisten, wo es Eicheln und Bucheckern verspüret, unter dem Schnee hervor. Diesen kann man zwar einiger massen durch grössere und mehrere Hauungen vorkommen, gänzlich aber ist dieses Uebel bey starken Wildbahnen niemals abzuwenden. Der Schaden vertheilet sich nur auf den grössern Hauungen, und fällt nicht so sehr in die Augen; allein er ist doch wirklich da. Der Schaden, welchen das Rothwildpret, Rehe und Hasen thun, wird einiger massen abgewendet, wenn hin und wieder Espen niedergehauen werden, deren weiche und gegen das Frühjahr saftige Spitzen das Wildpret am liebsten suchet. Es ist einem Landesherrn und dessen Unterthanen ein verderbliches Vergnügen, wenn in der Hegung des Wildprets ausgeschweiffet wird. s. a. Holzschaden.

Eben so schaden auch grosse Viehheerden in kleinen abgetriebenen Oertern. Aber gar grosse

Hauu-

Hauungen sind nicht weniger schädlich, der Anwachs wird dadurch unmässiger Kälte und Hitze ausgesetzet. Man siehet es augenscheinlich, selbst bey zarten Fichten, die sonst auch in den rauhesten Gegenden fortkommen, daß solche auf grossen, weiten, sehr hoch liegenden Gehauen oft mitten im Sommer an dem Trieb oder Schusse desselben Jahres braun werden, und denselben verlieren, da der, unfern davon unter dem Schutz stehender Oerter befindliche Anwachs unbeschädiget bleibet. Lange und schmale Hauungen sind überhaupt die besten. Vor allem hat man sich zu hüten, daß durch gar zu grosse und viele Hauungen ein Forst nicht ganz, besonders an Hut und Weyde erschöpft werde. Das Vieh muß zu den hutbaren Oertern sehr weit getrieben werden, dadurch entgehet der Heerden gröster Nutzen. Die nächsten Einwohner müssen nach ihrer Arbeit weite Wege thun, wodurch unnöthiger Weise das zu verdingende Lohn erhöhet, oder bey Tagelöhnern wenig ausgerichtet wird. Ohnerachtet man demnach bey grossen Viehheerden, auch die jährlichen Hauungen einiger massen vergrössern kann; so ist es doch schädlich, bloß wegen der Viehheerden, solche zu einer denselben angemessenen Grösse auszudehnen. Die Heerden können vertheilet, und nach dem Forstbetrieb eingerichtet werden, nicht aber der Forstbetrieb zum Schaden des Anwachses nach den Heerden.

Wo der Anflug von Saamen aus den vorliegenden mit Holz bestandenen Orten erfolgen muß, da ist noch viel sorgfältiger auf eine gemässigte Grösse zu sehen, als wo derselbe von denen in den Hauung stehen bleibenden Bäumen zu gewarten, auch der Anwachs von Stammloden zu hoffen ist. Gewöhnlicher massen ist die beste Grösse von 30 bis 70 Waldmorgen, einen Waldmorgen zu 160 Quadratruthen gerechnet, welche Grösse die Erfahrung als die vortheilhafteste bekräftiget. Sind die Oerter zu solchen Hauungen zu klein; ist man zugleich genöthiget, auf die Besaamung und Schutz vor der Witterung zu sehen; so muß man allerdings viel kleinere Hauungen machen, aber auch dabey sich mit den Viehheerden darnach achten, oder erst zu Ende des Sommers hinein treiben, um welche Zeit die Loden hart, bitter, trocken und ohne Schaden biegsam, folglich nicht so leicht zu beschädigen sind. In gar grossen Forsten, und wo eine grosse Menge Holz jährlich zu hauen ist, muß man viele Oerter zugleich angreiffen. Dieses sind die allgemeine Regeln, welche bey Abtreibung aller Oerter in Acht genommen werden müssen.

B) Nun soll gewiesen werden, was insbesondere für Regeln bey dem Holzschlag in Ansehung der verschiedenen Holzarten in Acht zu nehmen.

α) Wir gehen erstlich zu dem Laubholz, bey welchem erstlich auszumachen, wenn er vorzunehmen, und wie die Hauung selbst sodann zu führen seye.

A) Wo viel Brenn- und Kohlholz nöthig ist, da hat man hauptsächlich auf den Ausschlag

der abgehauenen Stämme zu sehen, und da hiezu keine Hofnung ist, wenn das Holz zu alt wird; so hat man solches alsdenn wegzunehmen, so bald man gewahr wird, daß der Trieb des Holzes sich merklich zu vermindern beginnet.

2) Wie beurtheilet man also die Haubarkeit des laubtragenden Brenn- und Kohlholzes? Und zu welcher Zeit kommt es in diesen Stand?

1) Die Beurtheilung geschiehet vornemlich aus den Gipfeln des Stangenholzes, wenn deren Jahresschuß nicht merklich noch mit einer Spitze hervorraget; sondern mit Zweigen umgeben gleichsam versteckt lieget, und ganz Traubenförmig anzusehen ist. So bald dieß zu geschehen beginnet; so ist es die höchste Zeit, einen Ort wegzunehmen, wenn man den Ausschlag der Stämme und Wurzeln des abgehauenen Stangenholzes wieder erwarten will. Besser ist es, etliche Jahre zu frühe, als ein Jahr zu spät zu hauen. Doch ist diese Beurtheilung, ob ein Ort haubar oder überständig seye, nicht allgemein. Sowohl das einständige, oder aus Saamen erwachsene Holz, als auch das, was aus den Stämmen und Wurzeln ausgeschlagen, kann noch viele Jahre nachher, wenig zwar in der Länge, desto mehr aber in der Stärke im Zuwachs stehen. Ja die Eichen, Rothbüchen, Ahorn ꝛc. welche unmittelbar aus dem Saamen entstanden, nehmen noch etlich 100 Jahre in der Stärke zu. Es kann demnach ein Ort, in Absicht auf den Ausschlag aus den Wurzeln und Stämmen überständig seyn, der in Absicht auf Baumholz bey weitem noch nicht haubar ist; sondern noch in dem besten Wachsthum stehet. Es wächst aber das auf nicht zu alten abgehauenen Stämmen aufgeschlagene Stangenholz binnen 30 bis 40 Jahre viele, oft 10, 12 bis 16 Malterlängen, d. i. 50, 60 bis 80 Fuß hoch.

Wenn demnach verschiedene Oerter im Laubholze vorfallen, die in Ansehung auf Kohl- und Brennholz bereits überständig worden, andere hingegen vorhanden sind, welche eben haubar, und noch sichere Hofnung eines Ausschlags geben, indem sich an den Gipfeln des Holzes noch ein merklicher Trieb zeiget; so nehme man die letzten vornemlich hinweg, und lasse die erstern stehen, bis keine mehr vorhanden sind, wovon zu besorgen, daß sie bald überständig werden wollten. Widrigenfalls, und wenn man nach der Ordnung des Alters und der Stärke gehet, schleichet sich dieses Uebel oft durch grosse Bezirke, und wird dadurch der in Absicht auf Kohl- und Brennholz so vortheilhafte Ausschlag der Stammloden gänzlich verdorben, die Oerter überziehen sich in etlichen Jahren mit einem dicken Pelz von Gras, welches man verangern nennet, mit Kraut und andern dem Holzanwachs schädlichen Stauden, worunter Gelster, Fahrenkraut, und Heydelbeeren die schlimmsten sind, und in wenig Jahren so überhand nehmen, daß nachher viel mißliche Versuche, Kosten und Zeit erforderlich sind, ehe ein solcher

Ort

Ort wieder mit Holz in gehörigen Bestand gesetzet werden kann. Man verfällt hiedurch in den verdrießlichen Zustand, daß man auf den langsamen Anwachs aus Saamen warten, und selbigen, wie gemeiniglich nöthig ist, durch Umreissen des Rasens und Säen befördern muß. In hohen, rauhen und steinigten Gebürgen, woselbst die Kälte, sonderlich im Vorsommer, und grosse Dürre die zarten aus den Saamen hervorkommenden Räumen leicht beschädigen, wo der steinigte Boden viele Arten Laubholzsaamen, vornemlich Eichen und Rothbüchen, nicht gerne annimmt, wo ist das Pflanzen, ohne die schwerste Kosten unmöglich fällt, wo der Boden auf keine andere Art, als durch Anwachs des Holzes zu nutzen, da ist der Schaden desto grösser.

a) Die Zeit, da dar laubtragende Kohl- und Brennholz haubar ist, und überständig zu werden beginnet, ist nach Verschiedenheit der Holzgattungen, des Grundes und Bodens, auch der Witterung eines Orts gar sehr verschieden. Das aus den abgehauenen Stämmen ausgeschlagene Holz wird weit eher überständig, als was aus dem Saamen erwachsen ist. Da aber beydes gemeiniglich untereinander stehet; so richtet man sich in Absicht auf Kohl- und Brennholz allezeit nach dem aus den abgehauenen Stämmen aufgeschlagenen Stangenholze. Wenn denn schon das einständige oder aus Saamen erwachsene, noch etwas schwach ist; so schläget es doch desto frischer wieder aus. Dahingegen, wenn man einen

solchen Ort, damit das einständige Holz stärker werden solle, länger stehen läßt; so kommt das Stangenholz zur Ueberständigkeit, der Ausschlag bleibet zurück, es entstehen viel kleine leere Plätze, und das wenige, was aus dem abgehauenen einständigen Holze horstweise hervor kommt, wird struppigt, weil es zu viel Raum bekommt, sich in Aeste auszubreiten. Gemeiniglich gebrauchen Birken, Ellern, Espen, Söhlweiden, und andere mittlere oder weiche Gattungen zu ihrer Haubarkeit auf Kohl- und Brennholz 20 bis 24 Jahre. Die härtern, als Eichen, Rothbüchen, Haynbüchen u. d. g. erfordern 25, 30 bis 40 Jahre Zeit; wobey es, wie leicht zu erachten, auf den Boden und Lage der Oerter sehr viel ankommt.

b) Oft ist aus Versehen oder besondern Ursachen in einem Orte so viel Oberholz stehen geblieben, daß das Unterholz davor nicht zum gehörigen Wachsthum kommen kann. Ist dessen gar zu viel; so verbuttet und stirbt das Unterholz in wenigen Jahren ganz ab. Bestehet nun das Oberholz in gar nöthigen Gattungen, deren man zu schonen hat; so ist dem Unterholze nicht zu helfen, und kein ander Mittel, als es heraus zu hauen, weil es sonst ohne Nutzen vertrocknet. Hierdurch, wenn es in Zeiten unternommen wird, erfrischen sich oft die Wurzeln des Unterholzes dergestalt, daß, wenn endlich das Oberholz nach vielen Jahren weggenommen wird, durch eine abermalige Erfrischung der Anwachs aus denenselben kann erhalten werden. Doch

hilft dieſes Mittel nichts, wenn das Oberholz gar zu enge geſchloſſen ſtehet. Sind die Bäume insgeſammt, und gröſtentheils zu nichts, als Kohl- und Brennholz zu gebrauchen, und das Unterholz noch nicht vertrocknet; ſo iſt ein ſolcher Ort vor allen andern abzutreiben. Sodann erfolget, wenn man ſich nicht verſpätet, der friſcheſte und dickeſte neue Aufſchlag von Stammloden.

c) Wenn unter den laubtragenden Oertern einige mit hartem, andere mit weichem Holze beſtanden ſind; ſo iſt dienlich, jederzeit von beyderley Gattungen zugleich anzuhauen. Weiche Holzgattungen thun faſt bey aller Feuerung, inſonderheit bey dem Schmelzen der Eiſenſteine und Kupfererze viel ſchlechtere Dienſte, als harte. Die harten ſind dagegen bey vielen Hüttenarbeiten zu ſtrenge, und greiffen die Metalle zu ſehr an. Beyde mit einander gemenget geben ein gemäſſigtes Feuer, welches aus der Art der Metalle beſtimmet werden muß. So iſt z. Ex. ſchädlich, einmal lauter Eichen und Buchen, das andere mal nichts als Eſpen, Söhlweiden u. d. g. weiches Holz zu fällen und zu verkohlen. Es ſey ein Proceß, welcher es wolle; ſo fähret man ſchlecht dabey. Durch ſichere Verſuche iſt ausgemacht, daß wenn man eine gewiſſe Malterzahl hartes und weiches Holz, jedes beſonders auf die Hütten liefert, man nicht ſo viel damit ausrichte, als wenn beyderley Arten zuſammengenommen werden. Nächſtdem muß, ſo viel möglich auch vermieden werden, daß man einmal lauter Stangenholz, das andere mal lauter Baumholz fällen laſſe. Beydes iſt mit einander zum Gebrauch zu nehmen. Wo das Holz vornemlich zum Behuf der Hüttenwerke verkohlet wird, da thut es vielen Schaden, nicht nur bey der Aufkohlung ſelbſt; ſondern noch mehr bey dem Hüttenbetrieb, wenn bald Baumbald Stangenholz allein genommen wird, welches alles durch genaue Proben ausgemachet worden.

B) Nachdem man nun, dieſen gegebenen Grundſätzen gemäß, die abzutreibende Oerter gewählet, auch überleget hat, von welcher Seite dieſelbe, und wie viel Waldmorgen davon wegzuhauen ſind; ſo weiſet man die Holzhauer an, und machet im Ort gewiſſe Zeichen, wie weit ſie mit der Hauung für dießmal gehen ſollen, welches am beſten mit Strohwiſchen geſchiehet, die an die Bäume gehänget werden.

a) Wo man viele Holzhauer in einen Ort leget, wie gemeiniglich geſchehen muß, da theilet man ſie in verſchiedene Partheyen, weiſet einer jeden einen Strich an, und da der Beſtand und die Umſtände jedes Strichs nicht allemal übereinkommen; ſo giebt man jeder Parthey gleiche Verhaltungsmaaßen. Z. Ex. ob viel oder wenig, und was für Sorten von dem aus dem Saamen erwachſenen jungen Holze ſoll ſtehen bleiben, ob und was unter den Stangen zu Nutz- und Geräthholz an Reifſtangen, Langwagen, Leiterbäumen, u. ſ. w.

wer-

vor erst soll stehen bleiben u. d. g. Alsdann wird der Anfang mit dem Unter- oder Stangenhalze gemacht. Bevor dieses geschehen ist, kann die Fällung des Oberholzes nicht vorgenommen werden. Es zerschmettert im Fallen das Unterholz, und die Aeste verwickeln sich dergestalt in einander, daß man ohne grosse Mühe das Holz nicht auseinander bringen kann. Gemeiniglich pflegt man das Niederhauen des Unterholzes dem willkührlichen Verfahren der Holzhauer zu überlassen, das aber ein unverantwortlicher Fehler ist, dessen schädlicher Erfolg die Nachkommen oft etliche Geschlechtsfolgen lang erfahren müssen. Es ist nemlich die sorgfaltigste Aufsicht nöthig, daß von dem einständigen Unterholze zur künftigen Zucht der Bäume eine hinlängliche Anzahl der besten Stämme stehen bleibe. Damit nun die nöthige Reifstangen, Deichselstangen, Langwagen, Letterbäume, Band- Sieb- Korbstöcke und ander schwaches Geräthe-holz nicht aus Unverstand der Holzhauer in die Malter möge geschlagen werden; so muß man einige, die davon Kenntniß haben, voraus oder mit schicken, solche auszusuchen, ehe das Stangenholz in Malterlängen zerschrotet wird. Ferner, so ist Acht zu haben:

1) daß das Stangenholz weder zu nahe an der Wurzel, noch auch zu hoch darüber weggehauen werde. Im ersten Fall dringet das Regen- und Schneewasser durch den Hieb bis zur Wurzel, und machet, daß solche ganz oder zum Theil abstirbet. Im letztern verlieret man vieles Holz, das stehen bleibet, und ohne Noth verfaulet. Am besten ist es, wenn es eine Querhand hoch über der Wurzel abgehauen wird.

2) Der Hieb muß schräg geführet werden, damit das Wasser ablauffen könne. Auch müssen die Aexte scharf seyn; widrigenfalls zersplittert der Stamm, ziehet die Nässe in sich, und faulet bis zur Wurzel. Es verstehet sich von selbst, daß bey unstreitig überständigem Stangenholz, aus dessen Stämmen kein Ausschlag zu hoffen, diese Vorsicht nicht nöthig seye. Auch kann solches, weil an der Wurzel nichts weiter gelegen ist, aus der Erde weggehauen werden.

3) Alle einständige, d. i. aus Saamen erwachsene Stammeichen, besonders Eichen, welche eine verhältnißmäßige Dicke gegen die Länge, dabey einen wohlgewachsenen Schaft ohne viele Aeste haben, müssen sorgfältig geschonet werden, wo deren nicht eine so grosse Anzahl vorhanden ist, daß eine der andern Wachsthum in folgender Zeit verhinderu würde.

4) Die beste Malterlänge auf Kohlholz ist 5. Fuß. Bey Feuerholz mag des Gebrauchs wegen die Länge zwar seyn, wie sie will; aber allzukurz solches zu hauen, ist deswegen nicht anzurathen, weil dadurch vieles unnütz in die Späne gehet. Die Malter werden zwischen 2. in die Erde geschlagene und mit Stützen an beyden Seiten verwahrte Pfäle geleget, daß sie nicht ausweichen können, deren Weite von einander, und die Höhe mit dem Malterstock, vest gesetzet werden

werden muß. Dieser ist ein Maaßstab, auf welchem nebst der Zollmaaße sowohl die Weite mit dem Buchstaben W, als die Höhe mit H bezeichnet ist. Die Länge desselben macht man am besten der Länge der Klüfte, oder Malterknüppel gleich, welche die Länge der Malter haben müssen. Man pfleget vom Kohlholz, wie es sich schicken will, 10, 20, 30. und mehr Malter in eines zu legen, welches man Malterbänke nennet. Bey dem Feuerholz aber müssen nicht mehr in eine Bank geleget wrrden, als ein Fuhrmann aufladen, oder wie viel man ihm auf etliche bald nach einander zu thuende Fuhren anweisen kann, indem es sonst Unterschleife und Unordnung nach sich ziehet.

5) Nachdem nun das Unterholz in Malter gehauen, aufgemaltert, und die abgeschlagene Hecke in Schwaden zusammen gebracht worden, daß man sich rühren kann, gehet man

6) An das Oberholz, und nimmt alles knorrigte, oder sonst übelgewachsene, welches zu nichts, als Kohl- und Brennholz nutzet, weg, und verfähret im übrigen, wie vorhin num. 4).

7) Hierauf müssen die Bau- und Geräthholzhauer an den Handel, und diejenigen Stämme aussuchen, daraus das benöthigte erfolgen kann. Hat man an gewissen Gattungen keinen Ueberfluß, oder wohl gar einen Mangel; so ist Vorsicht nöthig, daß nichts von solchem Oberholze, was zu Bau- und Geräthholz nutzbar ist, ins Kohl- oder Feuerholz geschlagen werde. So kann man z. E. aus anbrüchigen, d. i. hin und wieder angefaulten trockenen Eichen oft das beste Faßholz, Radespeichen, ja Schnell-Säulen-Riegel u. d. g. Holz hauen. Nur allein die Abgänge gehören in die Malter, es wäre denn, daß dergleichen Eichen oder anderes, zu mechanischem Gebrauche dienliches Holz überflüßig vorhanden wäre, oder wohl gar zum Verderben stehen bleiben müßte; welche übertriebene Sparsamkeit man nicht selten wahrnimmt; da denn solche abständige Bäume, wenn das unterstehende junge Holz im besten Anwachs stehet, zu dessen grossen Schaden, nachdem sie auf dem Stamme verfaulet, umfallen, oder, ehe der Ort wieder haubar wird, mit vieler Mühe und Kosten weggenommen werden müssen. Wobey noch zu bemerken, daß in die Kohlholzmalter niemals faules Holz, auch nicht einmal solches, das anbrüchige Flecke hat, müsse geleget werden, weil solche Kohlen etliche Tage Feuer halten, und oft Hüttenwerke und andere Gebäude darüber abgebrannt sind. Am gefährlichsten und ungespaltene Zacken von anbrüchigen Eichen, weil solche von oben ab trocken werden, und oft im Kerne faul sind. In Brennholzmaltern hindert es nichts.

8) Endlich brauche man die Vorsicht, daß, wenn viel nutzbares Holz, besonders solches, das nicht länger auf dem Stamme stehen kann, vorfället, man wohl überlege, ob in den nächst folgenden Jahren aus den anzuhauenden Oertern nicht nur das nöthige erfolgen könne, sondern man denke auch auf außerordentliche

liche, jedoch nicht gar selten vorkommende Fälle, und setze sich bey gegenwärtigem Ueberfluß in genugsamen Vorrath; widrigenfalls verfällt man oft in die größte Verlegenheit. Man kann nicht allezeit Oerter anhauen, welche man will. Es ist demnach genug, daß Oerter vorhanden sind, darinnen noch ein Ueberfluß von solchen Gattungen befindlich. Wollte man, wenn an dergleichen Gattungen ein Holzmangel auffließet, aus denen ordentlichen Hauungen einen Sprung thun, und in stehende Oerter, welche abzutreiben die Umstände noch nicht erlauben, fallen, und das benöthigte Bau- und Geräthholz heraus hauen; so kann dieses selten geschehen, ohne vielen Schaden anzurichten. Es machet unnöthige Kosten, man muß mehrentheils kleine Plätze weghauen, damit man sich rühren kann, das umstehende schwächere Holz wird durch die niederstürzende Bäume zerschmettert, man ist überdem in den meisten Fällen genöthiget, besondere Fuhrwege durchzuhauen, damit das Holz aus denen stehenden Dickungen könne gebracht werden. Den Abschlag, das weggehauene und beschädigte Unterholz zu verkohlen, ist zu wenig; es zusammen zu rücken, ist sehr kostbar; es zu Feuerholz zu gebrauchen, ist noch der beste Weg. Was nachhero auf den weggehauenen Plätzen, es seye aus den Stämmen oder Samen, wieder ausschlägt, wird, da solche Oerter trifftig zu seyn pflegen, und die Heerden zu solchen Zeiten, da sie den Laden verderblich sind, um einiger Plätze wegen aus solchen Oertern nicht abgewiesen werden können, vom Vieh verbissen. Mit wenigem zu sagen: hin und wieder in stehende Oerter zu fallen, ist schädlich, es macht außer den bereits erwähnten Unbequemlichkeiten kahle Plätze, oder ungleichen Anwachs, und ist die Regel richtig: Das benöthigte Holz muß gewöhnlicher massen vor den Kohlhauen genommen werden, wo nicht höchstnöthige und unversehene Vorfälle das Gegentheil unumgänglich erfordern, oder ungewöhnliche Umstände es erlauben. Z. E. wo bey schlecht stehendem Unterholz das Oberholz trocken oder anbrüchig wird, oder wo die nöthigen Stämme nahe an Fuhrwegen stehen, die man mit Vortheil ohne andern Schaden wegnehmen kann.

b) Hiernächst hat man die größte Ueberlegung anzuwenden, daß für die Nachkommen wegen des Oberholzes gesorget, der folgende Anwachs des Unterholzes möglichst befördert, die Hindernisse desselben aus dem Wege geräumet, dabey aber doch der größte gegenwärtige Nutzen gezogen werde. In dieser Absicht muß man eine genaue Kenntniß seiner Forsten und aller Umstände des Landes haben, damit man aus Vergleichung derselben urtheilen könne, was in einer langen Reihe der folgenden Jahre nöthig, von welchen Gattungen Ueberfluß, oder das hinlängliche zu hoffen, woran hingegen Mangel zu besorgen seye. Hiebey sind nun verschiedene Grundsätze in Ansehung der Lastreiser zu beobachten, das von s. Lastreisser.

c) Man

c) Nun muß man an das Oberholz gehen, und dabey alles, was unter dem Artikel: Laßreiser erinnert iſt, beobachten. Das Oberholz beſtehet nemlich in Oberſtändern. Dieſe werden aus den Laßreiſern gezogen, und wird eine Laßreis, wenn es die folgende Hauung überſtanden hat, ein Oberſtänder genennet. Zur Erläuterung mag folgendes dienen: Es fallen in dieſem Jahre Bucheckern in einen jungen Gehau oder Ort; ſie keimen und wachſen weiter auf; ſo heißen die jungen Stämme Saamenloden. Wenn nach 20, 30, bis 40 Jahren der Ort abgetrieben wird; ſo läſſet man davon die beſten ſtehen, welche ſodann Laßreiſer heißen. Wird nach Verlauf 20, 30 bis 40 Jahren derſelbe Ort wiederum abgetrieben, ſo heiſſen die Laßreiſer, welche ſtehen bleiben, Oberſtänder. Und diejenige, die von dieſen Oberſtändern in der künftigen Hauung geſchonet werden, heiſſen angehende Bäume, woraus nach langen Jahren endlich Mittelbäume und Hauptbäume werden. Einige machen zwiſchen den Laßreiſern und Oberſtändern noch eine Mittelgattung, und nennen ſolche Vorſtänder, da denn die folgenden alle, ſo viel die Zwiſchenzeit einer Hauung beträgt, ſpäter hinausfallen. Jedoch ſind dieſer Art weitere Abtheilungen nur alsdann nöthig, wenn die Hauungen in kurzer Zeit, als z. Ex. in 15 bis 20 Jahren herum kommen. An einigen Ort pflegt man das Oberholz in Viertheil, halbe und ganze Stämme, angehende Mittel- und Hauptsbäume nach ſeiner Stärke zu unterſcheiden, wornach ſich ein jeder an ſeinem Ort erkundigen muß. An einigen Orten haben die Viertheilſtämme 3 Spann, die halben 4, die ganzen 5. im Umkreiß. Den Spann zu 10 Zoll gerechnet. Wie nun mit dem Fällen des Oberholzes zu verfahren, davon ſ. Oberholz. Und was bey dem Fällen des alten Nachwachſes in acht zu nehmen, davon ſ. Nachwachs, alter.

d) Hierauf laſſe man, ſo geſchwind als möglich, das Holz aufmalkern, die noch herumliegende Hecke in Schwaden, d. i. nach der Ordnung in geraden Linien zuſammen bringen, in Wellen oder Waaſen binden, und bey Schocken aufpanſen, damit durch das hin- und widerſchleppen, und fahren, der junge Aufſchlag nicht verdarben, auch Feuersbrünſte vermieden werden, welche zwar in laubtragenden Orten bey weitem nicht ſo gefährlich auch nicht ſo ſchwer zu löſchen ſind, als im nadeltragenden harzigten Holze; dennoch aber, obgleich das Holz ſelbſt nicht leicht verzehret wird, werden oft groſſe Oerter verſenget, und das Holz nebſt den jungen Loden verdorben, indem das Feuer bey trockener Zeit, durch Winde getrieben, auf dem dürren Graſe, Mooſe, und in vorigen Jahren abgefallenen Laube ſchnell fortläuft, und die Rinde an den Stämmen verbrennet. Nicht weniger iſt es dienlich, daß das Bau- und Geräthholz in Zeiten, und wenn es möglich, noch auf dem Schnee aus den Oertern an die nächſten und bequemſten Wege geſchaffet, auch das Feuerholz nebſt

nebst dem aufgebundenen Waasen, ehe die Loden ausbrechen, abgefahren werde; wodurch ein großer theil des jungen Anwachses vor Schaden bewahret wird. Ein Oberaufseher der Forsten, der ein großes Revier zu besorgen hat, thut nicht wohl, wenn er dergleichen Hauptsachen versäumet. Kann er selbst in so weitläuftigen Forsten nicht persönlich darauf Acht haben; so muß er durch einen zuverläßigen Unterbedienten, der übrigens nur von mäßiger Geschicklichkeit seyn darf, davon Erkundigung einziehen lassen.

Wenn nun ein Gehau in Ruhe gesetzt, und alles herausgeschaft werden solle; so muß das Bau-Geräth und Feuerholz, auch die Waasen denen Käufern, oder an wen es sonst zu verabfolgen, ordnungsmäßig zugemessen und gezehlet, und das erstere mit dem Försterhammer, darauf gewöhnlich die Anfangsbuchstaben der Forst stehen, vorgeschlagen werden, welches zu Vermeidung des Unterschleifes und der Dieberey geschiehet. Was nemlich mit diesem Hammer nicht vorgeschlagen ist, wird, wo man es antrift, oder wo es durchgeführet wird, für gestohlen gehalten. Die Kohlholzmalter werden mit dem Malterstock, auf welchem die Länge, Breite und Höhe der Malter bemerket ist, gemessen, gezehlet, und entweder denen Köhlern, welche das Holz gemäsniglich im Hege verkohlen, oder den Käufern zum Abfahren übergeben, und damit in Abzählung einer großen Anzahl bey einander liegender Malter kein Irrthum vorfallen möge, bemerket man die abgemessenen ungezählten Malter-Länke mit einem aufgesteckten Zweig oder Holzscheite. Was übrigens im Gebrauch oder verordnet ist, und welches an verschiedenen Orten verschieden zu seyn pfleget, darüber muß ein jeder seines Orts Erkundigung einziehen. Man pfleget auch, Irrungen zu vermeiden, das Kohlholz in einer andern Länge zu hauen, als das Feuerholz, z. E. das erste 5, das andere 4 Fuß lang. Eine üble Gewohnheit ist es, das Holz auf dem Stamme zu verkeuffen; denn entweder leidet der Forstherr oder der Käufer; die Bedienten, welche taxiren müssen, werden durch die Geschenke der Käufer verdorben, und beyde theilen den Betrug unter sich.

c) Wenn dieß alles geschehen ist; so ist der abgetriebene Ort oder Theil desselben ins Gehege zu schlagen, und sorgfältigst zu verhüten, daß ohne Erlaubniß, die durch besondere Umstände bestimmet werden muß, kein Vieh in das junge Gehau komme; auch ist selbst das Wild abzuhalten, daß es nicht seinen Stand in solchen jungen Häuen nehme; denn dieses thut im Winter und Anfang des Frühjahrs mehr Schaden, als ganze Heerden Hornvieh. Es hisset die aus dem Schnee hervorstehende Spitzen oder Loden jährlich ab, so daß, wenn ein junger Ort mit einer starken Dickung im frischem Wachsthum stehet, und ein zum recht geschlossenen Bestande hinlänglicher Theil Loden den Verbeissungen in etlich wenigen Jahren entwächset, an einem solchen Ort oft

oft gar kein Unterholz aufkommet. Wie bey den Stammwasen hier zu verfahren, davon s. Stammwasen.

β) Von dem Nadelholz ist vor allen Dingen zu bemerken, daß es vom Stamme nicht wieder ausschlage, sondern unmittelbar aus dem Saamen fortgepflanzet werde. Durch kleine Künsteleyen kann man zwar aus ganz jungen abgehauenen Stämmen und Aesten etwas hervorbringen; es ist aber weit gefehlt, daß man einen Forst damit zu nutzbaren Stand setzen könnte. Mithin hat man hierauf nicht zu achten, und nadelholztragende Oerter in vielen Stücken anders zu behandeln. Ueberhaupt ist eben dasjenige zu beobachten, was oben lit. A) die allgemeine Regeln vorschreiben. Insbesondere aber ist mit dem Nadelholz also zu verfahren:

1) Ist darauf zu sehen, daß durch das Abtreiben desselben den westlichen Winden keine Oefnung in einem andern Ort gemachet werde, darinnen durch einfallende Sturmwinde grosser Schaden geschehen kann, und welcher noch einige Jahre mit der Anhauung, nach Erfordern der Umstände, zu verschonen. Durch diesen Fehler werden oft grosse in besten Wachsthum stehende Oerter zum grösten Schaden der Forsten übern Hauffen geworfen. Wenn nämlich mehr erwachsene Oerter an einander stossen, dabey in einer Richtung von Abend gegen Morgen liegen, und keine Striche von rauhen Tannen mit weit ausgebreiteten, und in ziemlich hartem Boden befestigten Wurzeln, zwischen besagten Oertern befindlich, welche grossen Sturmwinden zu widerstehen vermögend sind, und man treibt einen gegen Abend liegenden Ort ab; so wird alles, was gegen Morgen stehet, der Gewalt der westlichen Winde ausgesetzet. Kommt nun ein solcher Sturm; so wirft er das gegen Morgen stehende Nadelholz übern Hauffen; welches um so öfter geschiehet, wenn zu Ende des Herbstes oder Anfang des Winters der Boden von vielem Regen und eingefallenem Schnee erweichet ist. Je lockerer nun der Boden, und je höher das Holz, desto schädlicher ist die Wirkung des Windes. Hiedurch entstehet der Schaden, daß das übern Hauffen fallende Holz sich ganz unordentlich untereinander verspriegelt. Die Holzhauer haben doppelte Mühe, und müssen sich auch nicht weniger Gefahr aussetzen, indem sie es zerschroten, und auseinander bringen; denn es sind oft Bäume durch andere auf ihren Gipfeln liegende Stämme wie Bogen oder Sprengel gespannet, wodurch verwegene, unverständige Holzhauer, wenn sie ohne gehörige Vorsicht, absonderlich am Gipfel oder Höltzende abhauen, auf selbigen stehend, in die Höhe geprellet, oder gar zerschmettert werden. Hieraus mache man die folgende Regeln:

a) Hüte dich nach Möglichkeit, geschlossen stehende Tannenörter gegen Abend anzuhauen, oder auf einige Weise durch Weghauen etwa vorliegende Oerter zu öfnen, daß der Abendwind einfallen kann.

b) Nicht

b) Nicht weniger, jene Oerter solchergestalt durchzuhauen, daß die Abendwinde darinnen die Bäume schieben, oder umwerfen können.

c) Und weil es dabey viel auf den Grund und Boden ankommt; so hat man hierauf genaue Acht zu haben; denn wo lockerer und leichter Grund und Boden ist, oder wo die Tannen nur mit den Seitenwurzeln flach in mildem Boden hinlaufen, die Herzwurzeln aber nur einige Spannen tief eindringen können, und sodann auf einen vesten undurchdringlichen klippigten Boden stossen, da ist weit mehr Vorsicht nöthig, als wo die Wurzeln zwischen grossen Lagermänden, oder einem klippigten, mit vielen, ziemlich weiten, quer durcheinander lauffenden Klüften, durchrissenen Boden, sich veste setzen können.

d) Erhabene Ebenen und Ehänge der Berge, die gegen Abend einfallen, sind denen Windfällen sehr unterworfen. Wo hingegen nahe vorliegende Höhen und steile Berge quer vorliegen, welche sich in einem ziemlich geraden Striche von Mittag gegen Mitternacht erstrecken, und also die Abendwinde abhalten; wo tiefe durch die Oerter lauffende Schlüfte, die ein gleiches Streichen haben, in einem Orte vorhanden, da brauchet es so grosser Sorgfalt nicht, da kann man von der obigen Regel, wenn es die Umstände erfordern, etwas abgehen.

e) Je hochstämmiger die Bäume sind, desto mehr muß man sich hüten, den stürmischen Abendwinden Oefnung zu machen. Ist das Holz kurz, rauh, und struppigt, da hat man vor dem Winde weniger Gefahr.

Da es indessen in einigen Fällen unmöglich ist, bey dem Abtreiben den Strich von Morgen gegen Abend genau zu beobachten, und durch diese nothwendige Abweichung oft zu Windfällen, und denen daher entstehenden Trocknissen und Wurm Anlaß gegeben wird; so ist nöthig zu zeigen, wie dem grossen Uebel, so daraus entstehen kann, vorzubeugen seye. Gib demnach

a) Im Frühjahr genau Acht, ob durch die Sturmwinde im vergangenen Winter Bäume umgeworfen, oder auch nur etwas nach der Seite geschoben worden, und lasse solche sofort weg und zu Kohl-Brenn- oder Bauholz aufbauen. Denn so bald die Witterung warm und trocken wird, ist der schwarze Wurm, der sich in der Rinde desselben erzeuget, gewiß darinnen. Er fängt sich im April an auszubreiten. Im May, Junius und Julius vermehrt er sich am stärksten, und ist am gefährlichsten. Im August und September vermindert sich die von ihm zu besorgende Gefahr.

b) Weil aber alle, nur etwas geschobene und von den zarten Wurzeln losgemachte Tannen, nicht zu erkennen sind, auch in einigen Fällen Schaden geschiehet, wenn ohne Noth zu viel weggenommen worden, indem man dadurch die Oerter den Anfällen der Sturmwinde noch mehr öfnet; so muß man bey

zweifelhaften Fällen in obbemerkten Monaten Acht haben, ob und in welchen Bäumen sich der Wurm wirklich zeiget, ob viele Harztröpfgen am Schafte sich äussern, oder Wurmmehl am Stamme liege, und der Trieb von selbigem Jahre welk werde. Da denn dergleichen Stämme also fort, und ehe sich das Uebel ausgebreitet, obgedachtermassen wegzunehmen.

c) Wenn grosse Plätze oder Striche vom Wurm bereits angesteckt sind; so ist nicht anzurathen, die Gattungen gegen den vorliegenden Ort zu führen, sondern man muß zwischen dem angesteckten Theil, und dem gesunden Holz, und zwar von dem letztern einen Strich von 100 und mehr Schritten weghauen, um dadurch das angesteckte Holz von dem gesunden völlig abzusondern, so dann erst das angesteckte wegnehmen. Denn da der Wurm von dem Stamm, darinnen er ausgebrütet ist, sich nicht weit entfernet, auch dieses einzeln vom Winde fortgejagte und zerstreute Ungeziefer gesundes Holz nicht überwältigen kann, weil die Brut von dem einzeln einfallenden Wurm darinnen erstücket; so ist dieses fast der einzige Weg, bey überhandgenommenem Uebel das gesunde Holz zu retten.

Es ist nämlich zu merken, daß der bereits fliegende kleine Käfer bey weitem einer Tanne so verderblich nicht seye, als die Brut bis zum Ausfliegen. Es erzeuget sich solche aus sehr kleinen, runden, weissen Eyern, welche die Grösse haben, wie Sandkörner, die der Käfer in die Seiten, der von Ast auf der inwendigen Fläche der Rinde ausgehöhlten Gänge in grosser Anzahl leget, woraus anfänglich eine kleine weisse Made mit einem rothen Kopf kriechet, die in etlichen Tagen zugleich nebst dem ganzen Körper der Made dunkelbraun wird, worauf der hinter Theil derselben sich ablöset, da denn die Flügel und Schildflügel, wie an allen übrigen Käfergattungen erscheinen. Man hat dieß in den Jahren 1747, 1748, und in den nächstfolgenden, fast durchgängig wahrgenommen. Man hatte geraume Jahre zuvor keine starke Anfälle vom Wurm gehabt; die wenigsten Forstbedienten kannten die Art dieses Ungeziefers. Als im Jahr 1747 zu Ende des Monats Junii einige Tage lang am Harze heftige Donnerwetter, und hierauf ein sehr dicker Nebel entstand, der fast eine ganze Woche anhielt; so wurden, jedoch nur allein in den Nothtannenörtern, in dieser kurzen Zeit eine ungewöhnliche Menge Raupen erzeuget, welche mit einem den Spinnengeweben ähnlichem Gespinnste, nicht allein die Bäume, sondern auch die Zwischenräume und Wege gleich als mit Netzen durchzogen. Nach Ablauf wenigen Tage fiengen die Nadeln der Tannen, besonders am Triebe desselben und des vorigen Jahres, an, braun und trocken zu werden, welches jedoch die jungen oder Plänkannen mehr, als die stärkere Stämme betraf. Die Nadeln fielen bald ab, und schien aller junge Anwachs trocken zu werden. Die Tannäpfel desselben Jahres steckten voll weisser Maden, welche die Saat verzehreten. Fast alle Forstbedienten,

dienten, nur wenige ausgenommen, glaubten, es seye der oberwehnte so schädliche Wurm, sie befürchteten, alle diese Tannen würden vertrocknen. Man wollte schon den Anfang machen, solche wegzuhauen, damit sich das Uebel nicht noch mehr ausbreiten möchte. Zum Glück unterließ man es; denn sie erholten sich, nur gar wenige ausgenommen, in nächstfolgendem Jahr völlig wieder, so daß sie bis auf den heutigen Tag im frischesten Wachsthum stehen. Es ist nemlich zu merken, daß junge Tannen niemals von dem giftigen schwarzen Wurm angegriffen werden. Niemals fällt dieser Wurm die Quirl, Spitzen oder Aeste an. Man findet ihn nicht in den Zacken, nicht im Holze selbst, sondern allezeit im Schaft zwischen der Rinde.

In eben dem Jahr, im Monat November, entstand ein heftiger Sturmwind, welcher in Südwesten den Anfang nahm, nach Westen umlief, und sich in Nordwesten vestsetzte. Es wurde eine ungeheure Anzahl Bäume über den Haufen geworfen, und zum Theil geschoben. Fast aller Orten versäumte man das Aufhauen derselben zur Winterszeit. Das folgende Frühjahr und der Sommer wurden unmäßig heiß und trocken, der Wurm entspann und vermehrte sich schnell, und breite sich bald in dem annoch gesunden Holze aus. Man suchte, um diesem Uebel zu steuren, das umgestürzte Holz umzuhauen, das geschobene und bereits abgestorbene wegzunehmen, folgte dem Wurm also nach, und trieb solchen vor sich her in das gesunde Holz, wodurch die größten und schönsten Oerter verlohren giengen. Alle Mittel waren vergebens. Nur allein durch vorerwehntes Durchhauen konnte man den Fortgang des Verderbens hindern, indem man durch Wegnehmung breiter Striche vom gesunden Holze, das angesteckte von dem gesunden absonderte.

Doch ist wohl zu merken, daß man sich dieses Mittels mit dem Durchhauen nur alsdann bedienen müsse, wenn der Wurm schon gar sehr überhand genommen; sonst ist hinlänglich, nur das angesteckte wegzunehmen. Es kommt in allen diesen Fällen auf den Grad des überhand genommenen Uebels an. Der erste Anfang zeigt sich durch klare Perlen oder Tropfen vom Harze, welches daselbst durch die Rinde des Baums ausläuft, wo der Wurm dieselbe durchbohret, und seine Brut hineingeleget hat. Einen höhern Grad bemerket man am Wurmmehl. Den höchsten, wenn der Baum anfängt, trocken zu werden. Hat sich der Wurm noch nicht sehr ausgebreitet, ist der Sommer kalt und naß: so nimmt man nur die Stämme weg, wo sich das Wurmmehl zeiget, oder die schon ganz abgetrocknet sind. Hat er sich sehr ausgebreitet, ist der Sommer heiß und trocken; so muß das Durchhauen auch hinter den Stämmen geschehen, worin sich die Harztropfen zeigen.

d) Das Holz, welches in solchen Fällen niedergehauen worden, muß in möglichster Geschwindigkeit zerschroten, gespalten und verkohlet, oder, wenn

ſich dieſes ſo bald nicht thun laſſen will, in Hauffen gebracht, ſodann mit Hecke und Erde bedecket werden; ſo erſtirbet der darinn befindliche Wurm. Dieſe Vorſicht iſt um ſo viel nöthiger und eilfertiger vorzukehren, je mehr der Wurm ſchon überhand genommen, und je ungeſunder und anbrüchiger die vorliegende ſtehende Oerter ſind. Was zu Bau- und Geräthholz genutzet werden ſoll, muß in aller Geſchwindigkeit von der Borke oder Rinde befreyet, ſelbige weggeſchaffet, und mit gehöriger Vorſicht in Gruben verbrannt werden; denn die Rinde iſt das rechte Neſt, worinnen dieſes Ungeziefer ausgebrütet wird. Einige pflegen auch die Hecke zu verbrennen. Es iſt aber dieß eine unnöthige Vorſorge, weil man in keinen Zweigen und Aeſten den Wurm findet. Dieſe Erzeugung des ſchwarzen Wurms, welche durch die Abendwinde veranlaſſet wird, iſt alſo ein Hauptgrund, warum die Fichtenörter beſonders von Morgen gegen Abend abzutreiben.

Ein anderer Grund, warum Oerter, welche lediglich aus flüchtigem Saamen in Anwachs kommen, abſonderlich die mit Tannen beſtandene, von Morgen gegen Abend abzutreiben ſind, iſt der leichtere Anflug, welcher mit den weſtlichen und ſüdlichen Winden vor andern geſchiehet. In dieſer Abſicht würde die Hauung auch von Mitternacht gegen Mittag können unternommen werden, wenn die aus Nordweſten ſtürmende Winde nicht ſchaden thäten. Man muß von dieſer Linie ohne Noth nicht abweichen. Der ſchlimmſte Fall iſt dieſer: wenn dergleichen Oerter an den weſtlichen Einhängen eines Gebürges liegen, welches von Norden gegen Süden ſeinen Strich hält. In dieſem Fall iſt nichts anders zu thun, als daß man auf der mitternächtlichen Seite in einer ſchmalen und ſchrägen Linie gegen Mittag die Hauung führe. Iſt der Boden etwas locker; ſo ſind zwar die Windfälle unvermeidlich, man hat aber den Vortheil, daß der mit dem Mittagswinde ausſtiegende Saame, die in Mitternacht liegende Hauung in baldigen Anwachs bringet, und hat man nur die im Winter vorfallende Windfälle in Zeiten aufzuhauen, um dadurch die überhandnehmende Trockniſſe und den Wurm zu verhüten. Wollte man einen ſolchen Ort von Mittag gegen Mitternacht abtreiben; ſo fallen zwar ſo viele Windfälle nicht vor; hingegen veranlaſſet die auf dem geöfneten Ort ſtehende Sonnenhitze in dem Holz, das des Schattens gewohnt, eben ſowohl den Wurm, als der Nordweſtwind, und auf dem abgetriebenen Theil flieget der Saamen nicht ſo leicht an.

2) In Anſehung der Breite und Länge, in welcher die Hauung zu führen, iſt dieſes anzumerken: Je ſchmäler der Strich iſt, nach welchem die Hauungen von Morgen gegen Abend, oder von Mitternacht gegen Mittag getrieben werden, je beſſer iſt es vor den künftigen Anwachs; denn da der Saamen kaum 100 bis 150 Schritte weit gewöhnlicher maſſen in geſchloſſener Dickung anflieget, wodurch allein tüchtiges

ges Nadelholz kann gezogen werden; so ist es ein gar grosser Fehler, wenn man im Gegentheil die Haunngen gar zu groß nimmt, und dieser Fehler ziehet einen desto grössern Schaden nach sich, je mehrere Jahre verlauffen, darinn kein Saamen erfolget, welcher Mangel sich oft ereignet. Ueber solche weite Blössen, die man Stockräume und Stockenhäue nennet, kann der der Mittags- und Abendwind den fruchtbaren Saamen, der am schwereſten ist, nicht geschlossen, d. i. in gehöriger Dickung, forttreiben. Die entfernetere Fläche bleibt eine kahle Blösse, oder der Anflug erfolget nur sehr einzeln und zerstreuet, und was daraus erwächst, bedeutet so viel, als gar nichts; es werden rauhe struppigte meist aus verwarrten Aesten bestehende Büsche. Geben sich im Winter ein paar Rehe, Hasen oder Auerhäner in solchen Ort, wenn er noch jung ist; so beissen sie die aus dem Schnee hervorragende Spitzen ab, wodurch der einzelne Anwachs völlig verdorben wird. Man nennet das daraus erwachsene struppigte Zeug Kölleerbüsche, welche nach Ablauf von sehr vielen Jahren zu kurzen, dicken, knorrigten, unförmlichen und unnützen Rümpfen werden. Stehen sie etwas nahe beyeinander; so leiden die an der Erde sich ausbreitenden Aeste keinen Anwachs darzwischen. Was daselbst nach Ablauf von vielen Jahren, nachdem ein kurzes Moos die Loden überzogen, und das Gras vertrieben, aufsteget, oder dahin gesäet wird, das verbuttet und verdirbt. Das ist der Erfolg von gar zu grossen Haunngen in Tannenörtern. Ob aber zwar lange und schmale Tannenhäue den neuen Anflug am leichtesten annehmen; so ist dennoch gut, daß man beständig Saamen vorräthig habe, und die Häue damit übersäe, wenn man merket, daß dasselbe Jahr keine Tannensaat werden will. Denn das Gras nimmt gemeiniglich in abgetriebenen Oertern in etlichen Jahren überhand, und dieß ist vornemlich dem Tannensaamen schädlich, erstickt ihn, und läßt sich so leicht nicht tilgen.

3) Was die Haunng selbst betrift; so muß man, ehe man zu derselben anweisen kann, erst wohl überlegen, ob und wie viel an Kohl- Feuer- Bau- Geräthe- Schacht- und anderm Holze erforderlich ist. Sodenn wähle man nach der allgemeinen Vorschrift (lit. A) die Oerter, und wie jeder anzuhauen. Man bestimme in jedem Ort die Grösse des wegzunehmenden Striches dergestalt, daß man solchen lieber etwas zu klein, als zu groß nehme. Denn wenn das nöthige Holz nicht erfolget, kann man allezeit weiter in den Ort gehen. Man bemerke ingleichem die Linie, welche anzeiget, wie weit das Holz wegzunehmen, indem man die auf selbiger stehende Bäume entweder mit der Maalbatte anplätzet, oder man bezeichne sie mit angehängten Strohwischen oder durch andere Merkmaale. Was überhaupt oben angemerket worden, ist auch hier zuförderst in Acht zu nehmen; ingleichem was von dem Hauen des Laubholzes gesagt worden. Hiernächst merke man nachfolgendes:

a) Will man nach geſchehener Hauung die Stöcke ausroden laſſen; ſo hauet man die Bäume einen, auch wohl anderthalb Fuß hoch über der Erde ab, damit man durch die in den Kopf der Stöcke eingetriebene Keile und Brechſtangen die Wurzeln leichter zertheilen und aus der Erde heben kann. Will man keine Stöcke roden; ſo hauet man die Stämme ſo nahe an der Erde ab, als möglich, wodurch viel Holz genutzet wird, welches ſonſt im Gehau ſtehen bleibet, und unnützer Weiſe verfaulet. Es meynen zwar einige, daß die Erde von ſolchem verfaulten Holze dem Boden, zu künftigem beſſern Wachsthum des Holzes, eine Düngung gebe. Allein ob es wohl an dem iſt, daß die Tannen in mildem fruchtbaren Boden etwas geſchwinder wachſen; ſo wird doch das Holz an der Güte deſto ſchlechter. Hierzu kommt, daß bey folgender Hauung auf einem ſolchen mit Erde von verfaultem Holz gedüngeten Boden ein hohes und ſehr dickes Gras gar bald überhand nimmt, da denn ein ſolcher Ort nicht anderſt, als mit der gröſten Schwürigkeit wieder in geſchloſſenen Anwachs gebracht werden kann.

b) An einigen Orten hat man zur Erſparung desjenigen Holzes, welches bey Fällung der Tannen in die Späne gehauen wird, ein Mittel ausgedacht, die Bäume nebſt den Hauptwurzeln umzuwerfen. Man rodet nämlich die Erde nahe um die Stämme auf, hauet die Hauptwurzeln von den kleinen Nebenwurzeln ab, da denn durch die geringſte Bewegung der Luft, durch ein um den Stamm gelegtes Seil, einen Hebebaum, auch andere nach Gelegenheit des Ortes angebrachte Mittel, die Tannen leicht umgeworfen werden; alsdenn ſchneidet man mit einer Säge den Stamm von der Wurzel ab. Je ſtärker die Bäume ſind, je mehr Holz wird dadurch erſparet, und trägt an manchem Stamm etliche Cubicſchuh aus. Es iſt dieſes nicht ganz zu verwerfen, ſondern nur folgendes dabey zu erinnern;

a) Es muß ein lockerer und nicht gar ſteinigter Boden ſeyn, weil, wenn die Wurzeln zwiſchen den Klippen veſte ſtecken, dieſer Vortheil nicht anzubringen iſt.

b) Das Holz muß nicht zu ſchwach ſeyn, ſonſt belohnet die Erſparung der Späne die Mühe nicht.

c) Es muß in einem Lande geſchehen, wo der Holzmangel eine ſorgfältige Erſparung aller Kleinigkeiten erfordert; denn es iſt das Baumumwerfen koſtbarer, als das Hauen. Es iſt bey entſtehendem Winde vor die Arbeiter, welche den Baum mit einem umgelegten Seil niederziehen, oder durch einen Hebebaum umwerfen, gefährlich, weil er oft nach der Seite getrieben wird, wo die Arbeiter ſtehen, und im Fallen ſie leicht beſchädiget. Oft werden die Bäume in dem ſtehenden Ort übereinander hergeworfen, daß man ſie nicht ohne viele Mühe auseinandee bringen kann. Nachdem man alle dieſe Umſtände wohl überleget, oder aber ſchlecht beurtheilet, kommt bald Nutzen, bald

bald durch zu grosse Kosten Schaden heraus.

c) Ehe die Stämme in das Brenn- und Kohlholz geschlagen werden, müssen die Holzhauer, welche das Bauholz, als Sägemühlenblöche, Schindel- Böttcherklötze u. d. g. auszuhauen wissen, voraus gehen, und von denen dazu brauchbaren Stämmen so viel aussuchen, als dazu erforderlich ist. Sodann wird das übrige stärkere mit der Säge in Mauerlängen zerschnitten und gespalten, das schwächere mit der Axt zerschrottet, das Holz aufgemauert, das Block- Bau- und Gezähholz bald möglichst aus dem Gehau geschaffet; desgleichen auch die Hecke, weil sie bey entstehender Feuersgefahr höchstschädlich seyn kann. Wenn auch die Hecke zu anderm Gebrauch z. Ex. zu Grubenkohlen im Gehau bleiben muß; so ist sie doch von den Kohlstätten so weit abzubringen, daß sie nicht leicht in Brand gerathen kann. Am sichersten ist, man schaffe sie gar zwischen den Maltern weg.

4) Weil oft in 3, 4 und mehr Jahren kein Tannensaamen wächst, und in diesem Fall die jährlich geschehene schmale Hausungen zusammengenommen, einen so weiten Raum ausmachen, daß der gehörige Anflug bey nächstfolgendem Saamen nicht geschehen kann; so läßt man bey Abtreibung der Tannenörter, die etwa hin und wieder einzeln oder horstweise befindliche, rauhe Tannen stehen. Wenn diesen von dem umher befindlichen höhern Holze Luft gemacht wird; so tragen sie gar bald häufigen und sehr guten Saamen, wodurch die leeren Räume in Anflug gesetzet werden. Jedoch merke man, daß man das Gras nicht müsse überhand nehmen lassen, sonst wird alles verlohren seyn. Gewiß ist es, daß der Anwachs des jungen Nadelholzes, welcher aus dem selbst ausgestogenen Saamen entstehet, weit gewisser und besser aufschlägt, als wenn der Saame durch gekünstelte Mittel aus den abgebrochenen Aepfeln gesammelt wird. Es ist zwar dieß nicht ganz verwerflich, ja es ist oft unumgänglich nöthig; was man aber ohne Mühe und Kosten gewisser und besser haben kann, ist gleichwohl vorzuziehen. Vornemlich sind diejenigen langen und schmalen Striche von rauhen Tannen zu schonen, welche von Mittag gegen Mitternacht laufen.

Hierdurch wird nicht allein der Anflug ungemein befördert; sondern sie dienen auch, nach langen Jahren den Windfällen und Trockniß Einhalt zu thun, daß dadurch nicht große Oerter, insonderlich die auf hohen ebenen oder gegen Abend abfallenden Gebürgen liegen, über Haufen geworfen werden. Denn wenn dergleichen Oerter durchgängig mit hochstämmig geschlossenem Holze bestanden sind, und es entstehen darinnen durch Holzdiebe, durch ungelöschte entstandene Feuersbrünste, oder auf andere Art Oefnungen; so erfolgen bey erstem Sturmwinde Windfälle, und wenn der nächste Vorsommer heiß und trocken ist, ohnfehlbar der Wurm. So oft ein abermaliger Sturmwind solche Oefnung

anflieg; so ist vorzuglich sich der Schaden, und ist um so viel weniger zu helfen, je mehr geschlossen, und je gleichförmiger ein solcher Ort bestanden ist. Finden sich hingegen Striche von rauhen Tannen darinnen, so widerstehen solche dem einreissenden Uebel, weil sie niedrig und stark bewurzelt, folglich dem Winde zu widerstehen im Stande sind, und also dem dahinter befindlichen hochstämmigen Holze zum Schutz dienen. Ueberdem geben solche rauhe Tannen, wenn sie nicht gar zu struppigt und ästig; sondern bis auf die Hälfte des Stammes, von Aesten rein sind, in den folgenden Hauungen sehr starke Hölzer zu Sägemühlenblöchen, dergleichen, wo das Holz geschlossen und hochstämmig stehet, nicht leicht zu erhalten.

Sind der rauhen Tannen gar viele in einem Ort; so kann man sie des Anflugs wegen zwar stehen lassen; nachdem aber der Anflug gehörig erfolget, auch einige Jahre im Wachsthum geblieben, und man also von dessen Dauer versichert ist; so nimmt man diejenigen überflüssigen rauhen Tannen, welche dem Wachsthum der jungen Tannen in der folgenden Zeit schädlich seyn können, weg, wenn im Winter der Schnee so hoch lieget, daß der Anflug gänzlich gedecket, und vor aller Beschädigung gesichert ist. Man schaffet auch sowohl das Holz, als die Hecke, so wie beydes gehauen wird, ohne Anstand auf Schlitten aus dem Orte. Von den rauhen Tannen, welche stehen bleiben, muß man gleich beym Abtreiben des Orts einige der untern längsten Aeste wegnehmen, dergestalt, daß das Abhauen wenigstens einen Fuß weit vom Stamme geschehe. Nach Ablauf von 2 bis 3 Jahren nimmt man die folgenden Aeste abermals 6 bis 8 Fuß hoch auf gleiche Weise weg, und zwar wenn Schnee lieget, und schaffet die Hecke so fort auf Schlitten weg. Hiemit kann man einigemal fortfahren, bis keine überflüßig lange, sowohl dem neuen Anwachs, als dem Wachsthum ihres eigenen Stammes schädliche Aeste, mehr an den stehen bleibenden rauhen Tannen befindlich.

Es muß das Abhauen zur Winterzeit, und wenigstens eine Spanne weit von dem Stamme geschehen, weil alsdann wenig und sehr verdickter Saft in den Tannen ist. Es schwitzet nicht so viel Harz und Saft aus den verwundeten Aesten, als wenn das Abhauen unmittelbar am Schaft, und im Frühjahr oder Sommer geschiehet. Es müssen die Aeste nicht auf einmal, sondern zu verschiedenenmalen abgehauen werden, damit der Umlauf des Saftes sich nach und nach gegen den Gipfel, und die andern Theile des Stammes begebe, welches mit einemmal nicht ohne Schaden geschehen kann, indem es Anlaß zur Harzgalle und dem Verderben des Baums giebet. Läßt man dem Baum gar zu wenig Aeste, so verdirbt ergleichfalls, man mag im übrigen so behutsam gehen, als man wolle.

6) Die Maler müssen in Tannenhäuen so geleget werden, daß die runde Seite, daran die Rinde sitzet, inwendig und unten, die

die gespaltene Fläche hingegen oben auf zu liegen komme. Auch muß man die runden Spitzen oder Höllenden, und alles, was nicht gespalten wird, mitten oder unten in die Malterbänke legen; wodurch verhindert wird, daß der darinnen allezeit entstehende Wurm sich nicht vermehre noch ausfliege; sondern in der Rinde ersticke, weil wie schon erinnert worden, das Ausfliegen nicht eher geschiehet, bis die Sonne darauf scheinet.

7) Wir kommen endlich auf das vermischte Holz, das aus Laub- und Nadelholz bestehet. Bey keiner Gelegenheit kann man die Einsicht und Geschicklichkeit eines Forstverständigen zuverläßiger wahrnehmen, als bey Abtreibung solcher Oerter, die vermischtes Holz haben.

1) Zuförderst kommt es auf eine richtige Beurtheilung der Haubarkeit des gemischten Holzes an. Wir gewahrnehmen nemlich massen das Nadelholz 60, 80, und mehrere Jahre Zeit erfordert, ehe es zu seiner gehörigen Haubarkeit gelanget; also siehet man leicht, daß Laub- und Nadelholz sich nicht wohl zusammen schicken, wo man Kohl- und Feuerholz von den Stammlohden des Laubholzes ziehen will. Denn wenn man dieses zu alt werden läßt, so erwartet man diesen Anwachs von den ausschlagenden Stämmen vergebens, inmassen das Laubholz im 20, 30 und höchstens 40sten Jahre haubar ist, wie dieser Unterschied aus der Art des Laubholzes, des Grundes und Bodens, und auch der Lage des Orts zu beurtheilen. Wollte man nun das laubtragende Holz, ehe es überständig wird, heraushauen, und das Nadelholz stehen lassen; so würde solches nicht nur viele Beschwerlichkeit und Kosten verursachen, sondern es würden auch die wieder ausschlagende Stammlohden zwischen dem schon erwachsenen Nadelholz ersticken.

Ist der Boden etwas locker, und sind die Tannen etwas hochstämmig oder höhreich, so werden solche mehrentheils vom Winde übern Hauffen geworfen, so bald durch das Ausbauen des Laubholzes Oefnungen entstehen. Bleiben sie auf vestem Boden vom Winde unbeschädigt, so wachsen sie in Aeste, so bald durch das Herausnehmen des Laubholzes Plätze entstehen, und werden daraus rauhe, struppigte, schlechte Bäume. Was von Tannensamen zwischen diesen stehen gebliebenen Tannen aufwächst, wird mehrentheils struppigtes, verbuttetes Zeug, welches selten zu einem wohlgewachsenen und hochstämmigen Baume gedeyet. An das Aufkommen der laubtragenden Saamenlohden ist nicht zu gedenken.

Geschiehet es, daß Birken und Tannen zugleich in einem Orte aufwachsen; so leiden die Tannen dadurch den Schaden, daß die Birken zur Winterzeit, wenn sie kein Laub haben, und vom Winde stark beweget werden, die Nadeln und Rinde von der äussersten und höchsten Spitzen des Nadelholzes, so zu sagen, abreitschen, und dadurch dessen fernern Wachsthum verderben. Will man auch laubtragendes Saamen-Bauholz mit Nadelholz zugleich ziehen, so finden

sich grosse Schwürigkeiten. Denn wenn der Saamen von beyden Gattungen in die Erde fällt; so überwächst das Nadelholz die meiste Gattungen vom Laubholz, ausgenommen die Birken, und so bald jenes die Höhe des Laubholzes übersteigen, so nimmt sein Wachsthum in die Länge ab, breitet sich in Aeste aus, verdämpfet und erstickt das niedrige Laubholz, machet, daß es kränkelnd wird, oder gar absterbet, und wird also aus beyden nichts tauglichers. Absonderlich ist die Fichte, denen Eichen schädlich, und findet man die mehresten derselben, welche zwischen Nadelholz, absonderlich den Fichten stehen, schadhaft und anbrüchig.

Ferner so erfordern die besten Gattungen des laubtragenden Baumholzes viel längere Zeit, als das Nadelholz, ehe sie zur gehörigen Stärke kommen. Will man das Nadelholz heraushauen, so macht es viele Umstände, und man bekommt leere Plätze, womit man nichts anzufangen weiß, weil das Säen und Pflanzen zwischen stehendem Baumholz selten gut anschlägt. Läßt man das Nadelholz über die Zeit stehen; so erhält man nur einige wenige starke gesunde Blochbäume, weil das meiste anbrüchig oder gar trocken wird. So schädlich einer Forst die Mischung ist, so vielfältig findet man, daß durch diesen Fehler in grossen Revieren das laubtragende Holz durch das nadeltragende vertrieben und ausgerottet, dieses selbst aber von schlechter Beschaffenheit ist. Es hat demnach ein Forstverständiger diesen vermischten Anwachs, welchen zum Verderben des laubtragenden, und zum grössten Nachtheil des Wachsthums bey dem nadeltragenden Holze gereichet, auf das sorgfältigste zu verhüten.

2) Wenn indessen wirklich Oerter vorfallen, die aus vermischtem Holze, besagter massen, bestehen; so muß man zuförderst beurtheilen, welche Gattung von Holz den Vorzug behalten solle. Die Umstände des Landes geben, welcher von beyden das nächste seye. Ausser dem aber muß man auch auf den Grund und Boden acht haben, ob er sich zu den verlangten Gattungen schicke oder nicht. Die Lage eines Orts ist nicht weniger in Betracht zu ziehen, weil gar hoch gelegene, felsigte Gegenden, ausser den Birken, nicht gern Laubholz annehmen. Endlich ist auf die nächst liegende Oerter zu sehen, weil der Wind, absonderlich den Tannen- und Birkensaamen in ziemliche Entfernungen fortführet. Ist ein nicht gar grosser Ort ganz damit besetzet; so fällt es schwer, selbigen, nachdem er abgetrieben worden, das von rein zu halten.

3) Wenn ein Ort vorfällt, der aus Laub- und Nadelholze gemischt bestehet, wann die Umstände eines Landes die Verjüngung des Nadelholzes erfordern, und der Grund und Boden schicket sich dazu; so lasse man das dazwischen befindliche Laubholz so lange wachsen, bis es überflüssig geworden, und nicht zu vermuthen, daß von den abgehauenen Stämmen wieder Loden ausschlagen, und dem Aufwuchs und Wachsthum des Nadelholzes hinderlich

derlich fallen werden. Alsdann ist es Zeit, das Laubholz zwischen dem Nadelholz wegzuhauen, und zwar dergestalt, daß die Hauung, so viel die Umstände leiden wollen, von Morgen gegen Abend geführet werde, damit die bleibende Tannen wenigstens auf eine Zeitlang durch den stehenden Theil des Orts vor den stürmischen Westwinden in Sicherheit seyn mögen. Wollen es die Umstände zulassen; so unternimmt man eine solche Hauung gern, wenn das Nadelholz Saamen trägt, oder man streuet die zuvor aufgesammelte Saat gleich nach der Hauung auf die abgetriebene Plätze. Wo die Tannen einzeln stehen, und zu besorgen, daß das Gras bald überhand nehmen werde, da ist dieses sehr nöthig. Das Moos ist nach aller Möglichkeit zu schonen; denn es läßt in etlichen Jahren kein Gras aufkommen, das dem Nadelholze so schädlich ist. Und so bald ihm Luft gemacht wird, bleibt es selbst nicht so dick, daß es den Anflug ersticken sollte, indem sehr dickes und hohes Moos gleichermassen den Tannenanflug nicht annimmt.

Ist der Boden vest, und steinigt, so läßt man alle Tannen und Fichten ohne Unterscheid stehen, und man erhält dadurch bey nächster Saat einen desto geschlossenern Anflug. Nur alleine die gar zu sehr verbutteten, von welchen weder Saamen noch Wachsthum zu hoffen, und womit oft die Zwischenräume dick überzogen sind, nimmt man mit dem Laubholze weg, damit sie das Aufkommen des neuen Anflugs nicht hindern. Ist der Boden locker und dem Winde sehr ausgesetzt; so muß alles etwas hochstämmige Nadelholz mit dem Laubholze zugleich weggehauen werden; weil es der Wind nicht stehen läßt, nachdem der Ort durch Weghauung des Laubholzes geöfnet worden; oder dafern in selbigem Jahr Hofnung zur Saat vorhanden; so kann man sie zwar stehen lassen, doch sind sie das nächste Frühjahr, nachdem der Saamen ausgeflogen, wo möglich, auf dem Schnee wegzuhauen, und aus dem Orte zu schaffen, damit sich der Wurm nicht entspinne, und überhand nehme. Da in gemengten Oertern sich viele rauhe Fichten und Tannen finden, welche ihre Aeste nahe an der Erde weit ausgebreitet haben, worunter der Anflug gänzlich verlohren gehet; so muß man diese Aeste bis gegen die Mitte des Schafts, anderthalb Fuß lang vom Stamm, und zwar im Herbst, damit sie sich nicht verbluten, abhauen. Dieses werden die besten Saamenbäume, und leiden vom Winde nicht leicht Noth. Wenn man aber bemerket, daß diese rauhe Tannen Saamenhaltende Aeyfel haben; so muß man das Abstäuben der Aeste bis aufs nächste Jahr anstehen lassen. Sonst leidet durch das Abästen, welches man Abstäuben nennet, und wobey allezeit etwas Harz ausschwitzet, der Saamen, wovon dasselbe Jahr der sicherste Anflug zu hoffen, ein merkliches an der Güte.

b) Soll das Laubholz in einem gemengten Orte erhalten werden; worauf sehr zu sehen, wo Kupfer- und Eisenhütten mit

gutem

gutem Geräth, und Kohlholz zu versehen, wo nahe liegende volkreiche Städte und Dörfer vieles Brennholzes benöthiget sind; da ist solches, wenn es noch in frischem Wachsthum stehet, und man gewiß versichert ist, daß es vom Stamme wieder ausschlagen werde, niederzuhauen. Jedoch sind die nöthigen Laßreiser und Oberholz stehen zu lassen. Zugleich muß man das Nadelholz gänzlich mit wegnehmen, es mag so schwach seyn, als es will, auch die kleinsten Tannen müssen nicht verschonet bleiben. Läßt man solche stehen; so kommen die, welche nicht gänzlich verbuttet, so bald Luft gemachet wird, nach einigen Jahren, in einen schnellen Wachsthum, breiten sich in Form einer Pyramide aus, lassen unter sich nichts vom harten Holze aufkommen, und aus solchem Nadelholz selbst, wird niemals ein nutzbarer Baum. Es erhält seine gehörige Höhe nicht, wird knorrigt und voller Aeste, und giebt nicht einmal ein tauglich Kohl- oder Brennholz. Es trägt häufigen Saamen, wodurch das zwischen dem Bauholz so schädliche Nadelholz in grosser Menge hervorgebracht wird.

Sehr dienlich ist, wenn man einen Laubort von Nadelholz rein halten will, daß man die Hauungen in einem solchen Jahr vornehme, da dasselbe einige Jahre zuvor keinen Saamen getragen hat, und da sich dieses nicht allezeit will thun lassen; so ist zu Verhütung des Anfluges von diesem Holze, und zu Beförderung eines reinen Anwachses vom Laubholze sehr zuträglich, wenn man die Tannen und Fichten 2 bis 3 Jahre zuvor, im Vorsommer 4 bis 6 Fuß hoch am Stamme abschälet, und so tief einhauet, daß sie vertrocknen, oder ihnen gar die Gipfel abnehmen läßt, wodurch verhindert wird, daß sie keine Saamen tragen können; denn wenn dieser ein bis 2 Jahre zuvor ausgeflogen; so wird ein solcher Ort, nachdem er abgetrieben, von neuem mit Tannen überzogen. Ist es thunlich, die Tannen 4 bis 6 Jahre zuvor niederzuhauen und gar herauszubringen; so ist es desto besser; welches aber in denen Fällen nicht angehet, wo Laub- und Nadelholz einzeln, oder doch nur horstweise untereinander eine ziemliche Dickung macht. In solchem Fall würde viel Laubholz weggenommen, und fast für jeden nadeltragenden Stamm ein besonderer Fuhr- und Schleppweg gemacht werden müssen. Das abgehauene Laubholz würde alsdenn sofort Stammloden treiben, die aber gänzlich würden verdorben werden, wenn einige Jahre darauf der Niederschlag des übrigen Laubholzes erfolgete.

Stehet Laub- und Nadelholz plätzig untereinander; so hat es kein Bedenken, das letztere einige Jahre zuvor zu Kohl-Brenn-Bau-, oder anderm nutzbaren Holze zu hauen, und herauszuschaffen, und muß man keine Schwürigkeit daraus machen, daß man hin und wieder durch das Laubholz einen Fuhr- oder Schlittenweg öfne. Welches unter obigen Mitteln das beste seye, ist aus denen Umständen zu beurtheilen. Man merke dieß, wie in vielen andern Fällen, zur

Hauptsache

Hauptzweck. Man lasse sich keine Schwürigkeit, keinen Schaden abhalten, das Hauptwerk und einen den Schaden weit überwiegenden Nutzen zu befördern. Damit auf ziemlich grossen Plätzen, wo Nadelholz gestanden, das Gras nicht überhand nehme, und eine Verangerung geschehe; so thut man wohl, wenn man sofort laubtragenden Saamen hineinstreuet. Und weil die meisten Gattungen gern verdorren, da die Nadeln, welche auf solchen Plätzen zu liegen pflegen, bey trockener Witterung Brand dürre werden; so muß man die Stöcke sofort herausroden, damit frische Erde in die Höhe komme, und den nächstfolgenden Herbst die laubtragende Saat hinein streuen, wozu Birken, als ein gutes Feuer- und Kohlholz das beste, und am leichtesten fortzubringen ist. Ueber dem leiden auf solchen Plätzen, bey der nächstfolgenden Abtreibung die meisten laubtragenden Loden von denen Pferdten, welche zu Herausschaffung des Holzes und der Kohlen gebrauchet werden müssen, gerne Schaden; dagegen wird die Birke von denselbigen nicht leicht verbissen.

c) Bestehet ein junger gemischter Ort aus vielem jungen Nadelholze, welches das noch sehr schwache Laubholz, ehe es zu einer nutzbaren Stärke gelangen kann, überwachsen, und gänzlich oder zum Theil unterdrücken würde; so ist kein ander Mittel, als jenes abzuhauen, und liegen zu lassen, oder denen Unterthanen zu gestatten, solches zur Winterszeit als Lese- oder Feuerholz, unter gehöriger Aufsicht, herauszubringen; denn wenn dieses nicht geschiehet: so gehet das Laubholz verlohren, und das Nadelholz kommt gleichfalls zu keinem rechten nutzbaren Wachsthum. Starke Tannen, die in vorigen Zeiten aus Versehen nicht weggehauen worden, kann man indessen stehen lassen, und bey der nächstfolgenden Hauung damit verfahren, wie kurz vorher erinnert worden; es seye denn, daß man sie ohne Schaden des jungen Laubholzes heraus schaffen kann; denn von der ausfliegenden Saat solcher nadeltragenden Stämme kann wenig Schaden geschehen, weil der Anflug theils aus dem Grase nicht in die Höhe kommen kann, welches in solchen jungen Oertern gar selten fehlet; theils weil er die bereits in die Höhe gewachsene laubtragende Loden nicht mehr zu überwachsen vermögend ist; sondern von selbigen meistens erstücket wird.

3) Wenn nun sowohl Laub- als auch Nadelholz jedes zu seinem Gebrauch vonnöthen ist; so muß ein Forstverständiger sorgen, daß beydes in gehörigem Verhältniß, so wie es die Umstände eines Landes erfordern, in seinen Forsten vorhanden seye. Er muß die schädliche Mischung beyder Gattungen nach Möglichkeit verhüten; so ist er der mühsamen Mittel überhoben, eine von beyden Arten aus den gemischten Oertern auszurotten, und wird dieses am besten also bewerkstelliget: Wo Laub- und Nadelholz miteinander gränzet; da muß

a) die Gränze, so viel möglich, ohne scharfe Winkel oder Wendun-

Wendungen versetzet werden. Auf ebenen Flächen ist dieses leicht zu bewerkstelligen, in Bergen und Thälern muß man sich nach der Gelegenheit richten. Dieses ist nöthig, weil bey einer winkelichten Gränze das Nadelholz zwischen das Laubholz zu stehen kommt, die Gränzlinie verlängert, und dadurch der Anflug des nadeltragenden Saamens vermehret wird. Auch ist diese Vorsicht wegen der Hornviehheerden zu beobachten, die sich nach solchen Winkeln nicht wohl treiben lassen, und folglich aus denen hutharen Oertern leicht in die annoch zu hegende einfallen.

b) Das zunächst an dem Nadelholz stehende Laubholz darf in einer Distanz von 50, 80 bis 100 Ruthen, niemals abständig, sondern es muß zu rechter Zeit abgetrieben werden, da man des Ausschlages aus den Stämmen gewiß versichert ist.

c) Man muß keines Nadelholzes, das zwischen dem Laubholz aufgewachsen ist, schonen, es mag einzeln, horstweise, oder plätzig und in so gutem Wachsthum zu stehen scheinen, wie es wolle; sondern es ist mit dem Laubholz zugleich abzutreiben; so kommt es niemals zur Besaamung. Wird dieß alles in Obacht genommen; so hat man keines Durch- oder Aushauens, Abästens des Nadelholzes, noch anderer verdrießlichen Mittel nöthig, das Laubholz zu erhalten. Denn ein Nadelholz thut zwischen frisch wachsendem Laubholze in den ersten 30 Jahren keinen Schaden, wird von solchem Laubholze, das größtentheils in frischwachsenden Stammlohden bestehet, vielmehr niedergehalten, trägt in dieser Zeit keinen Saamen, und was von Saamen aus denen dahinter stehenden Nadelholz tragenden Oertern in einer Entfernung von 50 bis 100 Ruthen in die Laubörter flieget, kann dem laubtragenden keinen Schaden thun, weil die schweren Saamenkörner nur bey hartem Winde, und doch nur einzeln über solche Weite hinaus getrieben werden. Es ist hiebey zu merken, daß ein solcher scheidender Strich Holzes gegen Südsüdwest und West (vom Laubholze an zu verstehen) breiter seyn müsse, als gegen die übrigen Weltgegenden, weil der nadeltragende, insbesondere der Fichtensaamen, mit diesen Winden am stärksten ausflieget. Wenn auch etwa das Laubholz auf einer solchen Scheidung verbeitzet, von Mäusen oder anderm Ungeziefer sehr beschädiget ist, oder aus andern Ursachen, wie unterweilen geschiehet, nicht recht fort will, und also zu besorgen, daß es von dem dazwischen stehenden Nadelholze überzogen werden möchte; so bedienet man sich des oben (num. 2. lit b) und c) vorgeschlagenen Mittels.

Forsten, die sowohl Laub- als Nadeltragende Oerter haben, sind die allernutzbarsten. Beyde Gattungen sind unentbehrlich. Sie wollen aber genauere Acht und Wartung haben, als wo nur eine Gattung in den Forsten vorhanden ist. Man lasse sich demnach empfohlen seyn, oberwehnte Vorsicht und Art, solche Forsten zu behandeln, um so viel ernstlicher zu beobachten,

machen, je schädlicher und unmerklicher der Schaden überhand nimmt, und je schwerer es hält, solchem, wenn er einmal überhand genommen, wieder abzuhelfen. Von rechtlichen Fällen in Ansehung des Holzschlages, s. Abholzen, Ausstocken, Fällen.

Holzschnepfe, s. Schnepfe.

Holzschreyer, s. Häher.

Holzsetzer, Holzaufsetzer, Holzleger, sind an theils Orten gewisse von der Obrigkeit bestellte, und besonders darauf verpflichtete Personen, daß sie entweder das auf den Flößplätzen angeflößte, oder auch das von den Landleuten zu seilem Kauf auf die öffentliche Märkte angeführte Scheithol, nach dem ihnen zugestellten geaichten Maaße, in gehörige Klaftern und Hauffen setzen oder legen sollen, so, daß bey keinem, weder dem Käuffer noch Verkäuffer, zu viel oder zu wenig geschehe; sondern einem jeden gleich durch das Seinige zugetheilet werde. S. a. Holzhauer, Holzmaaß.

Holzsparkunst, Holzmenage, ist die Kunst, alle diejenigen Vortheile recht anzuwenden, wodurch dem übermäßiger Verthun des Brennholzes vorgebogen, und dagegen getrachtet wird, mit wenigem Holz der Hitze zuwege zu bringen, auch anderes Holz außer dem Brennholz auf alle Weise zu ersparen. s. Holzmangel. Wir bemerken jetzo noch folgendes: So lächerlich der Einfall derjenigen ist, welche sagen: Man sollte ohne vieles Kunstein den Wachsthum des Gehölzes bloß der Natur überlassen; so ungereimt und schädlich ist die Meynung derjenigen, welche rathen, das Gehölze eher auszurotten, und aus den leeren Plätzen Saamenfelder zu machen, aus dem Grunde, weil man auf solche Art jährlichen Nutzen hätte, da hingegen bey dem Holz viele Jahre verstreichen müßten, ehe man selbiges recht nutzen könnte. Allein, die solches vorgeben, betrachten nicht, daß der wenigste Holzboden zum Ackerbau bequem und tauglich ist. Man wird ohne große Mühe ausrechnen können, wie hoch an manchen Orten der Nutzen bey dem Ackerbau gegen dem Holzbau stehe. Gesetzt man besitzt 10 Acker Hutweyde, oder mäßig Getreydeland. Wenn man die Hutweyde rechnet, so wird der Acker kaum auf ein weniges zu nutzen kommen. Ist es aber mittelmäßiges Getreydeland, und man ziehet die Unkosten des Ackerlohns, der Düngung und des Saamens davon ab; so wird auch wenig übrig bleiben. Hingegen wenn solches Land mit Aschen, Eichen u. d. g. Saamen besäet wird; so kann man in 30, 40, 50 Jahren so viel 1000 Stämme, die darauf wachsen können, um viel 1000 Thaler verkaufen, und ist die Hutweyde darneben fast beständig zu nutzen, ingleichem das Holz an Aesten, Mißig, dürren Stämmen u. d. g., welches sich jährlich allein so hoch beträgt, als vorgedachte Getreydenutzung nicht thun kann. So hat man auch bald keine dergleichen Unglücksfälle, als Wetterschlag, Mißwachs u. d. g. zu besorgen. Wenn man aber nur von 10 Ackern Hutweyde oder Ackerland 10 Thaler jährlich nimmt; so trägt es in 30 Jahren 300 Thaler aus, und

und also ist der Vortheil bey dem Holzanbauſande zu ſehen, wie ſolches viel kluge Haßwirthe aus der Erfahrung haben. Zu geſchweigen, wenn man hiezu rechnet, daß man ſein eigen Holz in der Nähe hat, und ſolches nicht mit ſchweren Koſten und Fuhrlohn von ferne anſchaffen darf, ſonderlich wenn junge Stämmlein darauf gezogen, und zu 100 ja 1000 davon ſollen verkauft werden.

Viel entziehen ſich des Säens und Pflanzens der Bäume wegen der darauf zu wendenden Koſten. Sie bedenken aber nicht, daß ſich dieſe mit der Zeit, obgleich nicht alſobald, reichlich verintreſiren können. Man zähle, wie viel auf einem verwüſteten, und nicht völlig bewachſenen, Holzacker an Bäumen befindlich ſind, und ſetze dagegen, wie viel Stämme mehr, als jetzt wirklich vorhanden, darauf ſtehen könnten; ſo wird man finden, daß vieles daran mangele, und ſolches bloß von des Beſitzers Nachläßigkeit herrühre. Wenn man nun auf ſo viel 1000 Acker eine Rechnung macht: z. Ex. es mangeln auf einem Acker nur 20 Stämme; ſo trägt es auf 1000 Aecker 20000 Stämme, und in eines ganzen Landes Revier 100000 aus, welches gewiß eine Sache von großer Wichtigkeit iſt. Wenn Luthers und anderer Prophezeyung von dem außerordentlichen Holzmangel erfüllet werden ſollte; ſo müßte nunmehr der Termin allgemach herannahen. Und um ſo viel mehr hat ein kluger Hausvater Urſache, auf die Erhaltung und Verwahrung des Gehölzes zu denken, und alle möglichſte Vorſicht zu gebrauchen.

Einige zeigen zwar hier eine Begierde, wiſſen aber die Sache nicht recht anzugreiffen. Wenn ſie nun den Nutzen nicht ſogleich ſehen; ſo werden ſie verdrießlich, und laſſen es bey dem Alten, berufen ſich auf das Vorurtheil und den Grundſatz aller Faulen: Man müſſe es der Wirkung der Natur überlaſſen, und begnügen ſich bloß damit, daß ſie in ihrer Haushaltung nicht verſchwenderiſch mit dem Holze umgehen, welches zwar auch nöthig, aber lange nicht von der Erheblichkeit, wie der Anbau der Holzungen iſt. An Erfindung unzähliger Arten Oefen, wodurch das Holz ſolle geſparet werden, mangelt es nicht; wiewohl die wenigſten erfüllen, was ſie verſprechen. Wollte man auch gleich auf das Torf- und Steinkohlengraben verfallen; ſo ſind doch nicht alle Gegenden dazu bequem. Daher das ſicherſte und beſte Mittel iſt, den Anbau der Holzungen fleißiger, als bishero geſchehen, zu beſorgen, als wodurch dem eingeriſſenen Mangel des Holzes einzig und allein kann vorgebeuget werden. Umſtändlichere Nachricht davon geben die Artikel: Holzbau und Holzſchlag.

Holzſperling ſ. Sperling.

Holzſprößlinge ſ. Anflug, Gebüſche.

Holzſtempel ſ. Waldeiſen.

Holzſtoß, vierackigter, franz. *Equarriſſage*, *Esquarriſſage*, wird von dem geſchlagenen und annoch im Walde ſtehenden Holze

ze gesagt, welches insgemein nach so genannten Buschklaftern, oder ins Gevierte aufgesetzet wird.

Holztaube s. Taube.

Holztaxe, Holztaxiren, ist nichts anders, als die Bestimmung sowohl des körperlichen Inhalts, als auch des Werthes an Gelde von einem Baum, Stamme, oder andern Stück Holz. s. Baum.

Holzung s. Holz.

Holzungsgerechtigkeit, Holzungsrecht, bestehet entweder in einer Servitut, in des andern Walde zu holzen; oder es wird solches in eigenen Hölzern, darinnen der Forstgerichtsherr, vermöge des Forstbanns, die Jagd, Mastung, Aufsicht und Anordnung hat, behauptet; da denn folget, daß derjenige, so darinnen Holzungsrecht besitzet, ohne Vergünstigung und Anweisung, sich seines Holzes nicht anmassen, noch sonsten die geringste Jura forestalia exerciren dürffe.

Holzverderber, Holzverwüster, deren unzählige gefunden werden, kann man füglich unter 3 Classen bringen: 1) Wird das Holz verderbe von aussen her, als von schädlicher Witterung, Ungeziefer, von wilden und zahmen Thieren; 2) Durch ein innerliches Uebel oder Gebrechen; 3) Sind die Menschen selbst die grösten Holzverwüster. s. a. Holzschaden.

Holzverkauf, bedeutet hier die Verkauffung ganzer Holzungen, und was dabey zu beobachten.

Daß Holzungen vor eine der vornehmsten Stücke eines Land- und Rittergutes, oder auch einer ganzen Herrschaft mit anzusehen sind, insonderheit, wenn sie noch in gutem Stande, ist eine Sache, die ausser allem Zweifel ist. Und es hat daher ein Käuffer derselben seine Absicht unter andern auch nothwendig auf die Frage mit zu richten: Ob und was etwann, auch wie viel an Holzungen bey dem Gute vorhanden sind? Wie aber eigentlich die Holzungen, und ob sie nach dem Abnutze, oder nach den Aeckern anzuschlagen, ist bisweilen streitig. Man kann hiebey auch in der That nicht allenthalben eine gewisse Regel beobachten, immassen die Einkünfte aus dem Holze an einigen Orten in etlichen Jahren geringe, an andern aber hoch kommen, nachdem die Nachbarn viel oder wenig zu bauen haben, oder nachdem ein gelinder oder harter Winter einfällt, da wenig oder viel Holz geschlagen und ausgeführet werden kann, und was dergleichen mehr ist. Das Holz aber nach gewissen Einkünften zu taxiren, würde gar unbillig seyn. Ist nun die Holzung so schlecht, daß man nichts davon verkauffen kann, auch kein oder doch nur wenig Mastholz, als Eichen und Buchen, darunter; so wird dieselbe nicht mit angeschlagen, sondern zu nothwendiger Unterhaltung der Feuerungen, das wenige Mastholz aber zu Mästung der Deputatschweine ausgesetzt. Ist sie aber sogar schlecht nicht, so muß sie allerdings in Betrachtung gezogen werden.

Weil aber auch die Verkäufer

ſer meiſtentheils die Anſchläge nach ihrem Vortheil einrichten; ſo muß ein Käuffer ſelbſt fleißig nachforſchen, und theils an den Verkäuffer, theils an die Unterthanen und Nachbarn verſchiedene Fragen ergehen laſſen, damit ſein Herz deſto eher, was ſeine Augen ſehen, glauben, und die Beſchaffenheit der Wälder und Bäume deſto genauer beurtheilen kann. Da hiernächſt die Holzung nicht ohne Unterſcheid nach der Zahl der Aecker anzuſehen; ſondern auch dabey zu unterſuchen iſt, ob das Holz ſo hoch zu gebrauchen ſeye, als es geſchätzet wird; ſo iſt ſowohl deſſen Menge, als Eigenſchaft genau zu bemerken.

Man muß ſich daher erſtlich erkundigen, wie viel vom Unterholz oder Oberholz, ingleichem was und wie viel etwan von allerhand Bau Brett- Böttcher und anderm Zimmerholz, auch von Maſt- und Obſtbäumen, von Eichen, Buchen, Caſtanien, wilden Aepfeln, Birnen- und Kirſchbäumen, Ahorn, Aſchen, Ilmen, Birken und Eſpen vorhanden ſeye? Ob es Maſt- Bau- und weich Holz, oder nur Wehrichts von Weiden ſeye? Ob auch viel gute Obſtbäume mit darunter anzutreffen? Ob es ſo beſchaffen ſeye, daß ohne deſſen Untergang Bauholz verkauft, Grenzholz zum Verkauf darinnen geſchlagen, und zu Brennholz vermiethet werden könne, auch wie viel jährlich vermiethet und verkauft werden möge?

Man muß ſich ferner erkundigen: Ob es groß und zu Dielen, oder ſonſt zum Bauen gebraucht werden kann? Ob es zu Grenzholz dienlich, und in gewieſſe Hauungen eingetheilet ſeye? Ob alle Jahr gewieſſe Bezirke und Flecke ganz kahl abgehauen, und wenn die letzten abgehauen, bey den erſten wieder angefangen werden könne, welches an einigen Orten in 18 bis 20 Jahren zu geſchehen pflegt. Ob der Grund und Boden ſo beſchaffen ſeye, daß es auf demſelben leicht wieder ausſchlägt; immaſſen vieles darauf ankommt, und in den Gegenden, wo es ſehr gut wächſt, und bald wieder ausſchlägt, weit beſſer genutzet werden kann, als in andern.

Bey dem Maſtholz iſt nachzufragen: Ob die Privatperſonen, als Eigenthümer und Gebräucher, nach ihrem eigenen Gefallen damit ſchalten und walten dürfen, oder ob es vor ein Landesherrliches Reſervat angeſehen werde? weil in einigen Gegenden Deutſchlandes das Eichenholz vor ein Landesherrliches Regale gehalten, und die Abhauung deſſelben ohne Vorbewußt und Einwilligung des Fürſten nicht zugelaſſen wird.

Weiter muß man bey dieſem Holz unterſuchen: ob die Eichen und Buchen groß oder klein, alt oder jung ſind? Ob ſie überall gleich dichte ſtehen? Wie viel Schweine können gemäſtet werden, und um das wie vielſte Jahr ungefehr die Hölzer Maſt zu tragen pflegen? Ob die Prediger, Küſter, Bauren, Müller, Coſſäten, Hirten und andere Leute, Freyſchweine, und zwar nicht aus freyem Willen der Herrſchaft; ſondern aus

Schul-

Schuldigkeit, von Rechtswegen, und als ein geſetztes bekommen?

Bey den Obſtwerdern in den Wäldern muß ſich ein Hauswirth erkundigen: ob ſie auch ſo gelegen, daß ſie nicht zu der Zeit, wenn das Obſt beginnet reif zu werden, von den austrettenden Ströhmen überſchwemmet werden? ingleichem ob nicht gefährliche Nachbarn bisweilen das Obſt berauben, und dem Eigenthumsherrn dennoch hernach den Verluſt gar ſchlecht erſetzen?

Man hat zu beurtheilen: wie viel Land zum Ackerbau, wie viel zum Wießwachs, und wie viel zum Holz gewiedmet ſeye? damit man die Hauswirthſchaft darnach einrichten könne? Ferner: ob an den Orten, wo das Gewächſe dicke durcheinander gehet, Lattenſtangen, Leiterbäume, Hopfenſtangen u. d. g. herausgenommen und genutzet werden können? Wie viel an Klapp- Bau- und Brennholz vorhanden? Ob groſſe Eſpen, Erlen oder andere Landſtöcke darinnen anzutreffen? Wie weit die Stämme voneinander ſtehen? Ob die Gehaue einander von Jahren zu Jahren ablöſen? Ob die angehende Bäume die Stelle der gefällten Hauptbäume, und die Vorſtänder die angehende Bäume erſetzen?

Man muß nachfragen: wie groß die Wälder ſeyen? Wie ſie verſteint ſeyen? An wen ſie grenzen? Wie viel Förſter und Fußknechte darauf gehalten werden müſſen? Was ſie jährlich an Deputaten bekommen? Wie viel Deputatklaftern an die Prieſter, Küſter u. d. g. Perſonen abgegeben werden müſſen? Wie viel Klaftern alle Jahr an Brennholz vor die Brau- Malz- und Darrhäuſer, vor die Kalk- Ziegelöfen und Eiſenhämmer aufgehen, damit man überſchlagen könne, wie viel zum Verkauf übrig bleibe?

Ferner hat man bey dem Anſchlag der Wälder zu betrachten: ob der Grund und Boden nur allein, oder ob die beſugten Jagden, die Befugniß, Rebhüner zu ſchieſſen, nebſt den Ober- und Untergerichten zugleich mit angeſchlagen werden? Ob Landesfürſtliche Waldungen, Bauer- und andere Hölzer in der Nähe? Ob Städte und Dörfer nicht gar weit davon gelegen, welche Holzmangel leiden? Ob Eiſenhämmer, Glashütten, Ziegel- Kalk- und Töpferöfen u. d. g. in der Nachbarſchaft des Jahres viel Holzes benöthiget ſind? Ob das Holz auf den Ströhmen durch Flöſſe oder auf der Axe an andere Oerter bequem geſchaffet werden könne? Ob Pechöfen anzulegen, oder mit Potaſcheſieden ein guter Vortheil zu erlangen? Ob jemand in der benachbarten Stadt den Holzhof gepachtet, oder ſonſt in derſelbigen Gegend auf eine Zeitlang das Monopolium mit dem Holze habe?

Ueber dieſes erkundige man ſich: Ob die Unterthanen ſelbſt viel Wälder haben, mit denen ſie auskommen können, oder ob ſie ihr Holz von der Herrſchaft nehmen müſſen? Ob ſie von Alters her befugt ſind, gewieſſe Leſetäge zu halten? Ob ſie einiger Punkte

wegen zu Anschung des Holzes mit der Herrschaft streiten, oder nicht? Ob die Unterthanen schuldig sind, um ein gewiesses Geld eine gewisse Anzahl Klaftern alle Jahr zu schlagen, oder zu verführen? Ob in diesen Gebäuden Leute genug vorhanden, die arbeitsam sind, und Lust haben, durch Fleiß und Schweiß Geld zu verdienen, oder ob viele Faullenzer da herum sind? Ob in denen Wäldern Kuppelstriften und Kuppeljagden sind, und ob fremde Leute darinnen viel zu handthieren haben, oder ob die Herrschaften sich derselben frey und ungehindert anmassen können? Ob Vogelheerde darinnen angerichtet sind? Ob ohne Abgang des Feldbaues und Wieswachses von Gehölzen noch ein mehrers angelegt werden könne? Ob das Holz zu allen Zeiten mit Bequemlichkeit aus den Wäldern geschaft werden könne, indem massen bisweilen solche morastige Wälder angetroffen werden, daß des Jahres viel 100 Klaftern im Sumpf und Moraft umkommen und versaulen, und man dieselbe auf der Axe nicht eher herausbringen kann, als wenn es scharf gefroren, und sehr harte Winter sind, oder ob die Wege die gröste Zeit des Jahres über sehr unbrauchbar sind.

Weil auch, wenn eines Eigenthümers Waldungen mit Landesherrlichen so gar nahe umzirket sind, derselbe, so bald er eine Parthie Eichen oder Buchen fällen will, gar öfters ein Verboth bekommt, weil dadurch der Fürstlichen Wildbahn gar sehr geschadet, und die Wälder gelichtet würden u. s. w. So muß sich bey dem Unterscheid dieser Umstände auch grosser Unterscheid des Preises der Aecker oder Morgen des Gehölzes äussern, und derselbe an einigen Orten gar sehr gering, an andern aber höher bestimmet werden.

Was übrigens den Verkauf des Schlagholzes anbetrift; so ist derselbe also einzurichten, daß eine fortwährende gleiche Nutzung der Wälder übrig bleibe. Das Feuerholz muß man nicht Stamm- sondern Klafterweise verkauffen. Wenn durch Winde Holz umgeworfen wird; so müssen die Holzförster das umgefallene Holz, wie und wozu es am dienlichsten ist, verkauffen, und Achtung geben, daß dasjenige, was zu Brettern, Schindelbalken, Sperrholz und sonsten zu verarbeiten ist, nicht zu Scheitern geschlagen, sondern Stammweise verkauft werde. Die Windbrüche und ander abgängiges Holz, so noch zu einem und dem andern tauglich ist, muß vor anderm Holze angegriffen, und mit Nutzen verkauft werden. Wäre aber kein Käuffer dazu vorhanden; so müssen es die Forstbedienten mit wenig Kosten aushauen lassen, und vertreiben, damit es nicht verderbe, und die Wälder verödet werden. Das gute und gesunde Holz muß allezeit unverkauft und ungehauen bleiben, so lange noch Windbrüche u. d. g. Holz vorhanden ist. Von dem Maaß des Holzes s. Holzmaaß.

Holzverkohlen, s. Kohlenbrennen.

Holzverwüſter, ſ. Holzverderber, Holzſchaden.

Holzvorſteher, ſ. Förſter.

Holzwärter, ſ. Holzförſter.

Holzwerfen, ſ. Werfen.

Holzzäune, kommen hier in ſo fern in Betrachtung, als deren Gebrauch eine ſtarke Verringerung und Schmälerung des Gehölzes nach ſich ziehet. Man betrachte nur eine Stadt oder Dorf, was da nicht zum Zäunemachen, und derſelben Ausbeſſerung für Holz erfordert wird, und denn vollends erſt in einer ganzen Provinz und in einem ganzen Lande. Da ſtehet ein ſolcher todter Holzzaun etliche Jahr; ſo iſt er verfaulet, und muß alsdann wieder ander Holz her. Wenn nun dieſes Zaunholz, es beſtehe in Planken, Pfählen, Stangen oder Reiſ, zum Feuerholz mit angewendet würde, wie mancher ſchöner Baum, ſo wegen des nöthigen Brennholzes abgehauen werden muß, könnte nicht erſpart werden? Daher iſt es viel beſſer, daß, wo Leim zu haben iſt, da von Weller oder Leimwände gemachet würden, welche lange dauren. Und gehet auch eine ſolche Wand hin; ſo kann doch der Leim immer wieder genutzet werden, entweder zu einer neuen Wand, oder zu Düngung der Aecker; die verfaulten Zäune aber taugen nichts, auch nicht zum verbrennen; denn wegen der Verſtockung brennt es weg wie Stroh, und giebt keine Hitze. Wo aber Mangel an Leim iſt, da mache man lebendige Zäune. Denn wie alle Arten der Dornhöher im Walde nichts nutzen; ſo könnten ſie ausgerottet, und zu Zäunen verbraucht werden; desgleichen auch allerhand Arten Buſchhölzer. Wenn alsdenn ſolche von lebendigem oder gepflanzten Holze eingerichtete Zäune einmal im Stande ſind, und ordentlich eingebunden und verſchnitten werden; ſo ſind ſie viel beſſer, als andere Zäune. Es wächſet auch dem Eigenthümer ſelbſt Holz mit zu. Denn wird ein ſolcher lebendiger Zaun unten helle, welches geſchiehet, wenn der Stamm zu alt wird; ſo hauet man ein Stück nach dem andern wieder ab; da denn ſelbiger bald wieder aus dem Stamme ſo dichte, als vorher, wächſet.

Honigflecken, heiſſen an den Marderbälgen die Flecke, ſo man zuweilen darinnen findet. Sie bekommen ihren Namen daher, weil man davor hält, daß ſie von dem vielen Honig entſtehen, welchen dieſes Thier gerne leckt, und daher den Neſtern der Hummeln ſehr nachgehet, und ſie ausleeret.

Hopfenſtangen, ſ. Schierholz.

Hordel, Bläßgen, Bläßlein, Bläßente, iſt ein Waſſervogel, welcher etwas gröſſer, als ein Rebhun, und über den ganzen Leib ſo ſchwarz, als ein Rabe iſt, auch lange, ſchmale, und zum Schwimmen beſonders geſchickte Füſſe hat, ingleichen einen ſchmalen und ſpitzigen Schnabel, wie ein Schneid- oder Wachtelkönig; weswegen man nicht glauben kann, daß er ſich mit Fiſchen nähre. Vorne auf dem Schnabel hat er ein Klümpgen Fleiſch, ſo groß, als eine halbe Haſelnuß, mit einer weiſſen glat-

ten Haut überzogen, wovon er vermuthlich seinen Namen erhalten. Zur Sommerszeit hält er sich jedesmal an einem Orte beständig auf, und hält nicht viel vom Fliegen, wenn er nicht mit Gewalt aufgetrieben wird. Er setzet seine Brut auf einem vom Winde auf dem Wasser zusammengeführten Glumpen Moos oder Geröhricht, mit welchem er Zeit währender Brut hier und da herum geführet wird, und bringet gemeiniglich 4, auch wohl 5 bis 6 Junge aus, welche er sogleich mit sich auf das Wasser, und zu ihrer Nahrung, als Wassermücken, Gewürme und Gewürzel in demselben anführet.

Uebrigens ist sich nicht wenig zu verwundern, wie dieser Vogel zur Herbstzeit nebst andern von hier mit fortziehen kann, da ihn sein Flug, wenn er sonst gesprenget wird, so schwer anzukommen scheinet, wiewohl er auch wegen des Frostes den Winter nicht ausdauren könnte. Seine Zurückkunft geschiehet im Frühling, so bald nur die Wasser wieder offen seyn. Er hat übrigens einen widrigen pfuhlichten mausigten Geschmack, und darf daher um der Delicatesse willen, nicht geschossen werden; man müßte ihm denn, wie einige thun, die Federn abziehen, wie man einen Hasen streift.

Horlzgenbaum, s. Corneelsbaum.

Horn, Hörner, lat. Cornu, franz. Corne, bedeutet einmal das harte, krumme, und zugespitzte Gewächse, welches bey verschiedenen, sowohl zahmen, als wilden Thieren aus dem Kopfe steiget. Was von den Hörnern der wilden Thiere zu bemerken ist, das findet man bey Beschreibung jeder Gattung derselben angezeiget. Sodann sind die Hörner auch allerley Arten von blasenden Instrumenten, als Waldhifthorn, Flügelhorn, Riedelhorn u. d. g. wovon an seinem Orte.

Hornaalen, s. Aal.

Hornfessel, ist ein schmaler lederner Riemen, welchen ein Jäger über die linke Achsel, an der rechten Seite herunterhängend, und sein Hieff- oder Hifthorn mit dem gewöhnlichen Hornsatze daran gefesselt hat. Nach dem Stande desjenigen, der es träget, ist es entweder ganz schlecht, nur von Carduan, oder mit stählernen, auch mit silbernen Buckeln und Schnallen beschlagen, oder ganz von silbernen Tressen gemacht. s. Hifthorn.

Hornsatz, heißt diejenige Zierrath, welche von Bocks- oder Hammelshaaren nebst einer grünen Schlaifse Band zu dem Hornfessel gehöret, wo selbiges an das Hifthorn angefesselt ist. s. Hifthorn.

Hornung, lat. Februarius, franz. Fevrier, ist der zweyte Monat im Jahr. Er hat gemeiniglich 28 Tage, weil ihm einer genommen, und dem Kayser Augusto zu Ehren in den Augustmonat gesetzet worden, damit er an der Zahl der Tage dem Heumonat, der von Julio Cæsare, Julius genennet worden, gleich werden möchte. Wenn es aber ein Schaltjahr giebt, so bekommt der Hornung 29 Tage. Dieser übrige Tag wird auf den 24sten eingesetzt, und kommt alsdenn im alten Calender Matthias auf den

den 25ſten, und alſo um einen Tag weiter hinaus, weil er ſonſt in einem gemeinen Jahr allezeit auf den 24ſten fällt, aus welcher Urſache er auch den Namen Intercalaris empfängt. Sonſten tritt auch in dieſem Monat ungefehr den 19 oder 20 die Sonne in das Zeichen der Fiſche. Die Arbeiten in Anſehung der Forſte, der Fiſcherey und der Jagd, ſind in dieſem Monat folgende:

α) Im Walde kann man bey gutem Wetter und Froſt in dieſem Monat Bau- Brenn- Geſchirr- und ander Holz fällen. Das in dieſem Monat bey abnehmendem Mond gefällte Bauholz faulet nicht ſo leicht, und wird auch nicht von Würmern gefreſſen. Das gefällte Holz ſoll bey Zeiten abgeführet, und das Gehäu gereiniget werden, damit das junge Holz nicht im Wachsthum Schaden leide. Auch kann man in dieſem Monat Buchenkerne ſtecken, und zwar von denen, die man im Oktober des abgewichenen Jahres abgenommen hat. An feuchten Orten, wo man geſonnen iſt, junge Hagedornen zu ziehen, ſind die Hecken davon um dieſe Zeit bey wachſendem Mondenlichte anzulegen. Im letzten Viertel, wo vor Kälte und Schnee dazu zu gelangen, iſt Buſchholz zu hauen. Es ſind auch die Weiden zu köpfen und zu ſetzen, die Pfropfreiſer zu brechen und zu pelzen, und junge Bäume fortzuſetzen; wie denn viel alte Hauswirthe vorgeben, daß das Obſt dieſer Bäume wehrhaftig werde, und nicht leicht wurmſtichig ſeye, ob es ſchon kleinwächſig zu ſeyn pflegte. Die jungen gepflanzten Bäumgen ſind jetzo zum erſtenmal umzuhacken, damit ſich die Feuchtigkeit des Winters und Frühlings deſto beſſer hineinziehen möge. So ſind auch bey Ausgang dieſes Monats die ſchädliche Aeſte von den Bäumen abzuſchneiden. Nunmehr kann man ſich auch angelegen ſeyn laſſen, bey dem Abtreiben des Unterholzes die Gehäue zu räumen. Der Förſter hat dabey die bey dem Jenner gemeldete Aufſicht auf die Holzfuhrleute nöthig. Er muß die Einſammlung der fichtenen und kiefernen Zapfen, wovon die Umſtände im Jenner gemeldet ſind, fortſetzen. Auch hat er vor die Aufbewahrung der eingeſammelten an einem trockenen Orte Sorgfalt zu tragen.

β) In denen Fiſchteichen und Behältern muß man noch immer das Eis fleiſſig aufhauen, damit das den Fiſchen ſchädliche Schneewaſſer verlauffe, und auch die Wuhnen ſind nicht zu vergeſſen, daß die Fiſche Luft haben, weil dieſe Zeit denſelben die gefährlichſte iſt. Fiſchgruben und Fiſchkaſten ſoll man anjetzo ausräumen, und das behörige Fiſchergeräu wohl unterſuchen, damit man zu der herannahenden Fiſcherey ſich deſſelben bedienen könne. Nunmehro gehet auch der Lachsfang an, und die Hechte ſind in dieſem Monat am beſten, am ſchlechteſten aber zur Laichzeit im Merz. Und ſo iſt es auch mit allen andern Fiſchen beſchaffen; daher man ſie zu derſelben Zeit nicht ſtöhren ſolle. Teiche werden zu Ende dieſes Monats beſetzt, wo aber noch zu viel Eis iſt, da ſparet man es bis zum Merz.

7) In Wäldern und Thiergärten muß man bey anhaltender Kälte das Wild mit Heu, die Schweine mit wildem Obst oder Eicheln, und die Rehe mit Haberstroh füttern. Den Wölfen kann man bey frischem Schnee auf ihrer Spur nachgehen, weil sie dem Wild anjetzo grossen Schaden thun. Die übrigen Raubthiere, als Marder, Fischotter ꝛc. soll man jetzo tödten, damit sie sich nicht vermehren, und die Bälge noch zu gebrauchen sind. Füchse und Hasen können zu Anfang dieses Monats noch gejagt werden, aber weiter nicht, weil sie anfangen, zu rammlen. Raubvögel sind gleichfalls durch Netze oder Fänge, ehe sie sich begatten, wegzufangen. Bey Schnee kann man noch jetzo mit dem Schneegarn die Rebhüner fangen, und die kleinen Vögel gehen auch noch ziemlich ein. Von Fastnacht bis Johannis soll man das Gevögel von Rechtswegen frey lassen und keinen fangen.

Horst, ist eine Redensart, so nur bey den Raub- und Stoßvögeln, als Adlern, Habichten, Falken u. d. g. gebräucht wird, und ein Nest bedeutet. Daher **Horsten** bey den Raubvögeln so viel heisset, als nisteln oder Nester machen.

Horsten s. Horst.

Hortulan s. Ortolan.

Horvary, heißt bey der Jägerey, wenn man macht, daß die Hunde wechseln oder die Spur verlassen.

Houbier s. Splint.

Houtvari, heißt bey der Jägerey des Hirschs List, wodurch er den Hunden zu entwischen suchet.

Hous, *Houx* s. Stechpalmen.

Hubertsfest s. St. Huberts-fest.

Huchets s. Jägerhörner.

Huete s. Eul.

Hüfe s. Dornrose.

Hüfthorn s. Hifthorn.

Hülschholz s. Stechpalmen.

Hülse s. Stechpalmen.

Hülsenbaum s. Stechpalmen.

Hündin s. Bätze, Hirsch, Hund.

Hünerahr s. Geyer.

Hünergeyer s. Geyer.

Hünerhund s. vorstehender Hund.

Hürling s. Barsch.

Hühn, s. Henne, Eul.

Hun s. Henne.

Hund, lat. Canis, franz. *Chien*, *Clabaud*, d. i. ein Bläffer, oder Beller, ist ein bekanntes vierfüßiges zahmes Thier, welches wegen seiner Treue sehr berühmt ist, und gleichsam dem Menschen sowohl zu seinem Schutz, als auch zu mancherley Nutzen erschaffen ist, indem es gewiß vor andern Thieren mit einem etwas der Vernunft ähnlichen, und vielen andern, ja nach seinen fast unzählichen Arten, mit sehr verschiedenen Eigenschaften begabet ist, sonderlich aber sich auch auf allerhand so lustige, als nützliche Dinge abrichten läßt. Wie aber der Hunde

de Gebrauch, so ist auch ihre Gestalt und Größe unterschiedlich. In der Haushaltung findet man Haus- und Kettenhunde und Schäferhunde, und die dem Frauenzimmer so beliebte Schoß- und Bologneserhündgen. Derer aber, die zur Jagd und kleinem Weydwerk gehören, sind noch weit mehr Arten, welche theils unter dem Wort: Jagdhunde, theils auch unter eines jeden besondern Benennung, als Baiß- oder Baitz-, Bibero- Dachs-, Fasanen-, Fischotter- Pürsch- Spür- Leit- Hüner- oder vorstehende Hunde u. s. w. angeführt zu finden.

Hier wollen wir aber nur überhaupt von diesem nützlichen Thiere reden. Wer gute Hunde ziehen will, soll einen Hund nehmen, der etwas kurz und gesetzt ist, dahingegen die Hündin jederzeit gestreckter seyn soll. Zum ersten Belegen einer jungen Hündin soll man einen Hund von absonderlicher guter und edler Art gebrauchen, weil alle die folgende Würfe nach diesem etwas arten werden. Die dicke Hündin darf man nicht mit auf die Jagd ausführen, damit sie sich nicht erhitze und verwerffe, doch soll man sie auch nicht einsperren, damit sie nicht unlustig werde. Sie sind neun Wochen trächtig; die jungen Hunde, so im Merz, April oder May geworfen werden, sind und gedeihen besser, als die im Julio und Augusto bey der großen Hitze, oder auch im späten Herbst fallen. Die Güte der jungen Hunde zu erkennen, hat man vielerley Proben: Einige glauben, wenn man die jungen Hunde in Abwesenheit der Mutter alle aus dem Neste wegelege, und die Alte folgends zu ihnen läßt; so setze der, welche sie am ersten anfassen und ins Nest tragen würde, der beste; andere halten diejenigen Wölfe oder jungen Hunde, die lange breite dicke Ohren, und am Bauch harte und grobe Haare haben, für die besten; andere sind der Meynung, daß die Hündin allezeit den schlechtesten zerst, und den besten zur letzt werfe. Insgemein wird die Freudigkeit und gute Gestalt der jungen Hunde, sonderlich, wenn sie behend, keck und gesträssig sind, für ein gutes Zeichen einer guten Art angegeben. Die jungen Jagdhunde werden besser mit Brod und Suppen, als bey denen Fleischhackern, Schäfern und Schindern mit Fleisch und Aas auferzogen, weil sie von demselben unsauber werden, den Geruch verlieren, und nicht lange dauren.

Ehe die Jagden im Sommer angehen, ist nöthig, daß die Hunde purgirt werden; denn sonst schlagen sie aus, und werden räudig; übrigens aber wird ihr ganzer Körper durchs purgiren gereiniget, und das erhitzte Geblüt verändert. Hiezu braucht man Schaafe, und auf 18 bis 20 Hunde eines. Die Schaafe werden todt geschlagen, sammt denen Fellen und Wolle in großen Kesseln recht gar und weich gekocht, daß das Fleisch von den Knochen rein abfalle. Mit dieser Brühe wird das Schrot und Brod angebrühet, so es ein wenig gestanden, in die Futtertröge ausgethan, und das Fleisch sammt der Wolle auch in die Suppe gebrocht; doch muß es vorher ganz klein gepflückt wer-

den. Weil die Suppe noch heiß iſt, wird Butter hinein gethan, auf 100 Hunde 12 Pfund, hierzu noch klein geſtoſſenen Schwefel 5 Pfund, Lorbeeren 6 Pfund, Alaun 2 Pfund, alles untereinander gerühret, und denen Hunden, wenn es laulicht worden, vorgeſetzet. Den dritten Tag nach dieſer Purgation ſoll denen Hunden die Mediana der geſchlagen werden, welche, vermittelſt eines um deren Halß vor die Blätter gebundenen Leinens, auffläuft, alſobald zu finden, und von Nerven zu unterſcheiden iſt. Auf Erfolg dieſes werden vor 150 Stück Hunde 50 Kannen Leinöl, 12 Kannen Eſſig, 16 Pfund Schwefel, 7. Pf. Kupferwaſſer, 6 Pfund Gallus, 2 Pfund Lorbeeren, alſo zubereitet: die ganze Species ſtößet man klein, läſſet in einem Keſſel das Leinöl heiß werden, thut den Eſſig darzu, und, wenn dieſes beydes eine rechte Wärme erlanget, das andere auch, alles zuſammen aber muß gemächlich recht kochen, und darf nicht überlauffen. Nach Erfolg dieſes ſetzt man es ſo lang zum Abkühlen auf die Seite, bis die Hunde mit Menſchenhänden über und über davon gewaſchen werden können. Nach dieſem Schmieren müſſen ſie einen engen mit reinem Stroh verſehenen Stall geſperret, und etliche Tage darinnen erhalten werden, ferner öfters neu Stroh bekommen, und endlich nach 14 Tagen wird ihnen das Fell mit Seiffe und warmen Waſſer rein abgerieben. Der Monat May und Junius ſind zu dieſer ſehr nützlichen Cur die beſte Zeit, und dergleichen vorräthige Salbe reiniget Rauden, rothe Haut und anderes mehr. Von den Krankheiten der Hunde ſ. Hundekrankheiten. Geſchwüre der Hunde, wie ſie zu heilen, ſ. Geſchwüre der Hunde.

So wie der Hund ſonſt dem Menſchen gute Dienſte leiſtet, ſo nützet er auch demſelben in der Arzney. Denn man nimmt etliche nur 5 bis 6 Tage alte Hündgen, erſäuft dieſelbe in weiſſem Wein, und kochet ſie hernach mit ſolchen Kräutern, Oelen und unterſchiedlicher Gattung Harz, dergeſtalt, daß, nach Auswindung der Kunſt, ein Balſam daraus werden kann. Dieſer heilet die contracten Glieder, Hüftweh und auch podagriſche Schmerzen. Wenn man den Kopf ſammt der Hirnſchaale zu Aſchen brennet, trocknet ſie die Geſchwüre aus, und heilet alle Schäden am Maſtdarm. Das Hirn von einem einfärbigen Hund gekocht und gegeſſen vertreibet die Wahnſinnigkeit oder Raſerey. Es iſt ſolches auch zu Beinbrüchen gut, wenn man es als ein Pflaſter darüber ſchläget. Die gebratene Leber eines wütenden Hundes wird als ein beſonderes Secretum wieder die von einem Hundsbiß herrührende Unſinnigkeit gerühmet. Die Galle eines noch ſaugenden ſchwarzen Hundes, entweder alſo friſch mit Eſſig, oder ſonſt mit einem bequemen Waſſer vermiſcht, getrunken, oder zu einem Pulver gemacht und eingegeben, iſt ein beſonderes Geheimnis wider das Fraiſch. Das Blut lobet man ſowohl getrunken, als äuſſerlich über den beſchädigten Ort geſchmieret, wider wütende Hundsbiſſe. Der Hundskoth trocknet aus, ſpielet ab, zertheilet, öfnet, machet, daß die Geſchwüre aufgehen, iſt gut wieder

Colick,

Epilepsi, Ruhr u. d. g. Krankheiten. Vornemlich werden dem weissen Hundsdreck, und sonderlich dem, der von Hunden kommt, die täglich viel Knochen zu fressen bekommen, und im May gesammelt worden, besondere Tugenden zugeschrieben. Das Hundsschmalz oder Fett dienet zu innerlichen Wunden und Geschwüren, und zertheilet das innerlich geronnene Geblüt. Die aus ihrem Leder gemachte Handschuh sind gut für die Krätze und das beschwerliche Jucken. Der Speichel, mit er ihnen selbst, also ist er auch dem Menschen heilsam.

Hunde dressiren, heißt bey den Jägern einen Hund zu Ausspürung und Verfolgung des Wildes abrichten. s. Arbeiten den Leithund, Leithund, vorstehender Hund.

Hundsknecht, Aufseher, wird gemeiniglich bey der Jagd erfordert, und muß derselbe über sämmtliche Hunde die Aufsicht haben. Er sorget für die Erziehung der Hunde, ordnet die Fütterungen an, muß sonderlich die Hundecuren vollkommen verstehen, die Krankheiten und Gebrechen der Hunde wohl zu erkundigen wissen, die Liste von denen Hunden führen, und monatlich einbringen, in was für einem Stand die sämmtliche Hunde stehen, was für Abgang und Zuwachs derselben ist. Er hat auch in seiner Rechnung, was an Geräthe, Kuppeln, Garn, Crabatten und allerhand Zeug und Geschirre bey den Hunden vorräthig und nöthig anzuschaffen ist.

Hundekrankheiten, und Zufälle giebt es sehr viele, und verschiedene, unter welchen aber die Wut oder das Rasen wohl die vornehmste und schlimmste ist, und zehlet man derselben siebenerley Arten. Wie solche von einander unterschieden, auch welche darunter und wie sie zu curiren, davon ist unter dem Wort Wut die behörige Nachricht zu finden. Das beste Præservativ dafür soll seyn, wenn man den jungen Hunden im abnehmenden Monden den Warm nehmen läßt. Wenn die Hunde weder fressen noch saufen wollen, dieweil ihnen der Hals geschwollen, so nehme man nur Hunds- und Menschenkoth unter einander, und binde es ihnen mit einem Lumpen um den Hals, bis sich die Geschwulst geleget. Wenn die Hunde sonst krank sind und nicht fressen mögen, so nimm warme Ziegenmilch, und gieb sie ihnen zu trinken, darnach koche einen Hammelkopf mit Haut und Haar, bespreng ihn mit Ingber, laß die Hunde vorhero wohl hungerig werden, und sodenn den Kopf sammt der Brühe warm fressen. Sind sie verwundet worden, und können sich selbsten lecken, so hat es so viel nicht zu bedeuten, ist aber dieses nicht, so soll man ihnen Tobacksaft oder Oel in die Wunde tröpfen lassen, als welches heilet und bald wieder zusammen ziehet; wenn aber ein Hund, wie oft im Jagen geschiehet, von einem wilden Schwein also geschlagen wird, daß ihm das Eingeweide heraus gehet, und doch nicht Darmwund ist, soll man nur geschwind die Därmer, weil sie noch warm sind, gemach in den Leib hinein schieben, alsdenn eine Speckschwarte, nach Grösse der Wunde, inwendig für die Wunde legen, und auffenher

die

die Haut darüber zuheilen, und einen jeden Haft mit einem gemachten Knopf versichern, damit nicht, wenn der Faden schon an einem Ort faulet und zerreisset, die ganze Wunde wieder aufspringe; dahero wird auch jeder Haft absonderlich gethan, und der Faden allezeit abgeschnitten, so wird es glücklich heilen. Wenn ihnen die Augen rinnen, soll man ihnen solche oft mit warmen Wasser waschen, so vergehets ihnen. Hat sich ein Hund einen Dorn oder Nagel in den Fuß getreten, so bindet man Hasenfett darauf, das ziehet alles heraus; hat sich aber ein Hund sonst wund gelaufen, so wasche ihm den Schaden mit Wein sauber aus, salbe es mit Wundöl oder Terpentin, oder wasche es mit dem Absod des Tabacks. Hat er die Zähen verlezt, so nimm Eyerdotter, Granatäpfelsaft, und klein gepülverten Camfuruß unter einander gemengt und aufgebunden. Der rothe Kohl ausgepreßt, oder nur die Blätter davon aufgeleget, ist ein heilsames Stücke zu allen Wunden der Hunde. Wachsen ihnen Würmer in dem Schaden, so süsset man Schmer und Brunnkresse durch einander, macht eine Salbe daraus, streichets auf ein Flecklein Tuch, und legets ihnen als ein Pflaster auf; oder man wäschet ihnen den Schaden nur fein oft mit Menschenurin aus. Wenn ein Hund Bauchwürmer hat, nehmet Alaun, Stabwurz und Hirschhornspäne, kochet es mit einander, und schüttet dem Hunde diese Brühe ein, oder man machet kleine Pillen von Hirschhorn, Schwefel, Aloe und Wermuthsaft, und giebt sie denen Hunden zu verschlucken. Für den Krebs, den die Hunde bisweilen an den Ohren haben, nimmt man schwerer unter Seiffen ein Quintlein, Weinsteinöl, Salniac, Schwefel und Grünspan, jedes nach Gutdünken, macht es mit einem weissen Weineßig wol ein wenig Scheidewasser an, und reibet den Schaden neun Tage lang allezeit des Morgens wohl damit. Wenn ein Hund verschlagen, so habe man denselben in einem Meisenbad, welches mit Mistbadser laulicht angemachet worden ist, so wird derselbige in etlichen Tagen wieder zurechte kommen. Vor das Schwinden deren Glieder, nimm im neuen Monden Blut und Haare von dem schwindenden Ort, wickle es zusammen in ein neues Läppgen, und spünde es vor der Sonnen Aufgang in einen Hollunderbaum; hacke hierauf, wo es schwindet, mit einer Pfeifen, bis es blutet, bestreiche es mit Wundholz, und schmiere den Ort mit Lohröl, daß es heilet.

Die Flöhe, Läuse und andere Ungeziefer von denen Hunden zu vertreiben, soll man sie im Wasser schwemmen, hernach zehen gute Hände voll wilde Kresse, wilden Majoran, Roßmarin, Rauten, und sechs Hände voll gestossen Salz nehmen, solches alles unter einander in Wasser kochen und wohl einsieden lassen, darnach mit einem guten Theil solcher Brühe die Hunde gleich nach dem Bade reiben und sauber waschen. Man kann auch bittere Mandeln in Wasser zerstossen und fein klein reiben, oder grüne Nußschalen in Wasser absieden, und die Hunde mit bestreichen, so werden sie von Flöhen, Holzböcken, Mücken und dergleichen

Un-

Ungeziefer nicht leicht beläſtiget werden.

Hundekuppel, ſ. Koppel.

Hundeſchirm, ſ. Hundsſchirm.

Hundsbeere, ſ. Rheinweiden.

Hundsbengelung, ſ. Wildsbann, A) 9).

Hundsbube, ſ. Hundsjunge.

Hundsdachs, ſ. Dachs.

Hundsdorn, ſ. Dornroſe.

Hundsrigel, ſ. Igel.

Hundsjunge, Hundsbube, franz. *Garde des Chiens*, iſt ein Lehrling bey der Jägerey, welcher 3 Jahre lang ſtehen muß, bis er den Titel eines Jägerpurſches, und die Freyheit, ein Hornſeſſel zu tragen, erlanget; maſſen er als Junge nichts weiter, als ſeinen Gürtel zu tragen, befugt iſt. Ein ſolcher Junge ſoll von ehrlicher Geburt, chriſtlichen Eltern, wohl erzogen, und fleiſſig zur Schule gehalten ſeyn, daß er wenigſtens leſen, ſchreiben und rechnen könne. Er muß rechte Luſt zur Jägerey haben, nicht gebrechlich oder untüchtig, ſondern von rechtem Alter und gutem Verſtande, dauerhaft und wachſam, von gutem Geſicht und Gehör, auch von gutem Athem, zu blaſen, zu ſchreyen und zu lauffen, auch dabey gottesfürchtig, fromm und fleiſſig, getreu und aufmerkſam, willig und gehorſam ſeyn, ſich gegen ſeinen Lehrmeiſter wohl verhalten, was ihm gewieſen wird, fleiſſig merken, und nicht unachtſam und vergeſſen ſeyn, die Hunde von Natur lieben, ſich auch keine Arbeit im geringſten verdrieſſen laſſen, wo er anderſt was rechtes lernen will. Seine nöthigſte Arbeit iſt, frühe aufzuſtehen, fleiſſig zu bethen, ſich zu waſchen, zu kämmen und reinlich anzukleiden, hierauf Feuer unter den Keſſel, und warm Waſſer zu machen, darein zerſpaltene Rinder- Kälber- oder Schnaſbrüne, Klauen, Fett und Mark zu thun, die ſelbe Brühe auszukochen, und in den Fraßzuber zu gieſſen, welcher Abends vorher mit klein geſchnittenen Brodſtückgen und Haberſchrot wohl angebrühet worden, zugedecket über Nacht geſtanden, und wohl durchgeweichet hat. Dieſen Fraßzuber müſſen 2 Jungen verdeckt aus der Küche tragen, den Fraß in den Fraßtrog hinein ſchütten, folgends mit reinen gewaſchenen Händen wohl durchgreiffen, und umrühren, bis er laulicht oder kühle wird, daß es denen Hunden nicht zu heiß ſeye, und dieſelbe ſich innerlich nicht verbrühen, wovon ſie lungenſüchtig und mager werden, auch nimmer wieder zu Leibe kommen. Wenn der Fraß vorbey iſt, müſſen die Jungen den Koth und Unflat ausräumen, auch das naſſe Stroh aus dem Stalle ſchaffen, und alles rein kehren, die Hunde putzen und ſtriegeln, und ihnen friſches Waſſer und rein Stroh geben, hierauf den Fraßzuber wieder in die Küche tragen, und friſchen Fraß einmachen. Den alten Hunden müſſen ſie des Tages 2mal, den halbwüchſigen 3 mal, den kleinern Hunden wohl 4 bis 5 und mehrmalen ihren Fraß, und zwar den letztern oft und wenig zarte Speiſen geben, wenn ſie anderſt ihr gehöriges

ges Wachsthum haben sollen; sonst würden sie verbutten.

Auch soll ein solcher Hundsjunge alle Wochen einmal die Hunde mit nachfolgenden Kräutern waschen, weil sie in grosser Hitze viel Ungeziefer sammeln. Man nimmt nemlich einen grossen Kessel mit Wasser, 10 gute Büschel wilde Brunnenkreß, und so viel Mängel- oder Gründwurz, wilden Majoran, Salbey, Roßmarin und Raute, alles wohl gesotten, einen guten Theil Salz dazu, läßt hernach das Wasser laulicht werden, und wäschet sie damit. Ingleichem wenn die Hunde durch Gestäude, Felsen und rauhe Felder lauffen, und die Füße verwunden; so muß er ihnen die Füsse mit Wasser und Salz waschen. Hernach nimmt man Eyerdotter und Essig und Saft, aus dem Kraute, Mannsohr genannt, rühret und schläget es wohl; sodenn Harz mit doppelt so viel Ruß vermenget, rühret es unter voriges, läßt es sieden, aber nicht zu stark, und damit reibet man ihnen die Füsse des Abends, und bindet es mit Leinwand zu. So erfordert die Erziehung junger Hunde viele Geduld, welche denn eine Hauptseigenschaft eines solchen Hundsjungen ist.

Hundskrankheiten s. Hundes krankheiten.

Hundsschirm, nennet man besonders bey Bestätigungsjagen das Zelt, oder Behältniß, wo die Jagdhunde zusammen gekoppelt verwahret werden.

Hundsstall, franz. *Chenil*, *Chenil*, ist ein bey einem vollkommenen Jägerhof, oder zu einem Jagdhause höchstnöthiges Gebäude, worinn die zur Jagd gehörigen Hunde, nach denen mancherley Gattungen in besondern Gemächern eingeschlossen und gefüttert werden. Derselbe soll von Grund aus gemauert, einem jeden Hunde ein besonderes Behältniß eingegeben, die Zwischenwände ebenfalls gemauert, und allenthalben mit Kalch berappet, und geweisset, die Decken aber, damit sich kein Ungeziefer verbergen könne, mit Gyps betünchet werden. Zu den starken englischen Doggen, Bären- oder Bullenbeissern, Hetzhunden, u. d. g. werden hohe Lager auf starken eichenen Pfosten, 20 Zoll hoch von der Erden, gemachet, und darzwischen 2 Ellen breit Raum gelassen, daß die an vesten Ketten angelegte Hunde einander nicht erreichen, noch auch die im Stall herumgehende Menschen anfallen können. Der Fußboden in solchen Ställen muß mit breitem Sand und Bruchsteinen, wenigstens mit breiten Ziegelsteinen, abhängig gepflastert seyn, und von beyden Seiten in der Mitte eine Rinne haben, die Unreinigkeiten abzuführen. Die Leithunde werden in ihrem Stall auf 16 Zoll hohe Lager an Ketten gelegt; die deutschen Jagdhunde aber gehen in ihrem Stalle, sowohl als die Windhunde frey herum. Daher muß der Fußboden darinnen mit glatt gehobelten Brettern gepflastert seyn, damit sie im Rutschen und Herumspringen sich nichts in die Füsse schiefern. Die Lagerbänke, welche 2 Ellen breit, und 22 Zoll hoch seyn sollen, werden eben-

ebenfalls von erlenen Brettern gemacht. Die Fenster müssen so hoch seyn, daß die Hunde von der Bank nicht daran aufspringen können. Auch muß man selbige zuweilen aufmachen, um reine Luft durchstreichen zu lassen, das mit es des Sommers kein kühl darinnen, und der Geruch keine seye; dagegen aber im Winter wiederum warm zu halten. Es müssen auch die Fenster wohl verglaset, und im Winter mit wohlschließenden Läden versehen seyn; im Sommer aber zur Kühlung, anstatt der Fenster, Leinwand haben, damit keine Fliegen, noch anderes Ungeziefer hinein komme, und die Luft fein durchstreichen kann.

Vor jedem Stall wird ein vermachter Hundszwinger, nach jedes Belieben lang und breit angeleget, welcher mit einer Mauer, oder wenigstens mit einer Schalwand umgeben, darüber ein kleines Halbdach ringsherauf 3 Ellen breit, worunter bretterne Lager aufgespündet, daß die Hunde sich saamen, oder nach Gefallen in dem Stall gehen können. Die leichten Hunde oder Windspiele, so zum Hetzen gebraucht werden, müssen einen geraumen Zwinger haben, damit sie darinnen herumlauffen können, und nicht steif werden. Vor allen Dingen muß Rohrwasser und feines Gras daselbst vorhanden seyn, damit sie sich reinigen, auch bey grosser Hitze im Schatten liegen können. Die übrigen Hunde, als Wasserbudel, Saufinder, Stöber, Dachskriecher u. d. g. haben keine absonderliche Zwinger und Ställe, sondern halten sich lieber bey den Jägerpurschen auf. Zu ihrem Fraß muß auch eine Küche angebauet seyn, nebst einer Brodkammer und Quartier vor die Jägerpursche, darinnen sie ihre nöthige Sachen an Kuppeln, Halsungen, Riemen, Hängeseilen u. d. g. haben.

An den Höfen, wo viele Parforcehunde gehalten werden, bauet man auch wohl neben dem Stall ein besonders Speisegemach vor die Hunde. Der Boden ist ganz mit gevierten Sandsteinen, die alle aufs beste eingekittet sind, beleget. In der Mitten ist eine abschiessende Rundung, wie eine grosse Schüssel, gemacht. Am Grunde derselben ist ein ziemlich grosses Zapfenloch. In diese Höhlung nun schüttet man das Gefräße mit Fleisch, Brod und Brühe hinein. So bald nun die Hunde gefressen haben, treibet man sie wieder in ihren Stall, und die Pursche ziehen sodann den unten befindlichen Zapfen heraus, spülen diesen Raum mit heissem und kalten Wasser rein aus, und lassen dasselbe durch das Zapfenloch ablauffen, welches denn vermittelst einer verborgenen Rinne oder Röhre weiter geführet wird. Ein Modell eines schönen Hundsstalles findet man zu Hubertsburg bey Dresden.

Hundszwinger siehe Hundsstall.

Hu Su, s. wildes Schwein.

Hurh s. Weide.

Huy Sau, s. wildes Schwein.

Hystrix s. Igel.

J. Jach-

J.

Jachseil, Jächseil, Jagdseil, iſt ein langer lederner Riemen, oder eine ſtarke gedrehete Leine, oder ein überzogener Strick, welcher mit beyden Enden an die Zäume der Kutſchen- und Wagenpferde angeſchleifet iſt, und in der Mitten von dem Kutſcher oder Fuhrknecht in den Häuſten gehalten wird, um die Pferde damit nach Gefallen lenken und regieren zu können.

Jacken ſ. gejagte Hunde.

Jaculus ſ. Häſelin.

Jäger, lat. Venator, franz. *Chaſſeur*, *Veneur*, heiſſet derjenige, der die Natur, die Eigenſchaft und den Unterſchied der wilden Thiere und Geflügel, vom gröſten bis zum kleinſten weiß, und dieſelbe auf eine geſchickte Art zu fangen, oder zu fällen gelernet hat, oder, mit einem Wort, nicht nur die Wirthſchaft der wilden Viehzucht und Nahrung verſtehet; ſondern auch die Jägerey, oder das Fangen der wilden Thiere als eine Kunſt gelernet hat. Es wird aber zu einem vollkommenen und rechtſchaffenen Jäger erfordert, daß er gottesfürchtig ſey, und ſich vor allerhand verbothenen Künſten, Aberglauben, Fluchen, Sauffen, Spielen und andern Laſtern hüte; dgß er eines guten ſcharfen Geſichts, eines guten Gehöres, ſchneller Füße, nicht gebrechlich, wachſam, geduldig und unverdroſſen, von einer reiffen Beurtheilungskraft, aufmerkſam, geſunder und gerader Zähne zum Blaſen, hurtig und geſchwinde in ſeinem Vornehmen, unverzagt und nicht furchtſam, eines anſchlägigen und verſchmitzten Kopfes, verſchwiegen, treu und nicht neidiſch ſey; daß er Liebe zu den Hunden habe, ſeinen Leithund wohl zu arbeiten, und andere zur Jagd gehörige Hunde gehörig abzurichten wiſſe; daß er wohl laufen, ſpringen, reiten und ſchwimmen könne; daß er ein guter bewährter Schütze, auch Forſt- Hirſch- Holz- und Jagdgerecht ſey; ſich im Winter grau, und im Sommer grün trage; ſein Jagdzeug wohl in Acht nehme, auch wenn einem Menſchen Pferde, Hunde oder Raubvogel plötzlich eine Verletzung oder ſonſt ein Unfall zuſtöſſet, denenſelben in der Noth mit Hülfsmitteln beyzuſpringen, und zu rathen wiſſe. Er muß auch wiſſen, den Vogelleim zuzurichten, die Leimſpindeln auf die Fall- Leim- und Plätthäume zu ſtecken, die Wald- und Feldtennen zuzurichten; die Rebhüner mit dem Treibezeuge, Hochnetze und Tiras zu fangen, Wachteln und andere Vögel zu locken, die Raubvögel zu beſtricken, den Waſſerleim, ingleichem die Wildpretz- und wilden Taubenſulzen zu bereiten, die Maſchen, Schlingen und Dohnen zu ſtellen, dem Waſſergeflügel nachzugehen und demſelben Fänge zu ſtellen. Er muß auch allerhand Arten Tücher, Garne und Netze auf das hohe, mittlere und kleine, auch Federwild zu ſtellen, verſtehen, damit er nach einer jeden Jahreszeit, und nach einer jeden Gelegenheit gehörigen Nutzen ſchaffen könne. Weil aber einem Jäger allein, ſo vielen Sachen vorzuſtehen, und

und selbige sämmtlich zu bestreiten, nicht wohl möglich, auch die Zeit, alles allein zu verrichten, nicht hinlänglich ist; so werden mehrentheils zu einer jeden besondern Jagd auch besondere Leute bestellet, und die, so bey den hohen Jagden dienen, eigentlich Jäger; die bey der Renn- und Parforcejagden bestellet sind, *Piqueurs* oder *Parforce*-Jäger; die der Raiger- und andern Arten der Bai; vorstehen, Falkenierer, und, die so allerhand klein Wildpret zu fangen, bestellet sind, Hasenjäger oder Federschützen und Hünerfänger genennt, deren unter eines jeden eigenen Benennung mit mehrerem gedacht wird. Ein Jäger bedarf zu seiner Profeßion mancherley Zeug, gute Pürschröhre, Schrotbüchsen, Flinten, eine Weidtasche, ein Pulverhorn, mit gutem raschen Pulver (dessen er noch mehr zu Hause an einem trockenen Orte verwahret haben soll, weil die Feuchtigkeit des Pulvers dieses an geschwinder Entzündung hindert, und dadurch mancher Fehlschuß verursacht wird, Spanner, Raumnadel, einen Weidner oder Hirschfänger, mit Messern, Schrauben, Sägen und Nebern, und Bohrern, Halsbänder, Kuppeln und Hetzriemen vor die Hunde, starke Schweinsspieße, oder Fangeisen auf die wilden Schweine und Bären, Säbeln und Zangen, die Dachse, Füchse, Wölffe, Luchse, wilde Katzen und Fischottern vom Leibe zu halten, und anzufassen; auch Spaten, Schaufeln und Hacken, die Dachse damit auszugraben, einen Compaß ꝛc. S. Weidmann, Jagdbediente.

Jägeratzt, s. Jagdfrohnen.

Jägeratzung s. Jagdfrohnen.

Jägerey, bedeutet 1) die gesammten Bedienten, so zum Jagen gehören, und dabey ein Amt oder Verrichtung haben. s. Jagdbediente; 2) Die Wissenschaft, zu jagen, oder die Jagd selbst, wovon man insgemein sagt: dieser oder jener hat die Jägerey gelernet. s. Jagd.

Jägergebräuche s. Weidmannsgebräuche.

Jägergeld s. Jagdfrohnen.

Jägerhaus, ist ein Gebäude bey einer königlichen oder fürstlichen Residenz, worinnen ein oder mehrere Jagdbedienten wohnen, und die Jägerrüstung verwahret wird. Weil auch gemeiniglich noch mehr Jagdgebäude dazu gebauet sind, die zwischen sich einen Hof machen; so wird solcher der Jägerhof genennet. Das Jägerhaus wird nach einer jeden hohen Herrschaft Belieben, nachdem dieselbe Lust und Liebe zur Jägerey hat, groß oder klein, jedoch so viel möglich geraumlich, rein und sauber, auch gemeiniglich 2 Stockwerk hoch gebauet. In das obere Stockwerk schicken sich nebst einem mit schönen Jagdstücken oder künstlichen Schildereyen und Gemälden, von allerhand Lust- und Wasserjagden, Jägerzufzügen, Kampfjagen, ausgezierten Saale, einige Vorsäle, und wohl angelegte und ausgezierte Gemächer, vor die daselbst sich divertirende Herrschaft. Unten wohnet insgemein der Pürschmeister, welcher die Aufsicht über den ganzen Jägerhof und das Direktorium über alle

daſelbſt wohnende Jagdbediente, auch darinnen befindliche Zeug und Hunde hat; nächſt gegen über aber wohnen die Jägerpurſche in abſonderlichen Stuben und Kammern. Auf dem Boden werden in wohlverwahrten Räſtkammern die Jägerrüſtung und Inſtrumente, als: Pürſchröhre mit deutſchen und franzöſiſchen Schlöſſern, Sauſtutzen, Schrotbüchſen, Flinten, Piſtolen, Selbſtgeſchoß, Windbüchſen, Fangeiſen, Hirſchfänger, Scheerlin, Waldhörner, Flügelhörner, Hüfthörner, Weidmeſſer, Pulverflaſchen, Spanner, Hängeſeile und Halſungen der Leithunde, Hundekuppeln, Halsbänder, Hetzriemen, Fangſtricke, Weidtaſchen, Schrotbeutel, Kugelformen, und in Summa alles nöthige Werkzeug, groß und klein zum nöthigen Gebrauch aufgehoben. Neben ſolchem Jägerhauſe gehört an der einen Seite ein langer Hundsſtall, mit ſeiner Küche, Brodkammer, Wohnung der Hundsjungen und gehörigen Hundezwingern, an der andern Seite aber das Zeughaus, wovon an ſeinem Orte Meldung geſchehen wird. Die Einfahrt und der Thorweg in den Jägerhof kommt vornen in der Mitte derjenigen Seite, welche den Hof vollends einſchlieſſet, und quer vor dem Jägerhauſe über iſt; auf der einen Seite deſſelben werden des Wagenmeiſters und Jagdwirths Wohnungen, nebſt einer Schenkſtube, zu Bewirthung der Bier- und Weingäſte, auf der andern Seite aber ein Pferdeſtall und Wagenſchoppen angebracht. In der Mitte dieſes Jagdhofs iſt ein feiner Röhrkaſten oder Röhrwaſſertrog ſo nöthig, als nützlich, beydes um beſorglicher Feuersgefahr willen, als auch Pferde und Hunde daraus zu tränken. Auf die Forſtenden aller dieſer Gebäude gehören ſich veſt angemachte Hirſchhörner; hinter dem Zeughaus aber kann in gleicher Weite, als auf der andern Seite die Hundezwinger gehen, des Pürſchmeiſters Garten angelegt werden. So gehören auch zu einem vollſtändigen Jägerhofe, Thiergärten und Behältniſſe oder Fangen, und kleine beſondere Häuslein vor wilde und reiſſende Thiere, dergleichen Löwen, Bären, Wölfe ꝛc. ſo man lebendig gefangen oder ſonſt angeſchaffet, und ſie darinnen lodert und ſpeiſet, damit man ſie in bedürfendem Fall, zu der Herrſchaft Befehl, bey den Thierkämpfen gebrauchen könne, oder ſonſt nur zum Anſehen zahm mache.

Jägerhörner ſ. franz. *Huchets, Cors de Chaſſe*, ſind blaſende Inſtrumente, deren ſich die Jäger bedienen. ſ. Hifthorn.

Jägerhof, ſ. Jägerhaus.

Jägerjunge, ſ. Hundsjunge, Jägerpurſch.

Jägerkünſte, nennet man insgemein die Kunſtſtückgen der Jäger, die ſie bald durch Segenſprechen und Anruffen GOttes, bald wohl auch durch Anruffung der böſen Geiſter, oder allerhand Charaktere, die ſie doch weder verſtehen, noch auszudeuten vermögend ſind, oder auch durch Sympathie ins werk zu richten, meynen, und ſich dadurch veſte zu machen, das Wildpret zu bannen, eines andern ſeinen Hunden

den

den Geruch zu verderben, und dergleichen gar oft zur Läſterung GOttes und zum Schaden des Nächſten gereichende Dinge, vorzunehmen, ſich angelegen ſeyn laſſen. In der Sympathie und Antipathie zwar ſteckt ſehr vieles, welches in einem und dem andern erſtaunende Wirkung thut. Da aber gleichwohl alle ſolche Künſte einmal und zwar am meiſten auf des Nächſten Schaden abzielen, hiernächſt auch, um nicht auszuſchweiffen, eine ſehr behutſame Maaße dabey gebraucht werden will; ſo möchte wohl am rathſamſten ſeyn, gar davon abzuſtehen. ſ. **Brand im Rohre und Schieſſen**, wo auch eins und das andere davon geſagt wird. Hier aber wollen wir nur das einige probat befundene Kunſtſtückgen, daß einem ein verwundetes Thier nicht aus ſeinem Revier entgehen möge, beyfügen, da man nemlich die Fährte des rechten Vorderfuſſes, wo ſie im veſten Boden oder Raſen ſtehet, ausſchneidet, und ſolche umleget, und alſo umkehrt, daß die Spitze oder Schale rückwärts; wo die Ballen ſeyn, zu liegen kommen. ſ. a. **Waffenſalbe.**

Jägerkunſt, heißt die Kunſt und Geſchicklichkeit, zu Jagen, nebſt einer gründlichen Wiſſenſchaft alles deſſen, was dazu erfordert wird. ſ. **Jagd.**

Jägermeiſter, franz. *Grand Veneur*, iſt an einem Fürſtl. Hofe derjenige, ſo über die ganze Jägerey, und was derſelben anhängig, zu gebieten hat. Sein Amt erfordert, daß er auf ſeiner Herrſchaft Wildbahn und Jagdgerechtigkeit Acht gebe, daß derſelben von niemand einiger Eintrag geſchehe; für die Unterhaltung der Fürſtl. Zeug-Jagd- und Forſthäuſer, desgleichen für die gehörige Wartung der zum Jagen gehörigen Zeuge, Tücher, Garn, Wagen u. d. g. Sorge trage; die Gelegenheit des Landes, die Wälder, Fürſte, Jagdplätze und gewöhnliche Stände des Wildes von allerley Gattung ſich bekannt mache, die nöthigen Anſtalten, das Wild zu hägen, und nach Gelegenheit zu erhalten vorkehre ꝛc. Dazu gehört, daß die Jagden pfleglich angeſtellet, das zur Hofküche erforderte Wild nicht mitten in der Wildflur und Gehäge, ſondern an den Gränzen, wo es leicht übertritt, und dahero **Gränz- und Naſche wildpret** genennet wird, gepürſchet, bey harten Wintern und andern Kälten dem Wilde Hülfe verſchaffen, und insgemein über den ausgegangenen Wild- und Jagdordnungen ſtrenge gehalten werde. Wenn eine Jagd anzuſtellen iſt; ſo hat der Jägermeiſter des Orts, wo geſagt werden ſoll, ſich zu erkundigen, ob, und was für Wildpret daſelbſt zu hoffen ſey, damit vergebliche Koſten vermieden werden; die hiezu gehörigen Jagdfrohnen aufzubieten, doch über die Gebühr und das Herkommen niemand zu beſchweren, noch auch um Geld oder Gunſt zu erlaſſen; hingegen einem jeden ſeine Arbeit aufzulegen, daneben, was ihnen an Unterhalt und Lohn gebühret, reichen zu laſſen, und nicht zu geſtatten, daß jemanden mit Schlägen oder auf andere Weiſe übel begegnet werde. Ferner

muß er über die angestellte Jagd ein Tagebuch halten, und darinne die Zeit, den Ort, und alles, was dabey fürgefallen, was für Leute, wie viele, und welcher Gestalt sie dabey gebraucht worden ꝛc. umständlich beschreiben lassen. Sodenn ist es auch seine Schuldigkeit, auf diejenigen, so in dem Lande des Jagens berechtigt sind, ein wachsames Auge zu haben, und die der Herrschaft zustehende gemeinsame und sogenannte Kuppeljagden nicht zu versäumen; auf die Vertilgung der Raubthiere bedacht zu seyn; Wolfsgruben, Fallen und Fänge, auch, wo es die Gelegenheit giebt, die Wolfsjagden zu rechter Zeit zu bestellen; auf das Jägerhaus besondre Aufsicht zu tragen, deswegen mit dem Pürschmeister sich öfters zu bereden; die Unterhaltung der zur Jägerey nöthigen Hunde, nicht allein in denen Hundehäusern, sondern auch, wo es hergebracht, auf Mühlen, Schäfereyen und Feldmeistereyen zu besorgen; die Uebertrettung der Vasallen und anderer Verbrecher durch wohlerfahrne Jagd- und Forstverständige Commissarien genau untersuchen und beurtheilen zu lassen; alles ohne eigenes Interesse höheres Orts ausführlich zu berichten, und darauf Bescheides gewärtig zu seyn; die Rechnungen über allerley Wildpret, sowohl was zur Hofküche und verordneten Deputaten geliefert, als verkauft worden, sodenn über die gefällten Raubthiere, und das davor bezahlte Pürsch- oder Fanggeld, und endlich über alle bey der Jägerey das Jahr über aufgewandte Kosten, durch den hiezu bestellten Jagdsekretarius ordentlich führen zu lassen.

Jägernetze, s. Jagdnetze.

Jägerordnung, Jagdordnung, begreift alle diejenige Verordnungen, so die Jagdgerechtigkeit, das Jagen, Baitzen, und Hetzen und deren pflegliche Gebrauch, zur gehörigen Zeit, auf gehörige Weise, betreffen, daß des Wildes nöthig geschonet, dessen Beybehaltung und Vermehrung befördert, die Häges und Heckzeiten wohl beobachtet, den Schaden, so am Wilde durch Wolfsgruben, Legebüchsen, Selbstgeschoß, Falleisen, Schlingen, Ausnehmen der Eyer ꝛc. welches man die Aasjägerey und unweidmännisches Jagen, nennet, oder durch Walddiebe geschiehet, vorgekommen, und alle Beeinträchtigungen eines andern Gerechtigkeit, Schmälereyen des Landesfürstl. Regals, und insgemein alle bey dem Jagen vermerkte Mißbräuche abgeschaffet werden, wie die hin und wieder ausgelassene Ordnungen ausführlich besagen.

Jägerpursche, wird bey der Jägerey derjenige genennet, der, wenn er 3 Jahr lang als ein Hunds- oder Jägerjunge gelernet, nunmehro die Freyheit erlangt ein Hornfessel zu tragen; jedoch aber, wenn er noch nicht recht wehrhaft gemacht worden, keinen Hirschfänger, es sey denn auf der Reyse, tragen darf. Ein solcher Jägerpursche aber muß sich vor allen Dingen angelegen seyn lassen, Holzgerecht zu werden, und sich daher nicht scheuen, den einfältigsten Aescherer, Kohlenbrenner, Pechhader, Scheitschläger und Zimmermann, um dieses oder jenes Holzes Beschaffenheit zu fragen. Die

Fährten des Wildprets, unter welchen der Hirsch und das Schwein das vornehmste ist, wiewohl auch die andern nicht auf die Seite zu setzen sind, muß er sich auf das genaueste bekannt machen, und dieselbe richtig von einander unterscheiden lernen. Damit er auch des Zeugstellens vollkommen kundig werde; so muß er sich bey Zeiten mit den Zeugknechten und Stallleuten bekannt machen, damit sie ihn, wenn ein Jagen vorgehet, dazu nehmen mögen; da er denn bey Abführung des Zeugs die Leinen frisch mit anzugreiffen, Hefftel einzuschlagen, veste zu machen, aufzuheben, anzustöcken, oder was nur nöthig vorfällt, mit vorzunehmen hat, wenn er anderst die Wissenschaft, das Jagdzeugrecht zu verstehen, erlangen will. Er muß auch den Leithund recht und gründlich zu arbeiten, und denselben gehörig zu traktiren lernen. Im Schiessen, sowohl mit der Flinte im Fluge und Lauffe, welches anjetzo das gebräuchlichste ist, als auch sonderlich mit dem Pürschrohr Wildpret zu fällen, muß er sich fleissig üben, und dahero etwa bey einem Förster, oder andern Jagdbedienten, der viel zu liefern hat, sich bekannt und beliebt zu machen, suchen, damit er zu solchen Exercitien desto bessere Gelegenheit bekomme.

Jägerrecht, heißt 1) das Theil oder Stück von allerley Wildpret, so dem Jäger, der es gefangen, oder gepürschet hat, als ein Zugang verordnet, und zur Ergötzlichkeit gelassen wird, und ist solches von einem Hirsch der Hals, sammt denen noch daran flossenden 3 Ribben; von einem wilden Schwein aber die Wamme. 2) Bey einigen bedeutet es auch eine Ceremonie, welche man auch Blasschlagen nennet. s. Blat.

Jägerzehrung, s. Jagdzehrungen.

Jähriger Frischling, s. Schwein.

Jänner, s. Jenner.

Järten, eine Art Fische, sind fast wie die Jäsen gestaltet, aber schmäler, länglichter und dünner, und haben kleinere Schuppen. Die Flossedern sind blaulicht; die Augen gelb, wie Gold. Ihr Fleisch ist sehr fett, und ganz sonderbar von Geschmack, vermuthlich aber gut zu brauen. Und weil sie meistentheils in der Oder gefangen werden; so brütet man sie in denen an selbiger gelegenen Städten, sonderlich zur Herbstzeit, schlägt sie häuffig in Fässer, und übersendet sie an andere Oerter, weil sie sich auf diese Weise ziemlich lange halten können, und ein bereitetes Essen abgeben.

Jäse, Giese, Göse, Alender, lat. Capito fluviatilis cœruleus, ist ein Stromfisch. In der Gestalt kommt er dem Karpfen sehr gleich, hat auch dergleichen grosse Schuppen. Jedoch ist er in der Farbe hierinne unterschieden, daß der Jäse am Kopfe und auf dem Rücken, auch auf den Seiten etwas herunter, blaulicht siehet, und nach dem Bauche zu eine glänzende Silberfarbe hat. Die Kiefern und Flossedern aber sind gelbröthlich; daher er ungemein schön aussiehet. Er wird eine Elle lang, und 4, 5, oder

wohl noch mehr Zoll breit, und wiegt oft über 3 Pfund. Er ist so gut schmeckend, wie der Karpfe, und wird auch demselbigen von einigen noch vorgezogen. Dessen Fleisch wird im Sieden ganz gelbröthlicht, fast auf Lachsart; doch wird er meistens gebraten, und daher gleichsam vorzüglich der Bratfisch genannt. Ihre Streich- und Laichzeit ist im May, da sie auch am fettesten sind, und der beste Fang geschiehet. Besonders wenn die Stromwasser volluserig werden, und an etlichen Orten übergehen; so fängt man sie recht gut mit den Wathen, auch in den Abfällen in Garnsäcken. Einige verspäten sich auch auf an dem Flusse liegenden Wiesen, da sie denn recht wohl zu fangen sind. Es ist kein Raubfisch; sondern nähret sich von der Fettigkeit des Wassers. Am meisten findet man ihn in der Oder und Spree.

Jagd, Jagt, lat. Venatio, franz. *Chasse*, heißt die Wissenschaft oder Kunst, durch eine geschickte Uebung den wilden Thieren und Vögeln, entweder mit Gewalt oder mit List nachzustellen, und dieselbe zu fangen oder zu fällen.

1) Die Jagd ist heut zu Tage eine von den vornehmsten Belustigungen grosser Herren, und ein Regale, welches allein der hohen Landesobrigkeit zustehet, von derselben auch zuweilen an ihre Vasallen in Ansehung ihrer derselben ersprießlich geleisteten Dienste, in gewisser Masse überlassen wird. Sie ist eine so nöthige als nützliche Uebung, weil nicht nur dadurch ein Land oder Gegend von reissenden und schädlichen Thieren befreyet und gesäubert, das übrige Wild aber an Hirschen; Rehen, Schweinen, Hasen und Federwildpret zu gehöriger Zeit zu Nutzen gebracht wird; sondern sie ist auch, weil man auf derselben das Gewehr zu Pferde und zu Fusse fertig und geschickt zu gebrauchen, Hunger und Durst, Arbeit und Mühe, Hitze und Frost, Regen und Ungewitter, Wachen und andere Fatiquen auszustehen, lernet, eine mächtige Stärkung und Abhärtung der Leibeskräfte und Geschicklichkeit. Sie ist auch eine löbliche Uebung, wenn sie in ihren ordentlichen Schranken bleibt, und der rechte Gebrauch derselben nicht auf die Seite gesetzt; sondern gleichwie in allen andern Sachen, also auch hierinne richtige Ordnung und Maaße gehalten wird. Denn in solcher Ordnung ist sie hauptsächlich eine Kunst und Uebung des Adels, der sie auch beynahe in gewissen Innungs- und Zuchtanstalten vordeutlich als Jungen, und Jagdpurschen, Pagen, Jagdjunkers ꝛc. lernet, und wenn er solche ausgelernet, auch bisweilen Lehrbrieffe u. d. g. bekommt.

2) Jedoch wegen allerhand übler Folgen und Versäumniß in andern noch nöthigern und nützlichern Wirthschaftsgeschäften ist die Ausübung und Belustigung damit, vor sich selbst, andern sonderlich gemeinen Leuten, nicht zu verstatten. Denn also betrachtet, wird sie eine in der Policey schädliche Sache. Ja der Mißbrauch der Jagd bey Grossen und Vornehmen deckt ebenfalls sehr grosses Uebel in der Landwirthschaft aus. Die vielen Jagdfrohnen

und Folgen, das unbarmherzige Tractament, so die armen Leute von der Jägerey erdulden müssen, die vielfältige Bedrückung, welche öfters damit vor den armen Landmann sonst verknüpft wird, der Verlust seines gesunden Leibes, die Versäumniß in seiner Feld- und Hausarbeit, das zur blossen Lust gewöhnliche überflüssige Jagen des Wildes, und der daraus entstehende Wildfraß, und die Verwüstung der Felder und Gärten, dabey man doch selten den armen Leuten an Steuern und Gaben etwas erlässet, u. s. w. sind alles bekannte Dinge, so die Jagd, wenn man damit nicht vernünftig verfähret, schädlich machen. Und so angenehm dieselbe auch ist, so bringt sie doch, wofern man nicht mit einer vernünftigen Mässigung damit umgehet, auch bey Höfen schlechten Nutzen ein, ja sie nimmt vielmehr ein Grosses von andern Einkünften weg. Ein Pfund Wildpret, kommt einen grossen Herrn, wenn die grossen Jagdkosten wegen vieler Leute, Pferde, Hunde, Jagdzeuge, Häuser und allerhand Jagdpracht, ja der Abgang, welchen öfters die Steuren, Zinse, Forst- und Waldrevenüen dadurch leiden, gerechnet werden, öfters auf 1 Thlr., wo nicht noch höher zu stehen, und die Einkünfte der Jagd tragen nicht den vierten Theil von den Unkosten, so darauf verwendet werden. Ein Werthschaftsgeschäfte aber, welches mehr kostet, als es einbringt, ist ein schlechtes Geschäfte, und nach den Regeln einer Cameralwirthschaft ganz verwerflich. Die Cassereinkünfte bestehen also meistentheils bey diesen Hauptstücken der Eindildung, oder in dem blossen Vorgeben derer, die von solcher übermässigen Jagdlust der Grossen ihren besondern Vortheil haben, womit sie die Ohren und Augen ihrer Herren verleiten. Eine übermässige Jagdlust verderbet auch alle andere zu Anfange erwehnten Vortheile der Jagd. Es bleibet alsdenn nur ein blosser Vorwand, die Gesundheit und das Leben solcher Herren ist in Gefahr; sie sind auch nicht mehr im Stande, daß sie sich noch den Travaillen des Kriegs unterziehen könnten; die heutigen Kriegsübungen sind auch gar anders, als daß man in Absicht auf dieselben bey der Jagd viel lernen sollte. Endlich aber werden bey der unmässigen Jagdlust die wichtigsten Regierungsgeschäfte bey Seite gesetzt: man bekümmert sich darum wenig, oder nicht recht, man siehet alles nur mit fremden Augen, höret mit gebogten Ohren, und arbeitet öfters mit anderen untreuen und ungeschickten Händen; kurz: die Grossen sind alsdenn nur groß bey der Jagd, und grosse Jäger; in ihrem Amte aber, wenn sie sich durch allzuöfters und allzuvieles Jagen über die Massen abgemattet, nothwendig desto verdrossener. Was sowohl fremde als eigene Unterthanen vor Remedia wider den Jagdherrn haben, wenn er ihnen durch übermässiges Jagen, oder durch die Einrichtung seines Jagdwesens überhaupt, Schaden zufüget, davon s. Wild.

3) Indessen ist doch ein mässiger und vernünftiger Gebrauch der Jagd nicht nur zum Nutzen und allerhand Vortheil

vor groſſe Herren und vor ades Land, ſondern auch bey jenen zur mäßigen Luſt und Ergötzlichkeit, zur Geſundheit und zum Fürſtl. Wohlſtande und Anſehen, durchaus nicht zu verwerfen, ja damit kann und muß auch eine gute Wirthſchaft beſtehen, und alsdenn dieſe, wo nicht eben viel Vortheil, doch auch keinen Schaden oder Zu- und Einbuſſe davon haben, wenn ſie recht eingerichtet, und über dem das Forſtweſen geſchickt damit verknüpfet, der Herr aber auch dabey zufälliger Weiſe in den Stand geſetzt wird, manches in ſeinen Landen unter ſeinen Unterthanen, und auf ſeinen Domainen zu hören und zu ſehen, was ihm ſonſt zum Behuf ſeiner Regierung und Wirthſchaft verborgen bleiben würde.

4) Damit man nun von der Einrichtung der Jagd eine etwas genauere Einſicht habe, ſo iſt nebſt dem, was ſonſt etwa hin und wieder unter andern Artikeln von denen zum Jagdweſen gehörigen Dingen weit ausführlicher abgehandelt zu finden, allhier noch überhaupt ſo viel zu merken: Es wird die Jagd gemeiniglich in die die hohe und niedere Jagd unterſchieden. Der hohen Jagd werden die Hirſche, wilden Schweine, Bären, Rehe, Trappen, Auerhüner, Birkhüner, Haſelhüner, Schwanen und Faſanen beygezählt; zur niedern Jagd aber die Haſen, Füchſe, Dachſe, wilde Katzen, Rebhüner, Schnepfen, wilde Gänſe und Enten, Täucher und dergleichen Waſſervögel, Lerchen und andere kleine Vögel gerechnet; wiewohl an etlichen Orten die Mitteljagd, dazu Rehe und Friſchlinge gehören, in Uebung iſt. Im Churfürſtenthum Sachſen und deſſen incorporirten Landen werden zur hohen Jagd gerechnet: Bäre, Bärinnen, junge Bären, Hirſche, Stückenwild, Wildkälber, Tann- und Dambirſche, Tannwild, Tannenwildskälber, Luchſe, Schwanen, Trappen, Kraniche, Auerhüner, Faſanhähne, Faſanhüner, Vorken. Zur Mitteljagd werden gezählet: Rehböcke, Rehe, Rehkälber, hauende Schweine, angehende Schweine, Keuler, Bachen, Friſchlinge, Wölfe, Birkhähne, Haſelhüner, groſſe Brachvögel. Und zur niedern Jagd: Haſen, Füchſe, Dachſe, Biber, Fiſchotter, Marder, wilde Katzen, Eibthiere, Eichhörner, Wieſel, Hamſter, Schnepfen, Rebhüner, wilde Gänſe und Enten, Reiher, Täucher, Seemeben, Waſſerhüner, Waſſerſchnepfen, wilde Tauben, Gibitze, Wachteln, kleine Brachvögel, Ziemer, Schnerren, Amſeln, Droſſeln, Lerchen und andere kleine Vögel, wie ſie Namen haben mögen. Doch mögen die Wölfe, von einem jedweden, der die Jagden hat, und wenn er auch nur mit der niedern Jagd beliehen wäre, gefället werden; es ſteht auch dem, welcher einen Wolfshalz in die Wildmeiſtereyen, worunter die Reviere eingezirkt ſind, einliefert, jedesmal allda 2 und ein halber Rthlr. zur Ergötzlichkeit gereichet werden.

5) Nach denen erſtbeſchriebenen Arten der Thiere iſt auch die Jagd, wodurch ihnen nachgeſtellet, und das Zeug, ſo dazu gebraucht wird, mancherley. Denn

Denn einige werden mit Tüchern umstellt, durch Hunde und das Waldgeschrey der Jäger nach dem Lauffe getrieben, daselbst aus dem Schirme gepürschet, oder von den Anwesenden zu Pferd oder Fuß in Lauffe mit Fangeisen, Hirschfängern, oder Pistolen erleget. Andere werden mit Wind- und andern Hunden gehetzt; andere in gestellten Gruben und Fallen, Eisen oder Schlingen gefangen; andere verlappet, durch das Klopfen getrieben, oder an einen Ort gekirret, oder auf ihrem Wechsel von dem sich anstellenden Jäger gepürschet, oder ohne Netz und Garn von den sogenannten Parforcehunden gejaget und erleget, andere mit Falken gebaitzet u. d. g. Des hierzu nöthigen Zeuges sind ebenfalls verschiedene Gattungen. S. Jagdzeug. Zu welcher Zeit im übrigen einer jeden Art des gedachten Weidwerkes nachzustellen, findet man unter dem Namen eines jeden Wildes beschrieben.

6) Wenn ein Fürst oder anderer Landesherr, aus besonderer Gnade und guter Willen, einem andern, in einem gewissen Revier und Distriet seiner Wildbahn auf eine gewisse Zeit, die Erlaubniß zu jagen, ertheilet, wird solches eine Gnadenjagd, und wenn ihrer 2, oder mehr die Jagd mit einander gemein haben, eine Koppel- oder Kuppeljagd, genennet. Die Mitjagd oder das Mitjagen heißt, wenn ein Landesherr mit seinen Landsassen in ihren Förſten die Jagd zugleich exercirt. An einigen Orten hat der Landesfürst, anstatt des Mitjagens, das Vorjagen, da nemlich der Landsasse mit seinen Hunden und Zeug nicht eher ins Feld oder in Holz darf, bis der Landesherr solche vorher durchgejaget.

Sonst aber soll auch, besonders in den Churſächsischen Landen, ein jeder, der zu jagen befugt ist, auf seinen und seiner Unterthanen Eigenthum bleiben, und, bey 100 fl. Straffe, auf eines andern Grund und Boden nicht Jagen, Hetzen und Weidwerk treiben. Bey eben der Straffe sollen in nassen Zeit der armen Leute ihre Saamenfelder mit Jagen und Durchreiten verschont werden. In den Churfürstlichen Wäldern, Wildbahnen Förſten, Heiden und andern Gehölze darf niemand Hirsche, wilde Sauen, Bären, Rehe und anders Wildpret fahen und schiessen, oder Kälber ausheben, oder mit Hunden drein gehen und reiten, auch in den Wäldern, Gehölze, Feldern, Wassern, Teichen, Weinbergen, bey 20. fl. Straffe, kein Federwildpret schiessen oder fahen. Daher denn auch insonderheit die Schäfer, so in Churfürstl. Wildfuhren gesessen sind, ihre Hunde nicht ledig lassen, sondern führen, oder denselben fünf Viertel lange Klöppel, bey Verlust der Hunde und 1. fl. Straffe, vornämlich den Schafrüden, anbinden sollen. Und eben dieses sollen auch andere mit ihren Hunden thun; doch sollen nicht alle Hunde, insgemein, sondern nur die Schafrüden und Jagdhunde, welche dem Wildpret schädlich seyn können, Klöppel tragen. Alle diejenigen nun, so dergleichen Hunde halten, sollen denselben Klöppel, 5 Viertel Ellen lang, und der Runde nach eine Viertels Ellen dicke, anhängen,

selbige inne behalten, auch alle Fischer und Schäfer ihre Hunden an Stricken und Ketten leiten und führen, bey einem Schock Straffe; wie denn auch vormals anbefohlen worden, daß Bürger und Bauren den Hunden, die sie mit in das Feld nehmen, einen Vorderfuß ablösen sollten. Mit kleinen Hunden aber, die nicht Jagdhunde seyn, das Wildpret abzuscheuchen, wird denen innerhalb und an der Wildbahn gesessenen Leuten nachgelassen. Und soll denen von Adel, Bürgern, und Bauren, wegen ihrer Hof- und Haushunde, von den Förstern, unter dem Schein, daß sie ungeklöppelt angetroffen werden, keine Gewalt geschehen, desgleichen sie selbst, wenn sie mit kleinen Hunden im Gehäge auf dem Felde angetroffen werden, unangetastet gelassen, diejenigen Unterthanen aber, so in und an keinem Gehäge gesessen, mit Klöppelung der Hunde verschont bleiben, doch soll ein jeder dieselben, so viel möglich, im Hofe und Dorfe behalten. Windhunde soll ein an Gehägen gesessener nicht halten, und unter Soldaten soll, ausser den Obristen, keiner Wind- und Jagdhunde halten. Zum Jagen sollen Netze und Hunde nicht erborgt werden. Passagiers, so Hunde bey sich führen, soll der Postmeister von der Post schlechterdings abweisen. Durch den Thiergarten bey Ostra vor Dreßden muß man die bey sich habende Hunde an Stricken führen, und in den großen Garten bey Dreßden sollen gar keine mitgenommen werden. Im übrigen sollen diejenigen, so dem Landesherrn Hunde zu halten schuldig sind, dieselben bestmöglichst unterhalten.

Jagd, heißt auch bey einigen eine Art des Fischfanges, und ist nichts anders, als die Fischerey mit Garnen und Netzen, welche besonders auf kleinen Flüssen gewöhnlich ist, davon der Art. Fischerey, nachzusehen. Ein ganz anders aber ist die sogenannte Wasserjagd, davon bey diesem Worte ein mehreres gedacht werden soll.

Jagdbar, wird 1) ein Hirsch genennet, welcher vollkommen groß ist, und nicht unter 10 Enden hat, hiernächst mit vollem Wanst, Gescheide und Gehörne, oder unaufgebrochen und unzerwirkt, wenigstens 300 Pf. am Gewichte hat, der alsdann nicht anderst, als mit dem Hirschfänger, und zwar dergestalt, daß der Fang nicht nach dem Geschröde zu, sondern gegen die Hirschkammer geschehe, gefangen werden soll. 2) Ein vierjähriges Schwein, männlichen Geschlechts.

Jagdbauren, Jagdleute, nennet man die Mannschaft, welche besonders bey einem Belustigungsjagen, zu den Tüchern, Netzen, und übrigem Jagdzeug gestellet werden, um das zu jagende Wild zu beobachten, daß es nicht ausfalle. s. a. Treiber.

Jagdbediente, sind verpflichtete Personen, welche nicht allein die Jagden anstellen, und dirigieren; sondern auch Acht haben müssen, daß niemand der Wildbahn einen Schaden zufüge, und die Forste und Wälder in gutem Stande gehalten werden. Diese sind, von den geringsten an, die Hundsjungen, Jagdpursche, Fußknechte, Förster, Jägereiter,

ter, Oberförster, Wildmeister, Hofjäger, Pürschmeister, zu welchem insgemein bürgerliche Personen gezogen werden. Auch haben große Herren noch besondere Leibjäger und Büchsenspanner, die nach Unterschied unter die Hofjäger rangiert werden. Die adelichen Jagdbedienten aber, oder die zur Jägerey gehörigen Personen adelichen Standes, sind: Jagdpagen, Gehörnpagen, Falkenierpagen, Jagdjunker, Forstmeister und Oberforstmeister, die über einen gewiessen Bezirk gesetzt sind, und eine Anzahl Subalternjagdbedienten unter sich haben, und endlich der Landjägermeister, Hofjägermeister und an großen Höfen, auch wohl der Oberlandjägermeister und Oberhofjägermeister. Die meisten von den jetzt erzählten niedern, bürgerl. und adelichen, hiernächst aber auch hohe Jagd- und Forstbediente müssen sich die Jagd- und Forstgränzen wohl bekannt machen und zu Anstellung der Jagden, und Anschaffung des Wildprets, nach der Wälder, Förste, Berge und Thäler Gelegenheit erkundigen, was darinnen für Jagdplätze und Stellwege seyen, und wo das Wild von allerley Gattung seine gewöhnliche Stände habe; sie müssen die Abrisse von ihren Jagd- und Forstbezirken in Bereitschaft haben, die Verträge, Befehle, und andere zur Beschreibung ihres Jägeramts nöthige Dokumente, nebst ihren Instruktionen fleißig durchlesen, die Jagd- und Forstordnungen im Gedächtniß führen, und denselben genau nachgehen; ihre schriftliche Nachrichten, Inventarien, Abschiede, Recesse, ihre und ihrer untergebenen Forstbedienten, Bestallungen, Reverse, Cautionen u. d. g. in besonderer Verwahrung halten. Ferner müssen sie ihre Vorschläge dahin richten, daß pfleglich und ordentlich hausgehalten, auch an bequemen Orten das Wildpret mit Salzlecken, und zur rauhen Winterszeit, da es oft aus Mangel der Fütterung verdirbet, mit Heu versehen, und in der Wildfuhre zu bleiben angeleitet, oder auch etliche bequeme Oerter mit Hagen und Wildhecken verwahret werden. Sie müssen die Jagdfrohnbaren Unterthanen an gehörige Oerter bescheiden, und Sorge tragen, daß niemand ungehorsamlich ausser bleibe, auch niemand ums Geld loslassen, jedem seine Verrichtungen auflegen, auch was ihnen nach jedes Orts Gelegenheit und Herkommen an Speise oder Geld gereichet wird, geben: sie müssen Acht haben, daß die Grenzen der Gehölze nicht verrücket, noch die Malzeichen weggehauen, besonders, da dieselben veralteten, verwachsen, oder sonst verfielen, in Zeiten wieder verneuert werden; auf die Holzverwüster gehörige Aufsicht tragen, ingleichem, daß die Wildbahnen und Forellenbäche nicht verödet werden, da sich an einem oder dem andern Orte in ihrer anbefohlnen Inspektion, Holzverwüster, Wild- und Forellendiebe, und solche, die den Auerhüner-, Haselhüner- und Schnepfennestern nachstellen, denselben die Eyer oder Jungen ausnehmen, und sie dadurch verstören, antreffen ließen, oder sonst auf andere Weise der Wildbahn und Landesfürstlichen Jagdgerechtigkeit

tigten Schaden zufügen, ſich derſelben bemächtigen, und ſie zur gebührenden Strafe ziehen helffen, und was dergleichen Verrichtungen mehr ſind, die man, weil ſie nach dem Unterſchiede der Oerter und Perſonen unterſchieden ſind, nicht alle ſo eigentlich beſtimmen kann.

Jagdberichtigung, ſ. Jagdgerechtigkeit.

Jagdcalender, iſt bey dem Namen eines jeden Monats nachzuſehen.

Jagddienſte, ſ. Jagdfrohnen.

Jagdequipage, ſ. Jagdzeug, Parforcejagd.

Jagdfolge, ſ. Nachfolge.

Jagdfrohnen, Jagddienſte, heiſſen diejenigen Frohndienſte, welche bey der Jagd und dem Jagdweſen überhaupt müſſen geleiſtet werden, worunter inſonderheit auch die Wildfuhren gehören. Zwey Hauptfragen verdienen dabey eine genauere Erörterung: Wer dazu verbunden ſeye? Und: worinnen ſie beſtehen, oder wie weit ſie ſich erſtrecken? Von den Perſonen, welche zu Jagddienſten verbunden ſind, iſt zu merken, daß die Unterthanen, ſo in dem Bezirk des Wildbanns angeſeſſen ſind, ordentlicher Weiſe ſolche Dienſte leiſten müſſen, nicht aber fremde, als welche man zum Jagen nicht aufbieten darf: ſintemalen dergleichen Dienſte die Landesherrn von ihren Unterthanen nicht ſowohl in Kraft des Wildbanns, als vielmehr Kraft hoher Landes-Obrigkeit fordern, und daher ſolchen Leuten, die nicht zugleich Unterthanen ſind, nicht auferleget werden mögen; wo nicht durch die Gewohnheit und Obſervanz, oder durch aufgerichtete Receſſe und Verträge, ein anders hergebracht iſt.

Myler ab Ehrenbach de Princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. §. 14. Bruger Benutter. Part. 4. tit. 34. §. 9. *Majer* de jur. venand. cap. 13. theſ. 89. pag. 389. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num. 284. ſeqq. *Frommann.* differt. de operis ſubditor. theſ. 12. *Feſeb* de re venator. part. poſter. theſ. 2. lit. b.

Wenn folglich jemand von einem Fürſten oder Landesherrn mit dem Wildbann iſt belehnet worden, oder ſolchen auf andere rechtmäßige Art in einem fremden Territorio überkommen, ſo kann er des Landesherrn jagdfrohnbare Unterthanen zum Jagen nicht aufbieten; es wäre denn, daß ihm der Landesherr ſolche zugleich ausdrücklich mit überwieſen, oder daß der Wildbannsherr dieſes Recht durch eine Præſcription gebührend hergebracht, oder daß durch die Gewohnheit des Orts ein anderes hierinnen eingeführt zu finden.

Harpprecht differt. de venat. precar. theſ. 39. *Kraiſer* de venat. & aucupi. 7. num. 3. *Knipſchild* de nobilib. 3. cap. 5. num. 487. ſeq. *Balthaſar* de Oper. ſubditor cap. 16.

So ſind auch regulariter eines Edelmanns und Vaſallen Unter-

Unterthanen nicht schuldig, dem Fürsten oder Landesherrn die Jagdfrohnen zu leisten; immassen des Vasallen Unterthanen eigentlich keine Unterthanen des Lehenherrn sind; folglich können sie auch von diesem mit keinem Onere subjectionis beleget werden.

Arg. L. 105. ff. de verb. significat. *Mevoch.* remed. recuperand. possess. 10. num. 73. *Gail.* de tract. cap. 7. num. 22.

Wenn aber eine Wolfsjagd von dem Landesherren angestellet wird, so müssen sie derselben allerdings beywohnen; denn die Wolfsjagd wird zur Landesfolge gezogen.

Struv. S. J. feud. cap. 66. aphor. 28. num. 3. ibique *Lyncker* in analect.

Es bestehen aber die Jagdfrohnen unter andern darinnen, daß die Unterthanen bey denen Jagden aufgebotten werden, den Jagdzeug und die Tücher zu führen, die Umstellung der Höher zu verrichten, das Wild mit einzutreiben, die Hunde zu ziehen und zu leiten, die Wildhäger und Wildzäune zu machen, und was dergleichen mehr seyn mag.

Seckendorf im Deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. regal. 5. §. 8. pag. 451. *Knipschild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 71. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9. *Ming.* de superiorit. territ. concl. 78. *Schweser* theatr. servit. tit. 20. §. 8.

Und diese Frohnen müssen die Unterthanen ordentlicher Weise auf ihre selbst eigene Unkosten verrichten.

arg. L. 18. ff. de Oper. libert. *Richter* part. 2. decis. 98. *Maier* de jur. venand. cap. 13. thes. 19. pag. 310. *Westenholz* dissert. de jurisdict. forest. cap. 5. §. 68.

Es wäre denn, daß durch eine besondere Gewohnheit ein anders hergebracht, oder ausdrücklich bedungen worden, daß die Herrschaft denen Unterthanen bey dem Jagen die Kost reichen lassen sollte, oder aber, daß die Unterthanen so arm, daß sie die Zeit, da sie der Jagd beywohnen, und Dienste thun müssen, sich die Kost nicht anschaffen können; denn in diesem Fall ist die Herrschaft schuldig, dieselbe bey der Jagdfrohn zu unterhalten.

Dd. antea cit. *Harpprecht* dissert. de venat. precar. §. 27. *Myler* ab Ehrenbach de Princip. & Statib. Imper. cap. 72. §. 8. *Maier* d. cap. 13. thes. 19. pag. 310. seq.

Wie denn auch die Unterthanen mit ihrem eigenen Zeug bey der Jagd zu dienen, und wenn er verlohren oder zerbrochen, solchen auf ihre Kosten wieder zu machen, verbunden sind.

Berlich part. 2. concl. 65. num. 16. *Westenholz* dissert. cit.

Unter die Jagddienste gehöret auch die Hatzung und Fütterung der Jagdhunde, welches, ob es zwar etwas hartes, und arme Unterthanen, die öfters nicht

nicht Brod genug für ſich und ihre Kinder haben, vielmehr damit zu verſchonen; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dergleichen Hundehalten und Füttern, welches jedoch keinen, als ſolchen, welche Güter haben, auferleget wird, hin und wieder gebräuchlich ſeye; mithin iſt in ſolchem Fall darauf zu ſehen, ob auf einem Gut das Hundehalten durch beſondere Gedinge eingeführet, oder durch die Gewohnheit und Herkommen ſtabiliret ſeye; in welchen beyden Fällen es ſodann unter die Jagdfrohnen allerdings zu rechnen iſt.

Schweder theatr. ſervitut. tit. 20. §. 8. *Schmid* ad jus Bavaric. tit. 22. art. 6. *Hildebrand* diſſert. de jurisdict. univerſ. cap. 13. poſit. 10.

Wie denn auch dieſer Dienſt des Hundehaltens und Fütterns durch Præſcription gar wohl acquirirt werden kann. Denn ob zwar einige Rechtslehrer dafür halten, es laſſe ſich dieſer Dienſt deswegen nicht præſcribiren, weilen es eine res meræ facultatis;

L. 2. ff. de via publ. *Gail.* 2. Obſervat. 18. num. 5. *Knipſchild* tract. de nobilit. cap. 5. n. 289. *Webner* Obſervat. pract. voc. Forſtrecht.

Weil ſich aber doch ein Unterthan durch ein Pactum zum Hundehalten und Füttern verbindlich machen kann, und dieß Pactum weder eine moralem noch civilem turpitudinem in ſich hält; ſo iſt nicht abzuſehen, warum dergleichen Frohndienſt nicht ſollte durch die Præſcription erlanget werden können, indem nach der gemeinen Rechtsregel: alles das, was in pactum deducirt, oder durch ein Privilegium verſtattet werden kann, auch præſcibiret werden mag.

Goeden conſil. 39. num. 54. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 20. §. 8.

Wie viel Zeit aber zu dieſer Præſcription nöthig ſeye; darinn ſind die Rechtslehrer nicht einig. *Balthaſar*, de Oper. ruſticor. cap. 11. pag. 280. ſeqq. erfordert hiezu ein tempus immemoriale, weil es eine diſcontinua und dabey ungewöhnliche ſervitus ſeye, mithin der titulus ermangele, welchen bloß die immemorialis poſſeſſio ſuppliren könne. Allein weil die Diſtinctio inter ſervitutes continuas & diſcontinuas nur auf die ſervitutes meræ reales, deren Natur mit ſich bringet, etwas in dem Seinigen zu leiden und zu dulten, keinesweges aber auf die Servitutes perſonales quadrirt, wie die Operæ ruſticorum; ſo hält man mit Grunde dafür, daß zu dieſer Præſcription 30 Jahre hinlänglich, und zwar nach dem Exempel der römiſchen Knechtdienſte, welche gleich andern Perſonalsdienſtbarkeiten binnen 30 Jahren præſcribiret werden können.

L. 3. §. 1. Cod. de Agricol. & Cenſit. L. 6. Cod. de fund. rei privat. *Berlich.* part. 2. concl. 64. *Modeſtin.* *Piſtor.* part. 1. quæſt. 35. *Schweſer* d. tit. 20. §. 8.

Dieſe Jagdhunde nun müſſen an theils Orten die Müller zu unterhalten übernehmen;

men; an andern Orten aber die Fall- und Abdecker, zu einer Compenſation, daß ſie das gefallene Vieh abdecken dürfen; an andern Orten müſſen zwar die Unterthanen ihrer Herrſchaft gewieſſe Hunde zum Jagen halten und ernähren; es wird ihnen aber dafür ein ſogenannter Hundshaber gegeben, oder an ihren Præſtationen etwas erlaſſen.

Balthaſar d. cap. 11. pag. 285. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 12. §. 9. & tit. 20. §. 8.

An einigen Orten iſt auch die Gewohnheit eingeführt, daß die Unterthanen die Jäger, wenn ſie auf der Jagd ſind, verpflegen und unterhalten müſſen, welches man die Jägeratzt, Jägeratzung, Jägerzehrung zu nennen pfleget; an etlichen Orten aber wird von denen Unterthanen ein gewieſſes Geld dafür gefordert, ſo das Jägergeld oder Lagergeld genennet wird.

Knichen de jur. territor. cap. 4. num. 47. *Spitz.* diſſert. de procurat. canon. cap. 1. §. 5. num. 2. *Wehner* Obſervat. pract. voc. Atzung. *Naurath*, de rationar. pag. 269. ſeqq.

So iſt es auch nichts neues, daß einiger Orten gewieſſe Klöſter, die in eines andern Herrn Land liegen, ſowohl die Jäger, als die Jagdhunde, Pferd und Fohlen unterhalten müſſen. In Bayern und in der Pfalz dürfen die Jäger und Falconier einmal des Jahrs im Kloſter einkehren, doch alſo, daß ſie nicht allzuviel Perſonen, Pferd und Hunde mit ſich bringen, und über drey bis vier Tage ſich im Kloſter nicht aufhalten; denen Forſtern und Ueberreutern aber iſt die Einkehr gänzlich verbotten.

Fritſch de jur. Albergar. *Mulz.* de repræſentat. Majeſt. part. 2. cap. 17. num. 128. ſeqq. *Mauz.* deciſ. Palatin. quæſt. 28. num. 28. Addit. Noſtr. ad *Boecler.* tr. de jur. hoſpit. cap. 3. §. 37. pag. 105.

Etwas unbilliges aber iſt es, wenn ein Bauer über das Hundehalten, den Hund, wenn er etwa von einem Schweine gehauen, oder ſonſten verletzet wird, auf ſeine Koſten heilen laſſen, oder wo er auf dem Platz bleibt, oder verlohren wird, einen andern dafür anſchaffen muß.

Klugen Beamter part. 1. tit. 34. §. 9. p. 566. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 20. §. 8.

Auſſer dem aber iſt niemand erlaubt, Jagdhunde zu halten, und aufzuziehen, und wenn darwider geſchiehet, ſo werden die Unterthanen geſtraft, und ihnen die Hunde von denen Jagdbedienten erſchoſſen. Daher denn die Schäfer und Bauren, wenn zu ihrer oder ihres Viehes und der Früchte Sicherheit Hunde halten wollen, denenſelben Prügel anhängen müſſen, damit ſie dem Wild keinen Schoden thun.

Kluver diſſert. de jur. Canum. cap. 3. §. 1. ſeq.

Zu denen Jagdfrohnen gehören ferner die Wolfsjagden, wozu

wozu die Bauren, und an einigen Orten auch die Bürger, mit aufgeboten werden, und dazu mehr, als zu andern Jagddiensten verbunden sind, so daß, wenn etwa die Unterthanen seines Edelmanns, oder eines andern, zu denen Jagdfrohnen sonst nicht verbunden wären, sie dennoch der Wolfsjagd, welche der Landesherr, oder dessen Bediente anstellen, unumgänglich beywohnen müssen. Selbst die Bergleute sind hierzu, wie auch zum Zutreiben bey den Hirschfeisten, gehalten, wenn sie nicht in der Gruben sind, noch in der Arbeit stehen.

Fritsch tr. de Sequel. cap. 11. num. 14. *Struv.* S. J. Feud. cap. 6. aphor. 28. num. 3. *Muller* dissert. de persecut. lupor. thes. 16. seq.

Bey diesem Wolfsfangen aber ist der Billigkeit gemäß, daß solches nicht auf der Unterthanen, sondern des Herrn Kosten vorgenommen werde, wo nicht dieserhalben ein anderes hergebracht ist.

Finckelthaus. Observat. pract. 87. *Carpzov.* Lib. 1. resp. 57. *Schweser* theatr. servitut. tit. 12. §. 9.

Wie wenn aber ein Unterthan auf der Wolfsjagd von einem solchen grimmigen Thier verwundet, oder gar ums Leben gebracht wird, wer hat sodenn die Heilungs- oder Begräbnißunkosten zu tragen? Antwort: Ob zwar stricto jure bey einem solchen ungefähren Zufall weder von dem Landesherrn noch der Landschaft etwas kann prätendiret werden; so wenig, als man einem Soldaten, der im Feld blessirt, oder gar erschossen wird, oder dessen Erben etwas schuldig ist; so erfordert doch die Billigkeit und christliche Liebe, daß solche auf die Cur gegangene Unkosten dem Unterthanen, wenn er besonders arm, und so zugerichtet worden, daß er sich selbst nichts mehr erwerben kann, wieder gut gethan werden, welche sodann entweder der Landesherr, wenn es nur eine Jagdlust gewesen, oder die Landschaft, wenn zu Ausrottung dergleichen schädlichen Thiere die ganze Landschaft die Veranstaltung gethan, über sich zu nehmen hat; welches auch von denen Leich- und Begräbnißunkosten zu sagen.

Schweser theatr. servitut. tit. 12. §. 9. *Muller* dissert. de persecut. lupor. thes. 18.

Bey diesen Jagdfrohnen ist auch dieß wohl zu bemerken, daß man sie mit geziemender Mäßigung begehren, und nicht zur Erndt- Herbst- und Saatzeiten, oder da sonsten nöthige und hochobliegende Geschäfte einfielen, fordern, eben so wenig aber die Unterthanen an Sonn- und Festtagen dazu anstrengen, und dadurch von dem Gottesdienst abhalten, oder aber mit doppelten Diensten dieselbe belegen, und beschweren, wie ingleichem von Herrschafts wegen nicht zugeben solle, daß ihre Jäger mit den armen Unterthanen auf der Jagd, als Tyrannen, umgehen, dieselbe den Hunden gleich achten, und wenn sie nur das allergeringste versehen, unbarmherzig prügeln,

geln, oder ſonſten ausſchweiffen. Die gar alten Leute aber, die ohne das nicht mehr fortkommen, ſehen, oder die Kälte vertragen können, ſind billich als Emeriti von der Herrſchaft der Frohndienſte bey der Jagd zu entlaſſen.

Myler ab Ehrenbach, de Princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. §. 15. *Wehner* Obſervat. pract. voc. Forſt. Seckendorf im Deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap. 3. ſect. 5. §. 8. pag. 451. *Maier* de jur. venand. cap. 13. theſ. 19. pag. 311. ſeqq. *Beſold.* conſil. 15. num. 6. in append. *Weſtenholz* diſſert. de jurisdict. foreſt. cap. 5. §. 68.

Daferne aber die Herrſchaft ihre Unterthanen wider die Billichkeit und das alte Herkommen hierinnen beſchweret, ſo werden alsdann auf derſelben Anruffen zuweilen Mandata ſine clauſula wider ihre Herrſchaft erkannt, und darinnen anbefohlen, daß ſie von unbilligen, unmäſſigen, und ungewöhnlichen Forderungen der Jagdfrohnen ſich künftig enthalten, und ihre Unterthanen über Gebühr nicht damit beſchweren ſollen.

Gail. 1. Obſervat. 17. num. 1. ſeqq. *Weſtenholz* d. diſſert. & cap. theſ. 68. in fin.

Hingegen ſollen auch die Unterthanen, wenn ſie zum Jagen aufgeboten werden, nicht trotzig und halsſtarrig ſeyn; ſondern der Herrſchaft und denen Jägern gehorchen, und nicht ſelbſt zur Ungelegenheit Urſache und Anleitung geben; ingleichem bey dem Abziehlen alle perſönlich ſich einfinden, oder, als wenn ſie gar nicht erſchienen wären, geachtet und beſtrafet werden, es wäre denn, daß einer krank würde, oder um Urlaub gebetten hätte. Und weil man oft erfahren, daß einige Bauren ſo betrüglich handeln, daß ſie auf einmal, ſowohl vor ſich auf die Jagd gehen, als auch von ihren Nachbarn Lohn dazu nehmen, und alſo 2 Dienſte zugleich verſehen wollen; ſo iſt bey dem Abziehlen fleißig darauf Acht zu geben, und ſolche Betrügereyen ernſtlich abzuſtrafen. Etliche ſchicken auch wohl nur kleine Jungen auf die Jagd, und bleiben zu Hauſe, mit welchen hernach nichts rechtes aufzurichten. Dahero dieß ebenmäßig nicht zu geſtatten; ſondern ein jeder Unterthan, der ſchuldig iſt, an die Jagd zu gehen oder zu fahren, ſoll, wenn ihm geboten wird, entweder ſelbſt erſcheinen, oder eine andere tüchtige und annehmliche Perſon, an ſeine Statt, ſchicken und ſtellen. Im Fall aber die Unterthanen ihre Gebühr nicht beobachten, und die Jagdfrohnen ohne erhebliche Urſache verweigern, mögen ſelbige mit allem Recht durch Pfandungen hierzu angeſtrenget, und ſonſten nach Befinden zur Strafe gezogen werden, daferne ſie nur ſonſt vorhero ſolche Dienſte, ſo man von ihnen fordert, verrichtet, oder die Herrſchaft nur einen einigen Actum poſſeſſorium darzuthun vermag.

Gail. 1. Obſerv. 17. num. 8. & 39. Otto in Hoe

her Herren und Potentaten Brevier. sect. 2. pag. 256.

Ferner ist von denen Jagdfrohnen zu bemerken, daß der Wildbannsherr nicht befugt seye, dieselbe wider Willen der Unterthanen zu verändern, und anstatt derselben das Geld, so man das Jagdgeld nennet, zu fordern; weil die Unterthanen allein zu den Frohnen, nicht aber zur Geldreichung verbunden sind; auch sonsten dem Debitori etwas anders, als er schuldig ist, wider seinen Willen nicht abgefordert werden mag.

L. 2. ff. si cert. petat.

Gleichwie hingegen auch die Unterthanen, wider der Herrschaft willen, sich zum Gelde nicht offeriren können.

Fritsch. tract. de jur. sequel. cap. 11. §. 3. num. 9. *Maier* tr. de. jur. venand. cap. 13. thes. 19. pag. 309. add. *Schweser* theatr. servitut. tit. 20. §. 35.

Eine andere Beschaffenheit aber hat es mit den unterlassenen Frohnen: denn diese kann der Herr sich gar wohl mit Geld ersetzen lassen, wenn nur die Frohnen vorher gehörig sind angesagt worden; massen ein saumseliger Schuldner allezeit ad Interesse gehalten, und wer zu einem Facto verbunden ist, der muß, wenn er solches nicht præstirt, das Interesse dafür bezahlen, oder wenn die Frohn nöthig, und der Bauer nicht kommt, kann die Herrschaft sodann einen Fremden substituiren, dem der Bauer hernach die Frohn bezahlen muß.

Brunnemann, ad L. 6. Cod. de Oper. libert. num. 2. *Schweser* theatr. servitut. tit. 20. §. 35.

Jedoch ist, wenn für die Jagdfrohnen Geld gegeben werden muß, die Geldlieferung dergestalt zu mässigen, daß sie eine Proportion mit denen Jagdfrohnen habe, und wenn dieserhalben zwischen dem Herrn und denen Unterthanen ein Streit vorfällt; so muß der Oberherr auf vorhergehende Untersuchung der Sache, nach Billichkeit die Jagdfrohnen æstimiren und anschlagen.

Maier tract. de jur. venand. cap. 13. thes. 19. pag. 310.

Von diesen Jagdfrohnen können sich die Unterthanen entweder durch Geding und Verträge, oder auch durch die Præscription loßmachen; bey welchem letztern aber folgendes zu beobachten: 1) daß die Unterthanen, so die Befreyung von denen Jagdfrohnen durch die Præscription erlanget, darthun und erweisen, daß man solche Frohnen ihnen einsmahlen angefordert habe. 2) Daß sie sich darwider gesetzet, und die Frohnen zu leisten, verweigert; denn wenn die Herrschaft eine Zeitlang die Jagdfrohnen gar nicht gefordert; so sind die Unterthanen deswegen von denselben noch nicht befreyet. 3) Daß sie dabey in bona fide seyen; denn ein malæ fidei possessor kann nichts præscribiren. 4) Daß die Herrschaft dabey acquiescirt, und eine Rechtsverjährte Zeit verflossen,

Maier loc. cit. thes. 21. pag.

pag. 315. ſ. 39. *Brunnemann.* ad L. cum ſcimus. Cod. de agricol.

und zwar nach einiger Meynung eine undenkliche Zeit;

Receſſ. Imper. de Anno 1548. §. Wann auch. *Balthaſar* de Oper. ſubditor. cap. 9. pag. 28. *Hert.* de ſuperiorit. territorial. pag. 331.

oder, wie andere wollen, eine Zeit von 40 Jahren, deren Meynung auch denen Rechten gemäſſer.

Per L. 4. Cod. de Præſcript. 30. vel 40. annor. *Huſan.* de hominib. propr. cap. 5.

Jagdfuhren, ſ. Jagdfrohnen.

Jagdgarne, ſ. Jagdnetze.

Jagdgeld, heiſſet an theils Orten ein gewiſſes Geld, welches denen Unterthanen jährlich, nebſt einem gewieſſen Wildpretsdeputat gereichet wird, ihre Gehölze zu ſchonen, welchem Verſprechen ſie denn auch gebührend nachkommen müſſen. Eine andere Bedeutung dieſes Worts ſ. Jagdfrohnen.

Jagdgerecht, heißt ein Jäger, welcher ein Jagen recht vernünftig und mit Schonung der Jagdleute, Erſparung unnöthiger Jagdunkoſten, und zu Verkürzung der Zeit anzugeben, und das, was als beſtätiget angegeben und berichtet worden, enge, doch ſo, daß er ſelbigen mit dem Zeug im Stellen nicht zu nahe komme, zu faſſen weiß, welcher das Zeug recht zu ſtellen und ſeinen Flügel ohne Tadel zu richten, den Lauf geſchickt zu formiren, auch das Jagen ſofort zu commandiren inne hat, damit nicht etwan die Kreiber contrair gehen mögen, zu welchem Ende er ſolche nach ihrer quadratgehenden und runden Lage recht abzuſtoſſen hat, das iſt, ob er die Jagdleute in der Mitten, oben oder unten zuerſt gehen laſſe, vernünftig beurtheilen, und überhaupt alles dasjenige wiſſen und in Acht nehmen muß, was oben bey Beſchreibung eines Beſtätigungs- oder Hauptjagens iſt angemerkt worden.

Jagdgerechtigkeit, Jagdberechtigung, Jagdrecht, lat. Jus venandi, iſt die Befugniß und das Recht, mit Ausſchlieſſung anderer zu jagen, oder wilde Thiere zu fangen. Wenn hiermit zugleich die Macht und Befugniß verbunden iſt, allerhand des Wildes und der Jagd halber zu beſchlieſſen und vorzunehmen, als das Hagen, die Jagdfrohnen, Verbot, das Vieh nicht in den Wald zu treiben, wenn das Wild heget, Gebot und Verbot wegen der Jagden, und dergleichen mehr; ſo heiſſet es der Wildbann, welcher in ſofern von der Jagdgerechtigkeit, wie das Gröſſere von dem Kleinern unterſchieden iſt. ſ. a. Forſtgerechtigkeit, Wildbann.

Bejer in delineat. Jur. Germ. lib. 2. cap. 3. §. 1. *Cregel.* diſſert. de Jurisd. foreſt. §. 11 12. Seckendorf im Deutſchen Fürſtenſtaat, Part. 3. Regal. 5. num. 5.

Jagdgeſchrey, iſt inſonderheit bey dem Abjagen gewöhnlich, ſ. Abjagen.

Jagdhandwerker, Jagdhandwerksleute, ſind der Jagdſchneider, Jagdſeiler, Jagdſ-

riemer, Jagdsattler, Jagdsporer, Jagdwagner und Jagdschmidt, welche nicht nur das zum Jagen gehörige Zeug von neuem zu machen, sondern auch bey dem Jagen selbst ihre Verrichtungen haben, und bey demselbigen nothwendig zugegen seyn müssen. Der Jagdschneider muß nebst seinem in vestem, gedoppelten, gewichsten Zwirn, Nadeln und Scheere bestehenden Handwerkszeuge, auch etwas altes und neues Tuch, kleine Einfaßleinchen, Knebel, Bindfaden und Ringe bey sich im Vorrath haben, damit, so was im Stellen zerreisset, oder sonsten in währendem Jagen Löcher in die Tücher gebrochen werden, derselbe das Schadhafte, sowohl in den alten als neuen Tüchern unvermerkt und geschwinde wieder ausbessern könne. Der Jagdseiler ist nicht nur wegen der grossen und kleinen Leinen, sondern wegen Ausbüssung der Netze sehr nöthig, massen öfters die Saum zu etlichen Stücken in alet oder schwache Netze fallen, durchbrechen und grosse Löcher reissen; weshalben sie die benöthigten Leinen im Vorrathe bey sich haben müssen, um das Zerrissene wieder gut zu machen. Der Jagdsattler und Jagdriemer finden bey dem Pferdezeug immer etwas, das eilig zu bessern und zu machen, nöthig ist. Der Jagdsporer muß die Kandahren, Bügel u. d. g. in Stand setzen und erhalten. Der Jagdwagner gehöret zu den Furkeln, Hefteln, Schlegeln, Deichseln, Wagen und anderm Holzwerke, damit er das daran zerbrochene gleich wieder ersetze und auf Vorrath halte. Und endlich muß auch der Jagdschmidt nicht nur die zerbrochenen Hacken und Ringe entweder alsbald ausbessern, oder andere im Vorrath bey sich haben; sondern auch genugsame Arzney bey der Hand und in Vorrath haben, damit er einem Pferde, welchem gar bald etwas zustossen kann; zumal da man es, wenn es tüchtig ist, nicht sogleich gerne misset, oder einbüsset, zu Hülfe zu kommen, im Stande seyn möge.

Jagdhaus, ist ein entweder an oder in die Jagdreviere, theils vor die Wohnung der darüber bestellten Jagdbedienten zugleich, theils aber zum Abtritt der Herrschaft alleine, wenn sie sich in demselben Reviere mit der Jagd belustiget, angelegtes Gebäude. Man kann damit nicht nur, wenn sie zugleich an die durch Wälder gehende Strassen gebauet sind, Gastwirthschaftsgerechtigkeit, Zoll- und Geleitseinnahmen, sondern auch allerhand Ländereyen, Viehzucht u. d. g. gar nutzbar, wenigstens aber zur Zubuse und Ersparung bey der Besoldung der Jagd- und andern Bedienten, die sie bewohnen, theils aber auch bey der Erhaltung in baulichem Wesen solcher Häuser, verbinden. Man hat hiernächst auch eine besondere Art von Jagdhäusern, welche man Brunsthäuser nennt, und die nahe an die Brunstplätze gebauet werden. s. Brunstplatz.

Jagdhunde, lat. Canes venatorii, franz. *Chiens de chasse*, heißt man insgemein alle diejenigen Hunde, so man zum Spüren, Aufsuchen, Jagen und Hetzen

ten des Wildes gebraucht, als da sind: die Leit- und Spürhunde, Schweißhunde, Saufinder, Stöberhunde, Hühnerhunde, Lauf- oder *Parforce*-Hunde, (welche vorzüglich Jagdhunde, und von den Franzosen *Chiens courans* genennet werden) Englische Docken, Bären- und Bullenbeisser, Pürsch- oder Courshunde, Saurüden, Windspiele, dänische Blendlinge, Wasserhunde, Dachshunde, sowohl große, den Dachs damit zu hetzen, als auch kleine, den Dachs in seinem Bau aufzusuchen, welche letztere Art auch Dachskriecher genennet werden, Otterhunde und Biberhunde; von welchen unter eines jeden Benennung ein mehrers zu sehen. Insbesondere aber wird, wie schon gedacht, eine Gattung starker Mittelhunde also genennet, welche auch Lauf- und Parforcehunde, bey den Franzosen *Chiens courans* heissen, bey uns Deutschen aber den Namen Jagdhunde deswegen führen, weil sie dem Wilde auf der Fährte nachspüren, solchem nachlauffen, es verfolgen und treiben, auch wegen ihres Zurückbleibens, weil sie nemlich dem Wilde im Lauf nicht folgen können, vor Gram und aus Verdruß laut anschlagen, hierdurch aber das Wild noch mehr erschrecken, furchtsam und flüchtig machen, daß solches sodenn von den Menschen auf verschiedene Art gefangen und erleget wird. Es sind dieselben von verschiedenen Sorten und mancherley Farben. Unter allen aber haben die Französischen und Englischen darinn den Vorzug, weil sie einen ungemein starken und hellen Laut haben; sie sind insgemein von weisser Farbe, fleckicht, und von langen Ohren wohl behangen. Unter den deutschen Jagdhunden werden die Pommerischen und Cassubischen, hiernächst aber auch die Polnischen Hunde vor die besten gehalten, weil sie auf der Spur oder Fährte lange Zeit dauerhaftig verharren, und richtig auf derselben verbleiben. Sie sind meistens starke Hunde, mittelmäßiger Grösse und von Farbe braunröthlicht, roth und Wölfsgrau, selten aber schwarz mit gelben Köpfen und Beinen, oder roth gebrannt. Es soll aber ein wohlgebildeter Jagdhund einen mittelmäßigen, doch dicken Kopf, große offene Naselöcher, seine Lappen um den Mund, breite, Spannen lang hängende, dicke Ohren, einen starken eingebogenen Rücken, dicke Lenden, breite und vest fleischichte Hüften, und gerade Knie und Füsse haben; der Schwanz soll abhängig, oben stark und dicke, unterwärts aber leicht und geringe, hingegen der Bauch haaricht und eingezogen, die Füsse dürre, mit harten Ballen, dazwischen mit Haaren bewachsen, mit starken schwarzen Klauen, sonderlich aber mit einem tüchtigen, scharfen, weissen Gebiß bewafnet, und mit braunen frischglänzenden Augen versehen seyn. Sie werden zur Kuppel gewöhnet, und so lange an einem Seil oder Schleppriemen geführet, bis sie lernen ohne das Seil hinter dem Jäger ziehen und zurücke bleiben, auch sich zusammen halten. Erstlich kuppelt man einen Hund und eine Hündin zusammen, daß sie einander

nicht beiſſen; hernachmals wenn ſie meiſtens ein Jahr alt ſind, werden ein paar junge Hunde mit einem alten gekuppelt, und hinter einem Haſen zu jagen, angeführet, damit ſie, weil der Haſe mit ſeiner ſüſſen Witterung und ſeinem niedrigen Leibe das Laub und Gras berühret, folglich ſolche Witterung lange dauret, der Spur zeitlich gewohnen, ſo werden ſich nachmals von ſich ſelbſten das Reh, und nach dieſem den Hirſch, als welcher ohne dieß eine weit ſtärkere Witterung hat, weit emſiger ſuchen, und von den Haſen gutwillig ablaſſen. Doch muß ſolches Jagen mit jungen Hunden, ungezwungen im freyen Holze, keinesweges aber in Tüchern oder einem andern eingeſperrten Orte geſchehen, weil ſie ſonſt, wenn ſie das Wildpret ſtets vor Augen haben, den Kopf in die Höhe tragen, ſich umſehen, allem lebendigen nachlaufſen, die Vögel verfolgen, aber keine Naſe zur Erden brauchen, endlich gar die Spur, welcher wegen ſie doch gehalten werden, laſſen und übergehen, auch durch vieles umwenden und abſpringen in der Spur irre werden, daß ſie weder ſuchen noch jagen lernen. So ſoll auch mit jungen Hunden kein Fuchs, vielweniger im Schnee, Regen und ſtarkem Winde, auch nicht im Froſt und Thau gejaget werden. Zum Fraß ſoll man ihnen Brodt von Korn- Gerſten- und Habermehl backen, ſolches fein klein ſchneiden, mit einer Metze oder mehr Haberſchrote untermiſchen, mit ſiedend Waſſer einbrühen, und jedesmal zugedecket, etliche Stunden erweichen laſſen. Wie übrigens ihr Stall und Zwinger beſchaffen ſeyn ſoll, ſiehe bey dem Worte: Hundeſtall, und von der Dreſſirung oder Abrichtung eines guten Leit- und Hüner- oder vorſtehenden Hundes, nebſt der Art und Weiſe, ihnen auf gut weydmänniſch zuzuſprechen, in den Artickeln: Leithund, Arbeiten des Leithundes, vorſtehender Hund, überhaupt aber auch die Art. Hund, Jagd, Hundsjunge. Wie ſie alle Jahr, ehe die Jagden im Sommer angehen, zu purgiren, davon ſiehe: Hund. Wer Jagdhunde zu halten und zu füttern verbunden ſeye, ſ. Jagdfrohnen.

Jagdhunde löſen, heißt die Jagdhunde von der Kuppel losmachen, und lauffen laſſen.

Jagdjunker, hat an ſich keine Aufſicht auf andere, ſondern begleitet nur die Herrſchaft auf der Jagd, überbringet den gehörigen Rapport, ob das Jagen fertig oder nicht, und was darinnen zu vermuthen, ingleichem auch an den Oberjägermeiſter, und an den Forſtmeiſter, was die Herrſchaft befohlen hat. Ein ſolcher Jagdcavalier bedienet alſo eine Hofcharge.

Jagdleute, ſ. Jagdbauern.

Jagdnetze, Jägernetze, Jagdgarne, heiſſen überhaupt alle Netze und Garne, welche bey der Jagd und zur Fahung des Wildes gebraucht werden. Es ſind aber dieſelben ſowohl in Anſehung der mancherley Thiere ſelbſt, die damit gefangen, als auch in Anſehung der unterſchiedlichen Arten der Jagd, wozu ſie gebraucht werden ſollen, ebenfalls von mancherley und verſchiedenen

denen Arten, wie bereits bey dem Worte: Garn, angezeigt worden. Es müssen aber alle Netze durchgehends viele Busen haben, darinnen das Wild sich verwickeln und fangen könne, an welchen denn insgemein von unten her gute Windleinen und Stricke zum Aufstellen befindlich sind, welche mit Pflöcken in der Erde wohl befestiget. Die Oberleine des Netzes aber mit Forkeln gestemmet, und also damit eine oder die andere Holzung, darinnen sich das in die Enge getriebene Wild aufhält, umgeben werden, bey welchen Umständen man sich hernachmals einen guten Fang versprechen kann. s. a. Jagdzeug.

Jagdordnung, s. Jägerordnung.

Jagdpagen, oder Edelknaben der Jagd eines grossen Herrn, sind eigentlich diejenigen, so anfänglich, um die Grundsätze der Jägerey zu erlernen, verordnet sind, damit sie mit der Zeit in herrschaftlichen Diensten zu höhern Chargen und Dignitäten avanciren können. Sie begleiten die Herrschaft auf der Jagd, und warten derselben auf.

Jagdposten, nennet man gewisse musicalische Stücke, welche, und wie sie insonderheit bey der Parforcejagd geblasen werden. s Parforcejagd.

Jagdrecht, s. Jagdgerechtigkeit.

Jagdregale, s. Jagdgerechtigkeit.

Jagdrevier, heissen solche Gegenden in Forsten und Wäldern, wo es gute Gelegenheit, zu jagen, giebt, s. a. Jagd.

Jagdriemer, s. Jagdhandwerker.

Jagdrundung, Jagensrundung, nennen die Jäger denjenigen Bogen, der hinten in einem Jagen mit Tüchern umstellet ist. Wenn diese Rundung in 4 Tüchern bestehet; so wird sie 650 Schritte groß. Und man pflegt, wenn das Dickicht halbweg ist, nicht leicht mehr, als diese Grösse zu nehmen, weil sonst kein Wild wohl heraus aus dem Jagen, und auf den Lauft zu bringen ist.

Jagdsachen, lat. Res, causæ venatoriæ, heissen alle bey Gelegenheit des Jagdwesens entstehende Streitigkeiten. Diese sind gemeiniglich ein Reservat des Landesherrn, dessen sich die Regierung, Ober- Hof- und Appellationsgerichte nicht anzumassen haben. Es wird auch in Jagdsachen auf keine Possess erkannt; sondern es werden alle Handlungen, so dagegen angezogen werden möchten, vor heimliche und stöhrende geachtet.

Jagdsäule, s. Hägesäule.

Jagdsattler, s. Jagdhandwerker.

Jagdschied, heißt sowohl ein in streitigen Jagdsachen geschehener Ausspruch, als auch ein sonst darüber aufgerichteter Vergleich.

Jagdschirm, Schirm, heißt bey der Jägerey ein Gebäude, in Gestalt eines Zeltes, worinnen eine hohe Herrschaft mit ihrem Gefolge, nicht nur bey dem Abjagen, auf dem Laufplatz das getriebene und vorgejagte Wild erwartet, und solches erleget; sondern

dern auch nach geendigten Jagd, zumalen bey Anwesenheit fremder Herrschaften, öfters ein herrliches Jagdpanquet anrichten lässet. Ein solcher Schirm, so eine der nöthigsten und vornehmsten Jagdgeräthschaft ist, wird von geschnittenem leichten Zimmerholz, welches nämlich behobelt, auch accurat und scharf verbunden seyn muß, verfertiget. Zum Grunde werden kleine Schwellen gestrecket, worauf ungefehr 3 Ellen hoch ein Unterstockwerk auf Säulen gesetzet, und mit Balken und Riegeln verwahret wird. Alsdenn folgt der Fußboden mit leichten Brettern gespündet, auf welchen der Saal 4 Ellen hoch zu stehen kommt. Vornen und hinten wird unter beyden Giebelenden eine Thür und eine doppelte Treppe gemacht, und endlich das Dach von geschnittenen leichten Latten aufgesetzt. Dieß alles wird mit grünem Barchet, Trillich, oder einem andern grünen, wollenoder leinenen gefärbtem Zeuge fein glatt bezogen. Das Holzwerk soll absonderlich, wie es sich schickt, numeriret, und mit eisernen Schrauben, wie ein Zeltbette oder Feldtisch, veste zusammen geschraubet werden. Das Dach aber wird, wie ein ordentlich Zelt, mit Leinen angezogen, und unterwärts bevestiget, daß es nicht zu merken. Auf die beyden Giebel werden vergoldete Zierrathen oder Knöpfe gestecket. Die Grösse, Länge und Breite richtet sich nach der Herrschaft hohen Gefallen, und nach Proportion des Absagens, sonderlich des Laufplatzes, und muß ein solcher Schirm manierlich angeordnet werden, damit er nicht zu groß, auch nicht zu schmach und klein seye. Der Schirm wird gemeiniglich auf dem Laufe solchergestalt gestellet, daß die Weite zwischen dem Schirm und dem Jagen ein Drittel des ganzen Laufs beträgt. Jedoch wenn der Lauf gar zu lang ist; so wird der Schirm höchstens über 120 Schritte vom Jagen nicht gesetzet. Nach geendigtem Jagen muß alles, was zu solchem Schirm gehört, auf Wagen geladen, und im Zeughaus bey dem andern Jagdgezeuge zu fernerm Gebrauch wohlverwahrlich aufbehalten werden.

Jagdschmidt, s. Jagdhandwerker.

Jagdschneider, s. Jagdhandwerker.

Jagdschreiber, s. Jagdsecretarius.

Jagdsecretarius, Jagdschreiber, heißt derjenige, dessen Amt darinn bestehet, die Rechnungen der Jäger und Forstbedienten in Wald- und Forstsachen zu untersuchen, deren Besoldung auszuzahlen, aus denen eingelauffenen Rechnungen an manchen Orten Extracte zu machen, und dem Oberjäger, oder Oberforstmeister, auch zum öftern der Herrschaft selbst einzuliefern; nicht weniger bey Haltung des Forstamts das Protocoll zu führen; deswegen geschickte Leute dazu genommen, und mit nöthiger Besoldung versehen werden.

Jagdseil, s. Jachseil.

Jagdseiler, s. Jagdhandwerker.

Jagdsporer, s. Jagdhandwerker.

Jagdſtecken, nennet man gewieſſe lange Stäbe oder Stecken, welche die Jäger, wenn ſie bey einem Hirſchfeißtjagen zu Holze ziehen, in der Hand zu führen pflegen; jedoch mit dieſem Unterſchied, daß, wenn die beſten Hirſche ſchon, oder neulichſt geſchlagen oder geſeget haben, die Jagdſtecken geſchälet werden. Hätten aber die Hirſche noch nicht geſchlagen; ſo muß die Schale von dem Stecken nicht abgeſchälet ſeyn.

Jagdſteine, ſ. Forſtſteine.

Jagdtuch, Tuch, lat. Caſſis, franz. *Toile*, iſt eigentlich nichts anders, als eine Wand von ſtarker Leinwand, womit bey dem Beſtätigungsjagen ein Revier im Walde umſtellet wird. Die Breite oder Höhe iſt gemeiniglich fünf Ellen, damit, wenn es in die Höhe gerichtet, kein Wild darüber fallen kann; die Länge aber richtet ſich nach dem beſondern Gebrauch derſelben; denn es giebt der Tücher auſſer den Tuchlappen, dreyerley Sorten, nämlich hohe Tücher, Däniſche oder Mitteltücher, und Lauftücher.

Die hohen Tücher ſind gemeiniglich hundert und dreyßig, an einigen Orten auch hundert und ſechzig einfache, oder achzig gedoppelte Waldſchritte, d. i. zweyhundert Ellen lang, welche Länge durch die Leinen wohl zu halten, und zu zwingen iſt. Die Haupt- oder Oberleine daran ſoll fünf Zoll dick und an jedwedem Ende des Tuchs gute 4 Klaftern länger ſeyn, auch ungefähr drey Stein ſchwer wiegen. Die Unterleine iſt um ein ziemliches ſchwächer und etwan zwey Zoll dick, gehet an jedem Ende des Tuchs zwey Klaftern vor, und wieget etwa zwey und einen halben Stein. Am Ende des Tuchs kommen kleine hölzerne Knebel, von Drechslerarbeit, einer Hand oder acht Zoll lang, und und eines Daumes dicke, und werden derſelben ſechſe an kleinen Leinchen angeſchlungen, und veſt am Ende des Tuchs angenehet, desgleichen können auch an jedem Ende ſechs Knebellöcher, zu welchen länglich eiſerne Ringe mit Bindfaden eingefaßt werden. Wenn nun ein Tuch aus iſt, und das andere angeſtellet werden ſoll; ſo knebelt man ſolches an den Wechſeln zuſammen, da es denn daſelbſt wohl eine gute halbe Elle übereinander gehet. An der Oberleine ſowohl als auch an der Unterleine werden eiſerne Ringe in der Gröſſe eines halben Thalers, ungefähr eines Federkiels dicke, durchgezogen, und an dünne Leinchen, jeder drey Viertel Ellen von dem andern, an das Tuch genähet, und daſſelbe durch die Leinchen eingefaſſet oder eingeſäumet; wo aber die Ringe ſtehen, werden ſolche mit Neſſellöchern umſtoßen, weil ſie am Tuche veſt halten müſſen. In ſolche Riege wird am gehörigen Orte die Oberleine, unten aber die Unterleine durchgezogen, daß ſich das Tuch ziehen kann, und kommen über 400 Ringe zu jedem Tuche. An die Oberleine werden auch zehen Windleinen, jede 4. Klaftern lang, und eines guten Fingers dicke, angemacht, und nach der Länge des Tuches eingetheilet. An jedwedem Ende des Tuches wird mit ſeiner ſchwarzen Oelfarbe des Herrn Wappen,

oder verjüngter Name, nebst der Jahrzahl, wenn es gemacht worden, gezeichnet. Die Furkeln dazu, deren man eilffe haben muß, sollen von Tannenholz fünf und eine halbe Elle lang, auch etwas länger gemacht, und oben mit einem Ringe und eisernen Hacken veste beschlagen werden, weil das Tuch mit der Oberleine darauf liegen muß. Die großen Heftel zu denen Ober- und Unterleinen, wie auch die Schlegel dazu, müssen von vestem, weißbüchenen Holze gemacht, auch oben mit eisernen Rinken beschlagen seyn. Die Heftel zu den Windleinen und Hacken, damit die Unterleine angepflöcket wird, müssen ebenfalls von buchenem Holze zu trockener Zeit gehauen werden. Die Furkeln muß man nicht innwendig, sondern auswendig, zwischen der Unterleine und dem Tuche stecken, damit es der Wind nicht aufheben kann; solchemnach muß es innwendig im Jagen wie eine Mauer ganz glatt und weiß aussehen, und bey einfallendem Regenwetter alle Leinen um etwas nachgelassen werden, weil sonsten die Heftel aus der Erde, zu reissen, oder die Leinen zu zerspringen pflegen.

Die Dähnischen oder Mitteltücher werden bey weitläuftigen Jagden, meistentheils an die hohen Tücher mit angeheftet, damit die Stallung um so viel gröser werde. Ihre Länge ist ebenfalls achtzig gedoppelte oder 160 einfache Waldschritte, und die Ober- und Unterleine, auch Windleinen, große und kleine Heftel Ringe und Knebel, mit aller Zugehör, in allem den vorigen gleich beschaffen, nur daß die Leinwand um ein gutes schmäler, und die Furkeln dazu kürzer gemacht werden. Man hat aber zweyerley Gattung von Mitteltüchern, nämlich hohe Mitteltücher und schmale Mitteltücher. Die hohen Mitteltücher stellen 4 Ellen, weil doch das rothe Wildpret nicht so leichte darüber zu setzen vermag, zumalen, wenn man mit Vortheil an die kleinen Berge, Lehnen u. Hügel stellet, da der Hirsch keinen Ansprung haben kann, auch ihm das Tuch höher vorkommt, als es in der That ist. Die schmalen Mitteltücher sind von gleicher Länge, und mit denen übrigen Zubehörungen ebenmäßig versehen, nur daß sie an der Leinewand drey Ellen hoch stellen, und dahero zur wilden Schweinsjagd sehr bequem sind; maaßen eben zu solcher Zeit das rothe Wildpret verschonet wird, weil der Hirsch mager, das Wild aber trächtig ist, also wohl leicht übersetzen können; die Sauen aber abgesondert und im Zeuge zurück gehalten werden, weil selbige mit dem Uebersetzen nicht so flüchtig sind. Die Furkeln müssen hiebey drey und eine halbe Elle hoch seyn. Auf ein Fuder Zeug werden ordentlicher Weise drey hohe Tücher, und der breiten und hohen Mitteltücher 4 gerechnet.

Das Lauftuch wird also genennet, entweder wegen des von einander- und wieder zusammenlaufens, oder weil die eisernen Ringe an der Ober- und Unterleine, einem Vorhange gleich, hin- und wieder lauffen, oder vielmehr, weil es an dem Laufplatze vor dem Abjagungsflügel

gel die quere vorgestellet wird, und so es aufgezogen, das Wildpret daselbst durchlauffet, und der Herrschaft zum Ausschiessen vorgejagt wird. Diese Tücher werden in gewisse Eintheilungen verfasset, an welchen oben und unten Ringe, so an denen Ober- und Unterleinen fortgehen, vest angenehet sind, damit vermöge solcher Ringe, die Laufftücher, wie Vorhänge, nach Belieben können auf- oder zugezogen werden, wenn man das Wild einlassen oder abhalten will. Bey jeder Eintheilung müssen 2 Männer stehen, das Auf- und Zuziehen zu verrichten, und zwar in solcher Geschwindigkeit, daß, wenn sie dieselben aufgezogen haben, sie sich darein wickeln und stehen bleiben, in der Mitten aber ein Loch behalten, um des Jägermeisters Befehl im Auf- und Zuziehen zu beobachten. Diese Tücher sind ebenfalls 5 Ellen hoch, aber nur den dritten Theil so lang, als die hohen Tücher.

Jagdzeug, Jagdequipage, lat. Instructus venatorius, franzöſ. *Equipage de Chasse*, begreift alles dasjenige Geräthe in sich, welches man zum Jagen nöthig hat, und in einem ausdrücklichen dazu erbauten Hause, das Jäger- oder Zeughaus genennet, verwahrlich aufbehalten wird. Solches Jagdzeug bestehet vornämlich in denen Hohen- Mittel- und Lauftüchern und Tücherlappen, 2c. 2c. als welche insonderheit das Zeug genennet werden; hiernächst auch in denen verschiedenen Sorten von Garnen und Netzen, als Hirschnetzen, Schweinsnetzen, Spiegelnetzen, Spiegelgarnen, Prellnetzen, Wildgarnen, Wolfsnetzen, Rehenetzen, Hasengarnen, Lausch- oder Lückennetzen, Dachshauben, Biber- und Fischotternetzen, Marder- und Iltisgarnen, Federlappen, Selbstgeschossen, Fuchseisen, Marderfallen, Forkeln oder Stellstangen, Hefteln, Schlegeln, Hebegabeln, Sticheln oder Pfahleisen, Frostbohrern, Gabeln und Zangen, die in den Netzen gefangenen wilden Thiere, Wölffe, Dachse, Luchse, Füchse, Fischottern, 2c. 2c. damit anzugreiffen. Hieher gehöret ferner der herrschaftliche Jagdschirm, die Wildtrage, Wildwage, und endlich die Bären- Hirsch- Sau- Reh- Fuchs- und Hasenkasten. Nicht unbillig können auch allerhand Netze und Garne auf die Vogelheerde und andere Plätze, da man dem Geflügel nachstellet, Nachtgarne, Schneegarne, Klebegarne, Wachtelnetze, *Pentieres*, Tirassen, Hünerzeug, Habichtsfänge u. d. g. unter das Jagdzeug mitgerechnet werden.

Jagen, lat. Venari, Venatio, franz. *Chasser*, *Chasse*, heißt nicht nur das Wild, oder die wilden Thiere, welche in niemandes Eigenthum stehen, mit oder ohne Hunde, mit oder ohne Zeug, auf eigenem oder fremden Grund und Boden, Lust oder Nutzens halber, aufsuchen, verfolgen und fangen oder erlegen, sondern es begreift das Wort: Jagen, auch insbesondere die eigene Anstalt, das Wild zu fangen, wie sie an großer Herren Höfen gebräuchlich ist. Es giebt deren vielerley

ley Arten, als: Bestätigungsjagen, Contrajagen, Hauptjagen, Kesseljagen, Wasserjagen, Netzjagen, Klopfjagen, Streifjagen, Wolfs- Rehe- Fuchs- Dachs- Hasen- und Elendsjagen, Schweinsjagen, oder Schweinshetze, *Parforce*- Jagen, Nacht- oder Fackeljagd, Kampfjagen, Hasenhetzen, Baitzen, ꝛc. ꝛc. von welchen allen an gehörigen Orten ein mehrers zu finden.

Jagen oder ein Jagen, wird ein mit Zeuge angestellter Platz in einem Walde genennet, worinnen das Wild zusammen, und nach dem Lauffe zugetrieben wird. Vornemlich aber hat man dahin zu sehen, daß das Jagen beym Raumen eine rechte Runde bekomme, und vornen gegen dem Laufe zu wieder zusammen falle, so daß dasselbe von dem Laufe über 100 bis 120 Schritte nicht weit bleibe; daß das Jagen nicht rückwärts, sondern nach dem Laufte zu abhängig oder Bergunter, oder doch wenigstens recht eben liege, daß es gnugsam mit laubichten Stauden, oder schwarzem Dickigt, nachdem das Gehölze ist, bewachsen seye, damit die Hirsche und das Wildpret nicht von innen hinaus auf den Lauft sehen könne, ausser dem sie sonsten gerne wieder wenden, und sich scheuen, dahin zu laufen. Am allermeisten und vornehmsten aber hat der Jäger, bey Verfertigung eines solchen Jagens den Wind zu beobachten, damit derselbe nicht von dem Laufte in das Jagen gehe, weil solchenfalls kein Thier vom Jagen hinaus in den Lauft will, sondern sich öfters darinnen eher wird zu Tode jagen lassen.

Jagt, s. Jagd.

Januar s. Jenner.

Jbenbaum s. Eibenbaum.

Jckley s. Uckley.

Icon Pinaster, s. Kiefer.

Icterus s. Emmerling.

Jenner, Jänner, Januar, lat. Januarius, franz. *Janvrier*, der erste Monat im Jahr, und der zweyte Wintermonat. Er hat 31. Tage, und den 21. dieses Monats tritt die Sonne in das himmlische Zeichen des Wassermanns. Die Arbeiten bey dem Forst-Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

1) Im Walde soll man das in denen vorhergehenden Monaten geschlagene Holz von den Gehauen abführen lassen. Dabey muß der Förster auf die Holzfuhrleute genaue Aufsicht haben, daß sie a) bey dem Abfahren, ihrer Bequemlichkeit und anderer Absichten wegen, nicht verbothene Wege fahren, oder gar neue durch die Waldung, und über die in vorigen Jahren wieder besäeten Gehaue machen, und dadurch in den Hölzern Schaden thun, und junges Holz, welches sich, ihrem ungereimten Vorgeben nach, schon wieder aufrichten und erholen solle, zu Boden fahren und umbringen; b) sich nicht Deichseln, Leiterbäume, Waschstangen, Peitschenstäbe und anderes Nutzholz bey dieser Gelegenheit zu ihrer eigenen Nothdurft, oder zum Verkauf an andere, abhauen und mitnehmen, und

und c) nicht etwa zur Erleichterung der Pferde von den Klaftern Scheiter in dem Walde liegen lassen. Wenn schöne und leidliche Tage einfallen, soll man an solchen noch ferner fichtene und kieserne Zapfen brechen und einsammeln lassen. Nach denen vom Herbst an eingesammelten Zapfen, die wegen ihrer vorräthigen Menge, oder wegen des in den Herbstmonaten eingefallenen anhaltenden Regenwetters noch nicht ausgeklingelt werden können, soll man fleißig sehen, damit solche an einem lustigem und trockenen Ort, allwoselbst sie unverdorben und gut bleiben, aufbewahret werden. Sind dieselbe etwa bey Regenwetter, und daher etwas feucht eingebracht worden; so hat man sie sehr dünne auszubreiten, auch jezuweilen, vermittelst eines Rechens, rühren und wenden zu lassen. Im letzten Viertel dieses Monats, wenn kein Süd- oder Mittagswind wehet, oder kurz vorher gewehet hat, und sonsten trocken und rein Wetter ist, kann man auch Bauholz fällen, als welches viel dauerhafter und nicht so leichte wurmstichig ist, als das bey wachsendem oder im vollem Monde gefällte, welches zu solcher Zeit voller Saft und Feuchtigkeit, und also auch dem Wurme mehr unterworfen ist. Das windfällige und wipfeldürre Holz soll man bey dienlichem Wetter, das Reisholz zum Brennen aber im neuen oder wachsenden Monde abhauen, welchenfalls es bald wieder wachsen soll.

Das Daubenholz zu allerley Gefäßen, auch Schlitten-Wagen- und anderes Schirrholz; ingleichem Latten, Zaun- und Weinpfähle, Hopfenstangen, Schäpfen- Spaten- und Gabelstiele kann man ebenfalls in Vorrath, sowohl als die benöthigten Reifstäbe und Reifstangen, zu kleinem und groſen Gebäude, von Eschen, Eichen, Haselstauden, Ulmen, Weiden, Birken und dergleichen bey abnehmendem Mond, gegen und in dem letzten Viertel, auf das ganze Jahr abhauen, und ihnen flugs die Rinde abschälen; denn also halten sie an den Fässern etliche Jahre hindurch, da sie im Gegentheil, wenn sie in den Rinden stecken bleiben, viel eher morschen.

2) Bey der Fischerey soll man die Teiche, in diesem und nachfolgendem Monate, hin und wieder fleißig aufeisen, und fein groſſe Wuhnen machen, damit die Fische recht Luft bekommen, je dicker aber das Eis ist, desto öfter muß es geschehen, sonderlich wo die Teiche keinen Zugang von frischem Wasser haben, worauf der Fischer, Teichmeister, oder Teichvogt gute Achtung zu geben haben; es wäre denn, daß etwan noch Quellen, die das Wasser an gewissen Orten beständig offen hielten, vorhanden wären. Man muß ferner die Teiche, so viel immer möglich, in vollem Wasser erhalten, damit selbige bey groſſer Kälte nicht ausfrieren, und die Fische mit den Floßfedern, wegen ermangelndem Wasser, nicht am Eise hängen bleiben. Und obgleich durch vielfältiges Aufhauen der Wuhnen bey einem Aufstand nicht alles erhalten werden kann, so muß man doch noch in Zeiten gute Behälter zubereiten, damit die Fische, so

so viel möglich gerettet, und die aufstehenden in ein anderes gutes, tüchtiges Wasser gebracht werden können. Wenn aber Thauwetter ist, und das Wasser zuläuft, muß man stetsig Achtung geben, daß solches nicht auf das Eis trette; denn es drücket selbiges sonst zu Boden, und erstickt die Fische, und muß man alsdann täglich bey dem Ablasse räumen, und öfnen, damit das übrige Wasser ablaufe, und nicht stehen bleibe. Bey den Behältern, Fischhäusern, und Fischkästen, und wo die Karpfen und Besatzung gewintert werden, muß man eben d. g. sorgfältige Aufsicht tragen, daß sie nicht zufrieren. Da es vonnöthen, kann man anjetzo Bäume und anders Holz herbeyschaffen, damit man im Frühlinge wieder verbessern könne, wo etwan das Wasser und die Gösse an Dämmen, Rinnen, Schlegeln, Rechen u. d. g. Schaden gethan haben.

3) Bey der Jagd und dem Weidwerke kann man nunmehro, weil die Wölfe im Anfange dieses Monats streichen, die Wolfsjagden anstellen, und die Wolfsgruben, sonderlich wenn kalt Wetter ist, wohl bestellen; die Marder, Fischotter, wilde Katzen und Iltisse, als schädliche Raubthiere, weil vor jetzo ihre Bälge gut sind, bey frischem Schnee ausspüren, und ehe zur Vermehrung der Frühling herbey nahet, fleißig wegnehmen. Man kann auch noch Hasen und Füchse jagen, fangen und schießen; allein ferner nicht mehr, weil sie künftigen Monat schon rammeln. Das hohe Wild in Wäldern muß man an Orten, da die Sonne

scheinet, mit Heu füttern, und vor die Hasen, wo nicht viel Heu übrig ist, birkenreis abhauen lassen, damit sich dieselben erhalten mögen, und aus eben dieser Ursache, auch denen Schweinen nach der Brunst etwas Fütterung an bequemen Orten hinschütten. Nicht weniger wollen auch jetzo die Fasanen in ihren Gehägen gefüttert seyn, weil sie sonsten wenig finden.

Man stellet nunmehr auf dem Heerde den Krametsvögeln nach, den Maisen aber auf den Leimspillen. Die Finken, so auf die Mistständen sollen, wenn sie in diesem Monate mit einer Schlagwand, oder, wie die Bauren zu thun pflegen, unter einer Reuter gefangen, und nicht mit Hanf, sondern mit Rübsaat gefüttert werden, sind vortrefliche Singvögel, und fangen gar zeitlich an, sind auch, wenn man will, tauglich, verhalten zu werden, und will man sie, nach verrichtetem Gesange, wieder fliegen lassen, so kann man versichert seyn, daß man sie das künftige Jahr im Schnee, am vorigen Orte wieder bekommt, weil es lauter alte Standvögel sind, die selbige Gegend nicht verlassen. Die Rebhüner kann man vor jetzo bey frisch gefallenem Schnee, mit dem sogenannten Schneenetze fangen; denn wenn der Schnee auf ungefähr anderthalb Spannen hoch lieget, und sich ballen läßt, so begeben sich die Rebhüner auf die Waitzenäcker, und scharren tief unter dem Schnee, bis sie zu ihrem Geäße auf die grüne Saat kommen; daher sie alsdenn am allerleichtesten zu überziehen sind. Es soll aber weder

der windig, noch der Schnee gefroren seyn, und der Zug von zwey Personen, die weisse Kleider anhaben, gegen der Luft und so schnell, als möglich, geschehen. Die Hundeställe müssen zu dieser Zeit warm gehalten, und die Hunde bey lieblichem Wetter, um die Mittagszeit heraus, und in den Zwinger gelassen werden. Endlich kann man auch nunmehro die zum Jagdzeuge benöthigte Furkeln, Heftel, Schlegel, Hacken, und anders Geschirrholz in Zeiten zum Vorrath anschaffen lassen.

Igel, lat. Echinus, Erinaceus, Hericius, Hystria, franz. *Herisson*, ist ein vierfüssiges Thier, etwa in der Gröſſe eines Caninichens, hat eine ganz stachlichte Haut, oder ein mit so spitzigen und langen Stacheln besetztes Fell, daß man ihn ohne Verletzung nicht wohl angreiffen kann; das Maul und die Füsse aber sind kurz und glatt, und wenn sie von einem Menschen, oder sonst von ihren Feinden, darunter die Schlangen, Bären, Wölfe und Füchse die vornehmsten sind, ertappet werden; so rollen sie sich wie eine Kugel zusammen, daß man sie nicht wohl anrühren kann; so bald man sie aber mit Wasser besprenget, so lassen sie die Stacheln fallen, und sind sie alsdenn leicht und ohne Verletzung anzugreiffen. Dieses weiß der Fuchs sehr wohl, denn dieser besprengt den Igel mit seinem stinkenden Harne, daß er sich aufthun und ihm zum Raube und zur Speise dienen muß. Der Igel sind vornemlich zweyerley Arten, nemlich der Saugel, Echinus oder Erinaceus proclivus, welcher einen Rüssel, wie ein Schwein hat, und der Hundsigel, welcher ein Maul, wie ein Hund, hat. Man theilet sie auch in die wilden und einheimischen Igel ein. Jene halten sich gerne in Wildnissen und Wäldern, diese aber mehr in Häusern und um die Häuser auf. Sonst aber werden selbige auch wohl Erdigel, lat. Echini, oder Erinacei terrestres, genannt, weil sie sich nur auf trockenem Erdreiche aufhalten, und sich dadurch zugleich von den sogenannten Meerigeln oder Stachelschweinen, unterscheiden. In Indien, Africa und Amerika findet man auch eine Art von Erdigeln, die man aber mit besserm Rechte Stachelschweine nennen möchte, weil die kleinere Art den Spanferkeln, die gröſſere aber vollgewachsenen Schweinen gleich kommt. Diese letztere haben Stacheln, davon die längsten bis drey Hände breit und lang sind, die sie, wenn sie erzörnet werden, durch Zusammenziehung der Haut, so stark von sich schiessen, daß sie einen Hund oder Leopard, der sie angreiffen will, damit tödten. Der Igel gleichet übrigens dem Dachse in vielen Stücken, denn er suchet des Nachts seine Nahrung, wie der Dachs, in Obst, Gewürmen u. d. g. Doch wie der Dachs gröſſere Gewürme suchet, als Kröten, Frösche, Molche ꝛc. also thut es der Igel in kleinerm Ungeziefer und Gewürme, als Käfer und was sich im Grase zu halten und zu kriechen pflegt, wie solches ihre Gänge der Gegend,

wo sie sich gerne aufzuhalten pflegen, nebst ihrer Losung zur Genüge anzeigen, indem die ordentliche Fußstapfe durch das Gras sie bald verrathen. So ist die Gestalt des Igels dem Dachse sehr gleich, indem er die Führte im Fortlauffen eben sowohl formiret, als auch den Tag, eben so, wie der Dachs, scheuet. Doch wird dem Igel insonderheit zugeschrieben, daß er des Nachts seine Nahrung, nach Proportion seiner Grösse und Ohnmacht, am weitesten suche, indem er bey anbrechendem Morgen zur Sommerszeit aus den weitesten Feldern zu Holz oder Hecke eilet, und dem Weydmann manchmal im Anstellen ankommt, und ihn betrüget. Er verbirget sich allezeit gerne, und zwar im Sommer und Herbste in dicke Hecken, und Zäune, zur Winterszeit aber in hole Bäume. Seine Nahrung bestehet in Aepfeln, Birnen, Weintrauben, und dergleichen Früchten, nach welchen er auf die Bäume klettert, und dieselbe abschüttelt, hernach sich in den abgefallenen Früchten herumwälzet, daß dieselben an seinen spitzigen Stacheln stecken bleiben, und gehet er also damit nach seiner Höle zu, wiewohl er nicht so viel einträgt, daß es durch den ganzen Winter dauren sollte; sondern er zehret, wenn sein Vorrath zu Ende ist, vom Leibe, sowohl, als der Dachs. In seiner Höhle machet er allezeit 2 Löcher, eines gegen Mittag, das andere gegen Mitternacht, damit er, wenn der Wind von Mittag herkommt, das Loch gegen Mittag, und wenn der Wind von Mitternacht wehet, das Loch gegen Mitternacht verwahren, und durch das andere Luft haben möge. In den Weinbergen thut er grossen Schaden an den Weintrauben, die er seinen Jungen zuträget. Er frißt auch Mäuse, wenn er sie haben kann, daher er mit unter die Raubthiere gerechnet, auch in den Häusern, sonderlich auf den Kornböden, statt einer Katze, gehalten wird. Wenn das Weiblein ihre Heckzeit vermerket, so träget sie in einen dicken Zaun oder anderes Gesträuche, einen Ballen zermalmetes dürres Gras, oder Schneelen, von eines Kopfs Grösse zusammen, und setzet darein 4, 6, bis 8 Junge, welche sie mit ihrer Milch auferziehet, indem sie ihr Gesäuge unter dem Leibe hat, wie der Dachs. Wenn man einen Igel abziehet; so siehet er gemeiniglich fett aus, wie ein junges Schwein.

Man machet aus diesem Thier verschiedene gute Arzneymittel. Wenn man den Igel ganz zu Asche brennet, oder kochet, und davon in einem Trank einnimmt; so soll er denen, die den Urin nicht halten können, auch denen, so einen schwachen Magen haben, gut seyn, öffnet zugleich den Leib, und treibet den Urin. Wenn die Asche mit Bärenschmalz, oder Honig vermischet, eine Salbe daraus gemachet, und äusserlich aufgestrichen wird; so wachsen die Haare überaus stark davon, sonderlich wenn man vorher die Haare glatt wegscheeren läßt, und den Ort so lang mit Senf reibet, bis er roth wird. Eben diese Asche läßt nirgend wildes oder übriges Fleisch wachsen, wenn man sie auf einen bösen Schaden streuet. Die Leber, mit Honig und Essig eingenommen,

nommen, kommt denen presthaften Lendennieren zu statten; heilet auch die Blaich- und Wassersucht, wie nicht weniger den Aussatz, und die Gicht. Die Galle trocknet die Warzen aus, und machet, daß sie von sich selbst abfallen. Die Milz gedörret und gepülvert, schaffet denen, die Milzbeschwerungen haben, grosse Hülfe. Igels Blut gedörret, und hernach als ein Pulver in Wasser eingenommen, treibet den Nieren- und Blasenstein. Das Schmeer oder Schmalz wird vor allem vor die Brüche gerühmet. Der frische Koth oder Mist mit Wachholderharz, Essig und zerlassenem Pech in einer Salbe gemacht, hindert das Ausfallen der Haare. Das innere Häutlein des Magens, innerlich gebrauchet, hilft vor die Colick, und stillet das schmerzhafte Bauchgrimmen.

Il, s. Eibenbaum.

Ilaub, s. Epheu.

Ilex, s. Lockvogel.

Ilmenbaum, s. Rüsten.

Ilooff, s. Epheu.

Ilse, s. Alose.

Iltis, Eltis, Elbthier, Ellkatze, Illing, Ratz, lat. Furo, Mustela, Viuerra, Furunculus, franz. *Furet*, ist ein vierfüßiges Raubthier, welches an Gestalt und Grösse mit dem Marder ziemlich überein kommt, ausser daß sich dasselbe in der Fährte anderst, als jenes, nemlich mit merklich kleinern runden Tritten spüren läßt, indem es in jedem Sprunge, dem Augenschein nach, zwey Tritte hintereinander, jedoch den einen etwas seitwärts zeiget; ist wolligt oder fleckicht, hat keine Klauen, wie der Marder, sondern vielmehr, wie eine Katze; und wie der Marder sich in die Höhe bäumet, und am Tage seinen Aufenthalt suchet; so bleibet hingegen der Iltis gerne in der Erde, in Fuchsbäuen oder Röhren, und Hamsterlöchern, in holen Weiden, auch in Gebäuden, und dergleichen. Er ist etwas kleiner, als der Marder, jedoch grösser als das Wiesel, lang und dünne, behende und beständig in Bewegung, durchsuchet und beschnopert alles, hat einen dicken Hals und zweyerley Haare, daran die kurzen gelbe licht, und die langen schwarz sind. Es stinket nicht nur gremlich, wo dieses Thier hinpisset, sondern auch sein Balg, welcher, wenn es gequälet, und zum Zorn beweget, oder im Frühling zur Brunstzeit gefangen wird, den Gestank immerfort behält, daher es auch ein Stänker genennet, und sein Balg gegen den Marderbalg wenig oder gar nichts geachtet wird. Der Iltis wohnet meistentheils in Dörfern und Städten, wie auch in Wäldern, unter den Wurzeln grosser Bäume, oder unter zusammen gefallenem Holze, auch in Feldern und wo Dornhecken sind. Er lieget auch gern an kleinen Bächen und Wassern, sowohl wegen der Mäuse, denen er daselbst auspasset, als auch der Fische wegen, die er gerne frißt; denn er scheuet kein kleines Wasser; er fängt auch Frösche. Die sich in den Dörfern aufhalten, liegen gerne in Scheunen, und Gärten, wo etwan Reiser oder Stangen liegen, welche sie durchsuchen.

Sie saufen den Hünern ihre Eyer aus, wie die Marder, und können solche durch ein klein Loch mit der Zunge rein ausleken; davon sie die Schalen liegen lassen, einige verschleppen auch die Eyer. Wenn sie in ein Hüner- oder Taubenhaus kommen; so würgen sie alles, was sie finden, beissen den Hünern und Tauben die Köpfe ab; saugen ihnen aber nur das Blut aus; den jungen wilden Thieren und dem Gestügel thun sie auch grossen Schaden. Wenn sie nun durch Hunde von einem oder dem andern Orte vertrieben und verstöret den; so wehren sie sich gegen dieselben scharf mit Beissen, und spritzen ihnen den Harn ins Gesichte. Ihre Brunst geschiehet im Februar, zu welcher Zeit sie des Nachts viel Beissens und Schreyens haben. Sie tragen 9 Wochen, und haben im April Junge, welche man ihres Gestanks wegen leicht finden kann. Der Balg, wenn er zugerichtet ist, giebt das allergemeinste und schlechteste Rauchwerk, so zu Mützen, Schleppen und anderm Gebräme, ja auch bisweilen zu Müffen vor das Bauervolk gebraucht wird. Der Iltis wird auch gebraucht, die Kaninichen aus ihrem Bau zu stöbern. Er führet viel flüchtiges Salz und Oel bey sich. Sein Fleisch ist gut wider den Schlangenbiß, zum zertheilen, und den Urin zu treiben.

Iltisfallen, werden also von Brettern gemacht: Es werden drey Bretter wie ein Kasten zusammengeschlagen, also daß ein Brett zum Boden kommt, und auf jeder Seite eines gerade aufstehet. Deren Höhe und Breite kann einen Fuß ausmachen. Oben an wird ein Brettgen von 3 Zoll breit quer herüber genagelt, welches die Seitenbretter zusammen hält, und an welchem auch die Deckbretter antreffen, und auf beyden Seiten, so lange der Kasten ist, reichen müssen, woran die Vorfallbretter winkelrecht angemacht seyn, damit sie, wenn sie herunter fallen, den Kasten veste zumachen und beschliessen. Die obern Bretter sind entweder mit Riemen an das Brettgen angenagelt, oder in den Seitenbrettern mit Zapfen eingemacht, daß sie leichte auf- und niederfallen. Unter dem Kasten sind vier gerade aufstehende Säulgen, von dritthalb Zoll breit, einem Zoll stark, und 14 Zoll hoch; worein obenan runde Stücken vest eingemacht seyn; an diesem aber sind niederwärts Stützen. Nemlich es wird in eine breitgeschnittene Stange ein Loch gebohret, und solche an den Stock gesteckt, welche denn abgeschnitten werden, daß sie nur auf 12 bis 14 Zoll lang bleiben. Diese sind deswegen nöthig, daß, wenn sich etwas in der Falle gefangen hat, solche die Falldecken herunter halten, damit nichts inwendig die Decke aufheben und entlauffen kann. Ferner ist an jeder Falldecke ein Schnürlein angemacht, und gehen beyde nach der Stellung zusammen, da sie denn an einem Stellholze, so drey Zoll lang ist, angebunden seyn. Auf der einen Seite ist ein länglichtes Loch in das Seitenbrett geschnitten, da denn inwendig eine drey Zoll breite hölzerne Zunge angemachet ist, welche zu dem Loche heraus reichet. Die Stellung

lung geschiehet also: man ziehet an den Schnuren die Falldecken auf, leget die Schnuren auf das Querholz, setzet das Stellholz über dem Loche an, und hänget die Zunge unten daran, so ist es aufgestellet. Die Zuhaltstützen müssen allezeit auf der Falldecke liegen. Wie weiter mit dieser Falle zu verfahren, kann unter dem Art. Iltisfange, nachgesehen werden. Es möchte zwar die Erfindung manchem schlecht vorkommen. Allein sie ist gewiß sehr nützlich, wo in Gebäuden Iltisse und Wiesel seyn; zum Wieselfange aber müssen sie etwas kleiner gemacht werden.

Iltisfang, geschiehet mit der Iltisfalle, welche in dem vorhergehenden Artikel beschrieben worden. Denn wo man etwan Iltisse vermerket, da wirft man nur allerhand kleine Vögel hin. Wenn der Iltis nur erst einen geholet hat; so kommt er fleissig wieder. Alsdenn bindet man einen Vogel an einen Nagel inwendig auf die Zunge der Stellung, oder man bindet ein ganz rohes Ey, welches sie gerne fressen, auf die Zunge, und setzet die Falle so, daß der Iltis seinen Gang hindurch nehmen muß. Wenn denn diese Falle aufgezogen und gestellet ist, und er den Vogel darinne gewahr wird; so wird er solchen zu sich nehmen wollen, aber auch dabey sich einsperren, bis man ihn wieder heraus läßt. Man fänget die Iltisse auch in Tellereisen, wie die Marder, und man kann das Eisen wohl verwittern, aber ganz verdecken ist nicht allemal nöthig. Wenn man nun einen kleinen Vogel, ein Ey, oder ein Stücke Fleisch oder Wildpret darauf bindet; so fängt man sie gar leicht. Ingleichem werden sie auch in Schlagbäumen, ebenfalls, wie die Marder, gefangen. Ferner werden sie auch in Dratschleiffen gefangen. Diese sind nicht kostbar, und man kann deren viele umherstellen. Zwischen den Schleiffen hängt man einen Vogel an ein Gäbelchen; wenn nun der Iltis nach dem Vogel schnappen will; so wird ihm die Dratschleiffe die Kehle bald zusammenziehen. Endlich werden sie auch aus der Erde gegraben, oder mit Garnen gefangen. s. a. **Dratschleiffen.**

Iltisgarn, bestehet aus ein paar kleinen Netzen, welche von feinem dünnen Bindfaden, und Leinchen mit engen Maschen zusammen gestrickt sind, damit man sie um die Behältnisse der Iltisse herumstellen könne. Hierauf spüret man dieselben bey einem neugefallenen Schnee auf; sodann stellet man auf; störet in die Behältnisse, lässet die Hunde stöbern, und fängt dieselben also im Netze. Es sind diese Netze mit ihren Leinen und Garne fast in allem den Hasennetzen ähnlich, und es wird auch damit eben so mit Aufstellen und Ablauffen verfahren, dahinter die Hunde geschwinde her seyn müssen, weil sie sonst leicht zu entwischen pflegen, doch müssen, wie gedacht, die Maschen enger seyn, damit das Gefangene darinnen bleiben möge.

Ineſcare, s. **Körnen.**

Inngang, ist die Oeffnung eines Garns oder Netzes, wodurch ein Fisch zwar hinein, aber nicht wie-

der heraus kann. Wenn sich ein oder mehr Jungänge an einem Garn befinden; so heißt es ein **Doppelgarn.**

Jungarn, ist das mittlere Garn, welches die kleinsten Maschen hat, die aus dem zartesten Faden bestehen, wie solches an einem Steckgarn zu ersehen s. **Flachgarn.**

Insekten, Ungeziefer, gehören mit unter die Holzverderber. Man findet fast an jeder Art Bäume, Gesträuche und Pflanzen eine besondere Art Würmer und Insekten, welche denselben schädlich sind, und sich von ihrem Saft und Saamen nähren. Die meisten Waldraupen und Nachtvögel, so man in dem Holz oder Stämmen der Bäume, oder auch in denen Harz- oder Pechknoten, an Zweigen der Forrenbaume findet, hat der seel. **Herr Rösel von Rosenhof** in Nürnberg bekannt gemacht. Man findet aber auch eine kleine Art Raupen und Schaben, welche sich bloß in den Saamen der Früchte und Bäume aufhalten. Nun ist es zwar an dem, daß der Schaden, den diese kleine Creaturen, welchen der Schöpfer den Wald zur Wohnung, und die Bäume und deren Früchte zur Speise angewiesen hat, verursachen, nicht immer so viel bedeute. Es bleibet allezeit so viel Saamen übrig, als zur Fortpflanzung nöthig ist, wie wir solches auch an den lebendigen Creaturen, Vögeln, Fischen und vierfüssigen Thieren wahrnehmen. Die Insekten haben auch Feinde genug, welche ihnen nachstellen und ihre Zahl geringer machen. Von übermäßiger Hitze, Trockniß, Dürre und Kälte, welche die Eyer auch oft verderben wollen wir nichts gedenken; sondern nur anmerken, daß die Schwalben, Spechte, Finken, Meisen, Hehren, Schnepfen, und andere grosse und kleine Waldvögel, die Insekten für ihre beste Speise verzehren, und daher das beste Mittel sind, wider die Schnacken, Schaben, Mücken, Schmetterlinge, Raupen, Hornissen, Käfer, und anderes dergleichen Ungeziefer an Bäumen. Jedoch würde es bey dem allen von nicht geringem Nutzen seyn, wenn ein Förster auch einen Theil von der Insektenjägerey verstünde; zumalen wenn ein Jahrgang vor dem andern an solchem Ungeziefer fruchtbar ist. s. a. **Holzbau, Holzschlag, Holzfeinde.**

Instructus venatorius, s. **Jagdzeug.**

Investigare, s. **Spüren.**

Investitur, s. **Forstgerechtigkeit**; lit. C) *a*) 1).

Jochhirsch, s. **Rennthier.**

Isländer, s. **Sperber.**

Ispida, s. **Eisvogel.**

Juch Hirsch! ist ein Geschrey der Jäger, bey welchem sie zugleich in die Hifthörner zu blasen anfangen, um damit anzudeuten, daß sie jagdbare Hirsche gesehen haben.

Judendorn, lat. Paliurus, franz. *Paliure*, ist ein Strauch, welcher in den Hecken an feuchten Orten wächset, und bisweilen so hoch als ein Baum wird. Seine Zweige sind lang und stachlicht, jedoch sind die Stacheln, so

so zunächst an den Blättern stehen, viel kleiner, und nicht so schädlich, wie die andern. Die Blätter sind klein, beynahe ganz rund und spitzig, von Farbe dunkelgrün, und etwas röthlicht. Die Blüthen sind klein und gelbe, stehen auf den Spitzen der Zweige ganz dichte bey einander, und bestehen insgemein aus 5 Blättgen, welche in der Krinne eines Röskeins sitzen, das mitten in dem Kelche zu finden ist. Aus diesem Röslein wird eine Frucht, die wie ein Schild gebildet, in der Mitten erhaben, und an dem Rande dünner als häutig ist. Mitten in der Frucht befindet sich ein kugelrunder steinharter Kern, der in drey Fächlein abgetheilet ist, da insgemein jedes einen Saamen in sich schliesset, der fast ganz rund, wie ein Leinkorn gefärbet, und auch glatt und linde ist. Die Blätter und die Wurzel halten an, der Saame lindert die Schärfe auf der Brust, treibet den Urin, zermalmet den Nieren- und Blasenstein, erweichet und zertheilet. Er wird gestossen und auch abgesotten gebraucht. Ein anderes Gewächse, welches ebenfalls Judendorn genennet wird, ist eine Staude, so unter die Schirmgewächse gehöret, hat länglichte Blätter, darinne die Aederlein nicht seitwärts, sondern nach der Spitze zu lauffen, und welche vor Winters abfallen, darauf denn im Frühlinge wieder neue hervor kommen. Die Blüthe zeiget sich im Junio; die Frucht aber ist plattrund, wie ein Würbel; die Vermehrung kann durch Beyschösse geschehen.

Judicium Austraegarum, s. Austräge.

Juillet, s. Julius.

Juin, s. Junius.

Julius, franz. *Juillet*, ist der 7de Monat vom Jenner an zu rechnen, und wird von den Deutschen Heumonat genennet. Er hat 31 Tage. Den 23ten tritt die Sonne in das himmlische Zeichen des Löwens ein, welches zugleich der Anfang der Hundstage ist. Die Arbeiten bey dem Forst-, Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

1) In dem Walde und Gehölzen hat der Förster auf die Blüte der Linde noch ferner Acht zu geben, den eingesammelten Leimbaumsaamen, wenn solches noch nicht geschehen, auszusäen, wegen der künftig zu hoffenden Erndte und Einsammlung des Saamens der Tangelhölzer nachzusehen, ob sich der Wurm, der die Saamenkörner ausfrißt, in dem Zapfen einfindet. Man wird dießfalls bald überzeugt, wenn man von jeder Holzart einige Zapfen auf- und perpendicular von einander schneidet, da sich denn der Wurm mit seinen Verwüstungen darinnen findet. Und es ist solches deswegen nöthig, damit man nicht im Herbst unwissend dergleichen untaugliche Zapfen brechen lasse, und mithin vor das davor zu bezahlende Tagelohn wenige oder fast gar keine taugliche Saamenkörner bekomme. Er soll ferner auf denen im künftigen Herbst zu machenden Holzschlägen oder Gehauen die Streu hacken und wegschaffen lassen. Wegen der Viehhirten

hirten und des durch solche zu verursachenden Schadens an jungem Holze und überhaupt in den Waldungen, wegen des nachtheiligen Grasens, wegen des durch die Sonnenregen sich ereignenden Brandes an dem jungen Holz, und wegen des Schadens, den Platzregen und heftige Gewittergüsse in den besäeten Gehauen anrichten, soll er desgleichen aufmerksam seyn. In den Tangelhölzern, aber nur auf den nächstkünftigen Gehauen, soll er harzen lassen, und im Fall noch vorräthige Saamenzapfen vorhanden, solche vollends ausklingeln. Ferner soll man, sonderlich, wo viel harziges Tangelholz, und dabey eitel trockene Heyden sich befinden, alltäglich fleißig Acht haben, daß, so wenig die Reisenden auf den Strassen und Fußsteigen, als sonderlich die Zimmerleute, Pechbrenner und Viehhirten unnöthige Tobacks- und andere Feuer machen, und dadurch das leichtglimmende harzigte Semille oder die Tannnadeln, so ohnedieß dürre und hitzig sind, zu einer unauslöschlicher Feuersglut bey dürrem Erdreiche und jetziger gröstenSonnenhitze, ausbreiten mögen. Allenfalls aber und bey entstehendem Unglück hat man Sorge zu tragen, daß es zeitlich gelöschet werde. Den Rest des gehauenen Holzes kann man nunmehro bey trockenem Wetter nach Hause führen, daferne es im vorigen Monate nicht geschehen. Jetzt zeigen sich in den Wäldern und Hecken der Hollunder und Attich, auch andere dergleichen Bäume und Sträuche ihre Beerlein.

2) Bey der Fischerey kann jetzo derjenige, der sich des Angels bedienet, Laubfrösche, Heuschrecken und Grillen, oder auch gesottene Krebse dazu brauchen. Man kann auch noch in diesem Monate das schädliche Gerölrricht in denen Fischteichen hauen lassen, und soll es im letzten Viertel des Mondscheins am ersten und besten zu tilgen seyn. Und weil die Hitze in diesem Monate gemeiniglich sehr groß zu werden pfleget; so soll man die Teiche und die Fische in denenselbigen, wo man Gelegenheit dazu hat, öfters mit frischem Wasser anlassen und erfrischen. Die Enten soll man fleißig von denen Streich- und Brutteichen wegschaffen, weil sie sowohl dem gelaichten Karpfenrogen, als der jungen Brut gresse Schaden zufügen. Die Gänse aber, weil solche absonderlich die Teiche hin und her in der Fläche ausschnudern, und die Nahrungsuchende Karpfen und die junge Brut vertreiben, soll man ebenfalls nicht dulden. Es pflegen auch die Fische, wenn der Donner in die Teiche schlägt, wie es oftmalen in diesem Monate geschiehet, abzustehen; dahero muß man fleissig nachsehen, und wenn dergleichen erfolget, alsobald frisches Wasser in die Teiche lassen, oder in Ermangelung dessen, dieselben bey Zeiten abziehen, und die Fische in ein anderes und frisches Wasser setzen, als worinnen sie sich nach und nach bald wieder erholen werden. Sonsten streichen die Karpfen in diesem Monate zum drittenmale im Jahre, wie auch die Schleyen, Karauschen und Pärsche, und noch viel andere gemeine Fische. Und weil

weil zu Ende dieses Monats die Fische insgemein aufhören zu streichen; so kann man nunmehro in den Wassern wiederum die Netze und Fischgarne bis gegen den Frühling hinein gebrauchen.

3) **Bey dem Weydwerk** kann man so bald die Kirschen reif werden, Amseln, Weyhrauch- oder Kirschvögel und Kernbeisser mit Leimspindeln fangen, damit man sie hernach im Herbste zur Locke gebrauchen kann. Wenn man einen oder mehr Kirschvögel bekömmt, kann man sie, absonderlich in Käfichten eingeschlossen, auf die Kirschbäume stellen und Leimruthen darauf richten; so stechen die wilden Vögel darauf, und werden also gefangen. Auf dem Gebürge werden die Schnerren hauffenweise auf den Heerden um und nach Jacobi gefangen, weil sie nach Wachholdern, Vogel- oder Ebereschenbeeren und Kirschen mit grosser Begierde in den Strauch fallen, wobey aber auch ein paar lebendige Lockvögel seyn müssen. Nunmehro können die jungen wilden Tauben in den Vorhölzern geschossen werden. Zwischen Johannis und Jacobi mausen sich die wilden Enten und Gänse, daher sie in den grossen mit Schilf und Rohr bewachsenen Teichen um solche Zeit hauffenweise können gefangen werden. Gleich nach Jacobi gehet der Vogelfang mit dem Käuzgen an. Man mag auch um solche Zeit die Sprenkel anrichten, vornemlich, wo man rothe wilde Hollunderbeere haben kann. Etliche brauchen Johannisbeere und Kirschen, an solcher Stelle. Man bekömmt zu Anfange dieses Monats noch die meisten jungen Vögel, die man in den vorhergehenden haben kann. Gegen dem Ende dieses Monats aber hören ihrer viele auf zu brüten. Die jungen Finken fallen vier Wochen vor ihrem Striche häufig in die Gärten ein, so daß man in allen die Lust haben kann, mit einer Schlagwand ihrer wohl 20 und 30 auf einmal zu ziehen, wenn man nur, ohne Gebrauch der Locke, den Rasen an dem Orte, wo man das Garn einschlagen will, hinweg thut, und die jungen Finken etliche Tage mit Hanf ankörnet. Auch kann man zu Ende dieses Monats junge Meisen mit Heuschrecken fangen, und weil sie den gedruckten Hanf und die Nüsse noch nicht ertragen können, selbige mit Heuschrecken oder in Milch geweichter Semmel speisen; so werden sie vortreflich zur Locke auf den Herbst in der Meisenhütte bey dem Kloben zu gebrauchen seyn, oder auch nur die Lust, vor einem Fenster bey einem, vermittelst eines Gewichtes, sich immer selbst richtenden Meisenschlage, oder etlicher anderer Meisenschläge zu haben. Weil auch nunmehro die Zeit des Vogelfanges herbeynahet, so soll man die Netze und Garne hervorsuchen, und was etwann von Ratten und Mäusen zerbissen, oder sonst zerrissen ist, bey Zeiten fleißig ausbessern und flicken. Auch soll man alle alte und leere Vogelhäuser zeitig ausäubern und zurichten, damit man, wenn der Fang angehet, dieser Mühe überhoben seye. Weiter soll man auch im Vorrath starke eichene Stangen zur Schnepfen-

penkiere, auch auf die Krammetsvögel zu Leimſtangen, und was man ſonſten zu den Heerden und andern Vogelfängen für Holz und Pfähle bedarf, gehörig anſchaffen, damit um dieſe Zeit bis zu angehendem Fange alles wohl austrockne, leicht und ſtark werde. Nach Endigung des Fanges muß es insgeſammt wieder abgetrocknet, und an einen ſaubern Ort unter ein Dach geleget werden, da ihm die Näſſe des Regens und Schnees nicht ſchaden, ſondern alles deſto länger dauren, und man dadurch viele Unkoſten erſparen, auch ſolches das künftige Jahr wieder brauchen kann. Am beſten iſt es, man verſehe ſich mit dergleichen Holz und Stangen noch im Winter, da die beſte Zeit, Holz zu fällen iſt, ſonderlich mit den Nacht- und Streichnetzſtangen, auch Lerchennetzſtäben; denn dieſe müſſen dunkel und gleichſam rußig ſeyn, damit ſie im Dunkeln nicht allzuweiß ſcheinen. Nicht weniger muß man auch die Mäſchen und Schneiſſen oder Dohnen, und zwar die ſtarken von etwa 10 Haaren, braun oder ſchwarz zu dem Laufbogen bey Zeiten im Vorrath machen, oder zu den Amſeln und Droſſeln, von 4 5 und 6 Haaren, welche man zu den Henk- und Laufbögen gebraucht. Insgemein werden erſtgedachte Bögen, von birkenen Ruthen, und zwar ſo viele im Vorrathe gemacht, als man derſelben gebrauchen will und vonnöthen hat. Uebrigens ſoll man noch, wie ſonſt den ganzen Sommer über, denen Raubvögeln fleißig nachſtellen, und ihnen ihre Geſtelle und Horſte oder Neſter ausſpüren, und verſtören, und mit einem Worte, ſie ſo viel möglich ausrotten und vertilgen.

Junge, franz. *Faons*, werden bey den Thieren, und ſonderlich bey dem Wild, diejenigen Stücke genennet, welche entweder erſt geworffen worden, oder doch noch nicht zu ihrer gehörigen Gröſſe und Stärke gelanget ſind. ſ. a. Kalb.

Junge bringen, wird bey der Jägerey und dem Weydwerke inſonderheit vom Fuchs, desgleichen auch von dem Biber und Fiſche otter geſagt.

Junge Thiere, ſ. Hirſchkalb, Wildkalb.

Junger Hirſch, ſ. Spieſſert.

Juniperus, ſ. Wachholderbaum.

Junius, franz. *Juin*, deutſch: Brachmonat, iſt der 6. Monatim Jahr vom Jenner an gerechnet, und hat 31 Tage. Bey Anfang dieſes Monats endiget ſich der Frühling, und der Sommer gehet an. Der Anfang des Sommers geſchiehet nämlich ungefehr den 22 deſſelben, da die Sonne den 1. Grad des Krebszeichens erreichet, und im Mittagszirkel am höchſten ſtehet, auch in unſerm mitternächtlichen Halbtheil der Erdkugel den längſten Tag und die kürzeſte Nacht machet, da indeſſen auf dem andern Theil der Erdkugel gegen uns über der kürzeſte Tag und die längſte Nacht iſt. Dieſe Zeit heiſſet der ſömmerliche Sonnenſtand, lat. Solſtitium æſtivum, nicht als ob die Sonne ruhete und ſtille ſtünde; ſondern vielmehr, wie unſere alte Deutſche es genennet, die Sonnenwende, weil die Sonne,

so bisher immerzu gestiegen, nunmehro sich wendet, und niederzusteigen anfängt, etliche Tage aber zuvor und hernach ihre Höhe und die Tageslänge nur ganz unmerklich ändert. Die Arbeiten dieses Monats im Forst- Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

1) In den Wäldern hat der Förster den Saamen vom Leimbaum einzusammeln, auch nach Gelegenheit sogleich wieder aussäen zu lassen. Er soll auf die in den Waldungen hütende Viehirten und Schäfer gute Acht haben. Er soll nicht gestatten, daß man zum Nachtheil des jungen Holzes in diesem und den folgenden Monaten in den Wäldern mit der Sichel oder Sense grase; desgleichen nicht gestatten, daß die Schäfer das Laub von denen Weißbuchen, Erlen, Rüstern, Birken ꝛc. als ein gutes Futter vor die Lämmer, abstreifen, und in dieser Absicht die Aeste oder Zacken solcher Bäume abhauen, welches in einigen Gegenden abzacken genennet wird. Er soll ferner wegen der Beschädigung des Birkensaamens, so die kleinen Käfer verursachen, aufmerksam seyn; die Blüte der Linde, so theils in diesem Monat, theils erst in dem folgenden blühet, beobachten. Er soll nachsehen, ob vielleicht einige seiner jungen Holzsaaten von denen Sonnenregen oder Mehlthauen getroffen, und dadurch nachhero dürre werden und eingehen, als welches Verderben des jungen Holzes man gemeiniglich den Brand zu nennen pfleget. Diese Aufsicht ist den übrigen Theil des Sommers hindurch fortzusetzen. Wenn auf den bestellten Gehauen, sonderlich an hohen und steilen Bergen, durch die sich sowohl in diesem als den folgenden Monaten so oft ereignende Platzregen und Gewittergüsse Schaden gethan, und die zarten und kleinen Holzpflanzen fleckweis weggeschwemmet und umgerissen worden; so soll man solche dadurch verursachte Lücken, und nachherigen leeren Plätze durch Einstreuung neuen Saamens ohne Anstand, und wohl zu wiederholten malen ausbessern. Nach Beschaffenheit des eingesammelten Zapfen-Vorraths ist mit deren Ausklingelung noch immer fortzufahren. Insonderheit muß man in diesem Monat das Abschälen und Schinden der Baumrinden, als welche man zu Erdbeerkörben u. d. g. liederlich verbrauchet, verbiethen, weil die Bäume davon verderben. So soll man auch eben darum das Pechhauen um diese Zeit unterlassen. Ingleichem soll man in die Plätze, wo das Wildpret seinen Stand hat, das Vieh nicht hintreiben lassen. Bey trockenem Wetter kann man das vorhin gehauene Holz heimführen.

2) Bey der Fischerey ist um diese Zeit mit rothen Käferlein am besten zu angeln; ingleichem Krebse gegen den vollen Mond zu fangen. Die an den Teichen befindlichen Ablaß- und Abfallgräben, Teichdämme, Rechen, Fluder und Ständer, müssen um diese Zeit in gutem Stande seyn, damit die gemeiniglich um Johannis sich ereignenden starken Güsse, und anlauffende Wasser durch die gehörigen Oeffnungen wieder abschiessen, und denen Teichen an Dämmen, und sonsten keinen

Schaden zufügen mögen. An denenjenigen Teichen aber, welche keinen absonderlichen Zugang haben, und im Sommer gerne austrocken, soll man die Wassergräben, und Einflüsse aufs beste öfnen, und alles, was dem Einlauffe des Wassers hinderlich seyn möchte, auf die Seite räumen, damit nicht bey einfallendem warmem Regen und entstehenden Güssen, die gute Feldgailung abgehalten werde, und zum Schaden der Teiche anderswohin lauffe. Es pfleget auch in diesem Monate, sonderlich wenn im Winter keine große Kälte, noch starker Frost gewesen, das Gras in denen Teichen stark zu wachsen, welches bey gutem Wetter bald zeitiget, und den Saamen fahren lässet, mithin die Teiche durch solchen nur mehr damit angefüllet und verwildert werden; dahero soll man gegen Johannis solches Gras das erstemal abmähen. Damit man aber denen Fischen keinen Schaden damit verursache, als welche um solche Zeit sich gerne in dem Grase aufhalten; so soll man mit Fischtrampen oder Störstangen in das Gras schlagen, auf daß der Fisch anders wohin gehe, und kein Schaden erfolge. Befinden sich auch Teiche, welche in freyen Auen oder Feldern, wo gar kein Zugang ist, liegen, und etwan wegen trockener Merzen- und Frühlingszeit, nicht gar mit Wasser gefüllt, jedoch in der Hofnung künftigen Regens besetzt worden sind, nunmehro aber bey einfallender warmer und trockener Witterung nur mehr Wasser verlieren, ja wohl gar austrocknen; so soll man nicht warten bis dieses erfolge, sondern einen solchen Teich, wenn er bis auf ein Drittel am Wasser abgenommen, ausfischen, die Fische in andere Teiche bringen, den leeren Teich aber, wenn er ausgetrocknet ist, pflügen und nach Art und Gelegenheit des Bodens, auch wie es die Zeit leidet, besäen. Wann auch ein solcher Teich einen magern Erdboden hat; so kann man denselben vorhero mit wohl verfaultem Miste, absonderlich mit kurzem Schafmiste düngen, als wodurch ein solcher Teich ziemlich wieder zu Kräften kommt. Ist aber der Dünger weit herbey zu fahren; so darf man nur weisse Rüben in den Teich säen, die gröbsten im Herbste herausnehmen, die übrigen aber im Wasser ersäuffen und verfaulen lassen, wovon die Fische hernach wohl wachsen, und an Fett und Fleisch treflich zunehmen werden. Sonst soll man um diese Zeit das Vieh an den besezten Teichen nicht hüten lassen, weil es den Fisch von den Rändern abscheuchet, und in die Tieffe treibet, da er keine Nahrung haben kann, sondern verbutten muß. In diesem Monate streichen viel Fische, als Karpfen, Karaussen, Schleyen, Weißfische, Rothangen, u. d. g.

3) Bey dem Weidwerk ist in diesem und dem folgenden Monate nichts sonderliches zu thun, und trägt dasselbe also noch sehr wenig ein. Denn ob man wohl jezo mit den Stecknetzen, Wachteln und Kreßler oder Wachtelkönige fängt; so geschiehet es doch mit mehr Schaden als Nutzen. Doch zwischen Johannis und Jakobi mausen sich die wilden Gänse und Enten; daher man sie in Seen und Teichen im Gerichte mit

mit Netzen fangen kann. Jetzt soll man junge wilde Tauben aus den Nestern, wenn sie schon bald flück sind, ausnehmen, und sie mit Hirse, Weitzen, oder Erbsen aufziehen, und in einem besondern grossen Gemache frey umfliegen lassen, damit sie im Augustmonate auf die Tenne, oder auf die Pürsche gebraucht werden können. Um diese Zeit kann man auch die Käutzlein zum Vogelfange ausnehmen; man darf ihnen nur ein einziges Junges im Neste lassen; so werden sie ihr Nest niemals ändern. Ingleichen können jetzt auch junge Mistler, Drosseln, und Amseln aus den Nestern abgenommen, und in einem saubern Zimmer ernähret werden. Man muß sie aber sehr sauber halten. Ihre Speise muß Gerstengrieß oder grobes Weitzenmehl, und anstatt des Wassers mit süsser Milch angemacht seyn. Man muß es alle Tage anmachen, sonsten, wenn es lange stehet, wird es sauer, und die Vögel werden davon krank. Zum Getränke bindet man ein kleines Häderlein, das fein säsericht ist, an ein Hölzgen, taucht es ins Wasser, und steckt es dem Vogel in den aufgethanen Schnabel, und das thut man neben ihrem Geäse, täglich gar ofte, 14. Tag lang, oder noch länger, bis sie selbst fressen lernen. Die jungen Vögel, die noch etwas an Federn entblösset sind, kann man leichter aufbringen, als die größern. Dann sie sperren die Schnäbel viel eher und williger auf, als wenn sie schon etwas erwachsen sind; sie lernen auch alles leichter, und thun lieber, was man von ihnen erfordert und haben will. So bald sie allein fressen können, gewöhnt man sie in die Häuslein, füttert und tränkt sie fleißig, und hält sie sauber, an einem kühlen, doch trockenen Orte. Will man sie aber in das Finstere bringen; so werden sie anfangs darüber traurig, daher man sie desto besser mit Wartung und Reinigung pflegen soll. Etliche setzen sie, ihrer mit der finstern Einsetzung zu verschonen, nur in ein Zimmer, wo allezeit Leute sind; und wenn sie wollen anfangen zu singen; so klopft man nur mit einem Stecken auf den Vogelbauer, so schweigen sie wieder eine Zeitlang stille; will aber das nicht helffen, so berupft man ihnen die Federn am Bauche, und endlich über eine Zeit die Steißfedern, und besprenget sie mit frischem Wasser, so ist es auch gut. Hingegen die andern Vögel, die nur zu Läuffern, und zur Ruhr und zum Plattnen gebraucht werden, darf man nicht in das Finstere setzen. Nun kann man auch die jungen Nachtigallen in den Gebüschen, wo man die Alten singen hört, um so leichter finden, weil sie jetzo anstatt des Singens, mit vielem Geschrey und Eifer, welchen sie vor ihre Jungen bezeugen, ihr Nest, oder ihre bereits abgelauffenen Jungen selbst verrathen. Denn diese Vögel, weil sie ganz nahe an der Erde brüten, und von der sorgfältigen Natur frühzeitig aus dem Nest geführet werden, damit sie nicht alle auf einmal umkommen, verlassen ihr Nest etliche Tage eher, als sie zu fliegen vermögen, und bleibet solche Zeit über, einer dort, der andere da auf einem kleinen Aestlein, oder gar auf der Erde sitzen. Die hell- oder weißfarbigen

gen sind die Männlein; die röthlichten aber, oder vielmehr die braun- und dunkelfarbigen sind die Weiblein; daher allezeit die hellfarbigen zu erwählen, und mit Ameiseneyern aufzuätzen seyn. Nach St. Johannis, oder sobald die Jungen abgeflogen sind, fängt man an, mit dem Kloben den Meisen zu stellen, auch Staare zu fangen, ingleichem, mit Leimruthen allerhand Waldvögeln nachzustellen. So muß man auch nunmehro allgemach die Vogelheerde ausputzen und zurichten lassen, und sodann noch die einheimischen und wilden Katzen auf den Feldern, wo sie dem jungen Geflügel nachspüren, verjagen und schiessen.

Jurisdictio foreſtalis, ſ. Wilddann.

Jus foreſtale, foreſtarium, ſ. Forſtgerechtigkeit.

Jus glandis legendæ, ſ. Eichellesen.

Jus Grutiæ, ſ. Flößrecht.

Jus lignandi, ſ. Holzungsgerechtigkeit.

Jus Ratium, ſ. Flößrecht.

Jus venandi, ſ. Jagdgerechtigkeit.

Ivenblätter, ſ. Ephen.

K.

Kaddich, Krammetsbaum, Krannewetbaum, Reckholderbaum, Wachholderbaum, lat. Juniperus, franzöſ. *Genevre*, *Genievre*, *Genevrier*, iſt eine Gattung des Tangelholzes. Er hat kleine, ſchmale, ſpitzige Blätter, bleibt immer grün, und bringet im May, anſtatt der Blüte, kleine, leichte, gelbe Kätzlein, worauf, wenn dieſe verfliegen, die Beeren folgen, in der Gröſſe, wie Erbſen, die anfänglich grün, alsdenn braun, und endlich dunkelbraun oder ſchwarz werden. Man findet auf dieſem Baum oder Strauch zu gleicher Zeit Blüten, unreiſe und reiſe Beeren, und was heuer blühet, wird erſt auf den Herbſt des nächſt folgenden Jahres reif. Was alsdann von Menſchen nicht abgenommen wird, oder von Vögeln abgeleſen, das bleibet bis in das dritte Jahr veſte behängen. Seine Rinde iſt wie des Weinſtocks, ſein Holz veſt, hart, kleinjährig und wohlriechend, ſonderlich wann es im Mayen gehauen wird. Dieſer Baum liebt einen bergigten und ſandigen Boden, wie das andere Tangelholz. Es ſind deſſen zweyerley Sorten; die eine wächſet zu einem ziemlichen Stamm, die andere bleibet ein niedriger Buſch, und kann beydes gar wohl von Saamen aufgebracht werden. Er gehet ungefähr in 8 Wochen auf, und darf man den Boden weder wäſſern noch düngen. Will man ihn zu einem Baum ziehen, muß man ihn von unten ausſchneiden.

So niederträchtig nun der Wachholderbaum iſt, ſo giebt er doch in Anſehung des Nutzens, den er bey der Medicin erweiſet, den andern nichts zuvor, ſonderlich wegen ſeiner herrlichen Frucht. Wenn man glüende Kohlen von Wachholderholz auf Aſche leget, und damit zudecket; ſo ſollen ſie ſich etliche Monate, ja wohl ein

ganzes Jahr lang glüend erhalten. Das Wachholderholz ist von einer balsamischen Eigenschaft, daher es auch die Raupen und Ungeziefer vertreiben soll. Die Lauge von seiner Asche soll die Wirkung haben, daß sie, wenn man die Haare wöchentlich damit waschet, die Nüsse und Läuse vertreibet, das Kopfweh verhütet, das Gesicht schärfet, das Gedächtniß stärket, und viel andere dergleichen herrliche Tugenden mehr effectuiret. Man sagt, daß von den Wachholderstauden zweyerley Geschlechter wären, nemlich das männliche und weibliche. Wenn man sie pflanzte in einen Garten, so müßte man sie allezeit so setzen, daß sie einander gegen über stünden, sonst kämen sie nicht fort; das männliche soll nur allein den Saamen oder die Beere bringen.

Das Wachholderholz erwärmet und trocknet sehr aus, treibet den Schweiß und Urin, und wird deswegen anstatt des Guajaci und Sasafraß zu den Holztränken, in der Franzosencuren gebraucht, und von dem seel. Herrn D. Ettmüller in seinem Comment. über den Schroed. p. 591. sehr gerühmet. Aeusserlich zünden es die gemeinen Leute anstatt des Räuchpulvers an, giebt einen schönen und angenehmen Geruch. Man macht auch Trinkgeschirre, Büchslein zu den Præservativen, und andere Sachen davon. Die Bauren brennen ein wässericht Oel davon, so äusserlich nicht uneben zu gebrauchen. Die Wachholderbeere haben ein harziges und würzhaftes Oel bey sich, erwärmen, zertheilen, verdünnen, treiben den Schweiß und Harn, verzehren alle böse Feuchtigkeiten, stärken den Magen, und öfnen die Verstopfung der ersten Wege der Abführung, führen den Stein aus, wehren dem Gifte, ansteckenden Krankheiten, böser Luft, wenn sie entweder in Wein geweicht, oder wie der Thee übergossen, und davon getrunken, oder im Munde gekauet, oder ganz hintergeschluckt, oder damit geräuchert wird. Der Schwamm, so wie ein Moos im Mayen sich an den Baum setzet, dienet, wenn er noch frisch, ein Wasser daraus zu bereiten, welches für allerley Gebrechen der Augen gut, und auch ein bewährtes Mittel für gelähmte und von der Gicht erhärtete Gelenke ist, zweymal des Tages dieselben damit geschmieret, und wohl gerieben. Der Spiritus ist vortreflich in Haupt- und Gliederschmerzen inn- und äusserlich zu gebrauchen, treibet auch den Stein. Das Oel aus den Beeren nutzet wider die Lähmung, den Schlag, die fallende Sucht und andere Gebrechen des Haupts, so von Kälte herkommen, stärket den erkalteten Magen, reiniget die Nieren und Blasen, treibet den Stein und Gries, von 3 zu 6 Tropfen in Wein oder einem andern bekommlichen Naß des Morgens und Abends eingenommen, NB. doch mit Bescheidenheit, daß man nicht zu viel nehme. Das Oel aus dem Holze wird äusserlich für Reissen und Lähmung der Glieder gebrauchet. Das Salz aus der Asche der Beere, oder auch des Holzes, treibt den Harn, thut gut in Wassersucht und Milzkrankheit. Das Muß wird wegen seiner vielfältigen Tugend der deut-

deutsche Theriak genennet, und kann an statt desselben gebraucht werden. Der Extract aus dem Holze, sowohl als der aus den Beeren, treibet den Schweiß, und ist ein Bezoardicum wider die schwere Noth, Pest und ansteckende Seuchen. Das Elixier ist ein bewährtes Mittel wider den Stein.

Käfer, Kefer, lat. Scarabæus, franz. *Hanneton*, *Escarbot*, ist ein fliegendes Ungeziefer, dessen ungemein zarte Flügel mit harten Schaalen bedecket sind. Es läßt sich dieses Ungeziefer vom Frühling an, bis spate in den Herbst hinein, häufig und von vielerley Gattungen antreffen, welche entweder an der Grösse, oder an der Farbe von einander unterschieden werden. Unter den vielen Gattungen derselben sind die **Maykäfer**, welche ungefehr ein Fingerglied lang sind, und rostfarbig aussehen, vor die fruchtbaren Bäume die schädlichsten; indem sie gemeiniglich mit dem Ende des Aprils und den ganzen May hindurch, wenn die Bäume blühen, und sodann allermeistens in der Abenddemmerung, oft ganze Heerden mit einander ziehen, mit angehender Nacht aber sich nach und nach lagern, des Tages über ganz matt und kraftlos liegen bleiben, mit dem Abend aber wieder munter werden, und ihren Zug von neuem fortsetzen, bis sie sich endlich allmählich verlieren, ohne daß man merket, wo sie bleiben. Es kann dieses Ungeziefer weder viel Hitze, noch starke Kälte ertragen; daher sie sowohl in nicht gar kalten, als warmen Frühlingen am meisten wahrzunehmen sind. In den Wäldern thun sie besonders dem Laubholze grossen Schaden und verhindern dessen Wachsthum, weil sie das Laub und zugleich die jungen Sprößlein abfressen, beschmeissen und vergiften, daß solche in langer Zeit kahl und ohne einiges Laub stehen, auch nicht fortwachsen können, bis der Regen den vergifteten Geiffer abwäscht und abspület, und es sich nach und nach wieder erholet; oder es verdorret wohl gar daran. Sie fressen fast von allem Laube, ausser von Birken und Erlen nicht, weil solches zu bitter ist. Wo sie eigentlich herstammen und wie sie erzeugt werden, ist nicht völlig ausgemacht, ob sie nemlich aus ihren eigenen Eyern, oder aus der Roßkäfer ihren herkommen.

Käfig, s. Kogelbauer.

Kälberluchse, s. Luchs.

Kämpfen, wird insgemein von den wilden Thieren gesagt, wenn solche mit einander streiten. Insonderheit aber sagen die Jäger, wenn sich zwey Hirsche mit einander stossen: die Hirsche kämpfen. Solches geschiehet gemeiniglich zu Brunstzeit, da nemlich ein Brunsthirsch der noch kein Wild hat, mit einem andern, der hinter seinem Wilde hergehet, und nicht ausreisset, sondern sich zu wehren getrauet, anbindet, und beyde mit dem Gehörn dergestalt scharf zusammen fahren, daß man es eine Viertelstunde, ja bey stillem Wetter noch weiter klappern höret, bis entweder einer weichen, oder gar todt auf dem Platze liegen bleiben muß. Viele

werden

werden zu solcher Zeit krumm und lahm, und zu Schanden gestossen; ja es geschiehet bisweilen, daß sie ihre Gehörne so vest in einander verwirren und verbeugen, daß sie nicht wieder von einander gebracht werden können, und also beyde zusammen umkommen müssen. Ein Hirsch aber, der im Kämpfen am kurzen Wildpret verletzet worden, wird insbesondere ein Kümmerer genennet.

Kästenbaum, s. Castaniembaum.

Kätzgen, s. Eiche lit. B).

Käumen, wird von dem Saamen eines Baums oder Stande gesagt, wenn er in der Erde oder Boden aufbricht.

Käutzlein, s. Eul.

Kalb, heißt in der Jägerey das das Junge vom Hirschwildpret, so von dem Thiere im May oder Junio gesetzet worden, und zwar ein Hirschkalb, wenn es männlichen Geschlechts, und ein Wildkalb wenn es weiblichen Geschlechts ist. Zur Sommerszeit kann man die Kälber nicht wohl unterscheiden, was ein Hirsch- oder Wildkalb sey, als wenn man sie gesetzet findet, oder das Feigenblättlein oder kurz Wildpret, oder hinten stallen siehet, oder dieselben grob oder klar schreyen höret. Der Nahme eines Hirschkalbes bleibet demselben, bis nach der Brunft, da sich das Wildpret wieder verhäret und grau wird, alsdenn heisset es ein junger Hirsch, oder aber, wenn ihm die Spiesse oder ersten Knöpfe aus dem Kopfe zu gehen, anfangen, ein Spiesser, ingleichem Spießhirsch. Das Wildkalb behält seinen Nahmen bis nach der Setzzeit, und wird also erst nach Vollbringung eines Jahres ein Schmalthier genennet. Denn obwohlen die Jäger diesen Nahmen gemeiniglich dem Wildkalbe nach der Brunst oder Winterhärung bereits beylegen; so geschiehet doch solches nur um ihres Nutzens willen, weil sie von dem Schmalthier mehr Pürsch- oder Fanggeld, als vom Kalbe, bekommen. Eigentlich aber kann ein Wildkalb nicht eher, als wieder nach der Setzzeit und nach Vollbringung eines Jahres, als ein rechtes Schmalthier passieren; und zwar um so viel weniger, als die wenigsten Schmalthiere in folgender anderer Brunst den Hirsch zulassen und brunsten. Jedoch geschieheit solches auch zum öftern, wenn nemlich dergleichen Schmalthiere als Kälber gute Milchmütter gehabt, und in der Milchzeit um selbige nicht gekommen seyn, bey welcher Bewandtniß sie aber verkröpfen und klein bleiben, weil sie leben. s. Hirschkalb, Thier, Wildkalb.

Kalbsetzen, wird von dem Thier oder der Hirschkuh gesagt, wenn es Junge bekommt, nicht aber: es kalbet.

Kammer; Jagens- oder Jagungskammer, wird bey dem Jagdwesen der Ort zum Abjagen und Laufte genennet. Es muß der Ort, wo diese Kammer gemacht werden solle, den besten Dickigt haben, so in der Gegend zu finden ist. Wäre aber ja der Dickigt nicht sonderlich groß; so muß das Abjagen und die Kammer

mer deſto weiter gefaſſet werden, aus der Urſache, damit die Thiere die am Zeuge ſeyenden Leute nicht beſtändig in den Augen haben, und dadurch beunruhiget werden. Wo aber ſtarker Dickigt iſt, wird die Kammer deſto enger gemacht, denn ſonſt iſt das Wildpret nicht gut heraus zu bringen. Wozu denn die Gelegenheit des Laufts auch viel beyträgt.

Kammerhunde, ſ. Doggen.

Kamp, ſ. Baumſchule.

Kampfjagen, iſt eine an groſſer Herren Höfen gewöhnliche Luſtbarkeit, da man entweder auf dem Schloßplatze, oder in einem mit Mauren umgebenen und verwahrten Hofe, oder in einem beſonders hiezu angelegten Hetzgarten, allerhand fremde und einheimiſche wilde Thiere, ſo zu dem Ende zum Theil in Kaſten zugeführet werden, als Löwen, Bären, wilde Schweine, Wölfe, Auer- und Büffelochſen, Pferde und Hirſche mit einander kämpfen läßt. Dafern auch wohl ein muthiger Hengſt, Mauleſel, und Bullen- oder Saamenrind vorhanden iſt; ſo werden dieſelbe alle, einer nach dem andern, und alſo untereinander zuſammen hinein gebracht. Man pflegt dem Saamenrinde auch wohl an die Hörner Schwärmer und Raqueten zu binden, dergleichen auch mit denen Auer- und Büffelochſen geſchiehet. Wenn denn dieſelbe in den Kampfplatz gebracht werden; ſo wirft man angezündete Schwärmer auf ſie los, damit die angebundenen Schwärmer und Raqueten getroffen werden. Dieſelben ſind vorhero mit Mehlpulver und Spiritu vini an der Mündung oder dem Zünder beſtrichen. So bald etwas Feuer daran kommt, fangen ſie an, zu brennen, und fahren an dem Bindfaden, woran ſie angebunden ſind, hin und her, und ſchlagen los, dadurch die Ochſen voll Zorn und Grimm werden, und alles was ihnen vorkommt, anfallen. Desgleichen wirft man auch nach denen Bären und andern Thieren etliche Schwärmer, auf daß ſie zornig werden müſſen. Die Thiere gehen alsdenn auf einander los. Der Auerochſe hat eine ſehr ſtarke Force; er hält nur den Kopf dar, und ſo was anläuft, muß es auch zurücke prallen. Er iſt im Stande, das Saamenrind, wie auch die andern Thiere, ganz und gar vom Boden aufzuheben, und in die Höhe zu werfen. Wenn aber das Schwein recht ankommt, ſo macht dieſes ſeinem Gegner mit ſeinem Schlage bald den Garaus. Das Pferd und der Mauleſel wird hinten und vornen beſchlagen; und ob gleich der Mauleſel ſonſt vor ein dummes Thier geachtet wird; ſo muß man ſich doch verwundern, wie er ſich mit Rennen, Schlagen und Beiſſen, gegen den Bären, Löwen und dergleichen Thiere wehren kann. Sie kämpfen ſich auch wohl müde, und werden es ſatt, daß ſie einander nicht mehr recht trauen und angreiffen wollen. Daher läßt man auch wohl etliche Hunde zu ihnen hinein, die ſie wieder anregen, da ſie denn wieder untereinander kämpfen, und durch einander her rennen. Dieſes iſt nun ein Vergnügen vor die groſſen Herrn und Damen, die denn in ihren Logen ſtehen, und ſolches mit Luſt anſehen, welches

welches zuweilen wohl etliche Stunden dauret. Man hetzet auch öfters den Bär, mit guten Hetzhunden, Bären- und Bullenbeissern, ingleichem das Schwein, welche denn der Herr, in Begleitung der Jäger, mit dem Fangeisen fänget. Man schiesset auch wohl den Auer- Büffel- und Saamenochsen auf den Kopf. Die Wölfe werden auch gehetzet. So der Löwe, Tyger, das Pferd und der Maulesel im Kämpfen nicht gar sehr verwundet worden, werden sie wieder an ihre gehörige Oerter gebracht. Wenn der Herr die Thiere selbst fänget; so bläset die Jägerey mit ihren Hüfthörnern dabey, und endet sich alsdenn diese Lust, dergleichen an grossen Höfen zum Zeitvertreibe, sowohl derer Herren als Damen öfters geschiehet, bald mit vielen, bald auch nur mit etlichen wilden Thieren. Auch werden wohl die Bären, welche sich sonsten recht gut wehren können, besonders mit aufbehalten, um sie zu öfterm Kampfjagen zu gebrauchen. Uebrigens könnte von der Moralität dieses Kampfjagens wohl noch manches erinnert werden.

Karausche, Carausche, Karauze, Karutzen, Garusse, lat. Charax, Carassus, Cyprinus latus, ein kleiner Fisch, welcher aufs höchste einer starken Spanne lang, und einer guten Hand dicke und breit wird. Er kommt fast einem Satzkarpfen gleich, ist aber weißlichter und breiter, auch hochrückigter und mit einem etwas kürzern Kopfe versehen. Die jungen Karauschen sehen etwas bleicher, als die Karpfen, wenn sie aber nur auf ein Pfund wiegen; so sehen sie noch rothgelber. Er hat ein gesundes und wohlgeschmacktes Fleisch, und tauget zum Sieden und Braten, nur ist er mit ziemlich vielen Gräten versehen. Wer daher nicht Gedult bey dem Fischessen hat, und die Gräten aufsuchen will, der achtet die Karauschen nicht hoch, von einigen aber werden sie für einen delicaten Fisch gehalten. Es würde auch dieser Fisch, wenn er so groß, als ein Karpfe wäre, sowohl, wegen seiner Güte, als auch wegen seines gesunden Fleisches, denselben, wo nicht übertreffen, doch ihm wenigstens gleich kommen. Man setzet sie gerne in Teiche, da Forellen und Hechte hinkommen sollen, weil sie ihnen ziemlich wohl zur Nahrung dienen, und sich doch wegen der oft wiederholten Laiche nicht bald aussöden, auch wegen ihrer Geschwindigkeit nicht so leichte fangen lassen. Doch müssen die Karauschen ein Jahr vorher allein in dem Teiche stehen, ehe obige Raubfische zu ihnen eingesetzet werden. Hingegen sind sie in den Karpfteichen wenig oder nichts nütze; sowohl weil sie gar zu sehr überhand nehmen, als auch durch ihre Geschwindigkeit den Karpfen die Weyde entziehen. Ihre Laich- und Streichzeit ist gemeiniglich im May und Junio, oder nach einigen im April und May, und streichen sie schon, wenn sie auch nur 2 Jahr alt seyn; daher sie sich stark vermehren. Doch sind sie in ihrem Wachsthum nicht so stark, als die Karpfen, und werden über anderthalb oder 2 Pfunde nicht schwer. Ihre Nahrung ist, nebst der Fettigkeit

des Waſſers, Schlamm. Wo ſie leimichten Boden haben, da gedeyen ſie recht gut. Zur Winterszeit können ſie in den Teichen mehr ausſtehen, als die Karpfen, wenn ſie nur rein Waſſer haben; aber auſſer ihrem einmal gewohnten Waſſer dauren ſie, wie die meiſten Fiſche, nicht lange. Wenn ihnen das Waſſer entgehet, ſtehen ſie auch bald ab; wo ſie aber dünnen Schlamm haben, ſo erhalten ſie ſich noch eine Weile. Im Verkauffe werden ſie auch an den meiſten Orten denen Karpfen und Bärſchen gleich theuer bezahlt. Unter den Karauſchen findet man auch zuweilen welche, die den Karpfen etwas mehr gleich kommen, als die Karauſchen, und von den Fiſchern für eine Baſtardart von Karauſchen und Karpfen gehalten, auch daher

Karauſchenkarpfen, Karuzenkarpfen, lat. Charax major, genennet werden. Sie ſind leicht von den andern zu unterſcheiden, indem ſie mehr gelblicht ſind, als die wirklichen Karauſchen, und auf beyden Seiten des Leibes vom Kopfe bis an den Schwanz einen geraden, durch und über die Schuppen weggehenden Strich haben. Noch eine beſondere Art der Karauſchen ſind die Giebeln, ſ. Giebel.

Karauſchenteich, ſ. Teichfiſcherey. Nro. I. lit. B.) γ) 15).

Karauze, ſ. Karauſche.

Karpe, ſ. Karpfe.

Karpfe, Karpe, lat. Carpus, Carpa, Carpio, Carpo, Cyprinus, franz. *Carpe*, iſt ein bekannter Fiſch, der ſich in ſüſſen Waſſern aufhält, einen breiten dicken Leib, ſchwärzlichten Rücken, dunkelgelbe Seiten, und einen weißgelben Bauch, groſſe und dichte auf einander ſchieſſende Schuppen, und fünf Floßfedern hat. Er hat keine Zunge, wie ſonſt insgemein geglaubet wird, ſondern dasjenige, was man für ſeine Zunge, und ein herrliches Biſſen hält, iſt der ſtarke fleiſchigte Gaumen; wie denn der Augenſchein zeiget, daß dieſe vermeynte Zunge am obern Theil des Mundes anhängig, und mit dem untern Theile ganz nicht verbunden, auch keinesweges von dem Gaumen, wie eine Zunge ſeyn ſoll, frey und abgelöſt zu ſehen iſt. Die Zähne hat er im Rachen und im Kopfe, am Rückgrade einen dreyeckigten Stein, der Karpfenſtein genannt, welcher im Munde gehalten, den Sod vertreiben, und das Bauchgrimmen verhüten, inſonderheit aber ein vortrefliches Mittel wieder die fallende Sucht ſeyn, und ſo nachdrücklich helfen ſoll, daß dieſe Krankheit nicht mehr wieder komme; wiewohl andere dieſe Kraft allein den 2 harten Mondförmigen, nicht weit von den Augen liegenden Steinen und Beinlein zuſchreiben. Die Karpfen werden unterſchieden 1) nach dem Orte ihres Aufenthalts in Fluß-, oder Stromkarpfen, lat. Cyprinos fluviatiles, in Seekarpfen, lat. Cyprinos lacuſtres, und in Teichkarpfen, lat. Cyprinos piſcinarum. 2) Nach der Gröſſe und Alter, als da ſind: Saamkarpfen, Cyprini admiſſarii, welche noch in ihrem Wachsthum begriffen ſind, und zwar die jährigen nennt man jährigen Strich, oder Setz-

Setzlinge; hernach kommt der zweyjährige und dreyjährige Strich; im vierten Jahr werden sie erst Karpfen, und endlich Haupt- und Spiegelkarpfen, lat. Cyprini maximi, franzöſ. *Carpes dorées*, von welchen allen die Fluß- oder Stromkarpfen die gesundesten und schmakhaftesten sind. ſ. Stromkarpfen. Nächst diesen folgen die Teichkarpfen, wenn sie nemlich in solchen Teichen stehen, die von klaren frischen Bächlein, und von den Armen aus fließenden Wassern ihren Zugang haben. Die Karpfen in stehenden Seen aber sind mehrentheils eines faulen, moderichten und morastigen Geschmacks, und dannenhero von den guten auszuschlieſſen, wofern die Seen nicht gesalzen sind. Hingegen werden die Karpfen von mittelmäßiger Größe, etwa von 2 bis 3 Pfunden, vor die besten gehalten, zumal wenn sie recht zugerichtet, warm gegessen, mit andern Speisen nicht überladen, und ein paar Gläßgen Wein darauf gesetzet worden. Kranken Leuten, insonderheit aber denen, die zum Stein oder zur Kolick geneigt sind, pflegt man den Genuß der Karpfen zu untersagen. Die Spiegelkarpfen sind eine besondere Art von Karpfen, obschon verschiedene behaupten wollen, daß die gemeinen Karpfen, wenn sie über 4 oder 5 Jahr alt wären, zu Spiegelkarpfen würden. Denn zu geschweigen, daß auch Saamen und Setzlinge von den Spiegelkarpfen gefunden werden, welche denen Alten vollkommen ähnlich sind, und Böhmen insonderheit wegen glücklicher Zeugung der Spiegelkarpfen sehr berühmt ist; so zeiget auch der Augenschein, daß die Schuppen an denenselben nicht allein weit gröſſer und goldfärbiger sind, sondern auch vom Kopfe bis zu dem Schwanze beyderseits nur 2 Reihen solcher Schuppen gehen, der übrige Leib aber über und über ganz glatt ist. Und auch diese wenige Schuppen verlieren sie mit der Zeit, also daß man alte Spiegelkarpfen findet, die keine einige Schuppe mehr haben, und so nackend als eine Schleye sind. Sie haben ein fetters und delicaters Fleisch, sollen aber wegen ihrer Zärtlichkeit in Ermangelung desjenigen schuppichten Panzers, womit die gemeinen Karpfen bekleidet sind, zu keinem hohen Alter gelangen, wie diese, von denen man beglaubte Nachrichten hat, daß sie 50, 60, ja 100 Jahr erreicht haben. 3) Dem Geschlechte nach werden sie in Milchner und Rögner eingetheilet, davon jene männlichen, diese aber weiblichen Geschlechts sind.

Diejenigen, welche zu Erzeugung des Saamens in die sogenannten Streichteiche ausgesetzet werden, heissen Streich- oder Laichkarpfen, und sollen dieselben von guter Gattung, vollkommen von Schuppen und Floßfedern, unbeschädiget und unzerflossen, auch nicht gar zu fett, sondern fein proportionirlich, jedoch etwas dick und großbäuchig, voller Rogen und Milch, über 4 oder höchstens 5 Jahre nicht alt seyn. Denn wenn sie gar zu groß und fett, oder zu alt in einen nahrhaften Teich kommen, so streichen sie nicht gern. Dergleichen Karpfen werden im Herbste, wenn man die Teiche gefischet

hat, ausgelesen und den Winter über in einen nicht allzugroßen Hälter oder Einsetzteichlein, das mit sie fein beysammen seyn, und sich nicht sonderlich ergehen, oder allzusehr abarbeiten können, und darinnen man auch allezeit Wasser genug haben kann, erhalten. Wenn sie also den Winter über im Gedrangen erhalten, und hernach im Frühling wiederum ins frische Wasser ausgesetzet werden; so werden sie auch um viel desto eher streichen. Es geschiehet aber solches Aussetzen der Streich- oder Laichkarpfen gar langsam im Frühlinge nach Ostern, etwa um Georgii im vollen Monde, oder auch wenn die Aepfelbäume blühen, und das Graß schon hervor gekommen ist, damit sie alsobald Weide finden, und sich derselben gebrauchen können. Die Anzahl der Laichkarpfen muß nach der Grösse des Streichteiches eingerichtet, und allezeit einem Milchner zwey Rogner beygesellet werden; man soll sich auch, nach etlicher Meynung, fremder Streichkarpfen befleißigen, und dieselben zum Streichen aussetzen, weil sie besser auf anderm Boden, als auf einheimischem streichen sollen. Auf daß aber die Fische wohl streichen, so nehmen etliche Lorbeeren, Ingber, Pfeffer und Salz, gar klein gestossen, wie Mehl, und bestreichen damit die Fische unter den Floßfedern, um das Luftloch, am Maule, und hinter den Ohren oder Backen, wohl. Andere nehmen mit den Streichkarpfen vor dem Aussetzen folgenden Proceß für: erstlich sieben sie ein wenig Asche gar klein, mengen dieselbe unter Salz, und reiben damit ihre Streichkarpfen an den Bäuchen und Räbeln. Darnach thun sie in einen Zuber mit Wasser guten kleinen Schafmist, damit das Wasser gar herbe wird, reiben mit dem Miste die Streichkarpfen an den Bäuchen, setzen sie in den Zuber, und führen sie darinnen hinaus zu dem Streichteiche. In solchem machen sie vornen an dem Ufer, da das meiste Graß stehet, eine enge Stallung von 4 kleinen Horden, schütten den Zuber mit dem Wasser und den Streichkarpfen darein aus, und nehmen endlich die Horden hinweg, nachdem die Fische eine gute Weile darinnen gestanden haben, und lassen sie solchergestalt dem frischen Wasser nachgehen. Wenn nun solche Karpfen den ersten Sommer gestrichen haben; so wird derselbe Saame Brut oder Strich genennt. Wenn dieser Strich zwey Sommer und einen Winter gestanden hat, und selbiger auf den andern Herbst gefischet wird; so heisset er nicht mehr Strich, sondern er wird alsdenn zweyjähriger Saamen oder Satz genennet, welcher folgendes Jahr zu Ende des Aprils und zu Anfange des Mayen, im zunehmenden Monden, wenn das Wasser gleichsam ein wenig lau oder warm geworden ist, und das Graß hervorzuwachsen beginnet, ausgesetzet wird. Hat dieser ausgesetzte zweyjährige Saamen wieder einen Sommer gestanden, und sich erstreckt, so wird er auf den Herbst gefischt, und ist alsdenn dreyjähriger Satz oder Saamen, welcher hiernächst in die zum Gewächs bestimmte Teiche ausgesetzet wird, damit er darinnen ein oder zwey Sommer stehe und wachse, und rechte Karpfen daraus werden; nach welcher

cher Zeit die, so nur einen Sommer gestanden, einsömmerige, die andern aber, so zwey Sommer darinnen gewesen, zweysömmerige genennet werden.

Es hat aber ein Hausvater, wenn er seinen Erstreck- oder Streckteich im Herbste fischet, ehe er den zweyjährigen Saamen in die rechten Karpfenteiche austheilet, sogleich einen Ausschuß zu machen, und die gröseten Setzlinge auf einen Sommer, d. i. auf ein Jahr; die von mittelmäßiger Grösse, auf 2 Jahr; und die kleinste auf drey Jahr zu versetzen. Denn wenn man obbemeldete drey Gattungen Sätzlinge auf drey Sommer in einen Teich zusammen thut; so geschiehet es leichtlich, daß die gröbsten streichen, (welche Brut man Bastarte nennet) wodurch man aber die Karpfen verderbet, daß sie nichts oder gar wenig zunehmen werden; sowohl auch, wenn man die gröbsten Satzkarpfen, welche nur einen Sommer zu ihrem Wachsthum, und zu ihrer völligen Grösse zu gelangen, erfordern, mit den kleinen auf drey Sommer aussetzet, ist solches ein grosser Schaden, weil der Gewinn, den man von den grossen Karpfen in einem Jahre hätte, erst in drey Jahren davon zu nehmen ist. In der grossen Sommerhitze, welche gemeiniglich in dem Monate Julio einfällt, soll man die Karpfen, wenn man Gelegenheit dazu hat, öfters mit frischem Wasser erfrischen; bey hartem Winterfrost aber, da sie leichtlich unter dem Eise ersticken, Löcher darein hauen, oder, wie die Fischer reden, Wuhnen machen, damit die Karpfen Luft bekommen mögen. Sonst ist unnöthig, die Karpfen in einem Teiche zu speisen. Denn es geht gemeiniglich mehr dabey auf, als es Nutzen bringet. Sie gewöhnen sich an die ihnen gegebene Schleckerey, und nehmen hernach die natürliche Weide nicht mehr an, daher sie im Wachsen mehr gehindert, als befördert werden; es wäre denn, daß es mit feistem Koth, auch anderm guten Erdreich oder kurzem Miste geschehe. So soll man sie auch mit dem Brodte nicht verwöhnen, weil sie hernach mehr ab, als zunehmen, wenn sie solches nicht beständig haben können. In den Fischhältern aber will es allerdings eine Nothwendigkeit seyn, sie zu speisen, und giebt man ihnen darinnen insgemein geschroten Malz, Träber, Brod, und dergleichen. Etliche thun solches in ein Faß, das mit vielen Löchern durchbret ist, davon das Wasser trübe gemacht wird, und die Fische also ihre Nahrung haben; oder man pfleget ihnen auch wohl aus Leimen, Kleyen und Schafmist geknetete und gebackene Kugeln von Zeit zu Zeit vorzuwerfen. Die Güte eines fetten Karpfen wird daran erkannt, wenn er fein hart, und gelb am Bauche, einen kurzen, kleinen, käulichten Kopf hat, und fein schwarz über dem Leib ist.

Die Karpfengalle hat in der Medicin ihren besondern Nutzen. Sie ist nemlich vortreflich gut vor die Rose, es sey die weisse oder die rothe Rose, sie sey auch gleich am Kopfe und Gesichte, oder an einem andern Gliede des Leibes. Man nimmt von einem Karpfen, so er gefis-

sen wird, die Galle, bindet selbige oben an deren Schlunde mit einem Faden zu, daß sie nicht auslauffen kann, und hänget selbige an einen Schorstein, allwo der Rauch nicht allzuhitzig, sondern nur gemächlich davon gehet, alsdenn verwahret man selbige zum Gebrauch. Wenn nun die Rose sich bey dem Menschen äusserst; so nehme man diese Karpfengalle, und werfe sie auf das Kohlfeuer, und lasse hievon den Rauch an das Glied gehen, wo die Rose daran ist, überhänge solches aber mit einem Tuche, daß der Rauch sich desto besser zusammen an diesem leidenden Theile halten muß; es ist ostmals bewährt befunden worden. Es wird auch die Galle bey hitzigen Fiebern nützlich eingenommen; sie widerstehet der Hitze sehr, vertreibet auch das Fieber. So streichen einige auch mit Nutzen die frische Galle auf die blöden Augen, und zwar, wenn selbige röthlicht, und voller Hitze scheinen; so thut sie hierinnen gute Wirkung, benimmt die Hitze, und zugleich dasjenige weg, so die Dunkelheit der Augen verursachet. S. a. Anstrich der Karpfen. Vom Zurichten der Karpfen s. Onomatologia œconomica, oder ökonomisch Wörterbuch 2ter Theil, pag. 311 - 314.

Karpfenbrut, s. Karpfe.

Karpfengalle, s. Karpfe.

Karpfenhälter, wird entweder zur Winterung, oder zur täglichen Nothdurft und Küchengebrauch angelegt.

α) Bey dem ersten ist folgendes in Acht zu nehmen: Es werden sehr nahe am Hof, Schloß oder Dorf kleine Teiche von einem halben, ganzen bis anderthalb Morgen groß erwählet, welche vor das erste guten fetten Boden haben, vor das andere im Winter über wenigstens zwey Ellen, und nach dem Stich und Grundzapfen zu, zwey und dreyviertel bis drey Ellen tief Wasser halten, so daß selbe in denen stärksten Wintern nicht ausfrieren können; drittens in welche keine Graben oder Gerenne von anderer grossen Teichen ihren Flukheitzen gehen, damit keine Hechte hinein kommen. Viertens, welche mit einem fein breiten Stich und gut Wasserhaltenden Gerenne und Grundzapfen versehen, damit ein solcher Teich reine abgelassen werden kann. Dieserley Teiche schicken sich nun vollkommen, die jungen Karpfen auszuwintern, und müssen also deswegen mit der grössesten Sorgfalt Teichverständig tractiret, nemlich alle Jahre der Hauptdamm mit letichtem Erdreich erhöhet, und in der Mitten, besonders nach dem Stich zu, ausgetieft, der Stich aber besonders, auch die Inserirgraben nach dem Stich zu, ausgeräumet werden, damit dergleichen Teiche ihre beständige Tiefe behalten. Die beste Winterungsteiche sind diejenigen, so warme Quellen haben, unten an der Sohle einer Anhöhe liegen, wo gemeiniglich dergleichen Quellen hervor springen, da, sage ich, kann man einen Morgen groß einen fein breit und hohen Damm herum aufführen, und selbigen mit einem Abzugsgerenne versehen, und wenn denn, wie gedacht, vom Dorfe oder Gütern dahin

dahin gesehen werden kann, damit nicht die böse Buben im Winter Löcher hauen und des Nachts Fische rauben können; so ist es besser, als wann die Winterungen weit ab vom Dorfe liegen.

Wenn nun um Martini die andern und grossen Zuwachsteiche gefischet werden sollen; so werden diese Winterungen, worinn den Sommer über ebenfalls Karpfen nach der Einsatzregel gestanden, anförderist reine abgelassen, und reine ausgefischet, das Gerenne und der Grundzapfen wohl mit Thon und Letten bestampft, mit Wasser wieder völlig angespannet, und also alles besorget. Sind die andern Zuzuchtsteiche abgelassen und ausgefischet; so werden nach Martini sämtliche Karpfen, welche ausgewintert, und auf das Frühjahr wieder in andere Teiche gesetzet werden sollen, hierein gesetzet. Ich sage aber nur lauter Karpfen und absolut kein anderer Fisch. Weilen auch diese Karpfen, sie seyen klein oder groß, von dato an den ganzen Winter durch nicht so, wie in denen Sommerteichen, herum schwimmen, auch viel Platz und Nahrung erfordern, zumalen sechs bis acht Butten oder Zuber voll Karpfenbrutsatz, pfündig, zwey und dreypfündige Karpfen in 72 Morgen groß Winterungsteiche sich in wenig Tagen ihr Lager suchen, und den ganzen Winter darinn ganz stille stehen, so sage ich, so bald nach Martini die Karpfen, sie seyen groß oder klein, aus den grossen Sommer- und Wachsteichen in die tiefen Winterungen kommen, so suchen die grössesten Karpfen sogleich die grösseste Tiefe des Teiches, und zwar meistentheils den Stich nahe vor dem Grundzapfen, wohin sich denn auch der zarteste und fetteste dünne Schlamm aus dem ganzen Teiche nach und nach hinziehet. In dieser Tiefe legen sich die Karpfen so nahe beyeinander, als wenn selbe mit Gewalt zusammen geschichtet wären, und zwar wie Heringe in einer Tonne, die kleinern nach Proportion der Grösse immer neben diese, und die allerzarteste Brut am Rande dieses Lagers, so, daß man bey recht stillem Wetter, ehe der Teich zufrieret, dieses ganze Karpfenlager wahrnehmen und sehen kann, daß ihr Bauch völlig im Schlamme, die Schnautzen aber ein klein wenig über dem Schlamm vorragen, und daß sich kein einziger reget, ausgenommen die Floßfedern, welche beständig wie ein Uhrwerk sich bewegen. Auf diesen Punkt müssen wir scharf sehen, indem hierauf alles Wohl und Weh der Karpfenzucht beruhet.

Wenn es nun frieret und der Teich völlig mit Eis beleget wird; so ist nicht erlaubt, eine Wuhne oder Oesnung über den Stich, oder wo der Teich am tiefsten ist, zu machen, ansonst sich viel Gefahr und Nachtheil ereignen könnte, sondern viel weiter über die Mitten des Teichs hinauf, und zwar im Drittel, wird nur ein Loch eine Elle groß durch das Eis gehauen, und ein Bund Waitzen- oder Haberstroh, annoch oben und unten am Sturzende nochmalen mit einem Strohseile, oder aber noch besser mit einer

gedreheten Wiede, ganz veste zusammen gebunden, hineingestellet, so daß die Sturzenden auf den Boden des Teiches zu stehen kommen; jedoch das Bund Stroh über dem Eise fast eine Elle hervorraget. Kann man Teichrohr haben, so ist es noch besser, und also länger. Wann dann gleich noch so starker Frost kommt, so haben die Fische hierdurch Luft; mehr Löcher aber dürfen nicht in Winterungen gemacht werden, und wenn, die Winterungen warme Quellen und oben an einem Orte einen kleinen Auslauf, als wie ein klein Flutbette haben, welches sich öfters ereignet; so braucht man keine Oefnung, kein Stroh oder Rohr, sondern die Winterung bleibet so ohnehin in ihrem guten Stande.

Gleichwie nun die Eigenschaft derer Karpfen im Winter absolute in ihrem Winterquartiere eine Tiefe, welche nicht ausfrieret, einen dünnen schlammigten Platz in ihrem Lager, und hauptsächlich, wann sich die Karpfen einmal ordentlich gelagert, Datz an bis aufs Frühjahr eine ungestöhrte Ruhe haben will; so müssen wir solchem nachdenken, und vielmehr dazu behülflich, als hinderlich seyn. Das ist: In solche enge Winterungsteiche darf keine andere Art von Fischen mit eingesetzet werden, sintemalen andere Fische diese stille Winterlagerung nicht lieben, und diese Eigenschaft derer Karpfen nicht haben. Schleyen und Karauschen, Pertsche und Hechte stehen den ganzen Winter durch nicht einen Augenblick stille, oder halten Lager, sondern sind beständig beschäftiget. Die Karauschen und Schleyen wühlen und arbeiten im Moraste und suchen, nach ihrer Eigenschaft, was ihnen nöthig ist, und wohlgefället. Die Hechte schiessen wie die Pfeile so schnell hin und her, und lauren nur auf die junge Karpfenbrut und gute Fische, um ihren Rachen und Leib stündlich zu füllen. Desgleichen auch die Pertschen, welche alles kleine Brutwesen ruiniren. Wann nun dieserley Fische in einer Karpfenwinterung mit eingesetzet werden; so wird das Karpfenlager verunruhiget, und die Karpfen müssen absolut aufstehen. Da nun, wegen Enge des Teiches, die Karauschen und Schleyen das Wasser ganz trübe machen; so ergiebet sich, daß die Karpfenbrut, auch der Karpfensatz, für Tumult und Angst in die Fläche schiessen, um sich in Sicherheit zu begeben; mit denen Rückenflossfedern aber an das Eis kommen und anfrieren. Bey solchen unordentlichen Veranstaltungen liegen im Frühjahre, bey Ablassung solcher Winterung, ich sage, so bald das Eis aufthauet, viele Butten voll todte Fische auf dem Wasser, und werden denen Krähen auch Raubvögeln zu Theil, ohne was die Hechte zuletzt gefressen, welche, wann der Winter fast vorbey, wegen Mangel des Platzes und beständig trüben Wasser auch crepiren. Dahero, wie gedacht, Ordnung gehalten werden muß.

β) Die Karpfenbehälter zum täglichen Küchengebrauch werden entweder in den Gärten, oder an andern denen

denen Landhäusern nahe gelegenen Orten, nachdem es das Terrain leidet, etliche nach einander gebauet, damit das Wasser von einem in den andern lauffen könne, hiernächst auch, damit das Wasser das Erdreich darinnen nicht ausschwemmen, noch viel weniger von denen Karpfen Löcher darein gegraben werden mögen, auf den Seiten mit Brettern wohl verwahret, doch soll man in dergleichen Hälter, wenn sie noch neu, nicht bald Karpfen setzen, denn das Wasser wird von dem neuen Holze gleichsam vergiftet, so daß die Karpfen sehr darinnen sterben. Die Karpfenhälter sollen unten am Boden leimigten Grund haben, als wovon die Karpfen eine gute Nahrung bekommen: ist es aber ein anderer Grund, so muß man den Hälter desto tiefer graben, und einen leimigten Grund, ohngefähr einer Ellen dick, darauf schlagen; man kann auch unter den Leimen ein wenig Malz nehmen, damit sich die Karpfen desto besser davon nähren können. Man soll auch die Karpfenbehälter, wenn sie anderst gehöriger massen gebauet sind, jährlich wenigstens zweymal, im Frühling und Herbst, wenn keine Fische darinnen, ganz und gar ablassen, mit stumpfen, auf langen Stangen gebundenen Besem sauber auskehren, wieder ein wenig Wasser einlassen und ausspülen, auch dieß so lange, bis das Wasser ganz helle heraus fliesset, damit aller Schleim und Gestank mit hinaus komme, so bleiben die Karpfen desto lieber darinne; kann man sie aber nicht ablassen; so müssen sie mit grossen Korn, schauffeln, Wasserschnecken, oder andern Wassermachinen ausgeschöpket, und gleicher massen also gereiniget werden. s. a. Fischbehälter.

Karpfensatz, s. Karpfe.

Karpfenstein, s. Karpfe.

Karpfenteich, ist dreyerley, nemlich der Streich- und Laichteich; der Streck- oder Erstreckteich; und der eigentliche Karpfen- oder Setzteich, welche beyde letztere auch Zuwachsteiche genennet werden.

1) Zu Streich- und Laichkarpfen, sind kleine Feldteiche, welche zwey bis drey Morgen halten, mitten in freyen angebauten Feldern oder Wiesen recht in der Sonne liegen, in warmen Sommertagen ihren Spiegel, fast zu zwey bis vier Morgen groß, und ein bis anderthalb Elle tief Wasser behalten, hauptsächlich aber fetten oder leimigten Boden haben, nechstdem mit einem behörigen Stich und wohl verdeckt und verlutirten Gerenne und Grundzapfen versehen sind, damit um Martini ein solcher Teich völlig abgelassen, und also im Stiche der Grundzapfen reine ausgefischet werden kann, die allerbesten. Es müssen aber selbe absolut dazu alle Jahre gebrauchet und mit nichts anders besetzet werden. Ich sage, dergleichen Feldteiche, wo keine Graben oder Bäche hinein lauffen, damit man vor den Hechten sicher seyn kann, und wo sich die geilen Feldgewässer nach und nach einsenken, und dabey einige natürliche Grundquellen haben, um einen beständigen Spiegel zu erhalten,

sind vor einen Karpfenliebhaber viel Geldes werth. Es kann das mit die Karpfenzucht mit Gewalt in Menge gezwungen werden. In Ermanglung dessen, und in sehr tiefen, grossen, kalten und sandigten Teichen, wo allerley Bäche herein gehen, darf absonst auf Karpfenbrut nicht gedacht werden, weil die Hechte mit dem Bach- und Grabengewässer häufig darein kommen, und alle zarte Karpfenbrut ohne Unterscheid wegschnappen, auch auf grossen Teichen dreyssig bis fünfzig Morgen bey mittelmässigem Winde und Sturm sich Manns dicke Wellen ereignen, und das Gewässer an die Ufer schlagen, welches dem frischen Karpfenteiche höchst schädlich ist.

Alle diejenige, so zur See in die auswärtigen Länder gefahren, und an denen Seeufern, und besonders wo öfters allerley kleine und grosse Ströme, Bäche und Graben sich in die See ergiessen, bekannt sind, werden gestehen müssen, daß kein einziger Seefisch in der Tiefe der See streichen und laichen, auch kein Teich wegen denen wütenden und oft brüllenden Wellen genesen oder gedeyen kann, sondern daß die Fische in der Streich- und Laichzeit Winterflächen, stille Gegenden suchen, sich in Ruhe mit einander zu begehen, auch nachgehends die Roger ihren Laich in solche flache, stille Gegenden häufig auslaichen, so daß man öfters dergleichen Flächen mit Laich häufig angefüllet findet. Wenn nun der Wind nur vierzehen Tage bis drey Wochen von solchen Gegenden nach der See zu fortdauret, so hat sämtlicher Laich gewonnen, und wimmelt alsdenn diese Gegend von kleiner Brut. Dergleichen klein Gezeug bleibet gemeiniglich so lange in der warmen stillen Fläche, und wächset zusehends, bis der Wind endlich einmal von der See, hier nach der Fläche zu die Wellen aufschwellet, da denn sämtliche Brut mit fortgehet, und sich so lange, als bis selbe von andern räuberischen Fischen und Seethieren gefressen oder gefangen werden, erhalten.

Dergleichen Bewandnis hat es auch mit den Karpfen, daß selbe nemlich in der Streichzeit eine Fläche suchen, auf welche der Milchner mit dem Rogner heraus gehen, wo das Wasser kaum vier, zwey, ja oft ein Zoll hoch ist, und in die Sonne sich mit den Bäuchen zusammen legen, und ganz merkliche Streichbewegungen machen, nachgehends sich wieder in das Wasser vermittelst Krümmungen zurücke ziehen.

Es bleibet also veste gestellet, daß auf diese Art gelegene Teiche lediglich zum Streichen und Laichen mit grossen Streich- und Laichkarpfen alle Jahre besetzt werden sollen. Nun müssen wir, wenn die Besatzung recht oeconomisch und fruchtbarlich geschehen soll, wissen, wie alt die Streichkarpfen, und wie schwer solche seyn müssen, wann rechte gesunde junge Brut folgen soll, auch wie viel dergleichen Karpfen auf einen Morgen groß eingesetzet werden sollen. Nachdem aber die langwierige Erfahrung gelehret, daß ein zwey- bis dreypfündiger Karpfe wohl Streichbewegungen machet, von erstern aber gar nichts, und von letztern nur wenig

nig kleine Brut gefangen worden, nächstdem, daß sechs, sieben bis acht, ja neun bis zehenpfündige Karpfen gestrichen, und viel Laich von sich gelassen, die Brut aber kaum ein bis anderthalb Zoll lang geworden, auch ganz weiß und mager, als eine Rothfeder oder Weißfischgen aussehen, und so klein geblieben, wenn sie gleich das folgende Jahr in die fettesten Feldteiche gesetzet worden, indem das Alter und schwere Unvermögen des Milchners den Roger nicht recht begeistern, noch kräftigen Saamen zur Belebung mittheilen können; hingegen haben sich die vierpfündigen Milchner und Rogner jederzeit legitimiret, so daß per fractionem von einem Rogner fünf und zwanzig Schock recht gesunde Brut zwey gute Zoll lang, aufm Bauche gelb, und aufm Rücken schwärzlich, um Martini gefangen worden, und daß sothane Brut im andern Jahre zu guten Satzkarpfen sechs oft sieben Zoll lang gewachsen. Dahero stellen wir zur Grundregel: alle Frühjahre keine andere, als vierpfündige Streich- und Laichkarpfen einzusetzen, sintemalen selbe in solchem Jahre am lebhaftigsten und geschicktesten sind, einen Teich mit ihren Laichen zu besaamen. Es dürfen aber auf einen Morgen Teich, von ein hundert und achtzig Quadratruthen, mehr nicht, als aufs höchste sechs Rogner und zwey Milchner in dem Monat Merz eingesetzet werden, und muß absolut nicht eine Gräte von andern Fischen dazu kommen, ich sage nicht ein ander Fischgen, wenn es auch nur ein Stichling oder Schmerling wäre, sondern nur diese sechs Rogner und zwey Milchner von von vier Pfund, damit selbe ihre Bequemlichkeit recht alleine haben können, auch die über ein hundert und fünfzig Schock kleine Brut ungestöhrt alle Teichsnahrung alleine zu sich nehmen und ihren Wachsthum haben können. Hauptsächlich aber ist zu wissen, daß alle dergleichen Sommerteiche an Martini abgelassen, ausgefischet, die Fische in ihre Winterungen gebracht werden, und die abgelassenen Teiche so mit offenem Gerenne liegen bleiben, und ausfrieren müssen, bis in Monat Merz, da denn der Stich ausgetieft, der Grundzapfen mit Thon- und Letten wasserhaltend vervestiget; und wann denn der Teich mit Wasser angespannet und seinen behörigen Spiegel hat, regelmäßig besetzet werden muß.

Wann nun ein Landcavallier nur einen solchen Streich- und Laichteich hat, welcher, wie hiebevor erwehnet, gelegen ist, und nur ein oder zwey Morgen von hundert u. achtzig Quadratruthen hält; so kann darinn so viel Brut alle Jahre erzielet werden, daß man alle andere Teiche nach Proportion ihrer Lage und Grösse mit Brutsatz, ein und zweypfündigen Karpfen besetzen, und also jährlich mehr als hundert Centner Karpfen verkauffen kann.

2) Die Streck- oder Erstreckteiche, worein der zweyjährige Saame gesetzet wird, damit er sich darinnen erstrecke, und zur gehörigen Grösse des Satzes wachse, müssen grösser und weiter seyn, als die Streichteiche, und an sommerichten und son-

nen-

neureichen Orten liegen. Zu diesen gehöret ein guter, fetter, und mehr lockerer als harter Grund, nächst diesem aber ist der sandige kaltsteinige und kiesige, mit fetten Erdklössen vermischte Boden nicht so böse, als der magere, steinige und unfruchtbare. Es soll auch kein fliessendes Wasser oder ein Fischbach hindurch gehen, noch auch der Teich selbst mit geröhricht bewachsen seyn. Denn im ersten Fall wird der eingesetzte Saamen von den Hechten, die mit dem Fliesswasser gerne in den Teich kommen, gefressen. Im andern Falle aber, und da er Geröhricht hat, leidet der Saamen von den Enten, Reigern und andern Wasservögeln leichtlich Schaden. Sie wollen ferner einen fetten und leimichten Grund sowohl, als die ordentlichen Karpfen, oder sogenannten Setzteiche haben. Wo man den zweyjährigen Saamen oder die Brut in die Streckteiche bringet, soll man auch zugleich etliche Schleyen mit hinein setzen. Denn diese gehen gerne in den Grund, öfnen und durchwühlen denselben, daß sich die geringe Brut auch desto leichter in den Grund einschlagen, und ihre Nahrung suchen könne. Ihre Besetzung geschieht am besten im Frühlinge, und um das Ende des Merzen, bis längstens im May, bey stillem Wetter; im Herbste werden sie wieder gefischet, und der unumehrige dreyjährige Saame in die rechten Karpfen- und Setzteiche zum völligen Wachsthum ausgesetzet. Die Streckteiche sollen endlich auch nicht mit allzuvieler Brut übersetzet werden, weil solches eine große Verhinderung an ihrem Wachsthume verursachet.

Gleichwie nun oben erwehnte Streicheiche nothwendig im Felde und in der Sonne liegen, auch guten Boden, beständig grossen und wenigstens eine und ein Viertel oder anderthalb Elle tiefen Spiegel, reinen Stich mit vest wasserhaltendem Grundzapfen haben, und keine Hechte eingehen müssen; also sollen auf solche Art auch die Zuwachsteiche zur Brutsatz und pfündigen Karpfen beschaffen seyn. Wann nun derer sich viele und zwar kleine und grössere vorfinden; so ist es desto vortheilhafter, sintemalen alsdenn eine ordentliche Eintheilung gemacht und ein jeder Teich zu seiner eignen Sorte Karpfen ausgesetzet, und hingegen bey so gestalten Sachen ein zuverläßiger Nutzen geschaffet werden kann. Zum Ex. die kleinesten, flächesten, warmen Feldteiche von ein und zwey Morgen groß werden in dem Monat Merz mit Wasser angespannet und auf jeden Morgengroß von hundert und achtzig Quadratruthen zwanzig Schock Karpfenbrut, welche gegen zwey Zoll lang seyn, hinein gesetzt. Diese stehen bis Martini, unter welcher Zeit selbige sechs Zoll lang und sogenannte Satzkarpfen werden, auch so groß seyn, daß, wenn man einen in die Hand nimmt, an einem Orte der Kopf und an dem andern Orte der Schwanz hervorraget. Diese werden alsdenn, wie gedacht, wenn der Teich abgelassen, völlig ausgefischet, und in die Winterung eingesetzet.

Die andern Teiche von zwey, drey, vier bis fünf Morgengroß, wann

wann im Merz die Teiche wieder mit Wasser angespannet, mit Satzkarpfen, welche gegen sechs Zoll lang sind, und zwar auf jeden Morgengroß von hundert und achtzig Quadratruthen drey und ein halb Schock auf das höchste, wenn die Teiche recht fetten und guten Boden haben, vier Schock eingesetzet. Diese stehen bis Martini und wachsen so groß, daß jeder ein Pfund wieget. Denn werden diese Teiche abgelassen, und diese pfündige Karpfen, woran viel gelegen, mit der grössesten Sorgfalt in gute Winterung geschaft.

Die dritte Art und noch grössere, reine Feld- und Wachsteiche, so fünf, sechs, zehen und mehr Morgen haben, werden im Monat Martii mit pfündigen Karpfen, und zwar auf jeden Morgengroß von hundert und achtzig Quadratruthen zwey Schock besetzet, welche ebenfalls bis Martini stehen, und unter solcher Zeit just ein Pfund zunehmen, und zweypfündig werden. Dieses sind alsdenn die besten Einsatzkarpfen in grössere Teiche, und müssen sogleich nach der Ausfischung in gute räumliche Winterungen geschaft werden.

Die vierte Art Teiche, welche zwanzig, dreyßig bis fünfzig und mehr Morgen halten, gleichwohl mit einem tiefen Stich- und Grundzapfengerenne versehen, und abzulassen sind, anbey guten Boden haben, müssen gegen Martini absolut reine abgelassen, und von Hechten mit grössester Vorsicht gesäubert werden. Wann nun, alles Gewässer in den schmalen Rumificationa-Graben nach dem Stich zu abgelauffen, auch der Stich wohl durchsuchet, daß keine Spure von Hechten darinn ist: so wird der Grundzapfen mit Thon und Letten veste verrammelt, der Damm aller Orten ausgebessert und wo selbiger zu seichte ist, Letten, Leim und veste Erde aufgetragen, und mit Rasen beleget, und wenn besonders das Fluthbette genau ausgebessert und mit dichtem Geflechte versehen, so wird der Teich mit Wasser sogleich wieder angespannet, und auf jeden Morgen von hundert und achtzig Quadratruthen groß, ein Schock pfündige und ein Schock zweypfündige Karpfen eingesetzt, welches aber absolut gleich acht oder vierzehen Tage nach Martini geschehen muß. Dieser Teich, welcher der eigentliche Karpfen- oder Setzteich ist, bleibet mit solthaner Bsatzung drey Jahr stehen bis um Martini herum, da dann die einpfündig vier pfündig und die zweypfündigen und fünfpfündigen nach der Ablassung das Wassers ausgefischet, auch danebst eine ziemliche Parthey kleine, jedoch recht gesunde und gute Brut, welche die vier- und fünfpfündigen Karpfen geschlagen haben, mit gefangen werden. Eine solche Hauptfischerey giebt in der That einem grossen Herrn oder Cavallier ein grosses Vergnügen und träget dabey ein ganz Capital Geld ein, wenn zwey bis vier hundert Centner Karpfen verkauft werden können. Daher unser Dichten und Trachten lediglich bey der Fischerey auf reine Karpfenzucht gerichtet, und die hiebenor recommandirte Ordnung zum beständigen Augenmerk genommen werden muß. Unsere

re Vorfahren haben schon vor Alters eingesehen, daß dergleichen Feldertiefen und Quellgründe sich zum Acker nicht schicken, weil sowohl im Frühjahre die Schneegewässer, auch im Sommer Platzregen von allenthalben herum sich darein sammlen und alle Feldfrüchte verschlemmen würden, dahero selbe mit gutem Bedacht, um doch sothane oft grosse Plätze zu nutzen, mit grosser Mühe und Aufwand dauerhafte Dämme aufgeführet, die Wasser in einem beständigen Spiegel zu erhalten, um sothane Teiche mit Fischen besetzen zu können. Es müssen dann auch diese mit der grössesten Sorgfalt sofort, mittelst beständiger Dammaustragung und Ausräumung des Stiches, erhalten und recht ökonomisch besetzet werden, damit sich solche Teiche oder Feldtiefen benebst dem Vergnügen auch ganz gewiß, wann nemlich alles regelmäßig tractiret wird, recht gut nutzen lassen. s. Teichfischerey.

Karrenbüchse, heißt bey dem Jagd- und Weidwerke ein Feuergewehr, so auf einen Karren, welcher der Schießkarren genennet wird, vest gemacht ist, die wilden Gänse, Kraniche, Trappen und Focken, oder Wecken, welche sonst als schlaue argslistige Vögel nicht wohl zu schiessen sind, damit zu hinterschleichen und zu fällen. Der Karren hat zwey Räder, hinten an demselben ist eine starke eiserne Gabel, die man mit einem Gewerbe hin und wieder, hoch und niedrig wenden kann. In dieser Gabel lieget ein Doppelhacken, oder grosses metallenes Rohr mit einem Feuer- und Büchsenschlosse, und rechten Schafte, wie ein Zielrohr, mit einem bequemen Anschlage und Absehen, welches mit einem eisernen Durchzuge, an die Gabel vest gemacht wird, daß es nicht wanken oder stossen kann. Diese Büchse oder das Rohr hat eigentlich 9 Läufte, welche dichte auf einander liegen, gleich wie ein Spiel Kegel stehet, welche alle in einem Schafte befindlich sind, und nur ein Büchsenschloß haben. Die Röhren sind gezogen, und werden auch mit 2 Kugeln geladen, und kann man völlig auf dreyhundert Schritte damit schießen. Es treffen auch die drey mittelsten Röhre accurat dahin, wo man sie hinhält, die drey untersten aber schiessen etwas kürzer, die obersten aber etwas höher. Wenn man nun ihrer drey oder etliche dergleichen Vögel bey einander findet, ob sie gleich etwas weit, einer von dem andern, und niemals ganz bey einander gehen; so hält man auf den mittelsten, da es denn öfters geschichet, daß man sie alle trift. Doch ist dabey zu merken, daß man diese Büchse zwar veste anlegen, sich aber dabey mehr hinterwärts als vorwärts stellen muß. Denn wenn man sich zu weit vorwärts leget; so stößet sie einen zurück, und so hart an die Bäume, daß man sich nicht besinnen kann. Der Weidmann sitzt vorne am Wagen, der das Pferd lenket, und zugleich, wenn er von dergleichen Vögeln etwas auf dem Felde verspüret, es von ferne sehen kann; er muß aber nicht gerade auf sie zufahren, sondern einen weiten Umschweif, als wollte er neben weg, und für sie vorbey, für sich nehmen.

Wann

Wann er nun meynet, seitwärts nahe genug zu seyn, so hält er mit dem Karren stille, richtet seine Büchse, nimmt das Absehen, und schießt, je schneller, je besser. Die Röhren werden mit großem Schrothagel, oder grossen Laufkugeln geladen. Etliche machen sich von Blech, Ladungen, Patronen und Kartätschen, und füllen sie mit großem Schrot, so können sie ihre Ladungen desto geschwinder vollbringen. Auf diese Weise wird man oft, 4, 5, 6, und mehr dergleichen Vögel auf einen Schuß bekommen. Diese Karrenbüchsen werden auf grossen Teichen und Seen, auch in grossen weiten und ebenen Feldern gebraucht.

Karutzen, s. Karausche.

Karutzenkarpfen, s. Karausche.

Kastaniendaum, s. Castaniendaum.

Kasten, werden bey der Jägerey auf verschiedene Art gemacht, als vor die Habichte, Fasanen und Rebhüner, desgleichen vor die Hasen, Hirsche und Sauen, von deren Einrichtung und Beschaffenheit bey der besondern Beschreibung dieser Thiere an gehörigem Orte nachzusehen.

Kater, s. Katze.

Katze, lat. Catus, Cata, Felis, franz. *Chat*, ist ein vierfüßiges, meistentheils schädliches, doch aber in gewiessen Umständen auch nützliches thier, welches entweder heimisch oder wild ist. Von dem letztern haben wir hier zu reden. Die wilden Katzen, lat. Cati silvestres, sind grösser, als die einheimischen, grau und schwarzstreifigt, oder auch mit schwarzen Flecken gezeichnet, haben einen dickhärigten, zottigen mit schwarzen Ringen gezierten Schwanz, dessen äusserster Theil oder Spitze ganz schwarz, und über den obern Theil des Halses und den Rücken gehet ein Strich von gleicher Farbe. Der Kater von diesen heisset ein Baumreuttor. Ihre Wohnung ist meistentheils in grossen dicken Wäldern und Gesträuchen, wo das Gestügel pflegst zu nisten, halten sich auch gerne bey grossen Seen, Teichen und Flüssen auf, wo es viel Geröhricht giebt, nicht allein die Nester der Enten, Taucher, Rohrhünlein und Sperlinge daselbst zu berauben, sondern auch, wenn bisweilen die Teiche zu bald abgelassen werden, und sich etliche Fische in dem Geröhricht verschlagen, dieselbe heraus zu langen, weil sie solche nicht weniger, als die heimischen Katzen, gerne essen. Dem Gestügel zu Holz und Felde, sowohl alt als jung, thun sie grossen Schaden, fangen auch mit besonderer Behendigkeit Hasen, Caninichen, Hamster, Maulwürfe und Feldmäuse hinweg. Sie lauren auf denen Bäumen, hören leise, sehen scharf, und so sie was gewahr werden, drücken sie sich auf den Ast nieder, und liegen so lange stille, bis sie ihren Vortheil ersehen, und darauf wie ein Pfeil herunter springen; wenn sie von Hunden angepacket werden, wehren sie sich ungemein scharf. Sie nisten in hohlen Bäumen, auch wohl bisweilen in Felsen. Wenn man ihre Löcher ausspüren kann, so leget man vor das Loch ein Schlageisen, vermacht es wohl mit

mit Laub, Schnee oder Erden, da sie sich denn selbsten fangen; oder man umstellet das Loch mit Hasennetzen, und räuchert die Katzen heraus; sie werden auch mit dem Wachtel- oder Hasenpfeifstein gelocket und geschossen, oder auch in Schlagbäumen oder Drahtschleiffen gefangen. Der Balg wird denen dicken Wassersüchtigen und Corpulenten und geschwollenen Leuten zu Brustlätzen dergestalt verordnet, daß sie solchen mit den Haaren auf bloßer Haut tragen müssen, den Kopf unten, und das Hintere oben, da denn solcher das Aufgedunsene abzehret, und die schwachen Magen stärken, denen magern Leuten aber höchst schädlich seyn soll. Das Fett erwärmet und lindert allerley Gliederschmerzen; in einer Nußschaale auf den Nabel gebunden, soll es ein bewährtes Mittel wider die fallende Sucht seyn.

Katzenluchse, s. Luchs.

Kaulärse, eine Art eines Ungeziefers, welches sich im Wasser aufhält, und die Brut der Fische wegzuschnappen pfleget. Sie sind, wenn sie recht groß sind, fast eine viertel Elle lang, und haben die Gestalt am Kopf und Maul, wie die Aalraupen, ausser daß sie hinten etwas spitzig zugehen.

Kaulbarsch, s. Barsch.

Kaulhäuptlein, Kaulkopf, Kotzkolbe, ist ein kleiner Fisch, der die zwey erstern Namen, wegen des unproportionirlichen grossen und breiten Kopfes führet, in dem das übrige Theil, oder der Körper dieses Fisches, kaum so viel austrägt, als der Kopf; den andern Namen hat er von seiner schleimichten, schlüpfrigen Feuchtigkeit, so er bey sich führet, und womit er vor andern Fischen begabet ist. Er wird, wenn er völlig ausgewachsen ist, eines guten Fingers lang, und ist sein Fleisch, sonderlich wenn er gebacken wird, eines sehr angenehmlichen Geschmacks, und ist leicht zu verdauen, wird aber von delicaten Mäulern, wegen seiner schleimichten Eigenschaft, wenig geachtet, soll auch gesotten einem schwachen Magen nicht viel dienlich seyn. Ihre Laichzeit ist nach Ostern, und werden dieselben am besten mit Reussen gefangen. Sie stehen in allen Wassern, sie mögen so hell oder trübe und schlammicht seyn; als sie wollen.

Kaulkopf, s. Kaulhäuptlein.

Kautz, s. Eul.

Keckholderbaum, s. Kaddich.

Keder, s. Köder.

Kefer, s. Käfer.

Keilhacken, s. Brachvogel.

Keilholz, nennet man das Holz oder Reißbund, welches ein Holzhauer zum Feyerabend mit nach Hause nehmen mag. Dieses aber ist ihnen durch Anweisung des Forstbedienten zu geben, weil sie sonst allzuviel Unterschleif machen.

Kellerhals, lat. Coccognidium, eine kleine niedrige Staude, welche an feuchten und schattigten Einhängen der Berge am liebsten wächst. Sie blühet sehr frühzeitig im Merz und April, ehe noch die Blätter hervorkommen. Die Blüte ist hellroth, fast wie Pfirschen-

Pfirschenblüte, von einem angenehmen aber ungesunden Geruch, welcher den Kopf sehr einnimmt. Die Beeren sitzen dicht am Stengel, in der Grösse, wie Gartenerbsen, sind von einer corallenrothen Farbe, und haben die schwarzen Saamenkörner in sich, die von einem sehr scharfen Geschmack sind, und betrügerischer Weise, schlechten Branntenwein scharf und hitzig zu machen, gebrauchet werden. Es bekommen aber diejenigen, die ihn getrunken, und davon etwas zu viel genommen haben, heftige Kopfschmerzen, und erholen sich in vielen Stunden nicht wieder. Dieses Gewächs, weil es sich nicht ausbreitet, auch selten dicke stehet, thut dem Anwachs des andern Holzes keinen sonderlichen Schaden.

Kenster, s. Mistel.

Kern, lat. Nucleus, Granum, franz. *Noyau*, *Grain*, *Graine*, ist der allgemeine Nahme, welcher dem in den Früchten der wilden und einheimischen Obstbäumen verschlossen liegenden Saamen beygeleget wird. Alle dergleichen Kerne, welche man von dem reiffen Obste sammelt; man mag sie gleich auf den Herbst oder im folgenden Frühjahr einstecken wollen, soll man bis zu ihrer Steckzeit, an einem lustigen doch trockenen Orte, und vor den Mäusen wohl verwahret aufbehalten; insonderheit aber hat man sich wohl vorzusehen, daß man die Kern vom Steinobst nicht in den Mund nehme, weil sie sonst nicht zum stecken taugen.

Kern, lat. Medulla, franz. *Mouelle*, *Moëlle*, ist an dem Holz das innerste Theil, und gleichsam das Mark desselben. Um ihn herum befinden sich die sogenannten Jahre; darauf folget der Splint, und endlich aussen herum die Schaale oder Rinde. Wenn der Kern nicht mehr gut und gesund ist; so ist es auch kein gutes und gesundes Holz. Je älter der Kern wird, je ölichter wird er, weil dessen wässerichte Theilgen je mehr und mehr verfliegen. Sonst wird dieser Kern wegen seiner Härte und Vestigkeit, und da er sich sehr wohl poliren läßt, zu mancherley künstlichen und schönen Arbeiten ausgesucht.

Kernästig, heisset ein Waldbaum, wenn er starke Aeste hat, die er von Jugend auf getrieben hat, und die ihm aus dem Kerne gehen. Denn solche Aeste drücken das Holz nach und nach, daß es nicht gerade oder gleichspaltig bleibet. Daher ein solcher Stamm weder zu Brettern, noch Schindeln oder Schleissen tauglich ist.

Kernbeisser, Kirschbeisser, Kirschhacker, Kirschschneller, Kirschfinke, Kirschknepper, lat. Coccothraustes, Fringilla rostrata, Fringilla cerasorum, franz. *Grosbec*, *Coche-Pierre*, ist ein Vogel, welcher dem Leibe nach einer Weindrossel nichts nachgiebt; nur daß diese dicker an Federn ist, und wegen ihres langen Schwanzes, und der hohen Beine allerdings grösser aussiehet. Sein Schnabel ist gegen seinen Leib zu rechnen, ziemlich dicke, breit, kurz, hart und stark. Er ist am halben Theile des Kopfes dunkelbraun,

braun, und am andern Theil hellbraun, wie die Rebhüner. Der übrige Rücken, bis an die Helfte des Schwanzes aber ist schwärzlicht; auf denen Fittichen hat er weißscheckichte Federn, wie auch weisse Flecken unten an den Schwing- und Schwanzfedern, daß man ihn im Fliegen gar wohl dadurch erkennen kann; und weil er vor der Brust einen röthlichten Fleck hat, wird er auch von einigen **Blutfinke**, lat. Frangilla sanguinea, genennt. Wenn er aber älter wird, so verändert er die Farbe. Dieser Vogel hält sich das ganze Jahr am liebsten in Buchwäldern auf, allwo er auch brütet, welches im April und May zu geschehen pflegt, da er denn gemeiniglich 4, bis 5 Junge ausbringet. In Deutschland und Italien ist er sehr gemein. So bald die Kirschen kommen, theilet er sich in alle Gärten aus, und suchet dieselbigen sehr fleissig, da man denn, wenn man einen Lockvogel auf eine hohe Stange setzet, und eine kleine Staude dazu hinaufbindet, welche mit Leimspindeln versehen wird, zu solcher Zeit deren sehr viele fänget. Sie lassen sich aber auch um Jacobi, in den Gärten, wie die jungen Finken ankörnen, und mit einer Vogelwand hauffenweise erhaschen. Im August gehen sie schon wiederum in den Wald. Doch streichen sie in diesem und im folgenden Monate, da man denn am besten thut, wenn man deren eine Anzahl fangen will, man versehe sich mit Lock, und schlage einen ordentlichen Heerd dazu, auf welchem der Fang in folgenden beyden Monaten, auch, wenn ein schöner Herbst ist, noch im November, fortdauret. Denn es bleiben ihrer viele zur Winterszeithier zu Lande, in welcher Zeit sie sich mit dem Steinbüchensaamen, welches ein hartes Gewächse ist, und inwendig ein kleines blichtes Kerulein in sich enthält, zu nähren pflegen. Um den Heerd herum ist nicht eben ein Zaun nöthig, wie auch nicht besondere Krockel- Hock- oder Austrittreiser, indem solcher in dem Wald, und nicht auf einen gar freyen Platz kommt. In dem Vogelhause bestehet dieses Vogels beste Nahrung in Haufkörnern und Rübensaamen, oder auch nur in Leimdotter und anderm geringen Futter. Die Kirschen frißt er nicht, sondern nur das Inwendige aus dem Kerne. Wenn man ihn einstellet, so ist, wie bey allen Vögeln, die Vorsichtigkeit nöthig, daß man ihm anfangs das Futter also vorstreue, daß er darauf tretten muß. Wenn er aber einmal gewöhnt ist; so ist er sehr dauerhaft, und wird auch, sonderlich wenn man ihn jung aus dem Neste nimmt, sehr zahm. Ueber dieses aber ist dieser Vogel sehr wohlschmeckend, und führet viel flüchtiges Salz und Oel bey sich, dienet wider das böse Wesen, und treibt den Urin, wenn er gegessen, oder abgekochet, und als ein Trank gebrauchet wird.

Kernholz, s. Kernscheite.

Kerüschälig, wird ein Stamm von schwarzem Holze genennet, wenn bey starken Winden dessen Jahre inwendig losgeschoben werden, welches hernach, weil das Holz inwendig allezeit trocken ist, nicht wieder zusammen wächst,

wächst, also daß ein solcher Stamm zu Bettern, Dachspänen und Schindeln, auch zu gespaltenen Sachen, noch mehr aber zu Pfosten und Latten, allerdings untauglich ist. Dieser Fehler ereignet sich vornemlich an denen Tannen-, Eichen-, Eschen-, Kiefern- und Fichtenstämmen, und ist von aussen nicht so leicht zu erkennen.

Kernscheite, Kernholz, werden die aus dem Schafte und Stamme eines Baums geschlagene Scheite genennet, zum Unterschiede der Kleppel- oder Walzer- und Stockscheite, welche aus denen stehen gebliebenen Stöcken der Bäume gemacht werden. Die Kernscheite werden nach jedes Landes oder Ortes Gewohnheit bald 2 Ellen, bald nur sieben Viertelellen lang gemacht. Ueberhaupt sollen die Holzhauer und Scheitschläger dieselben in gleicher Länge machen, und nicht daß etwan eines eine Viertelelle länger oder kürzer, als das andere ist; und ob sich gleich die Scheitschläger mit den Quirlen oder Aesten entschuldigen wollen, durch welche, wenn das Scheitmaaß eben einen solchen Ast treffe, sie nicht wohl sägen könnten; so macht doch dasselbe nicht gleich eine Viertelelle, sondern etwan nur zwey quer Finger aus, und fällt also die Entschuldigung hinweg. So sind auch, wo hart und weich Holz unter einander gemenget gewachsen, die Scheite von einander abzusondern, und das harte und weiche jedes allein zu setzen, ausser welchem sonst kein accurater Anschlag gemacht werden kann. s. a. Holz.

Kessel, heißt bey dem Weydwerke der Ort, wo ein Rudel wilder Schweine bey einander gesessen haben.

Kessel in dem Dachsbau, s. Dachs.

Kesseljagen, wird bey dem Weydwerk eine Art von Jagen genennet, zu welchem entweder gar kein absonderlicher, oder doch kein allzugrosser und freyer Lauf gemacht wird, und das zwar gemeiniglich in die Runde, nach Art eines Kessels, gestellet, sonst aber nur in der Eile mit Tüchern eingerichtet und bestellet wird, und wobey es ohne Ceremonien zugehet. Es werden aber diese Jagen also eingerichtet: Man sucht ein Revier mit dem Leithunde vor; wo auch Wildfuhren vorhanden, sind dieselbe recht wohl zu gebrauchen. Da man nun entweder mit dem Leithunde vorgesuchet und zu Holze gerichtet, oder aber man sonst etwan auf den Wildfuhren an einem Orte was über und herein hat; so werden alsbald etliche Fuder Zeug genommen, der Ort, so weit er bestätiget ist, umstellet, und die Jagdhunde herbey geholet. Der Herr, wo es sich hinschicket, daß er auch vor sich sehen und schiessen kann, stellet sich in das Jagen hinein. Deßgleichen so mehrere Schützen vorhanden sind, stellen sie sich alle in einer Linie auch an. Wobey jedoch in Acht zu nehmen, daß sie einander nicht selbst auf den Pelz schiessen. Die Jagdhunde werden alsbald gelöset; selbige jagen hernach das Wildpret im Jagen fleißig herum bis es zu Schusse kommet. Am besten aber ist es, wenn Alleen und Schneisen im

Jagen seyn, darauf sich die Schützen anstellen können. Ist neben dem Jagen etwa ein freyer oder heller Platz; so fasset man selbigen mit dem Zeuge, darauf sie sich anstellen können. Desgleichen ist es auch eine rechte Lust, die Sauen in dergleichen Jagen einzustellen; wozu man denn auch einen freyen Platz mit einrichtet. Alsdann stellen sich die Herrschaften dahin, und nehmen einen oder ein paar Hatzhunde bey sich. Die Saufinder läßt man streichen. Stellen dieselben etwan die Sauen; so ziehen sie mit den Hatzhunden dahin, und hetzen unter die Sauen. Brechen aber die Sauen vor den Findern los, und kommen über den vorgedachten freyen Platz, so werden sie gehetzt. Die Hunde aber packen und halten die Sauen, bis der Herr dieselbe zum Vergnügen fänget. Man treibet auch wohl mit den Treibeleuten, und jaget die Sauen der Herrschaft zu hetzen vor. Es befindet sich auch sonst bisweilen wohl allerley Wildpret, als Rehe, Hasen oder Raubthiere mit darinnen, da sie denn selbige auch erlegen. Mithin können diese Jagen, alle in einem Tage eingerichtet und auch abgejagt werden. Denn wenn es dem Herrn beliebt; so befiehlt er nur des Abends, daß er Morgen ein Kesseljagen haben will; da denn ein erfahrner und fleißiger Jäger solches auch gar leicht muß bewerkstelligen können. Zuförderst muß auch der Jäger vorher schon wissen, wo etwas zu finden ist. Es werden diese Jagen auch ohne Leithunde gemacht. Wenn der Jäger emsig in seinen Revieren ist, und sich der Stände und Wechsel des Wildprets wohl kundig gemacht hat; und hierauf des Nachts mit seinen Tüchern den Wechsel, wo sie im Felde durch die Vorhölzer, und so weiter in den grössern Wald und Dickigt ziehen, verstellet; so fasset er eine Ecke herum vom Holze mit dem Zeuge des Morgens, wenn das Wildpret zu Holze und nach den Tüchern zu gezogen ist, lappet hinter ihnen her gleich von einem Flügel der Tücher, bis an den andern, und stellet es alsdann nach dem Lappen vollends mit Tüchern zu. Dergleichen Jagen werden meistens nur von denen gehalten, so wenige Zeuge haben, und auch nur mit wenigen Hirschen, oder Sauen ein Vergnügen haben wollen. Ingleichem erfordern dieselben nicht viel Unkosten, zumahl weder viel Jäger, noch Treibeleute und Vorspann dazu nöthig sind. Gleichwohl finden auch einige Herrschaften, ob sie gleich Zeuge genug zu einem Jagen haben, daß sie einen Lauft damit könnten machen lassen, mehr Gefallen am Kesseljagen, und lassen sich auch öfters dergleichen einrichten, lassen die Jagdhunde hinein und schiessen nach ihrem Gefallen, so viel ihnen beliebt, todt, worauf sie sodenn die Zeuge wieder abwerfen, und das übrige in ihre Freyheit lassen.

Kesselloch, s. Fischloch.

Kestenbaum, s. Castanienbaum.

Ketscher, Kötscher, Fischketscher, nennet man eine Art von Garnsäcken, welche lang zulauffen und immer enger werden,

werden, auch durch verschiedene Abtheilungen dergestalt zugerichtet sind, daß die Fische, zu deren Fange sie gebraucht werden, wenn sie einmal hinein sind, entweder gar nicht, oder doch sehr schwer wieder zurücke heraus können.

Ketscher, Netzscher, Rötscher, Krebsketscher, eine Art eines Krebsfanges, welcher so lustig, als bequem ist, und wird also gemacht; Man verfertiget einen eisernen Ring, wie eine Federspule dicke, und so weit als ein Teller. Hierein wird ein Gärnlein von gutem Zwirn oder Bindfaden gesteckt. Oder will man die Kosten mit dem eisernen Ringe nicht daran wenden, so machet man ein hölzernes und eben so weites Reifgen, flicht in dasselbe die Quere und über das Creutz, Weiden-, Rüstern- oder Lindenbast ein, daß solcher an statt des Netzes sey. Weil aber dieses zu leicht ist und nicht einsinket; so muß ein Steinlein daran gebunden werden, daß solches den Ketzscher in das Wasser hinunter halte. Ferner werden an diesen Reiffen oder an jenem Ringe drey Enden Bindfaden oder Bast also angebunden, daß der Ketzscher gerade daran hänget, und auch damit herausgezogen werden kann. Es kann auch dieser von Bast gemachte Ketzscher, an statt daß ein Stein daran ist, und daß auch solcher an der Schnure hängt, also gemacht seyn: Man bindet einen ziemlich langen Stock daran, welcher unten spitzig zugeschnitten ist, womit man den Ketzscher also in das Wasser stecken kann. Dergleiche Ketzscher kann man etwan 15, oder 20 im Vorrathe haben. Wenn man nun den Krebsfang hiemit anstellen will, welches denn im May recht angehet, so fängt man Frösche, ziehet solchen die Häute ab, und bindet auf jeden Ketscher einen solchen abgezogenen Frosch, hängt oder steckt die Ketzscher im Wasser an solchen Orten hin, wo die Krebse in den Erlenwurzeln oder Ufern zu stecken pflegen, und gehet davon. Wenn die Krebse solches vermerken, so kommen sie gar bald nach dem Frosche, und setzen sich zum Theil auf den Kötscher, einige aber beissen auch wohl unten an. Alsdenn gehet man sachte hinzu und hebet den Ketzscher heraus. Wo es viel Krebse giebt, hängen zuweilen etliche zugleich an einem Frosche, und lassen sich eher mit aus dem Wasser ziehen, ehe sie davon ablassen. Wenn man also derer Ketzscher etliche hat, und spaziret von einem zum andern; so sitzen, ehe man zum letzten kommt, auf dem ersten wohl schon wieder Krebse. Auch kann man statt der Frösche, Leber, Wildpret oder Fleisch nehmen.

Kett, s. **Volck**.

Ketzscher, s. **Ketscher**.

Keule, wird der Hinterlauft mit dem Wildpret von einem Hirsch, Thier oder wilden Schwein, sonst aber auch überhaupt der Hintertheil, sonderlich die Schöpse und zahmen Schweine also genennet.

Keuler, s. **Hauend Schwein, Schwein.**

Keyler, s. **Hauend Schwein.**

Kibitz, Kybitz, Kübitz, Kyovitz, Kiſitz, Gibitz, ſlatein. Vannellus, Vanellus, Capella, franz. *Dixhuit Vaneau*, iſt ein Vogel in der Gröſſe, wie eine Schnepfe, oder eine Taube, auch wie die Schnepfe hochbeinig und kurzſchwänzig; er hat auch einen langen Hals, jedoch iſt ſein Schnabel bey weitem nicht ſo lang, als der Schnepfe, aber viel dicker und nicht braun, ſondern ſchwarz. Der ganze Vogel iſt ſchwarz und weiß, doch iſt das Schwarze mehr abgeſchoſſen, und nicht ſo glänzend ſchwarz; ſo iſt auch der Rücken grünlicht ſpiegelnd; auf dem Kopfe hat er etliche emporſtehende ſchwarze Federn, wie die Federn auf dem Kopfe eines Pfauens. Dieſer Vogel hält ſich allezeit an ſumpfichten Oertern auf, und läſſet ſich in dem Striche bey groſſen Schaaren ſehen; im Wiederſtriche aber iſt er einer mit von den erſtern, welche, ſo bald der Sumpf vom Froſte offen wird, zurücke kommen. Und ob er gleich ſonſt ein ſehr vorſichtiger und ſchlauer Vogel iſt, welcher zur Herbſtzeit nicht wohl an ſich kommen läßt; ſo iſt er doch in ſeiner Brutzeit aus Neidſucht ſo kühn, daß er Menſchen und Hunden faſt auf den Kopf flieget, und daher im Fluge wohl zu ſchieſſen iſt. Er niſtet an flachen Orten, wo viel Weide und Heidekraut wächſet. Er bringet drey bis vier Junge aus, nachdem er 14 Tage geſeſſen hat, und ziehet dieſelben mit allerhand in den Sümpfen befindlichem Gewürme auf.

Aus den Kibitzeyern, welche grün und mit ſchwarzen Tüpfeln beſtreuet ſind, wird eine beſondere Delicateſſe gemacht; ſie müſſen aber noch vorher, ehe ſie beſeſſen worden, gefunden werden. Ihr Fleiſch iſt gegen den Winter ſo fett, als wenn ſie gemäſtet wären; darneben gut von Geſchmack, und giebt zwar nur leichte und geringe Nahrung, macht aber doch kein böſes Geblüte.

Weil nun dieſer Vogel, wie gedacht, ſehr ſchlau iſt, und man ihn durch Schieſſen auſſer der Brutzeit ſchwerlich bekommen kann; ſo kann man ihn deſto beſſer auf den Heerden berücken; worzu man aber auch beſondere Garnwände haben muß, welche von grobem Zwirn gemacht werden. Selbige fängt man mit 200 Maſchen an, ſtricket ſodann 40 mal herum, oder durch die Maſchen dritthalb Zoll weit, und kommen hieran keine Zipfel, ſondern ſie bleiben am Ende gerade. Doch müſſen dieſelben ſowohl, als die Leinen, nach der Erde gefärbet ſeyn. Nachdem nun die Kibitze nach ihrer Heckzeit ſich zuſammen begeben; ſo ſiehet man einen Ort aus, wo ſie gerne liegen, welches gemeiniglich an den Viehhutungen iſt, wo die geſtürzten Aecker darum ſtoſſen, da ſie nach den Würmern fallen. Daſelbſt ſchläget man die Wände auf, wie die Finkenwände, mit fein tiefen Rinnen oder Gräben, worinne die Garne ordentlich eingeleget werden können. Hiebey iſt zu merken, daß auch die Wände, alſo geſchlagen werden müſſen, daß, wenn ſie geſtellet ſeyn, ſie von ſelbſt zuſammen fahren. Dieſem nun iſt alſo zu helfen: wenn man die Stäbe in den

den Korben, wie bey andern glatten Heerden, ordentlich eingerichtet hat; so muß man die vorderſten Heſtel, an welche die Oberleine kommt, nicht gerade nach der Linie der Korben ſchlagen, ſondern mehr einwärts; ingleichem an die Schlagbäume, und die Leinen auch mehr nach der Mitte des Heerdes hereinwärts anziehen und binden. Dieſes macht alsdann, daß, wenn man die Wände zurück nach den Rinnen leget, und ſo aus den Händen gehen läßt, ſie allemal wieder in die Höhe, und mitten zuſammen fahren. Alſo muß man einen Schneller an die vorderſten Stäbe machen, womit die Stäbe mit den Wänden aufgeſtellet, und zurück gehalten werden. Auch kann den Wänden auf dieſe Art geholfen werden, daß ſie geſchwinder zuſammen fahren: man legt eine ſtarke Stange gleich den Vorderſtäben die Quere, fünf Fuß weit, davon. Ueber dieſe Querſtange leget man eine andere Stange, die nicht allzuſtark iſt, und ſich etwas biegen läſſet. Dieſe wird mit einem Ende unter den Stab der Wand; das andere Ende aber wird mit zwey gegen einander angeſchlagenen Hacken, feſt und etwas tieffer in die Erde eingeſchlagen. Dieſe Stangen wippen die Stäbe, wenn der Schneller losgezogen wird, ſchnell in die Höhe. Die Wände müſſen mit Graſe oder leichtem Staube bedecket werden. Man ſtreuet auch trockenen Pferdemiſt darüber; die Hütte muß, ſo weit, als möglich, vom Heerde ſeyn. An den Schnellern zum Losdrücken macht man ſchwarzgewichſeten oder grün gefärbten Bindfaden. Anbey muß man auch ein Schweberohr, wie bey dem Heidelerchenheerde, haben, daran man einen lebendigen Kibitz machet; auf dem Heerde ſollen wenigſtens ein paar Kibitze aufgeläuffert werden. Hätte man aber Anfangs keine lebendige, ſo ſtopfet man etliche Bälge aus, und ſetzet ſie auf den Heerd; beſſer aber iſt es, daß man ſich ein paar junge Kibitzen aufziehe. Wenn man nun ſtellet: ſo bleibet einer bey der Hütte, und ein paar Leute gehen von ferne herum, daß ſie die Kibitze nach dem Heerde zutreiben. Nach einem einzigen, oder einem paar, wenn mehrere dabey vorhanden ſind, iſt es nicht rathſam zu rücken: denn man verſcheuchtert die andern; ſondern man wartet, bis deren mehrere auf den Heerd kommen. Auf den Heerd kann man Regenwürmer und dergleichen ſtreuen, daß ſie etwas darauf finden, und ſich aufhalten, bis mehrere dazu kommen. Es iſt ſchon der Mühe werth, daß man ihrentwegen einen Heerd ſtelle, iſt auch ein feines Vergnügen, wenn man zehen oder zwölf und noch mehrere auf einen Ruck unter die Garne bekommt, und ſie auslöſen kann. Auſſer dieſem jetzt beſchriebenem Vogel giebt es auch einen **grauen Kibitz**, der von einigen auch **Bläsling** und **Brachamſei** genennet wird, lat. Pluvialis, franz. *Pluvier*, iſt ein Zugvogel, ſo groß, als eine Taube, hat gelbe, weiſſe und röthlichte Federn, und einen ſchwarzen, kurzen, ſpitzigen und vorne ein wenig gekrümmten Schnabel. Eigentlich aber iſt derſelbe eine Gattung der ſogenannten Brachvögel; wie er

denn sonst auch in allem mit demselben überein kömmt. s. Brachvogel.

Kiefer, Kieferholz, Föhre, Fören, Föhrenbaum, Föhrenholz, Fohrenholz, Forche, Fore, Foren, Feuren, deutsche Fichte, wilder Fichtenbaum, gemeiner wilder Fichtenbaum, Fichtenföhren, Kienbaum, Kienholz, Kienföhren, Kühnbaum, Kiehme, lat. Pinus silvatica, Pinus silvestris, montana, vulgaris, Genuensis & Tæda, Pinaster & Tæda, Mugo, Icon Pinaster, Piceaster, franz. *Elve*, ist ein hochstämmiger Waldbaum, und eine Art der Fichten, welche von einigen wiederum in zwey Geschlechter getheilet wird, wovon man das erste gemeiniglich schlechthin **Föhren**, das andere aber **Kienföhren** nennet, wobey aber gleichwohl kein so beträchtlicher Unterschied angemerket wird. Die **Kiefer** wächst am besten in sandigem Boden, und kommt darinne gut fort, wenn er auch gleich so mager ist, daß kein Grasspitzgen darauf wachsen will. Ist ein kleinwenig leimichte Dam- oder Lauberde mit dem Sande vermischet; so wächst die Kiefer gar geschwind, hoch und stark; jedoch nicht so hoch, als die Fichte. Wegen der flachlauffenden Wurzeln, der grossen und häufigen Nadeln, des lockern Grund und Bodens, darauf sie am liebsten wachsen, sind die Kiefern unter allen Bäumen den Windfällen am meisten unterworfen; kein Baum hat eine so übermäßige Menge von Harze, als diese. Die Wurzeln sind mit dieser Materie noch mehr angefüllet, als der Stamm selbst; und reichern sich solche, nachdem sie abgehauen, noch etliche Jahre an. Obgleich die Kiefer die gröste Kälte ausdauret; so will sie doch auf so hohen und rauhen Gebürgen, wo die Fichte am besten wächst, nicht gut bekommen. Die Ursache ist, weil sie sehr lange, stark und viele Nadeln, auch gar spröde und zerbrechliche Aeste hat, an welche sich der Schnee, gefrorner Dust oder Reif, und das Glatteis so stark anhängen, daß Aeste und Gipfel abbrechen, auch sich selten auf hohen Gebürgen sandiger Boden findet, in welchem doch die Kiefer am besten fortkömmt. Das Holz ist bräunlich, mittelmäßig hart und sehr harzreich. Je harzreicher es ist; je spröder und zerbrechlicher findet man es, und es hat wegen des vielen Harzes einen starken balsamischen, nicht unangenehmen Geruch. Viele Kiefern ersticken von ihrem eigenen Harze, womit sie oft ganz überzogen werden; und es ist unbegreiflich, wie aus so magerm Boden eine so erstaunliche Menge Harz erfolgen kann. Höchst wahrscheinlich ziehen sie die Materie dazu aus der Luft an sich. Wegen ihrer Sprödigkeit dienet ihr Holz nicht zu Balken, welche eine grosse Last tragen müssen; sie brechen gerne, ehe sie sich merklich biegen. Hingegen ist es zu **Ständern**, stehenden Säulen, **Riegeln** und **Schwellen**, besser als Tannen- und Fichtenholz, weil es länger in der Witterung dauret. Die Rinde ist gelbröthlich, die Wurzel fest, und, wie schon erwähnet, harzreich; selbige giebt sowohl, als das Holz, eine ganz helle Flamme

me, und wird deswegen an statt der Fackeln, und Lichter von armen Leuten, ingleichem auch, weil es schnell Feuer fängt, anders Holz anzuzünden, gebraucht. Die Aepfel oder Zapfen bedürfen etlicher Jahre, ehe sie reif werden, kommen aus einer rothen Blüte, und halten einen geflügelten Saamen in sich; sie thun sich zwar nicht leicht auf, wenn es aber einmal geschehen ist, schliessen sie sich bey kaltem Winter nicht wieder zu, wie man an den Fichtenäpfeln bemerket. Im Vorsommer stiegt der Saamen gemeinigtich aus, nachdem sich die Aepfel geöfnet haben; der Saamen ist nicht so leicht aus den Aepfeln zu bringen, als bey der Fichte, und müssen solche, nachdem sie sich in einer sehr warmen Stube aufgethan, mit einer Schaufel stark geklopfet, und untereinander geworfen werden, da er denn endlich ausfällt. Sowohl aus dem Holze, als aus der Wurzel, wird vieler Kienruß gebrannt. Weil dieses Holz auch, wenn es grün ist, gar leicht Feuer fängt; so hat man sich in denen Heiden, wo viele Kiefern stehen, mit Feueranmachen und Tobackrauchen sehr wohl in Acht zu nehmen, indem oft dadurch ganze Heiden in die Asche geleget werden; wiewohl solches auch in Tannen- und Fichtenwäldern zur Sommerszeit, so viel möglich, zu vermeiden ist. Aus dem Kiefernholze und Wurzeln wird Kienöl, Pech und Theer gebrannt. In Ermanglung der Eichen geben sie gute Wellbäume, ja auch Hammerwellen, ingleichem Bauholz, welches aber so gut nicht zu Balken ist, als die fichtenen, hergegen ist es von weit längerer Dauer, im Wetter und an feuchten Oertern. Die Sägemühlenblöcke sind bey weitem nicht so voller Aeste, als die fichtenen, und können deswegen aus dem Kiefernholze gröfsere Fässer, und andere zu nassen Sachen dienliche Gefässe gemacht werden, als aus jenem, wiewohl wegen dessen Sprödigkeit, die Bearbeitung beschwerlicher ist. Im übrigen ist der Gebrauch des Holzes fast eben derselbe. s. a. Holzbau, Holzschlag.

Riehme, s. Kiefer.

Riehn, Rien, Rihn, nennet man das harzichte Fichten- oder Kiefernholz, welches kurze Scheitgen sind, die in kleine breite Stücklein zerschnitten, und in Bündlein gebunden verkauft werden. Man pflegt mit einem oder etlicher solcher Stücklein das Feuer anzuzünden, und das darüber gelegte Holz brennend zu machen.

Rühnholzspäne, sind lange und dünne Späne, welche die Bauren, so nahe an Kieferwäldern wohnen, aus den Kiefern schneiden, die sie Schleusen nennen, und nachgehends im Winter brennen. Sie machen solche zwischen einem aufgespaltenen Stocke veste, und zwar so, daß sie nicht aufgerichtet stehen, sondern auf die Seite geneigt sind; und also müssen diese Schleusen bey ihnen die Stelle der Lichter vertretten. Wenn einige allerhand starkriechende distillierte chymische Oele verfälschen und verlängern wollen; so schütten sie dergleichen Späne mit zu den andern Vegetabilibus, davon sie ein Oel her-

ausziehen wollen. Also steiget das in den Kienholzspänen enthaltene Oel zugleich mit demselben in die Höhe, und die Menge der Oele wird hierdurch um ein grosses vermehret, die Kräfte der Gewächse aber, davon sie es zubereiten wollen, werden dadurch gar sehr geschwächet und gemindert.

Kienöl, Kienöl, Kihnöl, wird aus den Fichten- und Kienbäumen oder Kiefern zubereitet. Es ist ein sehr heilsames Oel, reiniget und heilet die Rauden und bösen Grind, wie auch alle fliessende Schäden und Wunden des Viehes, wenn es oft aufgestrichen wird. Sonderlich verwahret es solche Schäden, daß kein Ungeziefer oder Würme darinnen wachsen, ingleichem dienet es bey schwindenden Gliedern.

Kienruß, Kienrauch, lat. Fuligo, ist ein in großen Kienwäldern auf absonderlichen Rußhütten, mit Fleiß gesammelter Ruß, welcher theils von den Kienstöcken, die man aus der Erde gräbt, theils von dem, was im durchlöcherten Topfe, in welchem das Pech schwitzen muß, von dem Harze übrig geblieben ist, folgendergestalt gemachet wird: Das Harz wird in dem Pechofen nach und nach zerlassen, und was davon überbleibet, als das Caput mortuum, wird zum Kienruß erstgedachtermassen gebraucht. Und zwar bauet man zu solchem Ende in der Rußhütte eine viereckichte, allenthalben bedeckte, finstere Kammer, die auf allen Seiten, ausser nur oben auf nicht zugeschlossen ist, welches Loch aber doch mit einem pyramidalförmigen, spitzigen, und überall ausgestreckten leinenen Sacke knapp besetzet ist. An die Kammer machet man einen länglichten Ofen, durch dessen Höhle der Rauch in die Kammer dringet, und sich oben im Sacke anhänget. Der Ofen ist gewölbet, und hat vornen ein kleines viereckigtes Löchlein, darinn das in Stücken geschlagene Caput mortuum vom Pech durch einen Jungen angezündet, und also damit fortgefahren wird, so lange etwas davon vorhanden ist; da denn der Rauch vom Ofen aus in die finstere Kammer gehet, und weil er sonst keinen Ausgang findet, so leget er sich oben im leinenen Sacke an, und wird dicke. Wenn man nun fertig ist; so wird der Sack von einem Jungen mit einem Stecken geklopfet, daß der Ruß auf das Pflaster der Kammer herabfället, welcher hernach in die Rußbutten gesammelt, und also verkauffet wird. Wiewohl solches als ein schlechter Handel aussiehet; so ernähren sich doch die Leute an einigen Orten recht gut dadurch, indem er die schönste schwarze Farbe abgiebet, der sich die Buchdrucker, Maler und Tischler, wie auch die Färber und Tuchmacher bedienen. Das Kienrusmachen ist in vielen Forstordnungen verbotten; an einigen Orten aber nur gewissen Leuten, und unter vorgeschriebener Maaße erlaubet.

Kien, s. Kiehn.

Kienäpfel, s. Kiefer.

Kienbaum, s. Kiefer.

Kienföhren, s. Kiefer.

Kienholz, ſ. Kiefer.

Kiſitz, ſ. Kibitz.

Kihn, ſ. Kiehn.

Kircheule, ſ. Eul.

Kirchgang, heißt bey den Jägern, wenn der Hirſch gemach zu Holze gehet; denn zu Felde gehet er geſchwinde.

Kirren, ſ. Körnen, Ködern.

Kirrungen, ſ. Faſanerey.

Kirſchbaum, lat. Ceraſus, fr. *Cerißer*, iſt derjenige Baum, welcher die bekannte Frucht der Kirſchen träget, und unter allen Steinobſtbäumen am höchſten wächſet. Er hat einen ſtarken Stamm, eine glänzende Rinde, länglichte gekerbte Blätter, nach welchen die Kirſchen kommen. In feuchtem und ſandichtem Erdreich ſtehet er lieber, als in trockenem und leimichten Grunde. Kann auch den Nordwind und Froſt beſſer, als andere Bäume ertragen. Er wird eingetheilet in den Gartenkirſchbaum und wilden Kirſchbaum, von welchem letzten hier die Rede iſt. Dieſe die wilden Kirſchbäume, welche ſonſt auch Zwiſſeltsbeerbäume heiſſen, werden in den Laub, oder harten Gehölzern gefunden, und iſt unter allen denenſelben der ſchwarze Kirſchbaum einer von den allernützlichſten. Denn er wächſet ſchneller daher, als ſonſt kein Baum, und kann gar wohl zu Oberholz gebrauchet werden. Er wird ſehr ſtark am Stamm, dergeſtalt, daß auſſer denen gemeinen Holzungen zum Brennen und Verkohlen, (nur daß er im Feuer keine dauernde Hitze hält) auch Bretter davon geſchnitten, und allerley Hausrath, als Stühle, Tiſche, Kabineter ꝛc. wie nicht weniger Trieb- und Drielingsſcheiben vor die Müller, inſonderheit aber muſikaliſche Inſtrumente davon, beſſer, als aus anderm Holze, gemacht werden können. Er ſchickt ſich aber nicht allein zu Ober- ſondern auch zu Schag- und Unterholz, weil er, wenn er abgehauen wird, an der Wurzel und am Stocke wieder ausſchläget. Ein anderer wilder Kirſchbaum, ſonſt der Waſſerbeerenbaum genennet, iſt von jenem weiter nicht, als nur in Anſehung der rothen wäſſerichten Kirſchen, die er trägt, unterſchieden. Sonſt ſind die wilden Kirſchbäume leichtlich zu zeugen, und wenn ſie einmal gepflanzet ſind, vermehren ſie ſich bald ſelbſt, bekommen an der Wurzel hin und wieder Schößlinge oder Ausläufer, und breiten ſich weit umher; es hindert auch nicht, wenn deren gleich viele beyſammen ſtehen. Die ausgeſteiſchten wilden Kirſchen, ſollen ſogleich in dem folgenden Frühjahre zum Vorſchein kommen; alsdenn kann man ſie als Ausſchößlinge von ein paar Jahren hinpflanzen, wohin man will; wo ſie aber allzulange aufbehalten werden, bevor man ſie ſäet, ſollen ſie 2 Winter liegen, ehe ſie aufgehen. Es iſt ihnen ferner aller Boden und Erdreich anſtändig, auſſer wo es gar zu naß iſt, und weil ſie wohl einwurzeln, widerſtehen ſie denen Sturmwinden mehr, als andere Bäume, müſſen aber zu der Zeit, da die Früchte reiffen, in Acht genommen werden, daß ſie weder von denen Näſchern und Kirſchdieben

dieben, noch von denenjenigen, so die Früchte sammeln, beschädiget werden. An etlichen Orten lassen sie die Kirschen ganz trenge oder dürre auf den Bäumen werden, schütteln solche hernach ab, und sammeln sie ein. Sonst leiden sie nicht viel Hauens, Schneidens oder andere Beschädigung, stossen aber die unterſten und schädlichſten Aeste selbst von sich. Wo sie beschädiget oder verwundet werden, kommt ein Harz oder Gummi heraus. S. Kirschharz. Die jungen wilden Kirschbäume, ausser denenjenigen, so die ganz sauren schwarzen Kirschen tragen, geben einen treflichen Vortheil vor einen Gärtner, darauf er allerhand Gartenkirschen pfropfen oder pelzen kann, weil diese solchergestalt nicht allein gerne bekleiben, sondern auch geschwinde wachsen, und viel gröſſer, wohltragender und dauerhafter werden, als wenn sie ihren eigenen Stämmen wären eingepfropft werden.

In der Arzney hat der Kirschbaum folgenden Nutzen: Wenn man eine Hand voll Kirschenblätter in Milch kochet, so öfnet dieser Trank den Leib und führt ab. Auch wird daraus ein eröfnendes Mittel auf diese Art gemacht: Man nimmt ungefehr 2 Dutzend zerſtossene Kirschkerne, darauf gieſſet man weiſſen Wein, läßt es eine Nacht ſtehen, und trinket es des Morgens nüchtern. Man kann ſich deſſen eine Zeitlang bedienen, um ſich vor Nieren- und Lendenſchmerzen zu bewahren. Zerſtoſſene Kirſchblätter in die Naſe geſteckt, ſtillen das Naſenbluten. Aus der Kirſchblüte wird ein Waſſer gebrannt, welches in die Augen gelaſſen, denenſelben alle Flecken benimmt. Das Gummi von dieſem Baum in Wein zerlaſſen, und genoſſen, iſt gut wider den Nieren- und Blaſenſtein.

Kirſchbeiſſer, ſ. Kernbeiſſer.

Kirſchblätter, ſ. Kirſchbaum.

Kirſchblüte, ſ. Kirſchbaum.

Kirſchfinke, ſ. Kernbeiſſer.

Kirſchgummi, ſ. Kirſchharz.

Kirſchhacker, ſ. Kernbeiſſer.

Kirſchharz, Kirſchenharz, Weichſelharz, Kirſchgummi, lat. Gummi Ceraſorum, iſt eine Sorte Harz oder Gummi, welches aus den Kirſchbäumen rinne, oder vielmehr aus derſelben Stämmen wächſet, und gemeiniglich von nicht allzugewiſſenhaften Specereyhändlern und Apothekern unter das Arabiſche Gummi gemenget wird, mit welchem es auch, nach einiger Meynung, einerley Dienſte thun ſoll. Man nimmt es auch mit zum Baumwachſe. ſ. a. Kirſchbaum.

Kirſchknepper, ſ. Kernbeiſſer.

Kirſchſchneller, ſ. Kernbeiſſer.

Kirſchſchwalbe, ſ. Schwalbe.

Kirſchvogel, Pyrolt, Pyrole, Bierhold, Weyhrauchvogel, Wittewald, Witwohl, Gugelſthaus, Kugelſthaus, iſt ein Vogel von ſo ſchönen Farben, daß er billig mit unter die ſchönſten Vögel gezehlet wird.

Bey dem Männlein ist der Kopf und ganze Leib oben und unten dermassen schön gelb, daß kein Mahler die Farbe höher bringen kann. Denn er siehet nicht anderst aus, als ob er mit gelben Tulipanenblättern bekleidet wäre; der Schwanz aber ist nicht durchgehends so gelb, sondern etwas abfärbiger, jedoch so, daß das Hochgelbe an vielen Orten ebenfalls hervorscheinet; dabey hat er kohlschwarze Flügel durch und durch, die zu seiner gelben Brust und zu seinem gleichfarbigen Rücken unvergleichlich schön stehen. Der Schnabel ist, wie wie Pfirschblütenfarbe, die Füsse aber sind blaulicht. Das Weiblein hat auch etwas von der gelben Farbe, siehet aber nicht anderst aus, als ein gelbes Band, welches von der Sonne ausgezogen und abfärbig worden; die Flügel sind dunkelbraun und der Schnabel kurz. Von allem, was das Männlein schönes an sich hat, siehet man an dem Weiblein nur einen Schatten. An Grösse gleichet dieser Vogel einer Amsel, und ist auch der Schnabel so gestaltet, wie bereits bey dem Worte: Amsel, angemerket worden; die Füsse aber sind kürzer, und mehr den Füssen eines Baumhäckleins zu vergleichen, welchem er an äusserlicher Stellung, ob er gleich keinen Baum hinauf lauft, ziemlich ähnlich ist. Es ist einer von den Vögeln, die am spätesten bey uns anlangen, und am frühesten wieder hinweggehen. Denn er kommt nicht eher zu uns, als wenn das Laub ausschläget, welches manchmal erst im May, vor der Mitte des Aprils aber niemals geschiehet, und suchet alsdenn seinen Aufenthalt in Laubwäldern, oder auch wo Laub unter dem Tangelholze stehet. Fast schon an dem ersten Tage seiner Ankunft machet er sein Nest von Wolle und Bast, und hänget solches verwunderswürdig an einen Ast, zwischen einer Gabel, mit Lindenbaste bewunden, an, als wie man einen Handkorb an die Hand, oder an den Arm hängt, so, daß der Wind das Nest zwar hin- und wieder schmeissen, aber doch nicht losbrechen kann. In diesem verrichtet er geschwinde nach einander zwey Brüten, und bringet nach vierzehentägigen Zeit, jedesmal 3 bis 4 Junge aus; gegen das Ende des Julii aber gehet er schon wiederum fort, und ist also nicht ganzer 3 Monate bey uns. Wer diese Zeit über einen haben will, der kann ihn anderst nicht, als bey dem Neste, oder mit dem Käutzlein, Feldbaume, und Leimspindeln bekommen. Ausser den Kirschen, bey deren Zeitigung er sich aus dem Walde hinweg begiebt, und auf die Kirschbäume fällt, weiß man seine übrige Nahrung nicht; vermuthlich aber nährt er sich von einer gewissen Art Würmer oder Laub, welches er nicht eher, als im May finden, und zu Ende des Julii nicht mehr bekommen kann. Seine Speise, wenn man ihn hat, ist so unbekannt, als dasjenige, was er draussen frißt; doch lässet sich zu Zeiten einer, wenn man ihm anfänglich nichts als frische Kirschen giebt, zu Semmeln, welche in Milch geweicht, und mit gedörrten Ameiseyern vermischet werden, angewöhnen. Dieser Vogel wäre auch solcher Mühe und

Kosten

Kosten wohl werth, wenn er nur seine unvergleichlich schöne Farbe behielte. Allein er verlieret sie alsdann, und wird so bald abfärbig, als ein von der Sonne ausgezogenes Band. Wenn dieser Vogel im Frühling kommt; so befürchtet man alsdenn keinen Reifen mehr.

Kitt, s. **Volck.**

Kitzle, s. **Kützle.**

Kivitz, s. **Kibitz.**

Kläffer, s. **Hund.**

Klafter, **Clafter**, lat. Orgyia, franz. *Braſſe*, *Braſſée*, *Corde*, ist ein gewisses Längenmaaß, so weit ein Mann mit ausgestreckten Armen, von der Spitze des einen Mittelfingers bis zu dem andern gerechnet, reichen kann. Wofür aber insgemein, weil die Länge der Menschen, und also nach Proportion auch diese Distanz überaus verschieden ist, 3. Ellen oder 6 Schuh genommen werden. Dieses Maaß wird bey verschiedenen Dingen gebraucht, insonderheit aber bey dem Holz, da das zu Scheiten geschlagene Brennholz in Klaftern gesetzet, und darnach verkauft wird. Eine **Klafter Holz** ist sodann auch ein körperliches Maaß, welches die Länge der Scheite zu seiner Breite, im übrigen eine Klafter oder 3 Ellen lang, und eine Klafter hoch, auch in denen Städten mit einer Reyhe guter Scheiten annoch überleget werden muß. Eine **Buschklafter**, d. i. eine Klafter frisch geschlagenes Scheitholz, muß von denen Scheitschlägern an vielen Orten um eine Viertelelle höher gesetzt werden, weil gerne so viel, auch am weichen Holze wohl anderthalb Viertelellen, einen Sommer über in der Höhe eintrocknet, und solches wird der Zusatz genennet; die Stange aber, worauf die Klafter gesetzet ist, heisset man eine **Unterlage.** Weil nun eine Klafter nicht mehr, als einen Zusatz und eine Unterlage nöthig hat, bey einer Malter aber, deren gemeiniglich 2 auf eine Klafter gehen, dreymal zugesetzet, und dreymal untergeleget werden muß; so ist am besten und schicklichsten, man lasse die geschlagenen Scheite von denen Scheitschlägern in ordentliche Klaftern, und nicht in Malter setzen. Es hat auch ein Haus- oder Landwirth, der ein Stück Holz hat, und Scheite schlagen läßt, sowohl als ein Förster, oder anderer Forstbediente, nicht weniger derjenige, der das Holz nach diesem Maaße an sich kauft, hauptsächlich dahin zu sehen, daß die Scheite in denen Klaftern nicht auf die Schärfen, und also hohl und vortheilhaftig geleget, sondern fein in einander geschlichtet werden, und daß auch die Klaftern nicht nur etwa vornen die Weite haben, hinten aber an denenselben oftmals ganze Viertelellen und mehr fehlen mögen. Wie denn nebst diesem überhaupt wohl in Acht zu nehmen, daß auch das Klaftermaaß der Länge nach horizontal und wagrecht, der Höhe nach aber perpendikular und lothrecht, niemals hergegen in schrägen Stand oder ohne rechten Winkel genommen werden darf, weil sonst entweder an die Höhe, oder an der Länge etwas fehlen muß. Wenn demnach Scheite auf keinen wagrechten Boden, z. E. auf hohen

Bergen, wegen ermangelnder gerader Fläche, schief, und also Bergan oder Bergab in eine Klafter gesetzet worden; so hat sich derjenige, welcher solche käuflich, oder nur auf Berechnung annehmen soll, wohl vorzusehen, daß er das Klaftermaaß an solchen Bergen nicht etwan perpendikular, und nach der Höhe allein beurtheile, weil er solchergestalt an jeder Klafter leichte 6 oder mehr Zoll nach der Länge weniger bekommen würde, welches, wenn 6 Zoll oder eine Viertelklafter fehlet, allezeit die zwölfte Klafter beträget. Folglich muß in dergleichen Fall, und auf Bergen, auch nach der Länge das Maaß winkelrecht, gegen die perpendikularhöhe angehalten werden, welches vermittelst eines Winkeleisens, so oben an die Klafter angeschlagen wird, am leichtesten geschehen kann, da man denn gar leicht absehen mag, daß die Länge der Klafter gehörig erstrecket werden müsse. Eben also verhält es sich auch, wenn die Klafter auf einen ebenen wagrechten Boden nicht lothrecht oder perpendikular, sondern geschoben aufgestellet ist, da alsdenn auch so viel an der Höhe fehlet, und um so viel mehr darauf geleget werden muß, welches abzunehmen, wenn man die kürzere Linie der längern gleich macht, und sie sodenn eben so viel gelten läßt, als stehe sie auf dem wagrechten ebenen Boden.

Klafterholz, s. Holz, Klafter.

Klafterschläger, s. Scheiterhauer.

Klebegarne, s. Klebenetze, Lerchengarne.

Klebenetze, Klebegarne, Tagenetze, eine Art subtiler, von starkem ungezwirnten, und ungebleichten Garne, oder auch von Seide gestrickter Netze, welche bey Tage auf die dazu gehörige Furkeln gestellet, und sodenn des Abends, wenn es weder allzuhelle, noch allzudunkel, bey stillem und heiterm Wetter die Lerchen, Krammetsvögel ꝛc. darinnen gefangen werden, wovon an seinem Orte s. a. Lerchengarne.

Kleine Küstern, s. Pfaffenpfötgen.

Kleinjährig, s. Grobjährig.

Kliener, s. Specht.

Kleppel, Klöppel, nennet man gewisse länglichte und meistentheils runde Stücke Holz, welche an theils Orten den Hunden, oder auch dem etwas wilden Rindviehe vornen am Halse, und an der Brust herunter, zwischen die Vorderbeine angehangen, und wodurch sie am schnellen Lauffen gehindert werden. Nach der Churfürstlich-Sächsischen Jagdordnung müssen die Kleppel, welche den Hunden angehangen werden, Fünfviertelellen lang, und in der Runde eine Viertelelle dicke seyn, dergleichen auch ein jeder, welcher auf dem Lande Hunde hält, und solche nicht an Ketten legt, ingleichem die ihrem Handel nachgehenden Fleischer sowohl, als die Hirten und Schäfer, ihren Hunden anhängen sollen. Die ungekleppelten Hunde aber mögen von den Jägern und Forstbedienten, wenn sie

sie solche auf der Revier antreffen, todt geschossen, diejenigen aber, denen die Hunde gehören, mit der in gedachter Ordnung darauf gesetzten Strafe angesehen werden. An einigen Orten sind die Unterthanen verbunden, dergleichen Klöppel bey denen Oberförstern, oder Forstmeistern zu lösen. Siehe auch Hund, Jagd, Wildbann, lit. A) 9)

Kleesebusch, s. Stechpalmen.

Klettenstange heißt bey dem Vogelfange eine lange Stange, welche man im Frühjahre, die Grienitze, Kreuzvögel, oder Krummschnäbel, im späten Herbst aber Gimpel oder Blutfinken, Zeisige und Meerzeisige mit Leimspindeln darauf zu fangen, gebraucht. Die Stange, die ungefähr neun bis zehen Ellen hoch seyn soll, gehet unten auf einem in der Erde vestgemachten Stock in einem Gewerbe, daß man sie auf eine nicht weit davon stehende Gabel niederlegen, und wieder aufrichten kann; oben an der Spitze der Stangen, wird eine Gabel mit 3. Zacken gebunden, und in selbige vermittelst gebohrter Löcher, ungefähr 20 bis 24 Leimspindeln gesteckt, welche wie kleine Aestlein hervorgehen. Weiter unter dieser Gabel an der Stange ist ein grüner Busch angebunden, und in selbigem werden ein paar Vogelhäuser mit Lockvögeln angehänget; unten, etwa eines Manns hoch von der Erde, steht noch ein grüner Busch, in welchem ebenfalls einige Vogelhäuser hangen. Wenn nun obgedachte Vögel vorbey streichen, und die Lockvögel hören, so fallen sie ganz willig an, und sonderlich die Meerzeisige in grosser Menge, da man denn die Stange niederläßt, und was nicht selbst herunter fällt, von denen Leimspindeln abnimmt, die Spindeln abputzet, oder neue einstecket, und die Stange wieder in die Höhe richtet.

Klinop, s. Epheu.

Klipröhre, ist auf dem Vogelheerde ein nöthiges Geräthe. Man nimmt nemlich eine Ruthe, eines Fingers dicke, bieget solche als einen halben Zirkel, etwa so weit, als ein hölzerner Teller in der Breite zu seyn pflegt. Ferner nimmt man einen Stock, etwa eines Daumens stark; bohret in solchen zwey Löcher, einen Fuß breit auseinander, schneidet die gebogene Ruthe spitzig zu, und steckt die beyden Spitzen in die Löcher. Alsdenn bohret man in der Mitten des Stockes noch 2 kleine Löcher, und machet hieraus sodenn ein länglicht Loch. Hierein wird eine Ruthe gestochen, die eines Fingers stark, und 2. und einen halben Fuß lang ist; diese Ruthe bindet man an den Bogen veste an. An der Spitze, die aber auch nicht sogar schwach seyn muß, daß sie sich nicht etwa mit dem Vogel biege, machet man eine von doppeltem Zwirne geflochtene Schleiffe; der Querstock, wo der Bogen und die Ruthe hineingemachet sind, wird mit 2 Hacken auf dem Boden angehacket, doch so, daß selbiger sich leichte darinnen drehet. In der Mitte der langen Ruthe wird ein Bindfaden angebunden, und bis in die Hütte gezogen, auf daß, wenn man an dem Bindfaden ziehet, und der Ruhrvogel

vogel daran ist, sich das Klipprohr aufziehe, und mit dem Vogel wider zugleich herunter falle.

Klitschangel, s. Angel.

Kloben, lat. Ames, franz. *Perche d'Oiseleur*; ein hölzernes Instrument, womit man allerhand Vögel, insonderheit aber die Meisen zu fangen pfleget. Es bestehet solcher aus 2 langen, der Länge nach dergestalt ausgegrabenen Stecken, daß die Höhe des einen Stecken sich in die ausgegrabene Tiefe, oder den gestossenen Falz des andern ganz genau hineinfügt. Und werden beyde Stecken etwas zugeschnitzt, und hierauf in ein rundes vom Tischler, oder Drechsler hierzu bereitetes Holz gestossen, wobey sich beyde Theile von einander sperren. Hierauf versiehet man besagte 2 Theile des Klobens mit starken Schnürlein, womit sie so genau zugezogen werden, daß sie auch ein Haar halten mögen. Kömmt nun die Maise oder ein anderer kleiner Vogel auf einen solchen zubereiteten, und zum Loche der Hütten hinaus gereckten Kloben; so zieht der Vogelsteller zu, fängt den Vogel bey den Klauen, und zieht ihn zur Hütte hinein.

Klobenhütte, **Maisenhütte**, muß von grünen Sträuchen und nach Beschaffenheit der Orte, entweder im Walde auf der Erden, oder daselbst in die Höhe auf drey nicht weit von einander stehende grosse Bäume, oder auch ohnweit einem fließenden Wasser, wobey viel Weiden sind, erbauet werden. Denn bey Weidenbüschen halten sich die Maisen besonders gerne auf, zumalen, so ein Wald nicht weit davon abgelegen ist. An etlichen Orten bedienen sich die Vogelsteller auch einer Hütten, die nicht vest gemacht ist, und ohne Mühe und Beschwerlichkeit fortgetragen werden kann. Selbige ist sowohl mit leichtem Staugen- oder Lattenholze zusammen gefüget, als auch mit grüner Wachsleinwand überzogen. Höret man nun etwa einen Vogel von ferne singen; so wird die Hütte mit dem Kopfe aufgehoben, und so man ohnweit dem Orte und Stande des Vogels kommt, wieder abgesetzet, der Kloben zu dem deswegen durch die Hütte gemachten Loche hinaus geschoben, und auf den Vogel solchergestalt gelauert. Der Weidmann oder Vogelsteller hat ein oder mehr Lockvögel bey sich, nebst zweyen von kleinen Gänsebeinlein oder auch nur von Federkielen verfertigten Maisepfeifflein, deren eines höher als das andere, das andere aber nur um ein weniges tiefer gestimmet seyn muß. Mit diesem letztern macht er der Maisen gemeinen Ruf, mit dem ersten aber bisweilen, jedoch seltener, ihr Geschrey, welches die Weidleute und Vogelsteller **Zipippen** zu nennen pflegen, nach. Wenn nun die streichende Maisen diesen Ruf hören; so fliegen sie alsobald der grünen Hütte zu, und weil sie keine bequemere Stelle, sich niederzulassen, finden können, setzen sie sich unbedachtsam auf den halb aufgethanen Kloben, daß sie mit den vordern oder hintern Zähen in die Kluft oder Spalte des Klobens eingreifen. So bald der Weidmann oder Vogelsteller diese angekommenen Gäste merket, ziehet er

das durch den Kloben gehende Schürlein an, und klemmet der Maise ihre Zähen so veste ein, daß sie nicht ausreissen kann, zuckt sie aber alsobald durch das Fensterlein oder Loch zu sich in die Hütten. Die andere Maisen hingegen sind so thöricht, daß sie diesen Betrug niemals merken, sondern je mehr die andern, welche auf solche Art gefangen und gewürget werden, schreyen, desto begieriger und blinder fliegen sie herzu.

Klöppel, s. Kleppel.

Klopfjagen, ist eine Art, ohne Hunde und Gezeug zu jagen, wenn man in geschwinder Eil, und auf bedürfenden Fall etwas Wildpret haben will. Solches geschiehet in Feldhölzern und Büschen, wenn von denen zutreibenden Bauren mit Klappern und Stecken an die Sträucher, durch Dickichte und Behältnisse, ganz sachte, und ohne grosses Geschrey, geklopfet und getrieben wird. Dagegen sich ihrer etliche mit fertigem Gewehr wider den Wind an einem Paß anstellen müssen, um daselbst alles, was man ansichtig wird, klein und groß, zu schießen.

Kluppicht Gehörne, nennen einige das kolbichte und knorplichte, oder noch ganz zarte und weiche Gezeuge der jungen, oder auch wohl der alten Hirsche, nachdem sie solches erst von neuem aufgesetzet haben, und wenn selbiges noch nicht genugsam erhärtet ist. s. a. Hirsch, Hirschkolben, Geweyhe.

Klutter, nennet man eine von birkenen Schalen verfertigte Pfeiffe, die Drosseln und dergleichen Vögel, welche man in Netzen oder Garnen zu fangen gedenket, aufzumuntern und herbey zu ruffen. Der Klutter muß 1 bis ein Viertel Zoll lang und einen halben Zoll breit seyn. In der Mitten wird die Rinde mit einem scharfen Messer subtil weggeschnitten, doch so, daß eine etwas ganz dünne Schale stehen bleibt. Solche legt man auf die Zunge, und setzet sie vor die Zähne, darauf man der Vögel ihren Gesang und Stimme blasen kann. Oder aber man hat auch von Messing oder Silber eine Klutter oder Pfeiffe, welche wie ein Rockknopf groß ist, und zwey gegen einander stehende kleine runde Löcher hat. Diese setzt man auswendig an die Zähne, und kann man die Vogelstimmen ebenfalls darauf pfeiffen.

Knebel, heisset das an einigen Arten der Ketten, als Brusthalfter, Hemmketten ꝛc. am Ende befindliche Querstücke, welches durch einen Rinken gesteckt, und daselbst die daran hangende Kette verknüpft wird. Es wird auch dergleichen von Holz an gewissen Riemen des Pferdzeuges gebraucht. Z. Ex. an den Bauchgürtel, und dienen statt einer Schnalle. Ein solcher Knebel, oder Querstücke wird auch an die Fangeisen zur Bären- und Schweinsjagd, ungefähr einer guten Spanne weit hinter die Spitze befestiget, damit es nicht weiter, als bis dahin, eindringen kann. Daher auch dieses Instrument den Namen eines Knebelspiesses, lat. Venabulum, franz. *Epieu*, oder *Guisarme*, oder auch selbst des Fangeisens bekommen, siehe Fangeisen.

Knebelspieß, s. Knebel.

Kniebüsche, nennet man solche Wälder und Hölzer, wo die Bäume versauren, kurz und struppicht bleiben, krumm und niedrig wachsen. Solches kommt von sehr sauren, kalten und hagern Gegenden her, und wenn Wind und Schnee noch dazu kommt, so die jungen Bäume zu Boden drücken, daß sie nicht gedeihen können.

Knieper, s. Specht.

Kniescheiden, s. Ochsenjagd.

Knisten, s. Mistel.

Knüpfen der Leinen, s. Leinen anbinden.

Köder, Keder, Fischköder, Körnung der Fische, Queder, Fischqueder, Querder, lat. Esca, franz. *Amorce*, *Appas de Poissons*, heißt alle dasjenige, was an einen Angelhacken gestecket, oder in eine Fischreusse, Hahmen Kasten oder Garnsack geleget wird, um die Fische damit anzulocken, und zu fangen. Dieser Köder ist verschieden, nachdem man ihn entweder zum Angeln, oder zu Reussen, Hahmen, und Garnen gebraucht.

A) Zum Angeln wird entweder ein natürlicher, oder ein künstlicher Köder genommen.

α) Die natürliche Köder sind zum Exempel die Regenwürmer, Bohnen, wie wohl diese im Wasser gesotten werden müssen, allerhand kleine Fische, Frösche, von welchen die Hinterschenkel abgezogen werden (diese werden, wenn man den Reitz des Köders verstärken will, in Rindsunschlitt gebraten), Heuschrecken, Grillen, grosse Fliegen, Ochsengehirne, Mehlwürmer, Leber von Rindern, stinkendes Aas ꝛc. Ihr Gebrauch ist unterschieden, sowohl in Ansehung der Zeit, als auch in Ansehung der Fische. In Absicht auf die Jahreszeit angelt man im May mit Regenwürmern, Käsern, kleinen Krebsen ꝛc. im Junio mit rothen Käferlein; im Julio mit Laubfröschen, Heuschrecken, Heimen oder Grillen, auch mit gesottenen Krebsschwänzen; dergleichen auch im Augusti und September gebrauchet werden. Siehet man auf die Arten der Fische: so beisset ein Hecht gerne an, wenn man Frösche, Kaulhäupte, Plötzen, oder Rothfedern, und andere kleine Fische an den Angelhacken stecket, wie sich denn überhaupt alle Raubfische mit andern Fischen am besten fangen lassen. Der Bärsch mit einem Stücklein Krebsscheers oder Schwanz, oder auch mit lebendigen Plötzen oder Regenwürmern, gleichwie auch die Aale damit gefangen werden können. Zu Aiten oder Eiten, Weißfischen, Forellen, Rothaugen, Karpfen, und mehr andern Fischen braucht man gleichfalls Regenwürmer, Heuschrecken, Grillen, Käser und dergleichen. Zu gewisser Jahreszeit, da der Karpfe ungemein heißhungerig ist, fället er ohne Unterscheid alle Köder an; daher er sonderlich nach seiner Laichzeit, welche im May und Junio geschiehet, im Julio und Augusti leicht mit Bohnen in blossem Was-

ſer geſotten, oder auch nur mit Regenwürmer zu fangen iſt.

β) Künſtlicher Köder wird zum Angeln auf verſchiedene Art zubereitet, als: Regenwürmer in einem neu vergliſurten Topfe 8. Tage in die Erde geſetzt, alsdenn Kampher mit Honig vermengt, die gedachten Würmer darinnen gewälgert, und an die Angel geſtecket; Widder- oder Hammelfleiſch in Honig geſotten, und ſodenn dieſes mit alten Menſchenhaaren temperiret, in Stücken zerſchnitten, und an die Angelhacken gehängt; desgleichen alte Käſe mit weiſſem Brod und Milch zu einem Teige gemacht, Küchlein daraus formiert, ſolche dürre werden laſſen, und ſodenn an die Angel gemacht. Man nimmt auch Hundsleber darunter; wiewohl dieſe Leber auch alleine von den Fiſchen geliebt wird. So macht auch rohes Kalbfleiſch mit Gerſten, Weitzen, Honig und Waſſer abgeſotten, einen unvergleichlichen guten Angelköder. Ein beſonders guter Karpfenköder, an die Angel zu ſtecken, wird folgendergeſtalt zubereitet: Man nimmt nemlich einen Reiger, und zwar wo es mit Gelegenheit ſeyn kann, das Männlein, rupft ſolchen, zerhackt und zerſtößt ihn. Dieſen zerſtoſſenen Vogel thut man in ein Glas, und ſetzt es 14 Tage bis 3 Wochen in warmen Miſt, da denn das Fleiſch binnen ſolcher Zeit ganz verweſet, und ein öhlichtes Weſen hinterläßt. Wenn man nun dieſes Oel, oder öhlichte Subſtanz in dem Glaſe findet; ſo bindet man ſolches auf das allergenaueſte zu, und verwahret daſſelbe an einem nicht allzuwarmen Orte, damit er nicht evaporiren oder ausdünſten möge. Will man nun fiſchen; ſo kann man weiche Broſamen von weiſſem Brodte, auch geſtoſſenen Hanfſaamen nehmen, ſolche mit Reigeröl wohl unter einander mengen, kleine Kügelein 4 oder 6 Erbſen groß daraus machen; die Angelſchnur nahe bey der Angel damit beſtecken, und, wie ordentlich geſchiehet, damit angeln. Ein anderer guter Angelköder zum Karpfenfange iſt, wenn man ein Pfund Hanfſaamen, aus welchem ſchon das Oel gepreßt worden, nimmt, und dazu entweder 2 Unzen von einer Mumie, oder auch von ausgedorretem und an der Sonne gedreugten Menſchenfleiſche, oder auch nur Menſchenfett, 2 Unzen Schweineſchmalz, 2 Unzen Reitgeröl, 2 Unzen Honig, 1 Pfund Broſamen von altgebackenem weiſſen Brodte, und 4 Gran Bieſam, thut. Aus dieſer Maſſe knätet und macht man, nach voriger Manier, Kügelein, und wenn ſie etwa wegen allzuvieler Flüßigkeit nicht zuſammen halten wollten, darf nur noch mehr Hanfſaamen darunter genommen, und der Teig veſter gemacht werden. Die Unkoſten zu dieſem Köder ſind im geringſten nicht zu ſcheuen, indem die Karpfen, weil ſie ſolchen vor allen andern ungemein lieben, denſelben ſchon bezahlen werden. Auf andere Fiſche macht man die Köder zum Angeln noch auf verſchiedene Weiſe. Man nimmt nemlich Käſe und Würmlein, oder die kleinen Waſſerſchnecken, ſo bey dem Waſſerwohnen, und auch Häuslein auf ſich tragen, ingleichem das Gelbe von 3 Eyern; dieſe Stücke ſtößet man

man unter einander, als wie einen Teig, und mischet noch etwas Safran darunter. Wenn man denn angeln will, so stecket man davon einer Erbse groß an den Angel in einem reinen Tüchlein; oder es wird Hasenfleisch 10 oder 14 Tage in Honig gelegt, und hernach an die Angel geschlossen. Etliche nehmen auch Kichern und faulen Schafkäse, machen Kügelein daraus, und ziehen sie durch Lohröl, und stossen sie also an die Angel. An die Nachtschnüre werden auch Regenwürmer, Plötzen und andere dergleichen Köder gemacht. S. a. Angel, Angeln.

B) Die Köder, so zu denen Reussen, Hahmen und Garnen zu gebrauchen, sind unter andern folgende: Etliche nehmen Hauswurz, und thun solche hinein; oder sie binden eine von Bocksblut, Backofenleimen und Honig gemachte Kugel in einem Tüchlein in die Reussen; oder auch Weitzenkleyen 2 Theile, Honig 2 Theile, Gersten 1 Theil, und mit Wasser, so viel, als nöthig, Kugeln daraus gemacht, und da hinein gelegt, worinnen man gern Fische fangen will; oder man nimmt Gerstenmehl und Rindsleder, Bocksblut und Weinhefen unter einander gemischt. Etliche nehmen nur stinkende Ziegenmilch, oder auch Unschlitt von einem Bocke, gestossene Bohnen und Baldrian, zu Küchlein gemacht, und in die Reussen gethan, oder aber einen Löffel voll Reigerschmalz, und einen Löffel voll Honig zusammen wohl geprägelt, bis es zähe wird, sodenn noch etwas Safran darunter gethan, und in Reussen gehängt. Man schmieret auch Hände und Füsse damit, wenn man fischen gehet. Von andern werden auch Senfkörner, ein Fuß von einer Wiesel, der gelbe Saamen einer Rose, und rothe Schnecken zusammen in rindern Unschlitt geröstet, und in die Reussen, Hahmen, oder Garnsäcke gehänget. Wenn man den Geruch dieser Anköderung stärker machen will, so darf man nur stinkendes Aas dazu nehmen, sonderlich in denen Wassern, wo sich Barmen aufhalten, welche von diesem Köder den Geruch bekommen, und sich häufig einstellen werden. Wenn man viele Schmerlen, Gründeln oder andere kleine Fische fangen will; so darf man nur etliche Stücke Leinkuchen, welche von dem Leinöle übrig bleiben, in die Reussen, Hahmen, oder Garne thun, so werden sich darinnen sehr viele Fische von dergleichen kleinen Gattung fangen. Man kann auch zu einem guten Köder in die Reussen ein junges schwarzes Huhn nehmen, welches noch nicht geleget hat, solches ersticken, und sodenn, nachdem man ihm die Federn abgerupfet, mit rothen Schnecken so lange sieden lassen, bis sich die Beine selbst vom Fleische ablösen. Dieses Huhn, sammt aller Zugehör, wird in einen wohl vermachten Topf gethan, und acht Tage an die Sonne gestellet, wenn diese Zeit verflossen ist, kann man den Topf, eine halbe Stunde aufgemacht, wieder an die Luft bringen. Nach diesem nimmt man eine gute Hand voll wohlgesottener und verschäumter Gerste, und thut sie zu den andern Ingredienzien in den Topf, welche sich alsdenn mit einander

alſo verzehren, daß das Ueberbleibſel einem bloſen Teige gleich ſiehet. Dieſen Teig kann man in Reuſſen, Hahmen, u. d. g. ſtecken, da man mit Vergnügen erfahren wird, wie ſich die begierigen Fiſche eingeſtellet, und in ziemlicher Anzahl gefangen haben. Groſſe Brennneſſeln mit Hanfwurzſaft benetzet, in die Reuſſen gehängt, lockt die Fiſche auch häufig darein. Man nimmt auch Hanfſaamen, und ſchneidet die Köpflein ab, weil er noch in der Milch iſt; dieſer wird gedörret, klein zerſtoſſen, und in einem mit Harz und Wachs vermachten Glaſe zum Gebrauch aufbehalten. Hat man nun den Köder nöthig, ſo nimmt man ein halb Pfund gedörrten Rogen, von einer gebreugten Schleye, dieſen ſtößt man klein, und thut alsdenn ein Pfund rohen Speck dazu, welche 2. Stücke wohl mit einander temperirt, und vermiſchet werden müſſen; zu dieſen ſchüttet man von von dem Hanfpulver ſo viel, als zu einem Teige genug ſeyn mag. Von dieſem Teige nimmt man hernach ſo viel als nöthig, und hängt es in die Reuſſen, Hahmen ꝛc. Oder: Bärenſchmalz, Honig, Kühkoth, eine Hand voll Korn, ſolches zerlaſſen, unter einander gemenget, Küchlein daraus gemacht, und dürre werden laſſen, und ſolche in die Reuſſen ꝛc. gethan. Ein guter Köder wird auch aus Knoblauch, Wohlgemuth, Schafsfett, Thymian, dürren Rosmarin, Roſinen oder Weinbeerlein und Wein zubereitet, und wird eines jeden nach dem man deſſen viel oder wenig machen will, genommen. Dieſe jetzt benannte Stücke muß man alle wohl unter einander ſtoſſen, kleine Kugeln daraus machen, und in den Fluß, darinnen man fiſchen will, werfen. Folgender Köder, ob ſchon bey deſſen Zubereitung einiger Aberglaube mit unter zu lauffen ſcheinet, ſoll faſt alle Köder übertreffen: Man nimmt dazu Branteweinhefen, ſo bey dem erſten Brande aus einer neuen Branteweinblaſe, übrig und zurück geblieben, das Blut von einer ſchwarzen Ziege und Meel von Wintergerſte; dieſe drey Stücke muß man wohl unter einander miſchen, und mit einer Lauge von einer ſchwarzen Ziege wohl zerhacken. Wenn nun dieſe Stücke in das Waſſer mit der Angel, oder in der Reuſſe hineingelaſſen, oder aber blos in das Waſſer geworfen werden, und man gleich mit dem Wurfgarne dahinter drein iſt; ſo beſchließt man eine Menge groſſe und kleiner Fiſche. Es dienet auch nachfolgender Köder treflich hierzu: Wenn man nemlich vier Blätter Celtiſchen Spicanard, ein Blatt von Kalmuswurzelkraut, Selerie einer Bohnen groß, Kümmel, ſo viel als man mit 3 Fingern halten kann, und eine Hand voll Anis nimmt, und ſolche Species zu Pulver macht. Von dieſem Pulver ſtreuet man etwas auf wohlgereinigte und in einem kleinen Geſchirre wohl zerquetſchte Regenwürmer, und bereitet einen Köder daraus, welchen man ſodenn zu den Angeln, Garnen, Hahmen und Reuſſen gebrauchen kann. Viele Aale in Fiſchreuſſen zu fangen, nimmt man alten Fürnenſchmeer, thut es in eine Pfanne, rühret es mit wildem Münzkraute, thut es darnach in ein Tüchlein, und hänget es in die Reuſſen. Man kann auch

nur bloſſe Hefen von einem Weinſaffe nehmen, und in die Reuſſen thun; ſo gehen die Fiſche auch gerne hinein. Für die Krebſe ſind die Hinterviertel von geſtreiften Fröſchen, oder Fiſchgedärme in Honig geröſtet, ein ſehr guter Köder.

Köhler, ſ. Kohlenbrenner.

Köhlermeiſter, ſ. Kohlenbrenner.

Königlein, ſ. Zaunkönig.

Köpfen, heißt bey den groſſen Weidenbäumen die oben um den den Stamm herumſtehenden Zweige abhauen.

Körnen, Körren, Kirren, lat. Inescare, franz. *Embecquer*, heißt die Vögel, Fiſche, oder auch andere Thiere, durch Vorſtreuung allerhand dienlichen und ihnen angenehmen Futters an ſich locken. ſ. a. Aetzen, Köder, Lockvogel.

Körnerbaum, ſ. Corneelbaum.

Körrung der Fiſche, ſ. Köder.

Körren, ſ. Körnen.

Körrungen, ſ. Faſanerey.

Kötſcher, ſ. Retſchen.

Koffergarn, ſ. Sackgarn.

Kohle, lat. Carbo, franz. *Charbon*, iſt eine auf gewieſſe Art gebrannte, aber nicht zu Aſche verbrannte Materie. Die Materie aber, woraus man bishero Kohlen zu brennen gelernet hat, iſt dreyerley, und man hat daher auch dreyerley Kohlen, nämlich Steinkohlen, Torfkohlen und Holzkohlen. Von den letztern iſt hier die Rede. Eine ſolche Holzkohle iſt ein durchaus ſchwarzgebranntes Holz, ſehr zerbrechlich, hat noch die völlige Geſtalt des Holzes, daraus die Kohle gebrannt worden, und entzündet ſich ohne loderude Flamme, und ohne ſichtbaren Rauch vom Feuer. Iſt nur bloß die wäſſerichte und dünnere öhlichte Materie durch das Feuer aus dem Holze getrieben, der Theer und Pech aber zurücke geblieben; ſo nennet man ſolches einen Brand, von deſſen Nutzen und Verhältniß gegen die Kohlen ſ. Brand.

1) Wo Berg- und Hüttenwerke in ſtarkem Betriebe ſind, wo man aus einer Forſt Städte und Länder mit Kohlen verſehen muß, da iſt das Kohlenweſen beym Forſthaushalt eines von den wichtigſten Stücken. Wie nun ein Forſtverſtändiger wiſſen muß, das Holz am höchſten zu nutzen; alſo hat er vornehmlich auf ſolche Nutzungen zu ſehen, die ſich in dem Bezirke der ihm anvertrauten Forſten bewerkſtelligen laſſen, und dahin gehöret das Kohlenweſen. Ich mag ein Holz in der Luft ſo trocken werden, wie möglich iſt; ſo behält es allezeit einen ſo groſſen Theil wäſſerichter Feuchtigkeit in ſich, daß kein heftiges Schmelzfeuer damit kann unterhalten werden. Nirgends iſt dieſes deutlicher zu ſehen, als auf den Glas- und Spiegelhütten. So oft man mit Holze zuſchüret, ob es gleich lange Zeit in der gröſten Sonnenhitze gelegen hat, und von der trockenſten Luft durchſtrichen iſt; ſo bemerkt man dennoch, daß ſofort die Hitze in dieſen Oefen einige Minuten lang nachgiebet. Man hat, dieſes zu vermeiden, in den Glashütten gewieſſe Oefen erfunden,

welche man Scheitöfen nennet, deren oberstes Gewölbe mit dem Holze angefüllet wird, das man zum Schmelzen des Glasgemenges brauchen will. Im untern Theil des Ofens macht man ein mattes Feuer, mit Hecke, Zacken oder anderm knorrichten und ungleichen Holze, welches man zur Feuerung bey den Glashütten nicht brauchen kann. Das Feuer, so aus dem untern Gewölbe in das obere schlägt, muß nur so stark seyn, daß es das lange Scheitholz, womit der Schmelzofen gefeuert werden soll, ansenget, und branddürre macht; oder man leget das zum nächsten Gebrauche bestimmte Holz solchergestalt über die Schmelzofen, daß es von der herum schlagenden Hitze angesenget wird. Durch dieses angesengte Holz oder Brände kann man mit grosser Ersparung des Holzes und in viel kürzerer Zeit ein weit grösseres Schmelzfeuer mit streichender Flamme machen, als mit dem trockensten, jedoch unangesengten Holze, möglich ist. Nur bedarf Handgriff ist bey Feuerarbeiten zu beobachten, wo streichendes Flammenfeuer eine heftige Wirkung thun soll. Durch sichere Erfahrung hat sich ergeben, daß man auf diese Weise, wenigstens ein Drittheil des Holzes bey solchen Werken ersparen könne.

2) Das Holz kann zwar zu einer Kohle gebrannt werden, man mag das Feuer anbringen, auf was Weise man will, wenn es nur stark genug ist, und dabey der freye Zugang der Luft entweder gänzlich, oder doch zeitig genug, und gehörig abgehalten wird, damit das Holz nicht zu stark angegriffen werde, oder gar in Asche zerfalle; dennoch aber ist die Güte der Kohlen gar sehr verschieden, nachdem das Feuer angebracht, und nachdem die Stärke und Dauer desselben regieret worden. Die Güte der Kohlen wird beurtheilet, aus dem Gebrauche derselben, nachdem ein scharfes, gelindes, schnelles, langsames, oder anhaltendes Feuer zu dem vorgesetzten Endzweck vonnöthen ist. Diesen Endzweck zu erhalten, muß nicht allein die gehörige Gattung Holz ausgesuchet, sondern auch auf die Regierung des Feuers und andere Umstände gesehen werden. S. Kohlenbrennen, Meuler.

3) Die Kohlen, welche gebrannt sind, und aus dem Miehler kommen, sind nicht nur bey verschiedenem Holze von verschiedener Grösse, sondern wenn auch das Holz von einerley Stärke ist, findet sich doch ein Unterschied darunter: Nemlich alle Kohlen, die am Quandel stehen, das Holz sey schwach oder stark, fallen klein aus, weil solche beym Anstecken des Miehlers von dem starken, einige Stunden anhaltenden Feuer zu heftig angegriffen, auch beym Fällen zerstossen werden. Man nennet daher alle kleine im Miehler zwischen den stärkern vorfallende Kohlen mit dem gemeinen Namen Quandel, und ist nur der Unterschied darunter, daß die im Mittel oder Quandel der Miehlers vorfallende kleine Kohlen leichter sind, als die übrigen, welche von dem kleinen Holze erfolgen, das zum Ausstümpeln gebraucht ist. Wo ein Miehler auch ausser dem

dem Mittel gefället wird, da entstehet allezeit Quandel, das Holz mag so stark seyn, als es will, und je öfter gefället wird, je mehr kleine Kohlen oder Quandel erfolgen. Nach Verschiedenheit der Holzgattungen, sind auch die Kohlen verschieden, als: Tannen, Fichten, Espen, Söhlweiden, Linden, Quitschen ꝛc. geben gar leichte und mürbe Kohlen, welche in starkem Feuer nicht lange anhalten; unter diesen geben die Tannen und Fichten, ob sie zwar im Feuer nicht lange anhalten, dennoch eine grosse und schnelle Hitze. Die übrigen geben eine solche scharfe Hitze nicht, und taugen absonderlich, wenn das Holz alt und stark geworden, vor kein sehr heftiges Gebläse; so daß auch die alten Espenkohlen vor selbigen sich, gleich denen Schwammkohlen, schwarz blasen, und wieder aus dem Ofen kommen, wie sie aufgegeben worden. Birken, Ellern, Ahorn, Lehnen, Ilmen, Eschen u. s. w, sind von mittlerer Güte und Härte, und geben ein länger anhaltendes, auch stärkeres Feuer, als die vorigen. Hainbüchen, Rothbüchen und Eichen geben unter allen das stärkste und dauerhafteste Feuer, jedoch die letzten nur von dem Gebläse. Hat ein Holz lange an der Witterung gelegen, so werden die Kohlen gleichfalls schlechter, als wenn es bald, nachdem es etwas ausgetrocknet ist, verkohlet wird. Im ersten Falle erfolgen dem Maaße nach viele, aber schlechte, im letzten weniger, aber weit bessere Kohlen. Birken, Rothbüchen und Ellernholz muß, so bald es trocken ist, verkohlet werden, und kann die Witterung am wenigsten vertragen; dagegen Eichen, Weißbüchen, Ilmen, u. s. w. von längerer Dauer sind. Eine gute Kohle in ihrer Art wird erkannt, wenn die noch etwan daran befindliche Borke hin und wieder gleichsam zusammen gesintert scheint, mit blauken stahlblauen Flecken, wenn sie hart und klingend ist, welches man im Einfüllen oder ausstürzen, auch durch gelindes Anschlagen bemerket. Dieses zeiget die gehörige Härte und Vestigkeit an: daher muß sie auch die Hände nicht gleich schwärzen, und wenn sie nicht allzuweit auf rauhen Wegen gefahren wird, die scharfen Ecken nicht verlieren, und also nicht vielen Abgang leiden; wenn sie endlich eine ziemliche Schwere hat, und im Bruche glänzend ist. Nach einer so gut gerathenen Verkohlung kommen dergleichen Kohlen meistens in Gestalt der Klüfte und Knüppel aus dem Miehler, die das Holz gehabt hat. Ist eine Kohle mürbe und staubicht anzusehen, schwärzet sie die Hände, ist sie leicht, nicht klingend, nicht blank; so hat entweder das Holz nicht getaugt, oder es sind bey der Verkohlung Fehler begangen worden. Es ist ein richtiges Kennzeichen, daß eine Auskohlung auch dem Maaße nach, so gut gerathen seye, als es seyn muß, wenn die Kohlen ihre gehörige Güte haben. Es mag beym Verkohlen ein Versehen begangen worden seyn, welches es wolle; so leidet die Güte allemal, nicht aber allemal die Maaß oder Fuderzahl. Auf was Art nun in Absicht auf die Stärke und Dauer des Feuers das Kohlenholz oder die Kohlen

zu sortiren sind, solches muß durch den Gebrauch bestimmet werden. Z. Ex. zu allen leichtflüßigen Metallen, als Zinn und Bley, absonderlich wenn solche im offenen Feuer sollen geschmolzen werden, dienet vorzüglich eine leichte Kohle; die strengen bringen Verlust. Am schädlichsten sind dabey die Eichenkohlen. Die strengen und harten Kohlen dienen hingegen besser, strengflüßige Metalle in den Oefen zu schmelzen, als Eisen und Kupfer. Kohlen von mittelmäßiger Härte können allenfalls zu beyden gebraucht werden. Ein jeder siehet leicht, daß Kohlen von altem verlegenem hartem Holze, oder, wenn solche nicht gut gemacht, sondern beym Verkohlen und Abkühlen durch allzulange anhaltendes oder zu starkes Feuer, oder durch andere Fehler verdorben sind, als Kohlen von leichtem Holze können angesehen werden; dahergegen Kohlen von weichem Holze, wenn es gesund ist, und die Verkohlung gut geräth, im Nothfalle an statt der harten zu gebrauchen stehen. Man hat aber keinesweges nöthig, um leichte, und weiche Kohlen zu erhalten, ein gutes hartes Kohlholz zu verderben, da es selten an weichen und leichten Holzsorten fehlt, indem selbige von selbsten in denen Forsten häufiger, als nöthig ist, hervorzukommen pflegen. Sollte aber ja daran Mangel seyn; so läßt sich durch unschädliche Handgriffe die Strenge der Kohlen aus harten Holzsorten mäßigen, so wie man durch gegenseitiges Verfahren aus leichten Sorten eine ziemlich veste Kohle erhalten, und dadurch dem Mangel, ob zwar nicht gänzlich, doch guten Theils abhelfen kann. Es wird dienlich seyn, dieses durch ein Exempel zu erläutern. Bey den Eisenhütten sind harte und weiche Kohlen nöthig. Die harten sind beym Verblasen des Eisensteins in den hohen oder Blauofen am vortheilhaftesten; die weichen bey dem Frischfeuer am dienlichsten. Gesetzt, daß bey dem Werke nichts als hartes Holz vorfiele, so lasse man solches, so viel möglich, in der Witterung austrocknen, und beym Verkohlen den Miehler, da gewöhnlich 12 bis 14 Tage genug sind, 4 Wochen sehr langsam und gelinde rauchen; so bekömmt man ein Viertel oder ein Fünftel Kohlen mehr, als gewöhnlich. Es sind aber solche dagegen um so viel leichter, und können ziemlicher Maßen den Mangel der Tannen und andrer weichen Kohlen, beym Frischfeuer ersetzen. Auch ist eine Art des harten Holzes vorzüglicher zu wählen, als die andere. So ist das Rothbuchenholz zum Gebrauch vor die Frischfeuer besser, als Hainbuchen, und dieses wieder besser als Eichen u. s. w. Da auch bey sehr stürmischem, bey sehr trockenem, oder stark anhaltendem Regenwetter die Kohlen leichter ausfallen, als bey gemäßigter Witterung; so kann man die im ersten Falle erfolgende Kohlen, bey dem Frischfeuer vorzüglich nehmen. Wie die Kohlen in Ansehung der Gröſſe zu sortiren, solches muß gleichfalls der Gebrauch lehren. So werden im obigen Exempel zu Schmelzung oder Verblasung des Eisensteins in hohen und Blauofen grobe und Mittelkohlen untereinander gemenget, niemals aber,

aber, als nur in dem Falle, da es an Mittelkohlen fehlt, kleine gebraucht. Alsdenn setzt man den vierten Theil Quandel zuletzt auf jede Gicht, damit der klein gepuchte Eisenstein nicht durch die weiten Zwischenräume der groben Kohlen lauffen, und sich der Wirkung des Feuers zu frühzeitig entziehen, vor der Forme zusammenhäuffen, und das Gebläse gar ersticken könne. Bey den Frischfeuern gebraucht man gleichfalls grobe und Mittelkohlen, weil sonst das Gebläse nicht durchkommen und dem rohen Eisen die gehörige Saare geben kann. Nur etwas Quandel giebt man darauf, um das Feuer zusammen zu halten. Dahergegen gebraucht man bey den kleinen Zehntfeuern kleine Kohlen, oder Quandel, wie auch zum Rösten des Eisensteins, und ist hieraus zu ersehen, wie man den Grund zu Sortirung der Kohlen, sowohl in Ansehung ihrer innern Beschaffenheit, als Grösse anstellen müsse.

Wie die übrige Behandlung der Kohlen beym Aufladen, Abfahren und Abladen anzustellen, dieses soll in kurze Regeln gefaßt werden: Da die Kohlen, sie mögen in ihrer Art so vest seyn, als möglich, allemal zerbrechlich, und durch eine geringe Gewalt zu zermalmen sind; so ist nöthig, solche bey aller Behandlung, so viel thunlich, zusammen zu halten, damit sie nicht zertretten, oder entzwey gefahren werden; das Einfüllen in die Maaße und Ausstürzen muß gleichfalls sehr gemachsam geschehen. Man hat aus der Erfahrung, daß auch bey sorgfältigem Ummessen der Kohlen, $\frac{1}{20}$ und auch $\frac{1}{15}$ verlohren gehet, und ist deswegen das Ummessen, und Hin- und Hertragen der Kohlen, so viel möglich, zu vermeiden, auch bey grossen Hüttenwerken kein geringer Vortheil, wenn die Kohlenanlieferung, so viel es die Umstände leiden wollen, dergestalt eingetheilet wird, daß während der Kohlungszeit beständig so viel angeliefert werden, als zum Betriebe des Werkes erforderlich ist, damit man nicht ohne Noth solche in die Schuppen tragen, und wieder heraus holen müsse. Geflochtene Kohlenkörbe sind auf Karren und Wägen besser, als die von Brettern zusammen geschlagen sind, weil diese im Fahren stärker prellen, und dannenhero vieles von denen Kohlen zu Pulver zermalmen. Das Fahren der Kohlen muß vornemlich auf ungleichen Wegen langsam geschehen, damit das Stossen, als wodurch vieles an Kohlen verlohren geht, vermieden werde. Karren sind besser, als Wagen, wenn langsam gefahren wird, absonderlich auf solchen Wagen, wo es Schlaglöcher giebt. Wenn der Fuhrmann auch sehr langsam fährt, so verzerren sich dennoch die Körbe, wenn ein Vorder- und ein gegenüberstehendes Hinterrad zugleich in ein Schlagloch tretten, und die Kohlen werden gleichsam zerrieben. Da es nicht gänzlich zu vermeiden stehet, daß nicht bisweilen Feuer mit eingeladen werden sollte; so muß der Fuhrmann, zumal wenn der Weg durch Tannen- oder Kiefernörter geht, ein Gefäß mit Wasser an den Wagen hängen, weil oft nicht

nicht nur der Wagen, sondern auch ganze Forstörter dadurch in Brand gerathen sind. Hat das Feuer schon so weit überhand genommen, daß es mit dem wenigen Wasser nicht zu löschen steht; so muß er die Kohlen abstürzen, und mit Erde bewerfen. Wenn stark beregnete Kohlen in die Schuppen gebracht werden, verlieren sie in kurzer Zeit vieles an ihrer Güte, werden mürbe und kraftlos. Am besten ist es, man verbrauche solche aufs eheste, und wenn dieses nicht geschehen kann, müssen sie so gelegt werden, daß man ihrer bey der ersten Gelegenheit habhaft werden könne. Stürzet man nasse Kohlen zwischen trockene; so verderben diese mit, indem sie die Feuchtigkeit von jenen an sich ziehen. Wenn alle bisher erwähnte Vortheile beym Aufladen, Abfahren und anderer Behandlung der Kohlen in Acht genommen werden; so kann man bey Hüttenwerken, oder wo zu anderm Endzweck viele Kohlen gebraucht werden, wenigstens die Hälfte am Holze ersparen, welches bey weitläuftigen Haushaltungen ein Artikel von grosser Wichtigkeit ist.

4) Die Kohlen werden am besten in Schuppen verwahret, die nur leicht mit Brettern beschlagen werden müssen. Diese Bretter heftet man mit kurzen Nägeln auf, und befestiget solche oben, in der Mitte, und unten, durch starke quer vorgelegte Lattenknüppel, vermittelst eiserner Krampen oder Klammern, welche an beyden Enden der Knüppel in die Ständer getrieben werden. Ein solcher Schuppen muß nicht über 20 bis 30 Fuß breit, kann aber so lang seyn, als es die Menge der Kohlen erfordert. Sowohl unten, als auch oben im Dache, müssen alle 30 Fuß weit voneinander Thüren seyn, zu deren obersten ein so flach liegendes Gebrücke geht, daß die Kohlen bequem hinauf getragen werden können. Der Boden der Kohlenschuppe wird so hoch mit Steinen oder noch besser mit Schlacken verfüllet, daß die Feuchtigkeit aus der Erde die untersten Kohlen nicht verderben kann. Die Höhe einer solchen Schuppe bis unter das Dach, soll nicht über 16 Fuß seyn. Das Anfüllen einer Schuppe geschiehet folgender Gestalt: zu erst werden die Räume zwischen den untersten Thüren, auch an den Giebelseiten, so hoch angefüllet, als sich will thun lassen, wobey wohl zu merken, daß sowohl beym Ein- als Heraustragen die Kohlen nicht unmittelbar dürfen betretten, sondern, um das Zermalmen der Kohlen zu verhüten, Bretter auf selbige gelegt werden müssen: kann man nun nicht höher kommen; so werden die untersten Thüren mit kurzen quer vorgelegten Brettern inwendig zugelegt, und durch die obern Thüren der übrige Raum bis unter das Dach voll gestürzt. Die Harken, oder Rechen, womit man die Kohlen in die Füllfässer zieht, müssen keine eiserne, sondern hölzerne Zähne haben, damit die Kohlen nicht zerrissen werden. In solchen Schuppen bleiben die Kohlen viele Jahre gut. Wird zum Unglück verborgenes Feuer mit hineingetragen, welches sich nicht selten

selten ereignet; so läßt sich ein solcher Schuppen in der Geschwindigkeit durch Losreissung der Klammern und Bretter aufmachen, da denn die in Brand gerathene Kohlen vermittelst langer, oft mit Wasser zu begiessender Harcken heraus gezogen, mit Wasser gelöscht, oder, wenn das Feuer zu sehr überhand genommen, mit Erde beworfen werden können. In gemauerten Schuppen halten sich die Kohlen nicht so lange gut, weil das Gemäure bey abwechselnder Kälte und Wärme schwitzt, und also die Kohlen feucht macht: auch kann das Feuer, wenn es darinnen nur etwas überhand genommen, nicht gelöschet werden.

In einigen Ländern stürzet man die Kohlen, in grössern Hauffen, unter freyem Himmel, woselbst sie aber in kurzem ihre Güte verlieren, weil, wie schon gesagt, die Kohlen keine Nässe auf eine lange Zeit vertragen können. Denn ob zwar eine Kohle in etlichen hundert Jahren nicht verrottet; so wird sie doch gar bald von der Nässe mürbe. Ist man ja genöthiget, die Kohlen unter freyem Himmel zu lassen, dergleichen Fälle sich bey grossen Trockenissen und Windfällen ereignen können, so bringt man solche in nicht gar zu grosse kegelförmige Hauffen, gleich denen, welche der Landmann, aus Mangel genugsamen Raumes in den Scheuren, unter freyem Himmel von denen Korngarben zu machen pflegt, dergestalt, daß die gröbsten oder Lesekohlen auswendig ordentlich, gleich einer runden Wand von Malterholze gelegt werden, welches leicht ist, da bey gehöriger Verkohlung und vorsichtigem Heraulangen der Kohlen, ein grosser Theil die Forme des Holzes behält; die kleinern Kohlen stürzet man in dieses runde Behältniß, bedeckt solches von oben herunter, bis zur Hälfte mit Baumrinden, Gölster, Fahrenkraut, Stroh, oder was man sonst haben kann. Ist der Boden, worauf solche Hauffen stehen, trocken, und etwas erhaben; so bleiben die Kohlen darinnen so gut, als in einem Schuppen. Kohlen, welche eine Zeitlang trocken aufbehalten werden, thun im Feuer stärkere Wirkung, als welche ganz frisch aus dem Miehler aufs Feuer kommen; wiewohl solche einen merklichen Abgang, durch das Einfällen und Ausstürzen leiden, wodurch dasjenige wieder, und noch mehr, verlohren geht, was sie an der Güte zunehmen. Es bleibt also bey Hüttenwerken allezeit vortheilhaftig, so viel möglich, die abgeladenen Kohlen gleich zu gebrauchen. Daß die Kohlen, wenn sie einige Zeit gelegen haben, eine stärkere und und anhaltendere Wirkung im Feuer thun, rühret von der wenigen Feuchtigkeit her, welche sie aus der Luft an sich ziehen. Denn ob zwar zu viele Feuchtigkeit, dergleichem im rohen Holze, auch in den Bränden annoch befindlich, den höchsten Grad des Feuers verhindert; so kann solcher auch ohne alle Feuchtigkeit, davon die frisch aus dem Miehler kommenden Kohlen nichts mehr an sich haben, nicht hervorbracht werden. Daß diese Verbesserung der Kohlen vom Salpeter herrühren sollte, den die Kohlen

Kohlen aus der Luft annehmen, iſt ganz und gar unerweißlich.

5) Löſch- oder Backofens Kohlen ſind bey den Köhlern nur ein Spottname, und werden alle leichte, vom Feuer ausgezehrte, und alſo verdorbene Kohlen damit belegt, weil ſolche eine Aehnlichkeit mit denjenigen haben, welche in Back- und Brauhäuſern, nachdem das Holz mit heller Flamme ſeinen Dienſt gethan hat, aus dem Feuer gezogen, und mit Waſſer gelöſchet werden. Bey allen Verſuchen, die mit Verkohlung des Holzes angeſtellet werden, kann zu einer ſichern Regel dienen, daß alles Holz, was die helle Flamme gefaßt hat, was zu lange im Feuer, auch in gehörig gemäßigtem Feuer zu lange gelegen, in ſeiner Art ſchlechte Kohlen giebt. Von Grubenkohlen ſ. Stockkohlen.

Kohlenbrennen, Holzverkohlen, heißt, wenn durch die Gewalt des Feuers alle wäſſerichte und öhlichte Materie, endlich alles Pech und Theer aus dem Holze getrieben wird, und nur allein diejenige feuerfangende Materie zurücke bleibt, welche mit den feuerbeſtändigen erdigten Theilen veſt verbunden iſt. Da das Verkohlen des Holzes auf gar verſchiedene Weiſe geſchehen kann; ſo ſollen hier nur die vortheilhafteſten beſchrieben werden, welche ſich ins Groſſe, mit mäßigen Koſten, und dem beſten Erfolge bewerkſtelligen laſſen. Es wird dazu eine ſolche Veranſtaltung erfordert, daß man eine groſſe Quantität Holz dergeſtalt anzünden kann, daß das Feuer durchgängig ſeine Wirkung thun, dabey jedoch dergeſtalt geſchloſſen, eingeſchränkt, und regieret werden kann, daß weder zu viel, noch zu wenig von der feuerfangenden Materie ſich zerſtreue. Alle übrigen Methoden gehören eigentlich zu den chymiſchen Verſuchen, von welchen hier zu handeln die Abſicht nicht iſt. Der ganze Proceß dieſes wichtigen Geſchäftes kommt auf folgende Punkte an:

1) Vor allen Dingen muß ein bequemer Platz zum Verkohlen gewählet werden; wie dieſer beſchaffen ſeyn müſſe, davon ſ. Kohlſtätte.

2) Iſt der Platz da und zugerichtet; ſo kommt ſehr vieles darauf an, daß das Holz, welches darauf verkohlet werden ſolle, recht auf dieſem Platze gerichtet, und der ſogenannte Meuler gemachet werde. ſ. Meuler.

3) Was das Verkohlen des Holzes ſelbſt anbetrift; ſo ſind 3 Stücke mit vieler Sorgfalt zu behandeln: das Anſtecken des Meulers, die Regierung des Feuers, und das Abkühlen des Meulers.

a) Das Anſtecken des Meulers geſchiehet auf folgende Art: Man nimmt die Zündſtange, welche vorne geſpalten, ſteckt einen mit Harz beſtrichenen Lappen, oder aber die weiſſen äuſſerſten Rinden vom Birkenholze, welche man Tabert nennt, und eine ſehr heftige und helle Flamme geben, darzwiſchen, zündet ſolche an, fähret damit durchs Zündloch bis an den

Quan-

Quandel, läſſet ſie ſo lange darinnen ſtecken, bis der aus dem Miehler hervorbrechende dicke Dampf anzeiget, daß die an den Quandel geſetzten Späne und Brände gehörig Feuer gefangen. Man kann durch das Zündloch wahrnehmen, ob die zwiſchen den Quandelſtangen gelegten Späne hinlänglich in Brand gerathen ſind, oder nicht. So bald dieſes geſchehen, wird die Zündſtange herausgezogen; alsdenn iſt erſtlich das Zündloch zu bewerfen, wodurch verhütet wird, daß der ſtärkere Zugang der Luft durch daſſelbe das Feuer nicht gleich anfangs nach einer Seite ziehe. Der erſte Dampf, welcher durchbricht, iſt weißgrau und wäſſericht, gleich den Broden von einer ſtark ſiedenden Braupfanne; nach einiger Zeit verändert ſich dieſe Farbe in eine gelbliche, und fängt erſtlich unter der beworfenen Haube, und ſo ferner an der Mittelſchicht herunter, an, die Decke gleichfalls zu färben, und ſelbige zu erhitzen, ſo, daß man die Hand kaum daran leiden kann; ſolches nennet man die Böbung. Iſt nun zu gleicher Zeit ſtilles Wetter; ſo ſteigt der heiſſe Rauch nicht mehr zerſtreut, und umherflackernd, ſondern gerade in die Höhe. Dieſes iſt ein Zeichen, daß das Feuer das Holz gehörig angegriffen hat, und nun iſt es Zeit, mit fernerm Bewerfen des Miehlers fortzufahren, jedoch dergeſtalt, daß es mit der am Rande der Kohlſtätte vertheilten Erde und Stübbe nur plätzlich, und locker geſchehe, und hin und wieder Oefnungen bleiben. Dieſe Vorſicht iſt überaus nöthig; denn wenn der Miehler gar zu frühzeitig dicht beworfen wird; ſo kann der wilde eingeſchloſſene Dampf, welcher nicht allein von wäßriger, ſondern auch feuerfangender Art iſt, keinen hinlänglichen Ausgang nehmen; er ſammelt und entzündet ſich oft mit ſolchem Ungeſtümm, daß er nicht allein die Decke erſchüttert, ſondern ſolche gar ab, und unterweilen den ganzen Miehler mit einem dumpfigten Knalle über den Hauffen wirft. Die Köhler nennen ſolches: der Miehler ſchürte ſich. Dieſes Bewerfen, welches geſchieht, nachdem der Miehler angeſteckt worden, muß bey ganz ſtillem Wetter, und umher gleichförmig geſchehen; bey windigem Wetter aber vornemlich von der Windſeite; liegt aber die Kohlenſtätte unmittelbar an einem Thale, woher die Luft den ſtärkſten Zug nimmt; ſo muß damit von der Thalſeite angefangen werden, weil die durchſtreichende Luft leicht eine Entzündung des feuerfangenden Dampfes verurſachet.

Dieſe Sätze, auch welche ſehr vieles ankömmt, müſſen etwas weiter erklärt und erläutert werden. Es muß nemlich das am Quandel überhandnehmende Feuer nicht mit einmal gedämpft, ſondern nach und nach gemäßiget werden, wobey ſich auch der feuerfangende Dampf nach und nach verzieht, indem der Köhler den Miehler anfangs nur hin und wieder, nachher bey ſtillem Wetter, und wenn rund umher der Zug der Luft gleich iſt, in gleichen Zirkeln um die Quandelſtange bewirkt, damit ſich nicht das Feuer auf die Seite; wo der Miehler weniger dichte beworfen

iſt,

ist, hinziehe. Ist aber windiges Wetter; so bewirft er den Miehler gegen den Wind um ein merkliches dicker, sonst giebt sich das Feuer nach der Windseite. Liegt hingegen die Kohlstätte unmittelbar an einem Thale; so muß bey stillem Wetter das Bewerfen an der Thalseite dicker geschehen; widrigenfalls giebt sich das Feuer zu frühzeitig und zu stark dahin. Es ist eine Regel ohne Ausnahme: woher die Luft am stärksten zieht, da muß der Miehler am dicksten und dichtesten beworfen werden, und da muß auch von dem stärksten Holze das meiste zu stehen kommen. Endlich fängt der Köhler an, von oben herunter die annoch offene Plätze nach und nach völlig zu bewerfen, und immer dichter zu machen, bis nur ein hellgrauer wässerichter Rauch hervorbricht, an dem man nur nahe bey dem Ausbruche eine lichte kaum merkliche braune Farbe wahrnehmen kann; da alsdenn die aufgeworfene Erde und Stübbe rund umher mit der Klopfstange, vornemlich auf dem Kopfe und an der Mittelschichte, dichte geschlagen, auch bey sehr trockenem Wetter gehörig angefeuchtet wird. Damit aber das Feuer nicht gar ausgedämpfet werde; so sticht man nach Ablauf einer oder etlicher Stunden mit dem Stiele der Stechschaufel Oefnungen im Durchschnitte ein, bis anderthalb Zoll weit, unter der Haube rund um den Miehler, wodurch ein sanfter Zug entstehet, welcher macht, daß die Haube gut ankohlt. Bricht aus diesen Löchern, welche man Räumer nennet, ein dunkelrother oder brauner Dampf hervor; so ist es ein Zeichen, daß diese Räume zu früh gestochen sind, und müssen sie alsdenn, jedoch nur ganz locker, zugemacht werden. Ist aber der Dampf weißgrau, oder doch nur gar wenig gelbfallend; so hat man die rechte Zeit getroffen.

Zur Erläuterung, sowohl des vorhergehenden, als nachfolgendem kann nachstehende Erfahrung dienen: Wenn Holz, oder eine andere feuerfangende Materie, so weitläuftig auseinander stehet oder lieget, daß die Luft frey hinzudringen, und der Rauch ungehindert seinen Ausgang nehmen kann; so zieht sich das Feuer am heftigsten und geschwindesten mit dem Winde fort; ist hingegen solche so dicht zusammengelegt, daß die Luft keinen freyen Durchgang folglich auch der Rauch oder Dampf keinen freyen Ausgang hat; so erstickt solcher, indem er auf gewisse Maaße eingeschlossen ist, und durch die Luft nur sehr langsam fortbewegt wird, das Feuer dahinwärts, wohin die Luft ziehet; gegen den Wind aber brennt es mit einer hellen Flamme fort. In den Schmelzöfen kann man dieses am deutlichsten wahrnehmen. Man fülle einen solchen halb mit Kohlen, auf diese lege man Feuer, hierauf wieder Kohlen, bis der Ofen voll ist; so wird das Feuer gar bald gegen den Rost oder Gebläse, woher der Wind seinen Zug hat, niederbrennen, da noch lange nachher die obersten Kohlen schwarz bleiben, und wenn sie endlich auch in Brand gerathen; so bleibt doch das Feuer allezeit

matt,

matt, und dieſes um ſo viel mehr, je höher der Ofen iſt, und je kleiner die Kohlen, folglich auch die Zwiſchenräume ſind. Noch iſt bey dem Anſtecken eines Miehlers zu bemerken, daß ſolches gewöhnlichermaſſen am beſten einige Stunden vor Sonnen Aufgang geſchehe, beſonders bey ſehr heiſſer und trockener Witterung, da denn in der kühlen Morgenluft und gemeiniglich ſtillen Frühſtunden, das Feuer friſch und gleichförmig um ſich greift, ſo, daß man nach wenig Stunden, den Miehler völlig bewerken kann; wartet man dagegen, bis die Sonne hoch geſtiegen und die Hitze in der Luft überhand genommen hat; ſo gehet das Feuer matt und ungleich auf, der Rauch ſteigt nicht ſo friſch in die Höhe, und will nicht aus dem Miehler, erſticket auch wohl gar das Feuer, ob man ihn gleich viele Stunden unbeworfen gelaſſen, welches ſich nicht ſelten beym Fichtenholze, das einen Ueberfluß an Harze hat, und deswegen einen ſchweren dicken Dampf giebt, ereignet. Bey gar zu ſtürmiſchem Wetter, zumalen wenn ein groſſer Regen dabey iſt, muß gar nicht angeſtecket, ſondern eine erträglichere Witterung abgewartet werden, weil ſich beym Regenwetter gar kein Feuer beobachten läßt, noch ſolches gehörig regieret werden kann.

b) Nachdem der Miehler angeſtecket worden, wird eine ſorgfältige Regierung des Feuers erfordert. In dieſer Abſicht muß man wohl Acht haben, daß dem Miehler niemals zu viel Luft gelaſſen werde, und das Feuer darinnen nicht zu ſehr überhand nehmen. Man bemerket dieſes, wenn der hellgraue wäſſerigte Dampf eine gelbe oder röthlichte Farbe bekömmt, in welchem Falle nicht allein viel Holz vom Feuer verzehrt wird, ſondern auch die übrige Kohlen, an ſtatt der ſchwarzen, eine braune Farbe bekommen, leicht, mürbe, oder, wie der Köhler ſagt, zundricht, und wenn das Holz ſtark iſt, ſchiefricht werden, auch wohl gar in dünne Schiefern zerfallen. Der Dampf muß hellgrau ſeyn, gleich dem, welcher vom kochenden Waſſer entſteht. So bald dieſer Dampf anfängt dünner zu werden, und ſeine graue Farbe, in eine lichtblaulichte zu verändern; ſo müſſen die Räume tiefer geſtochen, die obern aber gänzlich verſtopft werden. Dieſe Räume oder Oeffnungen, welche der Köhler ſticht, ſind eigentlich die Regiſter, wodurch er das Feuer regieret; wo er ſolche öfnet, da ziehet ſich das Feuer hin, und verſtärket ſich; es vermindert ſich aber, oder giebt ſich von dem Orte weg, wo er ſolche verſtopfet.

Es iſt oben geſagt worden, daß im Mittel des Miehlers, oder am Quandel zwiſchen denen beyden daſelbſt geſetzten Stangen, Splittern von trockenem Holze, oder Brände gelegt, zu ſolche das ſchwächſte und dürreſte Holz geſetzt, und nachdem der Miehler daſelbſt angezündet worden, der Luft eine geraume Zeitlang ein Zugang verſtattet werde, damit der Miehler in hinlänglichen Brand gerathe. Hieraus iſt leicht begreiflich, daß das daſelbſt ge-

setzte schwache und trockne Holz in kurzer Zeit gröstentheils verzehret werde, und also daselbst ein leerer Raum entstehen müsse. Man bemerkt solches, wenn der Kopf am Miehler sich etwas senket, und sollte auch dies wegen der starken Wiederlage der Kniese in der Mittelschicht nicht geschehen; so kann man ohnehin versichert seyn, daß eine solche Hölung durch das Feuer unten am Quandel verursacht worden, und daß daselbst das Feuer viel stärker um sich gegriffen habe, als den Kohlen zuträglich ist; damit nun aber das Feuer nicht zu sehr überhand nehme; so muß der leere Raum wieder mit Holze angefüllet werden, wobey folgende Handgriffe zu bemerken sind:

Erstlich stopft der Köhler alle Räume, wenn deren bereits einige sollten geöfnet seyn, zu, und wenn die Erde oder Stübbe, womit der Miehler beworfen, sehr trocken ist, wird solche mit Wasser befeuchtet; sodann legt er so viel Holz, als zwey oder drey Malter betragen, von allerhand Länge und Stärke, wie auch etwas Hecke und ausgestochene Rasen in Bereitschaft, giebt sich vermittelst des Steges auf die Haube, wobey er sich jedoch zu hüten hat, daß er nicht zu nahe an die Spitze derselben komme, weil er sonst Gefahr läuft, daß das daselbst, so zu sagen, nur schwebende Holz nachgeben, er in die Hölung stürzen, und lebendig verbrennen könnte; feget hierauf mit einem Besen die Stübbe, Erde und Decke, was mit der Miehler beworfen worden, weg, stoßt mit einer, wenigstens 15 Fuß langen Füllstange das Holz nieder, läffet sich durch die Knechte erstlich lange und starke Klüfte zureichen, welche er nach der Länge in die Hölung wirft, und wenn solche bald voll, und die annoch leeren Zwischenräume, so viel sich vor dem Feuer und Dampfe wahrnehmen läßt, mit kurzem Holze ausgefüllet worden; so schlägt er die Klüfte mit dem grossen hölzernen Wahrhammer nieder, füllet das übrige mit kurzen Knüppeln und Klötzen so dichte voll, als möglich, wirft etwas grüne Hecke darauf, deckt endlich die Oefnung mit Laub und Rasen zu, und bewirft solche mit Stübbe und Erde. Das heißt den Miehler füllen.

Ist der Kopf hoch, und hat das Feuer keine grosse Hölungen am Quandel gemacht; so staugt oder stosset man den Kopf nur nach, ohne Holz nachzufüllen. Nachdem alles dieses geschehen, müssen die Räume noch eine Zeitlang dichte geschlossen bleiben, damit das Feuer, welches unter währendem Füllen, darüber oft eine halbe Stunde und längere Zeit zugebracht wird, sehr überhand genommen hat, wieder so viel, als nöthig, gedämpfet werde. Ist die Luft stille, das Wetter feucht, die Bedeckung des Miehlers dichte; so mäßiget sich das Feuer in ein oder zwey Stunden. Ist es aber trocken, stürmisch, und die Bedeckung locker; so gehört wohl ein halber oder ganzer Tag dazu. Dieses Kohlen ohne Räume heißet: blind Kohlen.

Ein

Ein Zeichen, daß Räume können gestochen werden, nimmt man von der Farbe des Dampfes her; wird solcher dick und roth, nachdem einige Räume nach dem Füllen gedauet worden; so müssen solche sofort wieder zugestossen werden; ist hingegen der Dampf weißgrau und wässerigt; so sticht man 12, 16, 20, auch wohl mehr solcher Räume rund um den Miehler her, und zwar gemeiniglich, wo die Haube und Mittelschicht aneinander stossen, weil in dem Wechsel ein starker Zug ist, welcher macht, daß die Haube gut ankohlet, und sich das Feuer nicht nur auswendig herunter, sondern quer vom Quandel durch alle Kreise zieht. Ist die Erde gar zu bindend; so muß man eine Reihe Räume über die Mittelschicht im Kopfe, oder in der Haube aufmachen, weil sonst das Holz darinnen roh bleiben würde. Je bindender die Erde, um so viel höher, je lockerer selbige ist, um so niedriger müssen die ersten Räume gestochen werden.

Folgende Regeln sind bey Regierung des Feuers zu merken: Auf der Seite, wo die Luft einen starken Zug hat, muß blind gekohlet werden, weil sich sonst das Feuer, wenn daselbst Räume gemacht werden, zu stark dahin ziehet. Ist das blinde Kohlen, den Zug der Luft abzuhalten, nicht zulänglich; so wird an derselben Seite mehr Erde, besonders gelbe, leimigte, aufgeworfen, auch sie bisweilen etwas angefeuchtet. Hat man keine genugsame gelbe Erde; so muß man andere nehmen, so gut sie zu haben ist. So bald sich des Tages vor den Räumen ein hellblauer Dampf, oder wohl gar das Feuer, des Nachts aber ein dünnes blaues Flämmchen zeigt, werden die Räume zugemacht, und andere Räume tiefer herunter gestochen. Bricht das Feuer an etlichen Stellen des Miehlers durch und kohlet nieder, da indessen andere Stellen darzwischen roh bleiben; so müssen die Räume nicht nur daselbst, wo die Kohlen gar sind; sondern auch noch etliche Spannen lang weiter über dem annoch rohen Holze, nicht nur veste zu, sondern auch die ganze Bedeckung durch Aufwerfen etwas frischer bindender Erde, Aufsprengen etwas Wassers, und gelindes Anstossen dichte gemacht werden; widrigenfalls lauft das Feuer auf den äussersten Kreisen des annoch rohen Holzes fort, da indessen das inwendig stehende nicht gehörig verkohlet; sondern nur zu Bränden wird, welches denn in einen frischen Miehler wieder gesetzt werden muß, daraus allzeit eine leichte und schlechte Kohle erfolgt, indem das Feuer solches zum zweytenmal zu stark angreift. Gahre Erde giebt stärkern Zug als rohe, und will daher nicht so viel Räume haben, weil sie aschicht worden ist, welches ganz anderst mit der Erde auf der Stätte oder Sohle sich verhält, als welche durch den eingedrungenen Rauch veste wird, und nicht, wie die Decke, ausbrennt. Wenn man mit den Räumen bis an die Nähten kömmt, werden solche weggenommen, wie auch, wenn es gar zu scharf kohlet; da denn nöthig ist, den Miehler rund umher mit frischer Erde zu bewerfen, und

alles dichte zu machen. Will dieſes alles nicht helfen; ſo macht man an der Seite, wo der Wind herkömmt, eine Windſchauer von Hecke oder Brettern, man ſetzet auch wohl Holz von etlichen Malterhöhen dahin, welches denn bey der folgenden Kohlung deſto näher bey der Hand iſt.

Es iſt zwar kein Gebrauch, doch würde es von groſſem Nutzen ſeyn, und die Mühe und Koſten vielfältig belohnen, wenn der Köhler einige Tücher von der gröbſten Leinwand, 10 bis 12 Fuß hoch, und 30 bis 40 Fuß lang, bey der Hand hätte, und ſolche gleich dem hohen Jagdzeuge, nur zum Drittel um den Miehler an der Seite ſtellete, woher der Wind den Strich nimmt. Das Holz darf nur in ſehr mäſſigem Preiſe ſeyn; ſo ſind ſolche Tücher mit dem Zubehör in einem Monat, wenn ſtürmiſches Wetter iſt, überflüſſig bezahlt, und wenn der Köhler gute Erde, Raſen und Waſſer nicht unmittelbar bey der Kohlſtätte hat, wie es denn gemeiniglich an einem oder etlichen dieſer Bedürfniſſen zu fehlen pfleget; ſo wird auch die wenige Mühe des Aufſtellens durch Verminderung der übrigen Arbeit reichlich erſetzet. Bey einem anhaltenden ſcharfen, trocknen, beſonders von Nord und Oſt ſtreichenden Winde beträgt der Verluſt leicht den vierten, fünften oder ſechsten Theil, und auſſerdem verlieren auch die Kohlen vieles an der Güte. Weil auch der Wind oft veränderlich iſt; ſo läßt ſich eine ſolche Wand viel leichter, und geſchwinder umſetzen, als ein anderes Windſchauer: allenfalls könnte der ganze Miehler umgezogen werden.

Was die Koſten betrift; ſo ſind ſolche ſehr mäſſig, denn es werden zu einer ſolchen Wand 50 Fuß lang, und 19 Fuß hoch, höchſtens 20 Thaler erfordert. Umſtellet man den ganzen Miehler mit einem Tuche 150 Fuß lang; ſo koſtet es ungefehr 60 Thlr., und hat in dem nicht ſeltenen Falle, wenn der Wind ſich alle Tage etliche mal wendet, da es nicht möglich iſt, halbe Windſchaure ſo geſchwind zu verändern, ſeinen vorzüglichen Nutzen. Es iſt zuverläſſig und aus der Erfahrung klar, daß man dadurch, im Durchſchnitt gerechnet, mehr als den zehnten Theil Kohlen, und ſolche weit beſſer an der Güte erhält, wodurch die aufgewandten Koſten bey ſehr mäſſigem Kohlenpreiſe in etlichen Monaten reichlich wieder erſetzt werden; da indeſſen ein ſolcher Windſchauer 6 bis 8 Jahr dauert; es läßt ſich auch aller Orten anbringen, auſſer wenn um die Kohlſtätten, bey ſehr ſteilen Einhängen, kein hinlänglicher Raum gegen das Thal zu iſt, um ſolches zu beveſtigen; dahin die oben erwähnte Handgriffe, daß nemlich die Kohlſtätten gegen die Thalſeiten nicht anlauffen müſſen; daß das gröbere Holz an der Thalſeite vornemlich zu ſetzen, daß daſelbſt der Miehler ſtärker beworfen, und meiſtens blind gekohlet werden müſſe, nicht gänzlich aus den Augen zu ſetzen. Nur alsdenn ſind dieſe Handgriffe nicht nöthig, wenn ein ganz umher gezogenes Windſchauer, angebracht werden kann, wo ſich ein Schauer, wegen Enge

des

des Raumes, nicht anbringen läßt.

Wenn das Feuer ordentlich regieret wird, muß es beständig im Zirkel stehen, das ist, es muß an einer Seite nicht tiefer herunter gehen, als an der andern, oder sich nach waagerechten Zirkeln, deren Mittelpunkt im Quandel ist, langsam niederziehen. Dieses ist bey stillem Wetter leicht, bey stürmischem wird es durch obige Veranstaltung, mit tüchtigen Windschauern erhalten, wobey jedoch, wenn ein ganzes Windschauer angebracht worden, woraus gesetzet wird, daß das grobe Holz gleichförmig unter das kleine gesetzt worden, und das frische, wenn solches unter den Vorräthen vorhanden, gleichfalls in der untern Schicht in gleichen Kreisen stehe. Ohne Windschauer hingegen muß in diesem Stücke das Gegentheil mit ungewissem Erfolg beobachtet werden.

Wenn gar grüne Holz recht gesetzet ist; so thut es bey sehr heissem und trockenem Wetter den Dienst, daß der aus selbigem getriebene feuchte Dampf die Decke in den kleinsten Theilen feucht, und gehörig dichte erhält; daher denn eine sehr gute Kohle, bey dieser sonst schädlichen Witterung erfolget, auch der Köhler die Mühe, die Decke anzufeuchten, wo nicht ganz, doch gröstentheils, erspart. Starkes Holz, vornemlich Stucken, kohlen weit länger, als schwaches, jenes muß auch stärker angegriffen werden, als dieses; gleichergestalt verhält sich grünes und trockenes gegen einander. Wo das Feuer auf die Rüsten kommt, und die Räume über denselben zu, unter denselben hingegen aufgemacht werden müssen, oder wo das Feuer an einer Seite einen heftigern Zug hat, als nöthig ist; da müssen die Rüsten abgeworfen, und der Miehler, wo diese gelegen, dicht beworfen werden; besonders wenn die Rüsten gar in Brand gerathen sind. Um den ganzen Miehler wird blind, d. i. ohne Räume gekohlt, wenn das Feuer durchaus zu scharf gehet, welches von kirschiger, sandiger oder anderer lockerer Erde herrühret. Kohlet es auf einer Seite zu scharf; so werden daselbst die Rüsten ab, und alles dicht und dick zugeworfen; wo es zu schwach kohlet, da öfnet man hingegen die Räume, und läßt die darunter befindlichen Rüsten stehen, unter welchen die Luft einen Zugang hat.

Bisweilen läuft das Feuer am äussersten Umfange des Miehlers herunter, und läßt das inwendige Holz roh stehen. Dieses zu vermeiden sticht man gleich Anfangs eine Reihe Räume zwischen dem Kopfe und der Mittelschicht; so wird das Feuer hieselbst vom Quandel her, quer durchgeleitet; wie denn solches gleichfalls zwischen der Mittel- und Unterschicht, wenn das Feuer stieffer nieder kömmt, geschehen muß. Diese Räume ziehen vornemlich das Feuer quer vom Quandel durch die mittelsten Holzkreise des Miehlers. Wer die Zusammensetzung eines Miehlers in Betrachtung zieht, wird bald gewahr werden, daß die nächst drüber stehende Klüfte

gegen das Mittel des Miehlers, oder den Quandel, die meiste Oefnung haben, und dadurch das Feuer heraus ziehen, dahergegen der Zug von den Räumen, welche auf der nächst darunterstehenden Schicht, von oben an, bis etwas unter das Mittel, geöfnet werden, an den Klüften nach der Länge herunter gehet. Es ist ein schlimmer Vorfall, wenn das Feuer den Miehler auswendig umläuft; und in den Mittelkreisen das rohe, oder nur halb zu Bränder gekohlte Holz stehen läßt. Der Köhler thut in diesem Falle am besten, daß er den Miehler abkühlt; was verkohlt ist heraus langet; von dem übrigen Holze einen ganz frischen Miehler errichtet, und das am meisten angekohlte Holz in die äusserste Kreise setzet. Gemeiniglich ereignet sich dieser Vorfall bey den Tannenmiehlern. Es lassen sich solche wegen des gradklüftigen Holzes leicht allzu dichte richten, daß das Feuer nach der Quere nicht durchkommen kann. Wann nun über dieses der Köhler den Fehler begeht, daß er die Kernseite der Klüfte nicht gegen den Mittelpunkt oder Quandel richtet, welche das Feuer am leichtesten annimmt, sondern die harten, runden, auswendigen Seiten des gespaltnen Holzes nach dieser Gegend setzet; so prellet das Feuer darauf ab, läuft nur allein in den Kopf des Miehlers, und und ziehet sich auf der äusserstenFläche herunter; da ist nun das einzige noch übrige Mittel, das Feuer quer durchzuleiten, wenn nur allein im Wechsel der Schichten, und einer Spannen hoch darüber, häufige Räume gestochen werden, welches jedoch, wenn der Fehler gar zu groß, nicht hinlänglich ist, demselben gänzlich abzuhelfen; in welchem Fall dann selbst in der Mittelschichte Bränder bleiben, welches sonst niemals geschiehet. Man muthmasset, daß das Holz in den mittelsten Kreisen roh bleibe, wenn der Miehler ganz umher, oder an etlichen Stellen, sich nicht gehörig, so wie das Holz einen kleinen Raum einnimmt, wenn es zur Kohle wird, setzen will; da aber dieses Kennzeichen nicht völlig gewiß ist, weil sich das Holz, zumal, wenn der Miehler etwas flach gerichtet ist, und daher die Kreise gegen einander eine starke Widerlage haben, nicht allezeit setzet; so untersucht man dieses mit dem Wahrhammer, indem man auf die Brust, d. i. an die Fläche der Mittelschicht rund umher mäßige Schläge thut. Hat nun das Feuer daselbst Hölungen gemacht; so fällt das Holz nach, oder es verräth sich durch den holen, dumpfichten Schall. Lassen sich aber keine Hölungen verspüren, und das Feuer hat bereits die Brust oder Mittelschicht überlaufen; so müssen alle Räume zugehalten werden, bis auf diejenigen, welche in, oder kurz über dem Wechsel der Schichten, stehen, und das Feuer von dem Quandel her, quer durch die Kreise des Holzes ziehen; versäumet man dieses, und läßt das Feuer auswendig zu tief herab gehen, so brennen die äussern Holzkreise eher zu Asche, als das in der Mitte stehende Holz ankohlet.

Es hat aber der Wahrhammer noch einen andern Nutzen; wenn

wenn nemlich das Feuer große und schädliche Hölungen gemacht hat; so entdeckt man solche damit, und füllet sie in Zeiten aus, wie schon erwähnt worden. Die Köhler pflegen gemeiniglich gegen die Nacht solche Untersuchungen anzustellen, damit sie in Zeiten fällen, und sicher ruhen können, wiewohl es sich nicht geziemet, einen Kohlhey des Nachts ohne alle Aufsicht zu lassen, da viele schädliche, auch den Forsten gefährliche Zufälle, auch wohl gar Feuersbrünste sich ereignen können. Bey dem Gebrauche dieses Wahrhammers muß behutsam verfahren werden, weil durch zu starkes Anschlagen viele Kohlen zermalmet, und auch durch Erschütterung des Miehlers Schaden geschehen kann.

Wenn scharfziehende Luft oder stürmisches Wetter den Miehler frey treffen kann; wenn die Kohlstätten auf einem klüftigen, oder rollsteinigten Boden liegen, und nicht recht aufgemacht und ausgestrichen sind; wenn bey Errichtung des Miehlers Fehler begangen worden, insbesondere, wenn solche nicht gehörig dichte gerichtet, oder nicht gut ausgestümpelt sind ꝛc.; so wird oft das Holz auf einer Stelle ganz vom Feuer verzehrt, indem das umher stehende roh bleibet; und erkennet man solches daran, daß der Miehler an selbiger Stelle sich sehr niedersetzet, und gleichsam eine Binge oder Grube bekommt. Es ist solches wohl nicht am braunen Rauche zu erkennen, weil solchen der Wind zurücke treibet, durch den Miehler zerstreuet, und auf der gegenüberstehenden Seite herausjagt, da denn die rußige Materie, welche die braune Farbe verursacht, indem sie abgekühlet wird, sich an das Holz und Decke schlägt, und bloß der wäßrige Dampf herausbricht. In diesem Falle wird die Regierung des Feuers daselbst gänzlich unterbrochen, und muß mit frischem Holze wieder gefüllet werden. Es ist dieses aber allemal ein Zeichen, daß die Auskohlung sowohl dem Maaß, als der Güte nach, schlecht ausfallen werde, und daher nach aller Möglichkeit zu vermeiden. Wenn das Kohlen gehörig gehet, muß ein Miehler nicht mehr als einmal, und zwar im Kopfe gefüllet werden; je öfter aber solches in andern Theilen des Miehlers nöthig ist, je schlechter geht das Kohlen von statten, und kann man diesen Fehler in einer ziemlichen Entfernung beym ersten Anblicke wahrnehmen, wie es hingegen ein gutes Zeichen ist, wenn sich der Miehler rundumher gleichförmig gesetzet hat.

Wo das Feuer den äussersten Umfang eines Miehlers erreicht, daselbst entzündet sich die Decke, und die Erde, womit selbige beworfen ist, fängt gleichfalls an, wegen der feuerfangenden Materie, welche der Rauch in selbiger zurücke gelassen hat, zu glimmen, und wird fast wie glüende Asche. Dieses nennet der Köhler: der Miehler gehet durch, einen durch. Weil nun alsdenn die Erde gern in die Zwischenräume der Kohlen läuft, und dadurch Oefnungen, die Rißlöcher heissen, entstehen, welche sich schleunig vergrössern, und wenn nicht vorgebeugt wird, in kurzer Zeit den ganzen Mieh-

ler in helle Flammen bringen; so muß um selbige Zeit der Köhler, oder einer von seinen Leuten beständig darauf Acht haben, und besonders gegen die Nacht einige Laufkarren mit Rasen, auch etwas grüne Hecke zur Hand legen; damit er, wenn ein Rißloch entsteht, solches sogleich damit verdecken, und mit aufgeworfner Erde das fernere Umschgreiffen des Feuers verhindern könne. Eine kleine Versäumniß kann den ganzen Miehler dergestalt verderben, daß kaum der dritte Theil Kohlen, welche überdas sehr schlecht ausfallen, übrig bleibt. Wenn die aufgeworfene Erde und Stübbe, nachdem die Haube gehörig abgekohlet ist, mit etwas frischer bindender Erde, wozu die leimigte vorzüglich zu wählen, gehörig angefrischet wird; so hindert man, daß solche Rißlöcher sich nicht so schleunig vergrössern, und dieses ist da am nöthigsten, wo das Holz und die Kohlstätten mit umher zerstreut liegen, und der Köhler mit seinen Leuten nicht beständig bey jedem Miehler gegenwärtig seyn kann. Wenn aber vorhergehende Handgriffe aufs beste beobachtet worden, und dieses wird versäumet; so können die Kohlen bey aller angewandten Sorgfalt noch verderben.

Das Durcheimern geschiehet gemeiniglich plätzig; selten aber am ganzen Umfange, und zu einer Zeit; wenn es aber geschieht; so ist es ein Zeichen, daß das Feuer beständig im Zirkel gestanden und also aufs beste regieret worden. Begiebt sich solches zur Nachtzeit; so scheint der ganze Umfang des Miehlers glühend. So wie der Miehler durchgehret, so nimmt man die Rüsten weg, und nachdem solches rund umher bis an die Fußräume geschehen, ist es ein Zeichen, daß das im Miehler gesetzte Holz ganz niedergekohlet hat. Weil sich aber alle Feuchtigkeit, welche in der untersten Schicht des Holzes steckt, weil gegen das Ende der Kohlung der ganze obere und mittlere Theil des Miehlers dichte verdeckt gehalten wird, gegen den Grund der Kohlstätte zieht, und das darauf stehende Holz an den untersten Enden so feucht macht, daß oft das Wasser oder der Sod in fingersdicken Strahlen von der Stätte, zumalen wenn solche etwas bindend und vest ist, und das Wasser nicht in sich ziehet, abläuft: so verursacht solches daß das Feuer schwer bis auf den Grund niederzubringen ist, weswegen daselbst die untersten Enden des Holzes selten ganz durchkohlen, sondern nur zu Bränden werden. Dieses nun so viel möglich zu vermeiden, räumet man unter den Fußknüppeln, oder den untersten Rüsten, den ganzen Fußraum auf, daß die Luft einer queren Hand hoch einen ganz freyen Zugang habe, bis man daselbst das helle Feuer erblickt, worauf, wenn der rohe Dampf vergangen, alles zugeworfen wird. Man muß derohalben ohne die gröste Noth die untersten Rüsten oder Fußknüppel nicht wegnehmen; sondern, wenn das Feuer im Miehler allzuwach, oder wie der Köhler sagt: aufrührisch wird, lieber einen Kranz von Stübbe, und Erde umwerfen, welcher schon hinlänglich ist, das unmäßige

sige Feuer gehörig zu dämpfen. Hat man hergegen die Fußknüpfel oder untersten Rästhölzer vor dem Ende der Verkohlung weggenommen; so kann man sich mit den untersten Räumen nicht mehr helfen; indem die Erde oder Stübbe keine Unterstützung mehr hat, nachschiesset, und die geöfneten Räume wieder verstopfet.

c) Endlich folget das Abkühlen des Meulers oder Miehlers, womit es also hergehet: Nachdem der Miehler völlig zugeworfen, ungefehr einen Tag gestanden, pflegt sich das Feuer so stark, als auf diese Weise möglich ist, vermindert zu haben. Sodann zieht ein Köhler mit einer hölzernen Krücke, Zug bey Zug, die aufgeworfene Erde oder Stübbe vom Miehler; diesem folget unmittelbar ein anderer, der auf dem an dem Miehler gelegten Stege, stehend mit einem Besen, das halb verbrannte Laub, Moos, Hecke, oder womit sonst der Miehler bedeckt gewesen, herunter feget; alles was abgefeget worden, harket ein Dritter sogleich aus, dergestalt, daß alle Gröse, d. i. Splittern von der Hecke, zusammengefutertes Laub, Moos, Erde, Stübbe, mit einem Wort, alle grobe Klümper von der feinern Stübbe geschieden, und über den Stübberand der Kohlstätte hinausgeworfen werden. Sodann wird ohne Zeitverlust die ausgeharkte trockene Stübbe wieder auf den Miehler geworfen, welche in die Zwischenräume der Kohlen läuft, und also das Feuer, so viel möglich, erstickt, welches die groben ausgeharkten Klümper hin und wieder verhindern würden. Ein jeder sieht gar leicht, daß das Abkühlen eines Miehlers bey trockenem Wetter geschehen müsse; denn wenn die Stübbe naß ist, hängt solche etwas zusammen, und läuft nicht in die Zwischenräume. Es kühlet also der Miehler bey trockenem Wetter leicht, bey nassem schwer oder gar nicht ab. Dekohalben muß der Köhler den Miehler bey anhaltendem starken Regenwetter verschiedene Tage stehen lassen, welches verursacht, daß die Kohlen langsam verzehrt, und die übrigen leicht ausgemergelt werden. So zuträglich also nasses regenhaftes Wetter bey Regierung die Feuers ist; so schädlich ist es beym Abkühlen. Nasse Witterung hält den Miehler dichte, und hat die Luft einen kaum merklichen Zugang, ausser wo der Köhler aufräumet. Ist nun die Witterung dabey nicht sehr stürmisch, oder der Regen so stark, daß er schlemmet, und die Erde und Stübbe vom Miehler abwäscht; so kann der Köhler das Feuer hinleiten, oder abhalten, wo er will. Allein eben diese Witterung, wenn sie anhaltend ist, verderbt beym Abkühlen wieder, was sie beym Verkohlen gut gemacht hat. Es ist dieses Uebel nicht abzuwenden, als wo ein Schauer den Tag vor der Abkühlung über den ganzen Miehler kann angebracht werden. Zwar ist es kein Gebrauch, und mit einiger Mühe verknüpft; allein es bezahlt solche in kurzem reichlich. Denn wenn man eine schlechte Auskohlung mit einer recht guten vergleichet; so beträgt der Unterschied in Quantität leicht den vierten Theil, der mehrern

rern Güte der Kohlen zu geschweigen. Es ist hiermit zu vergleichen, was schon im vorhergehenden lit. b) von den Windschauern angeführet worden.

4) Nachdem dieß alles geschehen; so werden die Kohlen mit Langhaacken aus dem Meiler herausgelanget, s. Kohlenlangen.

5) Wie die gebrannten Kohlen zu sortiren, aufzuladen, abzufahren und abzuladen, davon s. Kohlen.

6) Von der ehemaligen Art des Verkohlens in Gruben, s. Stockkohlen.

Kohlenbrenner, Köhler, lat. Carbonarii, französ. *Charbonniers*, sind diejenige Personen, welchen von der Obrigkeit erlaubt ist, die kurz vorhin beschriebenen Kohlen auf die im vorigen Artikel angezeigte Art zu brennen. Und thut eine Obrigkeit wohl, daß sie den Bauern verstattet, Kohlen zu brennen; jedoch, daß solches mit einer Einschränkung geschehe, und sie nicht eigenes Gefallens mit dem Holze handeln mögen; sondern es soll nur das angewiesene Holz, und zwar gutes und böses zugleich, nebst den Scheiten, Brand und Kriken genommen, selbiges aber innerhalb der in denen Forstordnungen bestimmten Zeit gefället, gearbeitet, die Kohlen abgeführet, und der Schlag geräumet werden. Ob nun wohl das Kohlenbrennen eine unentbehrliche und nützliche Sache ist, so wird aber doch ein Forst- und Holzverständiger auch eine solche Einrichtung damit machen, daß es denen Waldungen keinen Schaden thue, daß die Meulerstätten nicht in grossen Dickungen gemacht werden, daß auch selbige nicht so gar dichte an die grossen Bäume kommen, dadurch die Wurzeln, oder auch wohl gar die Bäume selbst darauf gehen, und verdorren. Es müssen auch nicht allzuviele neue Meulerstätten aufgemacht werden. Viele neue Stätten sind zum Kohlenmachen schädlich, angesehen, daß es auf einer neuen Stätte jederzeit weniger Kohlen giebt, als auf denjenigen Stätten, worauf schon gekohlet worden. Daher ist rathsam, so vielmal auf den alten Stätten zu kohlen, als es sich will thun lassen; auch müssen die Kohlstätten nicht abgefahren werden. Es ist dieses dem Aufluge und Zuwachse des Holzes sehr schädlich, wenn das gute gekohlte Erdreich und Stübbe von manchen in die Gärten gefahren werden. Den Küchengärten thut es zwar recht gut; aber dem Walde ist es sehr schädlich. Bleibet aber das gute Erdreich aussen auf der Meulerstätte liegen; so flieget und wurzelt der Holzsaamen vortreflich darauf ein. Man wird auch sehen, daß das Holz auf den Meulerstätten stärker und geschwinder wächßt, als in andern Boden. Es wollen zwar einige vorgeben, daß auf denen Kohl- und Meulerstätten kein Holz wiederwächse; dieses Vorgeben aber ist ganz falsch und irrig, und wird man auf den alten Kohlstätten, wie schon gedacht, das beste Holz finden. Auch ist nöthig, sich nach einem guten und tüchtigen Köhlermeister umzusehen, indem ein Köhlermeister immer mehrere

und bessere Kohlen macht, als der andere. Deshalben ist am besten, daß man in einem Hauptorte von 2 oder 3 unpartheyischen eine Probe brennen lasse, wie viel Maaß Kohlen aus einer Klafter oder Malter werde. Nach diesem wird der Ueberschlag zu einem Fuder Kohlen gemacht, wie viel Holz darauf gehet, und selbiges also dem Köhlermeister zugezählet, welcher denn auch so viel daraus zu schaffen, davor stehen muß.

Den Köhlern muß auch nicht gestattet werden, die Lastreißer zu Quandelruthen von einem Schlage oder Gehäu abzuhauen, oder die Zacken oben von den Bäumen zu Füllholze zu nehmen. Auch den Waldungen thun die Köhler Schaden, wenn sie viel neue Schleppen und Wege zu den Meulern machen, woran die Einführer Schuld sind. In einem starken Schlag oder Gehau gehöret ein Köhlermeister, der die Aufsicht auch wohl über 2 oder 3 Partheyen Leute hat. Zu jeder Parthey aber 2. Köhlerknechte, welche die Meuler richten; 2 Einführer und ein Junge. Ihre Lebensart ist im Sommer beym Kohlenwesen sehr mühsam und schlecht, anerwogen sie bey Tag und Nacht munter seyn müssen, und die Zeit über, die sie etwan noch in ihren Kösten oder Köhlerhütten zu ruhen übrig haben, ist auf einer harten Bank, und speisen sie ihre gute Wassersuppe.

Kohlenfuhren sind an theils Orten eine Art von Frohnfuhren, welche die Unterthanen ihren Herrschaften, gleich andern Fuhren, zu leisten schuldig sind. Es soll aber mit diesen Kohlfuhren keine Ungleichheit gehalten werden. Es sollen selbige auch zu bequemer Zeit und da es wegsam ist, geleistet, die Kohlfuhrleute auch zu den nächsten Kohlplätzen, und nicht ohne Noth an entlegene Orte verwiesen werden. Und ob einer zwar die schuldige Kohlfuhre einem andern verdingen mag, so soll doch derjenige, welcher ihm solche abdinget, sich bey dem Oberaufseher oder Floßmeister angeben, und sich verbinden, daß er solche binnen der Zeit des Bedürfnisses es anführen, oder mit seinem Vermögen davor haften wolle.

Kohlengehau, Kohlhau, ist in einem grossem Walde ein gewisses Revier, wovon das Holz zum Verkohlen abgetrieben wird.

Kohlenlangen, ist ein Geschäfte der Kohlenbrennerey, welches sofort nach der Abkühlung des Miehlers unternommen wird. Wenn nemlich nach Ablauf von Tag und Nacht das Feuer sich genugsam gedämpfet hat, welches bey trockenem Wetter eher, als bey feuchtem, und bey warmen geschwinder, als bey kaltem geschiehet; so feget hierauf der Köhler mit einem Besen die Stübbe, 3 bis 4 Fuß breit, und so hoch als die unterste Schicht stehet, weg, und langt die abgekühlten Kohlen, theils mit der Hand, theils mit Langhacken aus dem Miehler, und legt sie auf den Stibberand; nachdem ungefehr 1 oder 2 Maas Kohlen herausgelangt werden, wirft er sofort die gemachte Oefnung mit tru-

trockener und reiner Stübbe wieder zu, gleichwie bey dem Abkühlen. Hierauf geht er am Umfange des Miehlers 10 bis 12 Fuß lang fort, und macht eine neue Oefnung, wie vorhin, langet auf eben die Weise eine oder etliche Maaß Kohlen heraus, bewirft die Oefnung wieder mit trockner reiner Stübbe, und so fährt er fort, dergestalt, daß er am ganzen Umfange des Miehlers an 6 bis 8 Stellen Kohlen herausnimmt, und ist dabey folgendes zu beobachten:

1) Das Kohlenlangen muß bey trockenem und stillem Wetter geschehen, wenigstens muß es nicht sehr stürmisch seyn, oder so stark regnen, daß die Stübbe so naß wird, daß sie sich in der Hand zusammen gedrückt, ballet, oder an einander hängend wird. Es versteht sich von selbst, daß ein kleiner kurz anhaltender Regen keinen Schaden dabey thut, und hat es hiebey eben die Bewandtniß, wie vorhin beym Abkühlen der Miehlers schon gesagt worden. Wollte man hingegen bey stürmischem Wetter Kohlen langen, würde der ganze Miehler in wenig Minuten durchaus in helle Flammen gerathen, und die Kohlen theils ganz zur Asche verbrennen, und den Ueberrest verderben.

2) Die beste Tageszeit hiezu pflegt des Morgens früh, ein bis 2 Stunden vor Sonnen Aufgang, zu seyn. Oben ist schon bemerket, daß weder durch Bewerfung mit bindender, leimigter Erde, noch durch Ausdämpfen, und Abkühlen mit Stübbe, alles Feuer sich in Miehler so ersticken lasse, daß nicht noch hin und wieder in einigen Klüften, besonders starken, inwendig hohlen Zacken, alten Espenholze, u. d. g. verborgenes Feuer zurück bleiben sollte. Dieses kann man nicht besser, als in der Dämmerung vor Tag bemerken, solche Kohlen besonders legen, und wenn sich das verborgene Feuer nicht will unter der Stübbe ersticken lassen, mit etwas Wasser ausgiessen. Am Tage nimmt man solch verborgenes Feuer so leicht nicht gewahr; leget man nun diese Kohlen unter die andern, so geräth leicht ein ganzer Hauffen in Brand und verdirbt. Wollte der Köhler die Kohlen den Abend langen, so müßte er die ganze Nacht dabey wachen, auch bricht das verborgene Feuer in den kalten Frühestunden eher aus, als des Abends.

3) Die ersten Kohlen nach dem Abkühlen, müssen sparsam gelangt werden, weil das Feuer noch nicht hinlänglich erstickt ist; es würde bald wieder aufgehen, oder, wie der Köhler sagt, wach werden; wannenhero in den ersten Zügen kaum ein oder zwey Maaß aus der Oefnung gelangt werden. Ein solches Maaß hält 8 braunschweigische Himpten, oder 17202 braunschw. Cubikzoll. Das folgendemal wird doppelt oder dreymal so viel geholet, und wie viel nachher, das muß aus der Abkühlung des Miehlers bestimmet werden. Je frischer Holz, je härter, auch gesunder die Holzgattung, je besser die Witterung beym Verkohlen gewesen, je sorgfältiger das Feuer regieret worden, desto eher und vollkommner kühlt ein Miehler ab, deste-

deſtomehr kann man auch mit Sicherheit in einemmale aus den Miehler nehmen. Gewöhnlicher Maaßen können zugleich 4. Fuder erfolgen.

4) Beym Kohlenlangen werden durch unvorſichtiges Einhauen mit dem Langehacken viele Kohlen zerbrochen, und in Stübbe zermalmet. Dieſes zu vermeiden, muß ein Köhler ſeine Leute anhalten, daß ſie die erſten Kohlen, wenn es die Hitze leiden will, mit der Hand heraus nehmen, und dadurch erſt eine Oefnung machen, da denn die gröbern Kohlen mit dem Hacken, die kleinern mit einer ſchmalen Harke herausgezogen werden.

Kohlenmeuler, ſ. **Meuler.**

Kohlenplatz, ſ. **Kohlſtätte.**

Kohlenſchuppen, ſ. **Kohle.**

Kohlenſtätte, ſ. **Kohlſtätte.**

Kohlfalcke, ſ. **Falcke.**

Kohlhau, ſ. **Kohlenhau.**

Kohlmeiſe, ſ. **Meiſe.**

Kohlſtätte, Kohlenſtätte, Kohlenplatz, iſt der Ort, oder Platz, auf welchem die Verkohlung geſchiehet.

A) Zuförderſt iſt die Wahl eines tüchtigen Platzes zu einer guten Verkohlung höchſt nöthig, und dabey vornemlich in Betracht zu ziehen.

α) Die äuſſerliche Geſtalt und Gröſſe deſſelben. Es wird nemlich zu einer tüchtigen Kohlſtätte ein Platz erfordert, der vollkommen waſſerpoß, (horizontal) iſt, ohne einige Ungleichheiten, und von ſolcher Gröſſe, daß ein Zirkel von 36 bis 40. Fuß im Durchſchnitte darauf kann gezogen werden. Weil aber dergleichen Plätze oft fehlen, ſo muß man ſolche durch Kunſt, ſo gut als thunlich, zubereiten, wie gleich mit mehrerem wird zu erſehen ſeyn. Zwar darf der eigentliche Durchſchnitt einer Kohlſtätte, das iſt, des Platzes, welcher mit Holz beſetzet wird, nicht über 28 bis 30. Fuß ſeyn, und man iſt genöthiget, ſich aus Mangel bequemer Gelegenheit bisweilen damit zu behelfen; allein es entſtehen aus dem Mangel des hinlänglichen Raumes, auſſer dem Umfange der eigentlichen Kohlſtätte, bey der Arbeit ſelbſten ſchwer zu vermeidende Fehler.

β) Nichtweniger Aufmerkſamkeit erfordert die Beſchaffenheit des Grund und Bodens, auf welchen die Kohlſtätte ſoll angelegt werden. Aus dem Art. Kohlenbrennen, erhellet, daß zu einer guten Verkohlung ein ſehr gemäßigtes Feuer, und ſolche Anſtalt nöthig ſey, daß man das Feuer nach Gutbefinden regieren könne. Es muß demnach der Grund und Boden, weder zu vil noch zu wenig, ſondern einen gemäßigten Durchzug der Luft geſtatten. Die Erfahrung lehret, daß leimichte Erde, mit etwas Lauberde vermiſchet, beym Verkohlen des Holzes die beſte Dienſte thut. Dieſes Gemenge iſt weder zu dichte, noch zu locker, geſtattet der Luft einen ſanften und gemäßigten Durchgang, brennet ſich nicht veſte, zerfällt auch nicht zu Aſche, und kann man ſolcher in den

den meisten Forsten am leichtesten haßhaft werden; zu dem bleibt das sich aus dem Holze niedergehende Wasser oder Sod nicht stehen, sondern ziehet sich in den Grund, und wird endlich, wenn das Feuer sich nähert, leicht trocken, und kann die Verkohlung bis auf den Boden geschehen. Leimigte Erde ohne diese Beymischung ist zwar gut, doch dabey ein wenig zu dichte, und brennet sich ohne alle Beymischung von lockerer Erde gern vester, als dienlich ist.

Lauberde an und vor sich selbst ist zu locker, und wird durch das Feuer fast einer Asche gleich. Sand ist bekannt genug, und bestehet aus sehr kleinen Steingen, davon die größten kaum die Größe eines Hirsenkorns haben, und sind meistens von Kieselsteinart. Er läßt die Luft gar zu sehr durch, und zwar grobkörniger vielmehr, als kleinkörniger; ist also beym Verkohlen sehr schädlich, weil das Feuer nicht genugsam gedämpfet werden kann, dadurch denn die Kohlen zu viel von der feuerfangenden Materie verlieren, ausgezehrt und leicht werden; weshalben die darauf erfolgenden leichten Kohlen weder ein starkes, noch anhaltendes Feuer geben. Man sagt daher, sandiger Boden sey hitzig. Der Ackermann und Gärtner nennet sandigen Boden gleichfalls hitzig, weil die Sonnenhitze und Luft die darinn befindliche Feuchtigkeit in kurzer Zeit dergestalt zerstreuet, daß die darauf stehenden meisten Gewächse verdorren. Grand, Kirsch, Kieß, bestehet aus kleinen Steinen von allerhand Art, die aber gröber sind, als der Sand. Wir wollen uns in keine weitläuftige Erklärung von den vielerley Benennungen einlassen, die hin und wieder angenommen sind; sondern nur bemerken, daß, wenn solcher aus kleinen Steinen bestehender Boden nicht mit einer Erde vermenget ist, selbiger zum Verkohlen des Holzes ganz und gar untauglich und schlimmer sey, als der Sand. Steiniger, klippigter, felsigter Boden taugt eben so wenig zum Verkohlen. Ist ein solcher Boden ganz veste, so läßt er die zum Verkohlen nöthige Luft gar nicht durch; hat er offene Klüfte und Risse; so nimmt daselbst das Feuer zu sehr überhand, und verderbt die Kohlen. Eben diese Bewandtniß hat es mit Kollsteinen und Lagerwänden, so daß auf einer solchen Kohlstätte, oft in einem Theile derselben das Feuer zu viel, in andern zu wenig Wirkung gethan zu haben, befunden wird. Thon, Letten, läßt gar keine Luft durch, und brennet sich veste, daher kann das Feuer, sonderlich in der untern Schicht, die gehörige Wirkung nicht thun. Das schlimmste ist, daß das Wasser, welches sich aus dem Holze niederziehet, in der Grübgen, welche die Last des Holzes auf der Kohlstätte macht, stehen bleibt, weßwegen das Feuer nicht auf den Boden kommen kann. Es bleiben also die untern Klüfte und Knüppel etliche Spannen lang roh, und werden kaum zu Bränden. Die Köhler nennen deswegen thonigten und lettigten Boden kalt; wie denn auch der Landmann solchen Boden kalt nennet, weil er die Feuchtigkeit sehr

sehr an sich hält, welche wegen seiner seiner Dichte, und Zähigkeit von der Sonne und Luft nicht leicht zerstreuet werden kann. Ist der Boden ganz felsigt, oder bestehet aus grossen Steinwänden, die keine offene Risse oder Klüfte haben; so kann das Feuer gleichfalls seine Wirkung nicht thun. Nachdem nun diese oder jene Gattungen von Lyden, Sand, Grand, Kirsch ꝛc. mit einander vermischet sind; so artet sich auf solchem Boden das Verkohlen, und erhellet aus dem von Beschaffenheit derselben jetzt angeführten, wann und wie solche Behuf einer guten Verkohlung unter einander vermenget, und welche ganz weggebracht, oder wenigstens mit guter Erde bedecket werden müssen.

γ) Endlich ist auch die Lage in Betracht zu ziehen. Es muß ziemlich 1) der Platz, welcher dazu gewählet wird, ganz eben und so räumlich seyn, daß nicht nur ein Zirkel von 36 bis 40. Fuß im Durchschnitt darauf kann gezogen werden, sondern es muß auch rund umher noch eine Horizontal- oder wasserrechte Fläche, wenigstens etliche Schritte breit, übrig bleiben. So muß der Raum zu einer vollkommen guten und bequemen Kohlstätte beschaffen seyn; wiewohl er nicht allezeit zu haben ist. 2) Der Platz muß so nahe bey dem zu verkohlenden Holze liegen, als möglich, damit das Holz mit weniger Mühe und Kosten auf die Kohlstätten könne gebracht werden. 3) Er muß nicht brüchig oder sumpfig, sondern trocken seyn, und bey starkem Regenwetter nicht überschwemmet werden, 4) Einen guten Boden haben. Da aber nicht aller Orten Plätze von dieser Beschaffenheit anzutreffen, so muß die Kunst so viel möglich ersetzen, was die Natur nicht gegeben hat.

B) Ist nun ein Platz von der beschriebenen Beschaffenheit vorhanden; so wird die Kohlstätte aufgemacht.

α) Das wird auf folgende Art bewerkstelliget: Schlage einen armsdicken, 2 Schuh langen Pfahl in die Erde. Dieses heisset der Quandelpfahl; wie das Mittel einer Kohlstätte der Quandel genennet wird. Nun überlege, wie groß der halbe Durchschnitt der aufzumachenden Kohlstätte seyn solle. Gemeiniglich nimmt man solchen 14, 15, bis 16, Fuß lang, welches sich von dem eigentlichen Platze verstehet, der mit Holze soll besetzet werden. Suche ferner eine Stange die am Ende gabelförmig sey, oder wo dergleichen nicht vorhanden, so flechte von zehen Gerten ein Oehr an das eine Ende der Stange, und haue solche vom Winkel der Gabel, oder dem Oehre angemessen, in der Länge des halben Durchschnittes der Kohlstätte, ab. Man nennet solche die Zündstange. Die Gabel dieser Stange lege an den Quandelpfahl oder stecke das Oehr über selbigen, beschreibe damit einen Zirkel, in dem einer die Stange um den Pfahl, als den Mittelpunkt, drehet, ein anderer aber mit einer Hacke unmittelbar folget, und nach Führung der Stange den Boden einer queren Hand breit aufhauet, welches den Umkreis, oder die

Pe-

Peripherie des Zirkels verstecket; sodann wird mit einer scharfen Hacke das Kraut, Gras, oder Rasen, womit oben die Kohlstätte bedecket ist, aufgehauen, und mit den Schaufeln, einige Schritte weit oder den Rand des Zirkels oder der Kohlstätte hinausgeworfen. Diese ganze Arbeit heisset: eine Kohlstätte aufmachen.

Die also aufgemachte Kohlstätte wird mit Hacken fast eines Fusses tief aufgehauen, Steine und Wurzeln, welche sich in der Erde befinden, weggeschaffet, die Erde von dem Umfange mit Schaufeln dergestalt gegen den Quandel geworfen, daß die Kohlstätte daselbst 8 bis 12 Zoll höher werde, als am Rande, endlich mit Harken oder Rechen rund umher so gleichförmig gezogen, daß alle aus dem Mittelpunkt oder Quandel auf der Kohlstätte beschriebene Zirkel horizontal, oder wasserpaß ausfallen, und nirgend weder eine Grube, noch Höcker bemerket werde; diese Arbeit nennet man, die Kohlstätte ausstreichen. Sind in der Nähe alte Kohlstätten, so thut man wohl, daß man von selbigen einige Fuder gare Erde und Stübbe auf die neu aufgemachten Kohlstätten, auch auf den umher zu machenden Stäbe herand stürze. Es ist dieses allezeit dienlich, der Boden mag so gut seyn, wie er will, wovon im folgenden der Nutzen wird dargethan werden. Gare Erde heisset, welche mit der rußigen feuerfangenden Materie, die der Dampf aus dem verkohlten Holze mit sich führet, angefüllet ist.

a) Oft fehlet es in einer mäßigen Entfernung von dem zu verkohlenden Holze an einem bequem gelegenen Platze zu einer Kohlstätte, indem entweder der Grund und Boden untaugliche Erde hat, oder sumpfig und Ueberschwemmungen unterworfen, oder allzu abhängend ist. Bestehet der Grund und Boden aus untauglicher Erde, Grand, Sand, Steinen, oder Felsen, so muß man gute Erde aufsuchen, und die Kohlstätte einer Spannen oder Schuhes hoch damit überschütten. Bisweilen ist man genöthiget, solche weit her zu holen; jedoch kann man dergleichen meistens zwischen denen Steinen und Felsen in der Nähe zusammen bringen. Die Umstände müssen lehren, welches Mittel am vortheilhaftesten sey. Ereignet sich der Fall, daß gar keine alte Kohlstätte vorhanden, noch gute Erde zu haben ist, so muß man, wenn der Boden zu schwere thonigte Erde hat, die ausgestrichene Stätte mit Hecke, faulem oder anderm Holze von der schlechtesten Art, besetzen, anzünden, und wenn das Feuer überhand nimmt, mit Rasen oder grüner Hecke bedecken, endlich auf diese etwas von der schweren Erde werfen; so wird sowohl der Boden, als die auf das schlechte Holz und Hecke geworfene Erde von dem auf allen Seiten sich ausbreitenden Rauche, der viele rußige Materie zurücke läßet, mürbe gemacht.

Nachdem die Hecke und Holz in Kohlen verwandelt, und ausgedämpfet, schlägt man die aufgeworfene Erde nebst der verkohlten Hecke und Holze, wie auch den

den aufgegrabenen Boden, so weit solcher von der rusigen Materie durchdrungen ist, klein, vermenget solche nicht allein untereinander, sondern auch mit noch etwas frischer Erde; so wird dieses Gemenge milder und verbessert. Ist der Boden sandigt, so muß leimigte, oder wo diese nicht zu haben, thonigte Erde dazu gesetzet werden, (sollte man sie auch noch so weit herholen müssen); wobey zu merken, daß, wenn die herbey geführte Erde sehr fett, und thonigt, selbige im Wasser zu einem dünnen Schlamme müsse aufgerühret, und die sandigte Erde damit eingesprenget werden, weil auf andere Weise eine genaue Mischung höchst schwer fällt.

Wenn der Boden zu feucht, oder gar sumpfig und brüchig ist; wird solcher überbohlet, das heißt: Man legt eine Schicht Holz mit Verbinden, wie die Maurer ihre Mauren zu machen pflegen, über diese untere Schicht legt man noch eine andere, auf gleiche Weise quer über. Dieser Handgrif ist nöthig, weil oft ein solcher Boden an einer Stelle weicher und nachgebender ist, als an der andern; da dann die Last des darauf gerichteten Holzes sich auf einer Stelle mehr, als auf der andern, senket, und in dem Miehler eine Ungleichheit, folglich eine ungleiche Wirkung des Feuers in der Auskohlung verursachen würde. Es muß nemlich eine Kohlstätte um deswillen rund, und in allen seinen gleich weit abstehenden Theilen vom Mittel gleichförmig seyn, damit das aus dem Mittel zum sich greifende Feuer, in gleichen Abständen vom Mittel, gleiche Wirkung thue.

Ungleicher Boden wird eben gemacht, indem die höhern Theile abgetragen, und mit der davon erfolgenden Erde die niedrigen erhöhet werden. Wenn aber die Kohlstätte an den steilen Abhang eines Berges muß geleget werden; so ist kein ander Mittel, als daß man den Berg etwas abtrage, und gegen dem Einhang große Steine, Klötze von Holz, oder starke Böcke setze, selbige erstlich mit Stangen, sodann mit Klüften vom Kohlholze belege, ferner mit guter Erde bedecke, gleichwie von denen auf bruchigen und sumpfigen Plätzen anzulegenden Kohlstätten erinnert worden. Ist eine Kohlstätte den Ueberschwemmungen vom Wasser bey Regenwetter unterworfen, so kann solches auf verschiedene Weise nach den Umständen und Gelegenheit des Orts verhütet werden. Lieget die Kohlstätte an dem Einhange eines Berges; so wird das vom Berge abschießende Regenwasser in einen kleinen Graben aufgefangen und abgeleitet; lieget sie auf einer niedrigen Ebene, von der das Regenwasser nicht abfließen kann; so wird der Boden so viel erforderlich ist erhöhet. In einigen Fällen, besonders wo Quellen sind, ist man genöthiget, Abzüge, das ist, verdeckte Graben unter der Kohlenstätte zu machen, und solche sodann, wie oben bereits gelehret, zu überkohlen, und mit guter Erde, etwan anderthalb Fuß hoch, zu bestürzen; solche durch untergelegtes Holz zubereitete Stätten, werden gebohlte Kohlstätten genennet.

C) Nachdem die sämmtlichen Kohlen von einer Kohlstätte abge-

gefahren worden, bekohlet der Köhler eben dieselbe Stätte so oft, als noch Holz in der Nähe vorräthig liegt; und wenn dessen genug vorhanden, pflegt er solches 8 bis 10mal vom Monat April, bis zu Ende des Octobers zu wiederholen; denn es ist wohl zu merken, daß man von einer neu aufgemachten Kohlstätte, nachdem der Boden gut oder schlecht ist, zum erstenmal gemeiniglich den sechsten, fünften auch wohl vierten Theil weniger Kohlen erhält, als von einer bereits etlichmal bekohlten Stätte. Zum zweytenmal leidet man abermals einigen Verlust, welcher den 10ten oder 12ten Theil beträgt. Die folgendenmale kann man endlich so viel Kohlen erhalten, als bey gehörigen Handgriffen aus dem eingefahrnen Holze möglich ist. Derowegen ist es allezeit schädlich, viele Kohlstätten ohne Noth aufzumachen. Wenn demnach die Kohlen von einer Kohlstätte abgefahren sind, läßt der Köhler selbige etwan einen Tag und Nacht abkühlen, reisset die in der Mitte der Stätte steckende Enden von den oben abgebrannten Quandelpfählen heraus, sprenget die Stätte mit so vielem Wasser ein, daß sich die Erde und Stübbe, in der Hand zusammen gedrückt, etwas bällen läßt, streichet solche, wie oben gemeldet, wieder aus, setzet neue Quandelpfähle, fähret frisches Holz ein, richtet, deckt und verkohlet solches, wie alles, unter den Artikeln: Meuler und Kohlenbrennen, schon ausführlich gelehret ist.

Ist das Verkohlen auf einer Kohlstätte etlichemal geschehen, so muß untersuchet werden, ob sich ein Brandschurf in selbiger gesetzt habe. Dieser entsteht von der theer- und pechartigen Materie, welche das Feuer aus dem Holze treibet; da denn derjenige Theil, welcher unterwärts in den Boden getrieben wird, einer queren Hand tief unter der Oberfläche, sich abkühlet, verdicket, mit der Erde zusammen bäcket, und eine veste Schole formiret, die fast das Ansehen einer Steinkohle, oder des Spiegelrußes hat, welcher sich über den Ofenlöchern, wodurch die Zimmer geheitzet werden, setzet, und anfänglich eines Fingers, endlich aber, bey mehrerer nochmaliger Bekohlung einer Stätte, wohl eines Schuhes dick wird. Von laubtragendem Kohlholze setzt er sich nicht so leicht, als von nadeltragendem, vornemlich von Fichten oder Rothtannen, weil diese einen Ueberfluß an pechartiger Materie haben. Ein solcher Brandschurf muß gleich anfänglich aufgehauen werden, weil sonst das Kohlen nicht anderst artet, als wenn auf einer vesten Klippe gekohlet würde. Die Nässe, welche aus dem Kohlholze unterwärts getrieben wird, bleibet darauf stehen; der Luftwechsel wird gehindert, und es erfolgen auf einer solchen Kohlstätte viel Brände, die allemal eine schlechte Auskohlung verursachen, und taube Kohlen geben. Junge Tannen und Birken, welche gern auf Kohlstätten anfliegen, verderben, wenn ein solcher Brandschurf unter selbigen ist, in wenig Jahren, oder werden vom Schnee umgedrückt, weil die Wurzeln gar keine Haltniß haben. Ein erfahrner Köhler macht

macht allemal den erſten Miehler auf einer friſchen Kohlſtätte kleiner, als gewöhnlich, weil die rohe Kohlſtätte raubt; nicht weniger ſucht er gern das ſchlechteſte Holz darzu aus. Je ſchlechter der Boden, auch wenn keine gare Erde zu haben, je kleiner macht er ſolchen; ſo iſt der Verluſt ſo groß nicht. Beym Ausſtreichen vor der 2ten Verkohlung vertheilet er die gare Erde durch den ganzen Bezirk der Kohlſtätte, und fähret ſodann die gewöhnliche Malterzahl ein. So wie eine bloße Erde, ohne einige rußige Materie, das Ausbringen der Kohlen vermindert; ſo iſt allzuviel davon nicht weniger ſchädlich, ſie hängt gar nicht mehr zuſammen, und muß alſo mit friſcher leimigter Erde wieder verbeſſert und angefriſchet werden.

Kolben, was an dem Hirſch ſo genennet werde, ſ. Hirſch, Geweyhe, und Hirſchkolben.

Kolbenhirſch, iſt ein Hirſch, der ſein Geweyhe abgeworfen, ſiehe Hirſch, Hirſchkolben.

Kolbweiden, ſ. Weide.

Kolckbere ſ. Droſſelbere.

Kolckraben, ſ. Rabe.

Koller, ſ. Büffel.

Kollerbüſche, ſ. Holzſchlag, A) 1) und B) β) 2)

Kopf, werden bey einer Parforcejagd die vorderſten Hunde genennet.

Koppel, Kuppel, Hundekuppel, ſind 2 Hundshalsbänder, welche mit Ketten aneinander gefüget ſind, damit je 2 und 2 Jagdhunde, wenn man ihnen ſolche um den Hals geſchnallet, mit einander laufen und beyſammen bleiben müſſen, welches man ſodenn gekoppelt oder gekuppelt, ingleichem eine Koppelſagdhunde, oder auch ein Strick heiſſet, ſ. Strick.

Koppelfiſcherey, Kuppelfiſcherey, heiſſet eine Fiſcherey, zu welcher 2. Nachbarn gleich berichtiget ſind. Sie wird in wildem Fiſchwaſſer, Seen, Flüſſen, Bächen ꝛc. woran dieſſeits und jenſeits eine andere Herrſchaft mit ihren Gütern ſtöſſet, ausgeübet, und iſt faſt gleicher Art mit der Kuppeljagd, ſ. a. Fiſcherey, Fiſchordnung.

Koppeljagd, ſ. Kuppeljagd.

Koppelnetze, ſ. Kuppelnetze.

Koppeltrift, ſ. Trift.

Koppelweyde, ſ. Weidgang.

Koppweiden, ſ. Weide.

Korn, franz. *Bouton*, *Guidon*, *Mire*, wird das kleine Stücklein Meſſing oder Eiſen genennet, welches vorne auf dem Lauf einer Flinte oder eines Rohres beveſtiget wird, und zum Zielen dienet. Sonſt wird es auch Fliege genennet.

Kornlerchen, ſ. Lerche.

Kornroſe, ſ. Dornroſe.

Rothlerche, ſ. Lerche.

Rothmünch, ſ. Lerche.

Krahe, ſ. Krähe.

Krähe, Kraahe, Kraatte, lat. Cornix, franz. *Corneille*, *Cornicke*,

che, *Graille*, *Grayer*, iſt ein Raubvogel, welcher unter das Geſchlecht der Raben gezehlet wird, und zwar etwas kleiner, als der eigentlich ſogenannte Rabe, aber ſeinen übrigen Eigenſchaften ſowohl, als ſeiner Farbe nach, demſelben ziemlich ähnlich iſt. Denn die gemeine Krähen ſind ganz ſchwarz, alſo, daß ſie vor Schwärze gleiſſen. Sie thun groſſen Schaden an dem jungen und zahmen Geflügel, und deſſen Eyern, welche ſie in der Brutzeit gerne ausſauffen. Sie gehen auch hinter dem Pfluge her, um in der friſchen Erde die Regenwürmer und Maden zu ſuchen, und hinter dem Säemann die ausgeſtreuten Samenkörner aufzufreſſen, und ſind endlich auch in Geſellſchaft der Raben um die die hohen Gerichte, ingleichem bey den Schindangern und Luderplätzen, in die Menge antreffen. Sie fliegen auſſer der Brutzeit, und wenn ſie im Winter durch Hunger von einander getrieben werden, hauffenweiſe, und mit groſſen Schaaren, und horſten auch alſo in Wäldern, Wieſen und Gärten, auf den höchſten Bäumen, und bleiben zur Sommers- und Winterszeit bey uns; da hingegen die Nebelkrähen, welche auf dem Rücken, Bauche und Halſe aſchenfärbig, am Kopfe, Schwanze, Flügeln und Unterhalſe aber einer faſt blanglänzenden Schwärze ſind, meiſtentheils nur im Winter zu uns kommen, und ſich gegen den Sommer wieder davon machen. Die Krähen, welche ſowohl im ſchwarzen Holze, als in Laubwäldern und auf einzeln Bäumen ihre Neſter bauen, ſtellen ſolche nicht nur jederzeit ſehr hoch, ſondern machen ſie auch, faſt wie die Elſtern, jedoch inwendig wärmer, und tragen mehr Federn, Wolle und Hare ein, als dieſelben. Sie bringen darinnen 3 bis 4. Junge aus. Von der Brut der Nebelkrähen aber iſt hier nichts zu melden, weil ſie ſolche nicht bey uns verrichten.

Man will gewiß dafür halten, daß die gemeine ſchwarze Krähen im Monat Junio nicht ſauffen, welches daher leicht geglaubet werden könnte, weil ſie zu dieſer Zeit auf den Aeckern ganz matt beyſammen ſitzen, und zu ſchreyen pflegen. Sie ſchreyen aber auch zu andern Zeiten, wenn das Wetter ſich ändern will, oder wenn ſie ſonſt etwas merken, und ſind ſo ſchlau, daß ſie nicht leicht anderſt, bis bey dem Schuhu auf den ſogenannten Krähenhütten mit dem Schuſſe an ſich kommen laſſen. Wenn man eine lebendige Krähe auf den Rücken an ein Bret bindet; ſo kommen andere Krähen, die ihr Geſchrey hören, zugeflogen, ihr zu helfen. Was ihr nun zu nahe kommt, und ſie mit ihren Krallen angreift, das hält ſie veſte, und dieſes iſt eine luſtige Art Krähen zu fangen. Im Winter macht man papierene Düten, wirft ein Stücklein Fleiſch hinein, beſchmiert ſie oben mit Vogelleim, und ſteckt ſie in den Schnee. Wenn nun die Krähen das Fleiſch holen wollen, bleibt ihnen das Papier über den Augen kleben, daß ſie als blind in der Luft herumſchweben, bis ſie ermüdet zur Erde fallen, da ſie alsdenn gar leichte gehaſcht werden können. Weil die Krähen, wie gedacht, an der Ausſaat nicht geringen Schaden verurſachen; ſo

pfleget

pfleget man denen Jägern und Schützen die Krähenfüße so theuer, oder doch nicht viel geringer, als die Habichtsfüße zu bezahlen, d. i. vor eine Krähe so viel, oder nicht viel weniger Schießgeld, als für einen Habicht, zu geben. Solch Schießgeld aber ist billig nur auf die Monate, da sie brüten, oder zur Brut sich anschicken, einzuschränken, und mithin allein im Merz, April und May zu bezahlen. Denn wo in diesen 3 Monaten Fleiß darauf gewendet wird, sie hinweg zu schiessen; so möchte noch der Vortheil davon zu hoffen seyn, daß die im Lande seyende Krähen vermindert, und nicht so viel Junge werden könnten, welche gleich, so bald sie abfliegen, an Baum- und Feldfrüchten, auch andern den meisten Schaden thun, und verursachen, daß hernach desto mehrere ihnen sich zugesellen, und die Hauffen sich vergrössern; dahingegen, wenn deren im Junio oder Augusto, zu welcher Zeit man sie mit grossen Schaaren auf die Brachäcker fallen siehet, an einem Orte alle Tage 10 geschossen würden, hat man doch aus der Erfahrung, daß nicht nur der folgende Strich die Anzahl so gleich wieder ergänzet, sondern auch die ausgestreuete Winterfrucht deswegen nicht wenigern Zuspruch von solchen ungebetheuen Gästen bekommen wird, als zu solcher Zeit gar nicht unter sie wäre geschossen worden. Von der Blau- oder Mandelkrähe, so auch Grünkrähe heißt, s. Mandelkrähe.

Krähenhütte ist ein Gebäude, darinnen man auf die Krähen lauren, und sie wegschiessen kann, ohne von ihnen gesehen zu werden. Wo auf dem Lande, ohnweit einem Dorffe, auf dem Felde ein flacher Berg oder Hügel ist, über welchen die Krähen meistens ihren Flug und Zug von den Feldern nach dem Dorfe oder Walde haben, daselbst wird eine tiefe Grube oben auf der Höhe oder Fläche in die Erde gegraben, und darein von geschrotenem Holze eine 4, 6, oder 8 eckigte Kammer, ungefähr 4. Ellen im Lichten tief, und in beliebiger Weite gemacht. Wenn eine Seite von der 8. eckigten Kammer dritthalb bis 3. Ellen, oder wenn man sie geraumer haben will, vierthalb Ellen, von der 6 eckigten vierthalb bis 4 Ellen, und von der 4eckigten, 5, 6, oder höchstens 7 Ellen lang ist; so bekommt man Raum und Platz genug. An einer Seite wird der Eingang mit einer Thüre, an eine jegliche der übrigen Seiten aber ein Schießloch, inwendig enge, auswendig aber in gehöriger Weite, gemacht, die Kammer von oben sauber ausgeschälet, und mit Erde beschüttet, auch, wo man es haben kann, über und über mit Rasen ausgesetzet, daß nichts als ein grüner Hügel zu sehen, und zu merken ist. Vor ein jedes Schießloch wird ein dürrer Baum vest in die Erde gesetzet, und durch die Mitte des Hügels aus der Hütte eine lange Stange hinausgestecket, auf welche der Oberfläche des Hügels gleich, eine Krücke, oder ein Teller bevestiget, und auf diese ein Schuhu oder eine grosse Eule angefesselt wird. Wenn nun die Krähen, Elstern, oder Dohlen vorbeystreichen, und diesen ihnen verhaßten Vogel sie

ten sehen; so fliegen sie häufig hinzu, denselben zu stossen; setzen sich auf die dürren Bäume, und sind alsdenn gut wegzuschiessen. Wenn einige auf den geschehenen Schuß davon geflogen sind; so darf man nur den Schuhu mit der Stange in die Höhe heben, und machen, daß er sich rühret, so kommen sie wieder herzu, und setzen sich unvorsichtig zum Schusse. Inwendig muß die Hütte mit einem Tische und mit Lehnebänken versehen seyn, sowohl zur benöthigten Ruhe, als auch, wenn man sich mit Essen und Trinken, oder sonst darinnen belustigen, und seiner Bequemlichkeit pflegen will.

Krähenspecht, s. Specht.

Kraftnußlein, s. Fichte.

Kragen, heißt bey einigen Fischen eine gewisse fasichte und schwammichte Materie, die unter ihren Kiefern verborgen liegt, und zu desto besserer Bewegung derselben dienet, sonst aber von dem übrigen Fleisch und Eingeweyde, sowohl der Farbe, als Gestalt und Beschaffenheit nach, unterschieden ist.

Krallen, sind die Nägel an den Klauen des Luchses und anderer Raubthiere, wie auch der Raubvögel.

Krammetsbaum, s. Radolich.

Krammetsvogel, s. Ziemer.

Krammsvogel, s. Ziemer.

Kranich, lat. Grus, Ulpio, fr. *Grue*; ist ein grosser 10 bis 12 Pfund schwerer Vogel, welcher einen langen, weißlichten und rückligs schwarzen Hals, einen langen Schnabel, und was Männlein sind, einen rothen Flecken auf dem Kopf, einen grauen, oder aschenfarbenen Leib und Flügel, aber schwarze und graufe Spitzen an den Schwingfedern, und hohe Beine hat, und zur hohen Jagd gehöret. Sie sind zwar keine Wasservögel, halten sich aber doch gerne nahe bey dem Wasser auf, sonst lassen sie sich auch gerne in grossen, breiten, und flachen Feldern nieder, wo sie sich wohl und gnugsam umsehen, und vor besorglichen Nachstellungen, sowohl der Menschen als wilden Thiere, und in den warmen Ländern, der Adler, und Geyer, als ihrer gefährlichsten Feinde, hüten können. Sie stellen dahero, wo sie sich im Felde setzen, ihre Schildwachen aus, die nur auf einem Fuße stehen, damit sie nicht einschlafen, ja auch wohl einen Stein in dem einen Fuße halten, damit, wenn sie ja etwan einschlieffen, der Stein ihnen entfalle, und sie also durch dessen Klang und Schall aufgewecket werden. Sie fliegen wie die wilden Gänse hauffenweise, in zween, gleich einem schartzen oder spitzigen Winkel, zusammen stoßenden Reihen, meistens nach dem Winde, desto schleuniger fortzukommen. Auf der Reise hatten sie untereinander gute Freundschaft, sonsten aber, wenn ein paar von ihnen uneins werden, streiten sie so heftig, daß sie gar leicht darüber erschlichen und gefangen werden können. Gegen dem Adler und Geyer wehren sie sich mit aufgerichtetem Schnabel, auf welchem sich die Raubvögel, wenn sie uns vor-

vorsichtig stossen, zu spiessen pflegen.

Es ist der Kranich, ungeachtet seiner wilden Art, dennoch zu zähmen, wie man denn dergleichen auf den Schloßplätzen grosser Herren herumgehen siehet. Sie bringen nicht mehr als zwey Eyer, zwischen welche sie in ihrem Neste jedesmal einen Stein zu legen pflegen. Wenn diese Vögel im Frühjahre zeitig zu uns kommen; soll es einen schönen Herbst, wenn sie hoch und still schweigend fliegen, schönes Wetter, wenn sie aber niedrig und ohne Ordnung ziehen, auch im Fluge schreyen, Regen und Ungewitter bedeuten. Der recht Kranichfang ist um Jakobi, oder kurz hernach, und währet so lange, bis es anfängt, kalt zu werden. Wo sie ihre gewöhnlichen Ruhestellen haben, machet man tiefe aber enge Gruben, wirft Getreide, oder was sie sonst gerne fressen, hinein, leget eine starke Schleiffe oder Schlinge von Roßhaaren über die Grube, und bindet solche an einen Stock vest an. Wenn nun der Kranich mit seinem langen Halse hinunter reichet; so wird er von der Schleiffe ergriffen, und also gefangen. Andere stecken lange papierne Düten in die Grube, werfen unten Erbsen hinein, und beschmieren sie oben mit Vogelleim. Will nun der Kranich den Fraß herauszulangen, mit dem Kopfe in die Düte fahren; so bleibet ihm solche an dem Kopfe kleben, daß er davon geblendet, leichtlich mit den Händen ergriffen werden kann. Wer sie mit einem Rohr beschleichen und schiessen will, muß Acht haben, daß den Wind von dem Vogel gegen ihm gehe; denn wo der Wind von ihm auf den Kranich gehet; so wittert er es gleich, und fleucht davon, ehe man zum Schusse kommen kann. Sonst werden diese Kraniche auch eben, wie die Trappen und Vocken, mit Karrenbüchsen und Schießpferden geschossen, wovon an seinem Orte mit mehrerm

In der grossen Tartarey, wo dieser Vogel sonderlich hoch gehalten wird, und dessen gröste Flügelfedern von den Einwohnern in Gold und Silber eingefasset, und zur Zierrath auf ihren Mützen getragen werden, finden sich verschiedene Gattungen von Kranichen, deren etliche mit schwarzen Flügeln, etliche ganz weiß, andere weiß mit goldgelben Flecken, andere mit rothen und schwarzen Federn gemenget, kleiner als die übrigen, noch andere aschenfarbig, mit rothen und schwarzen Ringen um die Augen, und diese Gattung ist die gröste. Bey den alten Römern ist der Kranich vor ein Leckerbißlein gehalten worden, welches nur auf grosse Tafeln gehörte. Das junge Wildpret dieses Vogels wird auch noch heut zu Tage für delicat gehalten, und in den Küchen großer Herren verspeisset. Obwohl dasselbe etwas und unverdaulich ist; so giebt es doch starke Nahrung, stärket die Nerven, machet eine helle Stimme, mehret den Saamen, und hilft bey entstandener Windcolick. So hat auch dieser Vogel schon bey den Alten in der Medicin seinen Gebrauch gehabt, und ist sonderlich das Fett, die Galle, der Kopf, die Augen,

der Magen, und das Mark hoch gehalten worden. Wenn man das Kranichfett in die Ohren thut, giebt es den Tauben oder Harthörigen das Gehör wieder. Es hat auch die Tugend, daß es die Warzen, auch andere harte Gewächse, so bisweilen am menschlichen Leibe entstehen, erweichet. Des Kranichs Kopf, Augen und Bauch, wird mit gutem Nutzen zu den Fistelschäden und Geschwüren der innern Theile gebraucht.

Kranichfänger, Kranichstösser, franz. *Grayer*, heißt in der Falknerey ein zum Kranichfang abgerichteter Vogel.

Kratte, s. Krähe.

Kratzbeere, s. Brombeerstrauch.

Kraus, s. Nenntödter.

Krausbeer, s. Heidelbeer.

Krautvögelein, s. Spießlerche.

Krebs, lat. Cancer, franz. *Ecrevisse*, ist ein Wassergeschöpfe, welches billich unter die Fische gerechnet wird, ohnerachtet sie dem Augenschein nach, sowohl was ihre Gestalt, als ihre Natur und Eigenschaft betrift, weit voneinander unterschieden sind. Der Krebs gehöret mit unter die Raubfische, indem er nicht nur Fische, Frösche und Schnecken frisset, sondern auch das Aas und alle todten Cörper, die er im Wasser findet, angreiffet, ausser diesen aber sich auch von Gras und Kräutern nähret. Viele halten dafür, daß er zu Nachts aus den Bächen und Krebswassern austrette, und in dem Gras und am Ufer seine Weide suchend, auch Grillen, Heuschrecken und dergleichen fresse. Er lebet in und ausser dem Wasser, im Meere, Flüssen und Bächen, wiewohl sie auch in Seen und Teichen, dahin sie gesetzet worden, gefunden werden. Dannenhero zehlet man dreyerley Arten der Krebse, als Meerkrebse, dergleichen die Krabben, Garneelen, Taschenkrebse u. s. f. Fluß- oder Bachkrebse, und denn See- oder Teichkrebse. Unter allen haben die Fluß- und Bachkrebse den Vorzug, welche wieder in rothschäligte und Steinkrebse unterschieden werden. Jene bekommen durchs Sieden eine schöne rothe oder rothschwärzlichte Farbe; diese aber sehen, wenn sie gesotten, weiß oder bleichroth. Merkwürdig ist von den Krebsen, daß sie mit dem Mond ab- und zunehmen, und sonderlich zu der Zeit im Jahre gut seyn, wenn der Monat kein R hat, nemlich im Majo, Junio, Julio und Augusto, wiewohl sie in der Weitzenblüthe am allerbesten geachtet werden. In denen Bächen und Flüssen werden sie von etlichen, ja wohl von denen meisten mit den Händen gefangen, und unter denen ins Wasser reichenden Stöcken und Wurzeln der Bäume, auch unter denen Steinen, aus ihren lettichten Löchern hervor gesucht. Man bedienet sich auch der Reussen und Körbe dazu, worein man einen Köder von geschundenen Fröschen, oder in Honig gerösteten Fischgedärme, oder gebratenen Schöpsenfleische, zu legen pfleget, weil sie dadurch angereitzet werden, desto lieber einzugehen. Etlicher Orten säuget man sie in den seichten Bächen

chen auf nachfolgende Weise: die Breite des Bachs wird mit dicht aneinander geflossenen Reussen besetzet, die von einer Seite zur andern reichen, (wiewohl auch etliche nur zwey oder drey Reussen in der Mitte nehmen) die Fischer aber gehen mit langen Stangen an dem Ufer daher, und rütteln und bewegen damit alle im Grund liegende Steine, stieren auch wohl in die angetroffene Löcher; damit nun die Krebse sich dieser Verdrüßlichkeit entschlagen mögen, gehen sie aus ihren Höhlen hervor, fallen aber in die eingelegten Reussen, und werden also öfters in seiner Anzahl gefangen. Sie werden auch absonderlich an solchen Orten, wo man wegen der Wasserschlangen nicht gerne mit den Händen krebsen will, folgender Gestalt gefangen: Man nimmt nemlich sechs oder acht kleine und übers Ermtze etwan eines guten Schuhes breite Garne, an jedwedes derselben bindet man einen Reif, schneidet sich auch so viel Schuhlange Stecken ab, und bindet einen jeden Reif mit seinem Garn zu dreyen unterschiedenen malen und in gleicher Weite von einander, also, daß, wenn das Garn gerade hin auf den Boden geleget wird, der Stock nicht anderst in die Höhe stehen muß, als wenn er in die Erde wäre gestossen worden. Wenn diese Garne alle so angebunden sind, schnitzet man sich schmale lange Stäblein, die sowohl den Grund erreichen, als auch noch einer Spannenlang über das Wasser heraus ragen; an diese ködert man die hintern Viertel von abgestreiften Fröschen an, und leget sie nacheinander an dem Ufer des Wassers hinein, daß die obern Spitzen des Stäbleins heraus sehen. Diesem Aas werden die Krebse, welche allorten vorhanden, alsobald zugehen, und sich daran hängen, welches man gar leicht an dem Zittern des Stockes abnehmen kann. Wenn man dieses vermerket; so kann man den Stab allmählich in die Höhe heben, und mit dem Garn oder Ketschergen darunter haltend, den Krebs an die Luft bringen, welcher aber, indem er seine Retirade wieder ins Wasser nehmen will, alsbald herab und in das Garn fällt. Wenn man Krebse in stehende See oder Teiche versetzen will, muß man zu der Zeit, da sie Eyer haben, etliche schöne in einen ziemlich weit geflochtenen Korb thun, und in das Wasser setzen; es muß aber ein harter und kein sumpfichter morastiger Grund seyn; sie müssen auch Löcher oder Bäume am Ufer, oder grosse Steine darinnen haben, so kriechen die Jungen aus dem Korb, bleiben in dem Wasser und vermehren sich darinnen. Wo aber der See groß ist, muß man sie an etlichen Orten also versetzen. Man kann die an Stöcke gebundene Körbe, nach drey oder vier Wochen, wieder heraus nehmen. Wiewohl Krebse in Karpfenteiche zu setzen, darum nicht für rathsam gehalten wird, weil sie den Dämmen durch ihr Graben leichtlich schädlich seyn können; zudem treiben sie auch die jungen Karpfen von der Weide, und wenn sie Brut in ihre Löcher bekommen, so so fressen sie solche.

Die Krebse lebendig und zum Gebrauch bey der Hand aufzubehalten, kann man sie in den

Wassertrögen nur so frey herum kriechen lassen, oder aber in einige aus weidenen Ruthen zusammengeflochtene Fischreussen einschliessen, und in die Wassertröge legen, als auf welche Weise sie noch ziemlich lang, und zwar auf etliche Wochen, lebendig erhalten werden. Hat man aber keine Wassertröge, so leget man sie nur in einen leeren Zuber, und behält sie also im Keller auf. Weil auch die Krebse gerne sterben, wenn es starke Donnerwetter giebt, als suchen einige dieselbe davor zu präserviren, wenn sie einen Stahl aus einem Feuerzeug, darauf man sonst Feuer zu schlagen pfleget, zu ihnen hinein legen. Man pfleget auch die Krebse zu mästen und fett zu machen, wenn man würflicht zerschnittene gelbe Rüben in Wasser absiedet, das Wasser abseihet, und die Rüben denen Krebsen zur Speise in den Trog oder in den Zuber wirft. Andere geben ihnen abgesottene Ochsenleber; wieder andere wollen, daß man sie mit Bier täglich anspritzen, oder mit Milchrahm beschmieren, und besagter massen in einem Zuber aufbehalten solle.

Die Krebse sind eine so angenehme, als gesunde Speise, denn sie reinigen und versüssen das Geblüte, und führen alle Säure und Tartarum ab, wehren dahero allen davon entstehenden Krankheiten, sonderlich den Steinschmerzen, und sind, wenn sie mit Fenchel- und Dillensaamen gekocht, oder eine Kraftbrühe daraus gemacht wird, insonderheit denen Schwind- und Lungensüchtigen sehr verträglich. Von der Zubereitung der Krebse kan nachgeschlagen werden *Onomatologia oeconomica pract.* oder Oeconomisch Wörterbuch 2ter Theil, pag. 405-407.

Krebsaugen, werden diejenige runde Steine genennet, die sich nur zu gewissen Zeiten, nemlich in der Mause, inwendig oben am Kopfe, oder vielmehr am Magen des Krebses befinden. Diese Krebsaugen, von welchen die blaulichten, so vom lebendigen Krebsen kommen, vor besser, als die weissen, welche man den gesottenen Krebsen entnimmt, gehalten werden, haben eine versüssende Kraft, dämpfen in dem menschlichen Leibe alle muratkrische Säure, und werden dahero, als eines der allergemeinsten Hausmittel wider den Sod, Uebelkeit, Steinschmerzen, Seitenstechen, hitzige und abwechselnde Fieber, mit oder ohne Zusatz anderer Dinge, täglich gebraucht. Wenn jemanden ein Stäublein, oder was es sonst kleines sey, ins Auge gefallen, soll man ein ganz kleines Krebsäuglein in das Auge zwischen die Augenlieder hinein thun, also, daß es darinnen hafte, und der hohle eingedruckte Theil davon den Augapfel berühre; darnach soll man mit seinem Finger auswendig unten oder oben an die Augenlieder des zugeschlossenen Auges greiffen, sonderlich an dem Ort, wo es wehe thut, und um dasselbe mit dem Finger sachte herum fahren; so wird der Krebsstein dasjenige was im Auge gesteckt ist, mit sich heraus nehmen. Pulverisirte Krebsaugen in frische Wunden gestreuet, stillen das Bluten derselben. Krebsaugen mit Limonienfaft, oder destillirten Essig

sol-

solvirt, vertreiben das Lenden- und Nierenwehe, und führen den Sand und Gries ab. Wer gefallen ist, und geronnen Blut bey sich hat, der nehme Krebsaugen, lindene Kohlen und Körbelblätter, gepülvert und untereinander gemischt, eines halben Lothes schwer, in einem Trunk warmen Essig auf einmal ein, und schwitze darauf. Wenn gepülverte Krebsaugen mit Essig und Salzwasser vermischet werden; so wird gleichsam eine weisse Milch daraus, welche, alte Schäden damit bestrichen, dieselben heilen wird. Wer ganze Krebsaugen ausserhalb denen Apothecken, und von nicht gar gewissenhaften Materialisten kauft, muß sich wohl in Acht nehmen, daß er nicht betrogen werde, denn es finden sich böse Leute, welche dergleichen aus weissen Eyern, oder klar gestossenen Tobackspfeiffen, so vollkommen nachmachen können, daß sie von den rechten und ächten nicht zu unterscheiden, ohne wenn ein Spiritus acidus darauf gegossen wird, welcher bey denen ächten ein Zischen oder Gähren erreget, dergleichen man aber bey denen nachgekünstelten nicht verspühren kann.

Krebsdiebe, werden, wo Krebse in gehegten Wassern stehen, mit Geldbusse, auch wohl Staupenschlag und Landesverweisung gestraft. s. a. Fischdiebe, Fischerey.

Krebsfang, s. Ketscher, Stromkrebse, Krebs.

Krebsketscher, s. Ketscher.

Krebsleuchten, nennet man eine gewisse Art, insonderheit die sogenannten Strohm- oder Flußkrebse zu fangen. s. Strohmkrebs.

Krebsreussen, s. Strohmkrebs, Fischreussen.

Krebsweiden, s. Haarweiden, Weide.

Kreßen, Cressen, Craffen, Cräffen, lat. Crassiones, Crassuli, sind kleine, gesunde Fischlein, so in vielen Stücken den Grundeln oder Gründlingen gleich geachtet werden, aber bey weitem nicht so gut schmecken; wie denn auch die Kressen gar kleine Schuppen, und keine Krönlein, wie die Grundeln, haben. s. Gründling.

Kreßler, s. Schnerff.

Kreutzflügel, s. Creutzflügel.

Kreutztritt, s. Creutztritt.

Kreutzvogel, s. Krinitz.

Kriechente, s. Krückente.

Krickelster, s. Neuntödter.

Krickenbaum, s. Schlehendorn.

Krieckente, s. Krückente.

Kriegente, s. Krückente.

Krinitz, Grünitz, Grienitz, Grinitz, Grönitz, Krummschnabel, Creutzvogel, Kreutzvogel, lat. Loxia, Corvirostra, Cruciata, Avis crucifera, ist ein Vogel, welcher seine Farbe unterschiedliche mal verändert; denn entweder ist er am Kopfe grün und gelblicht, und eben so über den ganzen Rücken und an der Brust, sein

Schwanz

gefahren worden, bekohlet der Köhler eben dieselbe Stätte so oft, als noch Holz in der Nähe vorräthig liegt; und wenn dessen genug vorhanden, pflegt er solches 8 bis 10mal vom Monat April, bis zu Ende des Octobers zu wiederholen; denn es ist wohl zu merken, daß man von einer neu aufgemachten Kohlstätte, nachdem der Boden gut oder schlecht ist, zum erstenmal gemeiniglich den sechsten, fünften auch wohl vierten Theil weniger Kohlen erhält, als von einer bereits etlichmal bekohlten Stätte. Zum zweytenmal leidet man abermals einigen Verlust, welcher den 10ten oder 12ten Theil beträgt. Die folgendenmale kann man endlich so viel Kohlen erhalten, als bey gehörigen Handgriffen aus dem eingefahrnen Holze möglich ist. Derowegen ist es allezeit schädlich, viele Kohlstätten ohne Noth aufzumachen. Wenn demnach die Kohlen von einer Kohlstätte abgefahren sind, läßt der Köhler selbige etwan einen Tag und Nacht abkühlen, reisset die in der Mitte der Stätte steckende Enden von den oben abgebrannten Quandelpfählen heraus, sprenget die Stätte mit so vielem Wasser ein, daß sich die Erde und Stübbe, in der Hand zusammen gedrückt, etwas bällen läßt, streichet solche, wie oben gemeldet, wieder aus, setzet neue Quandelpfähle, fähret frisches Holz ein, richtet, decket und verkohlet solches, wie alles, unter den Artikeln: Meuler und Kohlenbrennen, schon ausführlich gelehret ist.

Ist das Verkohlen auf einer Kohlstätte etlichemal geschehen, so muß untersuchet werden, ob sich ein Brandschurf in selbiger gesetzt habe. Dieser entsteht von der theer- und pechartigen Materie, welche das Feuer aus dem Holze treibet; da denn derjenige Theil, welcher unterwärts in den Boden getrieben wird, einer queren Hand tief unter der Oberfläche, sich abkühlet, verdicket, mit der Erde zusammen bäcket, und eine veste Schale formieret, die fast das Ansehen einer Steinkohle, oder des Spiegelrußes hat, welcher sich über den Ofenlöchern, wodurch die Zimmer geheitzet werden, setzet, und anfänglich eines Fingers, endlich aber, bey mehrerer nochmaliger Bekohlung einer Stätte, wohl eines Schuhes dick wird. Von laubtragendem Kohlholze setzt er sich nicht so leicht, als von nadeltragendem, vornemlich von Fichten oder Rothtannen, weil diese einen Ueberfluß an pechartiger Materie haben. Ein solcher Brandschurf muß gleich anfänglich aufgehauen werden, weil sonst das Kohlen nicht anderst artet, als wenn auf einer vesten Klippe gekohlet würde. Die Nässe, welche aus dem Kohlholze unterwärts getrieben wird, bleibet darauf stehen; der Luftwechsel wird gehindert, und es erfolgen auf einer solchen Kohlstätte viel Brände, die allemal eine schlechte Auskohlung verursachen, und taube Kohlen geben. Junge Tannen und Birken, welche gern auf Kohlstätten aufstigen, verderben, wenn ein solcher Brandschurf unter selbigen ist, in wenig Jahren, oder werden vom Schnee umgedrückt, weil die Wurzeln gar keine Haltung haben. Ein Ilsahrner Köhler

macht

macht allemal den erſten Miehler auf einer friſchen Kohlſtätte kleiner, als gewöhnlich, weil die rohe Kohlſtätte raubt; nicht weniger ſucht er gern das ſchlechteſte Holz darzu aus. Je ſchlechter der Boden, auch wenn keine gare Erde zu haben, je kleiner macht er ſolchen; ſo iſt der Verluſt ſo groß nicht. Beym Ausſtreichen vor der 2ten Verkohlung vertheilet er die gare Erde durch den ganzen Bezirk der Kohlſtätte, und führet ſodann die gewöhnliche Malterzahl ein. So wie eine bloße Erde, ohne einige rußige Materie, das Ausbringen der Kohlen vermindert; ſo iſt allzuviel davon nicht weniger ſchädlich, ſie hängt gar nicht mehr zuſammen, und muß alſo mit friſcher leimigter Erde wieder verbeſſert und angefriſchet werden.

Kolben, was an dem Hirſch ſo genennet werde, ſ. Hirſch, Geweyhe, und Hirſchkolben.

Kolbenhirſch, iſt ein Hirſch, der ſein Geweyhe abgeworfen, ſiehe Hirſch, Hirſchkolben.

Kolbweiden, ſ. Weide.

Kolckbere ſ. Droſſelbere.

Kolckraben, ſ. Rabe.

Koller, ſ. Büffel.

Kollerbüſche, ſ. Holzſchlag, A) 1) und B) β) 2)

Kopf, werden bey einer Parforcejagd die vorderſten Hunde genennet.

Koppel, Kuppel, Hundekuppel, ſind 2 Hundshalsbänder, welche mit Ketten aneinander gefüget ſind, damit je 2 und 2 Jagdhunde, wenn man ihnen ſolche um den Hals geſchnallet, mit einander laufen und beyſammen bleiben müſſen, welches man ſodenn gekoppelt oder gekuppelt, ingleichem eine Koppeljagdhunde, oder auch ein Strick heiſſet, ſ. Strick.

Koppelfiſcherey, Kuppelfiſcherey, heiſſet eine Fiſcherey, zu welcher 2. Nachbarn gleich berichtiget ſind. Sie wird in wildem Fiſchwaſſer, Seen, Flüſſen, Bächen ꝛc. woran dieſſeits und jenſeits eine andere Herrſchaft mit ihren Gütern ſtöſſet, ausgeübet, und iſt faſt gleicher Art mit der Kuppeljagd, ſ. a. Fiſcherey, Fiſchordnung.

Koppeljagd, ſ. Kuppeljagd.

Koppelnetze, ſ. Kuppelnetze.

Koppeltrift, ſ. Trift.

Koppelweyde, ſ. Weidgang.

Koppweiden, ſ. Weide.

Korn, franz. *Bouton, Guidon, Mire*, wird das kleine Stücklein Meſſing oder Eiſen genennet, welches vorne auf dem Lauf einer Flinte oder eines Rohres beveſtiget wird, und zum Zielen dienet. Sonſt wird es auch Fliege genennet.

Kornlerchen, ſ. Lerche.

Kornroſe, ſ. Dornroſe.

Kothlerche, ſ. Lerche.

Kothmünch, ſ. Lerche.

Krahe, ſ. Krähe.

Krähe, Krahe, Kratte, lat. Cornix, franz. *Corneille, Corni-*

che, *Graille*, *Grayer*, iſt ein Raubvogel, welcher unter das Geſchlecht der Raben gezehlet wird, und zwar etwas kleiner, als der eigentlich ſogenannte Rabe, aber ſeinen übrigen Eigenſchaften ſowohl, als ſeiner Farbe nach, demſelben ziemlich ähnlich iſt. Denn die gemeine Krähen ſind ganz ſchwarz, alſo, daß ſie vor Schwärze gleiſſen. Sie thun groſſen Schaden an dem jungen und zahmen Geflügel, und deſſen Eyern, welche ſie in der Brutzeit gerne ausſauffen. Sie gehen auch hinter dem Pfluge her, um in der friſchen Erde die Regenwürmer und Maden zu ſuchen, und hinter dem Säemann die ausgeſtreuten Samenkörner aufzufreſſen, und ſind endlich auch in Geſellſchaft der Raben um die die hohen Gerichte, ingleichem bey den Schindangern und Luderplätzen, in die Menge antreffen. Sie fliegen auſſer der Brutzeit, und wenn ſie im Winter durch Hunger von einander getrieben werden, haufenweiſe, und mit groſſen Schaaren, und horſten auch alſo in Wäldern, Wieſen und Gärten, auf den höchſten Bäumen, und bleiben zur Sommers- und Winterszeit bey uns; da hingegen die Nebelkrähen, welche auf dem Rücken, Bauche und Halſe aſchenfärbig, am Kopfe, Schwanze, Flügeln und Unterhalſe aber einer faſt blauglänzenden Schwärze ſind, meiſtentheils nur im Winter zu uns kommen, und ſich gegen den Sommer wieder davon machen. Die Krähen, welche ſowohl im ſchwarzen Holze, als in Laubwäldern und auf einzeln Bäumen ihre Neſter bauen, ſtellen ſolche nicht nur jederzeit ſehr hoch, ſondern machen ſie auch, faſt wie die Elſtern, jedoch inwendig wärmer, und tragen mehr Federn, Wolle und Hare ein, als dieſelben. Sie bringen darinnen 3 bis 4. Junge aus. Von der Brut der Nebelkrähen aber iſt hier nichts zu melden, weil ſie ſolche nicht bey uns verrichten.

Man will gewiß dafür halten, daß die gemeine ſchwarze Krähen im Monat Junio nicht ſauffen, welches daher leicht geglaubet werden könnte, weil ſie zu dieſer Zeit auf den Aeckern ganz matt beyſammen ſitzen, und zu ſchreyen pflegen. Sie ſchreyen aber auch zu andern Zeiten, wenn das Wetter ſich ändern will, oder wenn ſie ſonſt etwas merken, und ſind ſo ſchlau, daß ſie nicht leicht anderſt, bis bey dem Schuhu auf den ſogenannten Krähenhütten mit dem Schuſſe an ſich kommen laſſen. Wenn man eine lebendige Krähe auf den Rücken an ein Bret bindet; ſo kommen andere Krähen, die ihr Geſchrey hören, zugeflogen, ihr zu helfen. Was ihr nun zu nahe kommt, und ſie mit ihren Krallen angreift, das hält ſie veſte, und dieſes iſt eine luſtige Art Krähen zu fangen. Im Winter macht man papierene Düten, wirft ein Stücklein Fleiſch hinein, beſchmiert ſie oben mit Vogelleim, und ſteckt ſie in den Schnee. Wenn nun die Krähen das Fleiſch holen wollen, bleibt ihnen das Papier über den Augen kleben, daß ſie als blind in der Luft herumſchweben, bis ſie ermüdet zur Erde fallen, da ſie alsdenn gar leichte gehaſcht werden können. Weil die Krähen, wie gedacht, an der Ausſaat nicht geringen Schaden verurſachn; ſo

pfleget man denen Jägern und Schützen die Krähenfüße so theuer, oder doch nicht viel geringer, als die Habichtsfüße zu bezahlen, d. i. vor eine Krähe so viel, oder nicht viel weniger Schießgeld, als für einen Habicht, zu geben. Solch Schießgeld aber ist billig nur auf die Monate, da sie brüten, oder zur Brut sich anschicken, einzuschränken, und mithin allein im Merz, April und May zu bezahlen. Denn wo in diesen 3 Monaten Fleiß darauf gewendet wird, sie hinweg zu schiessen; so möchte noch der Vortheil davon zu hoffen seyn, daß die im Lande seyende Krähen vermindert, und nicht so viel Junge werden könnten, welche gleich, so bald sie abfliegen, an Baum- und Feldfrüchten, auch andern den meisten Schaden thun, und verursachen, daß hernach desto mehrere ihnen sich zugesellen, und die Hauffen sich vergrössern; dahingegen, wenn deren im Junio oder Augusto, zu welcher Zeit man sie mit grossen Schaaren auf die Brachäcker fallen siehet, an einem Orte alle Tage 10 geschossen würden, hat man doch aus der Erfahrung, daß nicht nur der folgende Strich die Anzahl so gleich wieder ergänzet, sondern auch die ausgestreuete Winterfrucht deswegen nicht wenigern Zuspruch von solchen ungebetheten Gästen bekommen wird, als zu solcher Zeit gar nicht unter sie wäre geschossen worden. Von der Blau- oder Mandelkrähe, so auch Grünkrähe heißt, s. Mandelkrähe.

Krähenhütte ist ein Gebäude, darinnen man auf die Krähen lauren, und sie wegschiessen kann, ohne von ihnen gesehen zu werden. Wo auf dem Lande, ohnweit einem Dorffe, auf dem Felde ein flacher Berg oder Hügel ist, über welchen die Krähen meistens ihren Flug und Zug von den Feldern nach dem Dorfe oder Walde haben, daselbst wird eine tiefe Grube oben auf der Höhe oder Fläche in die Erde gegraben, und darein von geschrotenem Holze eine 4, 6, oder 8 eckigte Kammer, ungefähr 4. Ellen im Lichten tief, und in beliebiger Weite gemacht. Wenn eine Seite von der 8. eckigten Kammer dritthalb bis 3. Ellen, oder wenn man sie geraumer haben will, vierthalb Ellen, von der 6 eckigten vierthalb bis 4 Ellen, und von der 4eckigten, 5, 6, oder höchstens 7 Ellen lang ist; so bekommt man Raum und Platz genug. An einer Seite wird der Eingang mit einer Thüre, an eine jegliche der übrigen Seiten aber ein Schießloch, inwendig enge, auswendig aber in gehöriger Weite, gemacht, die Kammer von oben sauber ausgeschälet, und mit Erde beschüttet, auch, wo man es haben kann, über und über mit Rasen ausgesetzet, daß nichts als ein grüner Hügel zu sehen, und zu merken ist. Vor ein jedes Schießloch wird ein dürrer Baum vest in die Erde gesetzet, und durch die Mitte des Hügels aus der Hütte eine lange Stange hinausgestecket, auf welche der Oberfläche des Hügels gleich, eine Krücke, oder ein Teller bevestiget, und auf diese ein Schuhu oder eine grosse Eule angefesselt wird. Wenn nun die Krähen, Elstern, oder Dohlen vorbeystreichen, und diesen ihnen verhaßten Vogel sie

tzen sehen; so fliegen sie häufig hinzu, denselben zu stossen; setzen sich auf die dürren Bäume, und sind alsdenn gut wegzuschiessen. Wenn einige auf den geschehenen Schuß davon geflogen sind; so darf man nur den Schuhu mit der Stange in die Höhe heben, und machen, daß er sich rühret, so kommen sie wieder herzu, und setzen sich unvorsichtig zum Schusse. Inwendig muß die Hütte mit einem Tische und mit Lehnebänken versehen seyn, sowohl zur benöthigten Ruhe, als auch, wenn man sich mit Essen und Trinken, oder sonst darinnen belustigen, und seiner Bequemlichkeit pflegen will.

Krähenspecht, s. Specht.

Kraftnüßlein, s. Fichte.

Kragen, heißt bey einigen Fischen eine gewisse fasichte und schwammichte Materie, die unter ihren Kiefern verborgen liegt, und zu desto besserer Bewegung derselben dienet, sonst aber von dem übrigen Fleisch und Eingeweyde, sowohl der Farbe, als Gestalt und Beschaffenheit nach, unterschieden ist.

Krallen, sind die Nägel an den Klauen des Luchses und anderer Raubthiere, wie auch der Raubvögel.

Krammetsbaum, s. Kadich.

Krammetsvogel, s. Ziemer.

Kraumsvogel, s. Ziemer.

Kranich, lat. Grus, Ulpio, fr. *Grue*; ist ein grosser 10 bis 12 Pfund schwerer Vogel, welcher einen langen, weißlichten und rücklings schwarzen Hals, einen langen Schnabel, und was Männlein sind, einen rothen Flecken auf dem Kopf, einen grauen, oder aschenfarbenen Leib und Flügel, aber schwarze und grause Spitzen an den Schwingfedern, und hohe Beine hat, und zur hohen Jagd gehöret. Sie sind zwar keine Wasservögel, halten sich aber doch gerne nahe bey dem Wasser auf, sonst lassen sie sich auch gerne in grossen, breiten, und flachen Feldern nieder, wo sie sich wohl und gnugsam umsehen, und vor besorglichen Nachstellungen, sowohl der Menschen als wilden Thiere, und in den warmen Ländern, der Adler, und Geyer, als ihrer gefährlichsten Feinde, hüten können. Sie stellen daherv, wo sie sich im Felde setzen, ihre Schildwachen aus, die nur auf einem Fuße stehen, damit sie nicht einschlafen, ja auch wohl einen Stein in dem einen Fuße halten, damit, wenn sie ja etwan einschlieffen, der Stein ihnen entfalle, und sie als so durch dessen Klang und Schall aufgewecket werden. Sie fliegen wie die wilden Gänse hauffenweise, in zween, gleich einem schartsen oder spitzigen Winkel, zusammen stossenden Reihen, meistens nach dem Winde, desto schleuniger fortzukommen. Auf der Reise hatten sie untereinander gute Freundschaft, sonsten aber, wenn ein paar von ihnen uneins werden, streiten sie so heftig, daß sie gar leicht darüber erschlichen und gefangen werden können. Gegen dem Adler und Geyer wehren sie sich mit aufgerichtetem Schnabel, auf welchem sich die Raubvögel, wenn sie uns

vor-

vorsichtig stossen, zu spiessen pflegen.

Es ist der Kranich, ungeachtet seiner wilden Art, dennoch zu zähmen, wie man denn dergleichen auf den Schloßplätzen grosser Herren herumgehen siehet. Sie bringen nicht mehr als zwey Eyer, zwischen welche sie in ihrem Neste jedesmal einen Stein zu legen pflegen. Wenn diese Vögel im Frühjahre zeitig zu uns kommen; soll es einen schönen Herbst, wenn sie hoch und stillschweigend fliegen, schönes Wetter, wenn sie aber niedrig und ohne Ordnung ziehen, auch im Fluge schreyen, Regen und Ungewitter bedeuten. Der rechte Kranichfang ist um Jakobi, oder kurz hernach, und währet so lange, bis es anfängt, kalt zu werden. Wo sie ihre gewöhnlichen Ruhestellen haben, machet man tiefe aber enge Gruben, wirft Getreide, oder was sie sonst gerne fressen, hinein, leget eine starke Schleiffe oder Schlinge von Roßhaaren über die Grube, und bindet solche an einen Stock vest an. Wenn nun der Kranich mit seinem langen Halse hinunter reichet; so wird er von der Schleiffe ergriffen, und also gefangen. Andere stecken lange papierne Düten in die Grube, werfen unten Erbsen hinein, und beschmieren sie oben mit Vogelleim. Will nun der Kranich den Fraß herauszulangen, mit dem Kopfe in die Düte fahren; so bleibet ihm solche an dem Kopfe kleben, daß er davon geblendet, leichtlich mit den Händen ergriffen werden kann. Wer sie mit einem Rohr beschleichen und schiessen will, muß Acht haben, daß der Wind von dem Vogel gegen ihm gehe; denn wo der Wind von ihm auf den Kranich gehet; so wittert er es gleich, und fleucht davon, ehe man zum Schusse kommen kann. Sonst werden diese Kraniche auch eben, wie die Trappen und Vocken, mit Karrenbüchsen und Schießpferden geschossen, wovon an seinem Orte mit mehrerm

In der grossen Tartarey, wo dieser Vogel sonderlich hoch gehalten wird, und dessen gröste Flügelfedern von den Einwohnern in Gold und Silber eingefasset, und zur Zierrath auf ihren Mützen getragen werden, finden sich verschiedene Gattungen von Kranichen, deren etliche mit schwarzen Flügeln, etliche ganz weiß, andere weiß mit goldgelben Flecken, andere mit rothen und schwarzen Federn gemenget, kleiner als die übrigen, noch andere aschenfarbig, mit rothen und schwarzen Ringen um die Augen, und diese Gattung ist die gröste. Bey den alten Römern ist der Kranich vor ein Leckerbißlein gehalten worden, welches nur auf grosse Tafeln gehörte. Das junge Wildpret dieses Vogels wird auch noch heut zu Tage für delicat gehalten, und in den Küchen großer Herren verspeisset. Obwohl dasselbe etwas und unverdaulich ist; so giebt es doch starke Nahrung, stärket die Nerven, machet eine helle Stimme, mehret den Saamen, und hilft bey entstandener Windcolick. So hat auch dieser Vogel schon bey den Alten in der Medicin seinen Gebrauch gehabt, und ist sonderlich das Fett, die Galle, der Kopf, die Augen,

der Magen, und das Mark hoch gehalten worden. Wenn man das Kranichfett in die Ohren thut, giebt es den Tauben oder Harthörigen das Gehör wieder. Es hat auch die Tugend, daß es die Warzen, auch andere harte Gewächse, so bisweilen am menschlichen Leibe entstehen, erweichet. Des Kranichs Kopf, Augen und Bauch, wird mit gutem Nutzen zu den Fistelschäden und Geschwüren der innern Theile gebraucht.

Kranichfänger, Kranichstösser, franz. *Grayer*, heißt in der Falknerey ein zum Kranichfang abgerichteter Vogel.

Kratte, s. Krähe.

Kratzbeere, s. Brombeerstrauch.

Kraus, s. Nenntödter.

Krausbeer, s. Heidelbeer.

Krautvögelein, s. Spießlerche.

Krebs, lat. Cancer, franz. *Ecreviſſe*, ist ein Wassergeschöpfe, welches billich unter die Fische gerechnet wird, ohnerachtet sie dem Augenschein nach, sowohl was ihre Gestalt, als ihre Natur und Eigenschaft betrift, weit voneinander unterschieden sind. Der Krebs gehöret mit unter die Raubfische, indem er nicht nur Fische, Frösche und Schnecken frisset, sondern auch das Aas und alle todten Cörper, die er im Wasser findet, angreiffet, ausser diesen aber sich auch von Gras und Kräutern nähret. Viele halten dafür, daß er zu Nachts aus den Bächen und Krebswassern austrette, und in dem Gras und am Ufer seine Weide suchend auch Grillen, Heuschrecken und dergleichen fresse. Er lebet in und ausser dem Wasser, im Meere, Flüssen und Bächen, wiewohl sie auch in Seen und Teichen, dahin sie gesetzet worden, gefunden werden. Dannenhero zehlet man dreyerley Arten der Krebse, als Meerkrebse, dergleichen die Krabben, Garneelen, Taschenkrebse u. s. f. Fluß- oder Bachkrebse, und denn See- oder Teichkrebse. Unter allen haben die Fluß- und Bachkrebse den Vorzug, welche wieder in rothschäligte und Steinkrebse unterschieden werden. Jene bekommen durchs Sieden eine schöne rothe oder rothschwärzlichte Farbe; diese aber sehen, wenn sie gesotten, weiß oder bleichroth. Merkwürdig ist von den Krebsen, daß sie mit dem Mond ab- und zunehmen, und sonderlich zu der Zeit im Jahre gut seyn, wenn der Monat kein R hat, nemlich im Majo, Junio, Julio und Augusto, wiewohl sie in der Weitzenblüthe am allerbesten geachtet werden. In denen Bächen und Flüssen werden sie von etlichen, ja wohl von denen meisten mit den Händen gefangen, und unter denen ins Wasser reichenden Stöcken und Wurzeln der Bäume, auch unter denen Steinen, aus ihren lettichten Löchern hervor gesucht. Man bedienet sich auch der Reussen und Körbe dazu, worein man einen Köder von geschundenen Fröschen, oder in Honig gerösteten Fischgedärme, oder gebratenen Schöpsenfleische, zu legen pfleget, weil sie dadurch angereitzet werden, desto lieber eine zugehen. Etlicher Orten fänget man sie in den seichten Bächen

chen auf nachfolgende Weise: die Breite des Bachs wird mit dicht aneinander gestossenen Reussen besetzet, die von einer Seite zur andern reichen, (wiewohl auch etliche nur zwey oder drey Reussen in der Mitte nehmen) die Fischer aber gehen mit langen Stangen an dem Ufer daher, und rütteln und bewegen damit alle im Grund liegende Steine, stieren auch wohl in die angetroffene Löcher; damit nun die Krebse sich dieser Verdrüßlichkeit entschlagen mögen, gehen sie aus ihren Höhlen hervor, fallen aber in die eingelegten Reussen, und werden also öfters in seiner Anzahl gefangen. Sie werden auch absonderlich an solchen Orten, wo man wegen der Wasserschlangen nicht gerne mit den Händen krebsen will, folgender Gestalt gefangen: Man nimmt nemlich sechs oder acht kleine und übers Ermtze etwan eines guten Schuhes breite Garne, an jedwedes derselben bindet man einen Reif, schneidet sich auch so viel Schuhlange Stecken ab, und bindet einen jeden Reif mit seinem Garn zu dreyen unterschiedenen malen und in gleicher Weite von einander, also, daß, wenn das Garn gerade hin auf den Boden geleget wird, der Stock nicht anderst in die Höhe stehen muß, als wenn er in die Erde wäre gestossen worden. Wenn diese Garne alle so angebunden sind, schnitzet man sich schmale lange Stäblein, die sowohl den Grund erreichen, als auch noch einer Spannenlang über das Wasser heraus ragen; an diese ködert man die hintern Viertel von abgestreiften Fröschen an, und leget sie nacheinander an dem Ufer des Wassers hinein, daß die obern Spitzen des Stäbleins heraus sehen. Diesem Aas werden die Krebse, welche alldorten vorhanden, alsobald zugehen, und sich daran hängen, welches man gar leicht an dem Zittern des Stockes abnehmen kann. Wenn man dieses vermerket; so kann man den Stab allmählich in die Höhe heben, und mit dem Garn oder Ketschergen darunter haltend, den Krebs an die Luft bringen, welcher aber, indem er seine Retirade wieder ins Wasser nehmen will, alsbald herab und in das Garn fällt. Wenn man Krebse in stehende See oder Teiche versetzen will, muß man zu der Zeit, da sie Eyer haben, etliche schöne in einen ziemlich weit geflochtenen Korb thun, und in das Wasser setzen; es muß aber ein harter und kein sumpfichter morastiger Grund seyn; sie müssen auch Löcher oder Bäume am Ufer, oder grosse Steine darinnen haben, so kriechen die Jungen aus dem Korb, bleiben in dem Wasser und vermehren sich darinnen. Wo aber der See groß ist, muß man sie an etlichen Orten also versetzen. Man kann die an Stöcke gebundene Körbe, nach drey oder vier Wochen, wieder heraus nehmen. Wiewohl Krebse in Karpfenteiche zu setzen, darum nicht für rathsam gehalten wird, weil sie den Dämmen durch ihr Graben leichtlich schädlich seyn können; zudem treiben sie auch die jungen Karpfen von der Weide, und wenn sie Brut in ihre Löcher bekommen, so so fressen sie solche.

Die Krebse lebendig und zum Gebrauch bey der Hand aufzubehalten, kann man sie in den

Wassertrögen nur so frey herum kriechen lassen, oder aber in einige aus weidenen Ruthen zusammengeflochtene Fischreussen einschliessen, und in die Wassertröge legen, als auf welche Weise sie noch ziemlich lang, und zwar auf etliche Wochen, lebendig erhalten werden. Hat man aber keine Wassertröge, so leget man sie nur in einen leeren Zuber, und behält sie also im Keller auf. Weil auch die Krebse gerne sterben, wenn es starke Donnerwetter giebt, als suchen einige dieselbe davor zu präserviren, wenn sie einen Stahl aus einem Feuerzeug, darauf man sonst Feuer zu schlagen pfleget, zu ihnen hinein legen. Man pfleget auch die Krebse zu mästen und fett zu machen, wenn man würflicht zerschnittene gelbe Rüben in Wasser absiedet, das Wasser abseihet, und die Rüben denen Krebsen zur Speise in den Trog oder in den Zuber wirft. Andere geben ihnen abgesottene Ochsenleber; wieder andere wollen, daß man sie mit Bier täglich aufpritzen, oder mit Milchrahm beschmieren, und besagter massen in einem Zuber aufbehalten solle.

Die Krebse sind eine so angenehme, als gesunde Speise, denn sie reinigen und versüssen das Geblüte, und führen alle Säure und Tartarum ab, wehren dahero allen davon entstehenden Krankheiten, sonderlich den Steinschmerzen, und sind, wenn sie mit Fenchel- und Dillensaamen gekocht, oder eine Krafftbrühe daraus gemacht wird, insonderheit denen Schwind- und Lungensüchtigen sehr verträglich. Von der Zubereitung der Krebse kan nachgeschlagen werden *Onomatologia oeconomica pract.* oder ökonomisch Wörterbuch 2ter Theil, pag. 405. 407.

Krebsaugen, werden diejenige runde Steine genennet, die sich nur zu gewiessen Zeiten, nemlich in der Mause, inwendig oben am Kopfe, oder vielmehr am Magen des Krebses befinden. Diese Krebsaugen, von welchen die blaulichten, so vom lebendigen Krebsen kommen, vor besser, als die weissen, welche man den gesottenen Krebsen ausnimmt, gehalten werden, haben eine versüssende Kraft, dämpfen in dem menschlichen Leibe alle unnatürliche Säure, und werden dahero, als eines der allergemeinsten Hausmittel wider den Sod, Colic, Steinschmerzen, Seitenstechen, hitzige und abwechselnde Fieber, mit oder ohne Zusatz anderer Dinge, täglich gebraucht. Wenn jemanden ein Stäublein, oder was es sonst kleines sey, ins Auge gefallen, soll man ein ganz kleines Krebsäuglein in das Auge zwischen die Augenlieder hinein thun, also, daß es darinnen hafte, und der hohle eingedruckte Theil davon den Augapfel berühre; darnach soll man mit seinem Finger auswendig unten oder oben an die Augenlieder des zugeschlossenen Auges greiffen, sonderlich an dem Ort, wo es wehe thut, und um dasselbe mit dem Finger sachte herum fahren; so wird der Krebsstein dasjenige was im Auge gesteckt ist, mit sich heraus nehmen. Pulverisirte Krebsaugen in frische Wunden gestreuet, stillen das Bluten derselben. Krebsaugen mit Limonienssaft, oder destillirten Essig sol-

solvirt, vertreiben das Lenden- und Nierenwehe, und führen den Sand und Gries ab. Wer gefallen ist, und geronnen Blut bey sich hat, der nehme Krebsaugen, lindene Kohlen und Körbelblätter, gepülvert und untereinander gemischt, eines halben Lothes schwer, in einem Trunk warmen Essig auf einmal ein, und schwitze darauf. Wenn gepülverte Krebsaugen mit Essig und Salzwasser vermischet werden; so wird gleichsam eine weisse Milch daraus, welche, alte Schäden damit bestrichen, dieselben heilen wird. Wer ganze Krebsaugen ausserhalb denen Apothecken, und von nicht gar gewissenhaften Materialisten kauft, muß sich wohl in Acht nehmen, daß er nicht betrogen werde, denn es finden sich böse Leute, welche dergleichen aus weissen Eyern, oder klar gestossenen Tobackspfeiffen, so vollkommen nachmachen können, daß sie von den rechten und ächten nicht zu unterscheiden, ohne wenn ein Spiritus acidus darauf gegossen wird, welcher bey denen ächten ein Zischen oder Gähren erreget, dergleichen man aber bey denen nachgekünstelten nicht verspühren kann.

Krebsdiebe, werden, wo Krebse in gehegten Wassern stehen, mit Geldbusse, auch wohl Staupenschlag und Landesverweisung gestraft. s. a. Fischdiebe, Fischerey.

Krebsfang, s. Ketscher, Stromkrebse, Krebs.

Krebsketscher, s. Ketscher.

Krebsleuchten, nennet man eine gewisse Art, insonderheit die sogenannten Strohm- oder Flußkrebse zu fangen. s. Strohmkrebs.

Krebsreussen, s. Strohmkrebs, Fischreussen.

Krebsweiden, s. Haarweiden, Weide.

Kressen, Cressen, Crassen, Cräßen, lat. Crassiones, Crassuli, sind kleine, gesunde Fischlein, so in vielen Stücken den Grundeln oder Gründlingen gleich geachtet werden, aber bey weitem nicht so gut schmecken; wie denn auch die Kressen gar kleine Schuppen, und keine Krönlein, wie die Grundeln, haben. s. Gründling.

Kreßler, s. Schnerff.

Kreuzflügel, s. Creuzflügel.

Kreuztritt, s. Creuztritt.

Kreuzvogel, s. Krinitz.

Kriechente, s. Krückente.

Krickelster, s. Neuntödter.

Krickenbaum, s. Schlehendorn.

Krieckente, s. Krückente.

Kriegente, s. Krückente.

Krinitz, Grünitz, Grienitz, Grinitz, Grönitz, Krummschnabel, Creuzvogel, Kreutzvogel, lat. Loxia, Corvirostra, Cruciata, Avis crucifera, ist ein Vogel, welcher seine Farbe unterschiedliche mal verändert; denn entweder ist er am Kopfe grün und gelblicht, und eben so über den ganzen Rücken und an der Brust, sein Schwanz

Schwanz aber iſt bräunlicht, und am äuſſerſten Theile ſchwärzlicht; oder, der ganze Vogel, den Schwanz allein ausgenommen, welcher einerley Farbe behält, iſt roth; oder aber er iſt über und über ſcheckicht, faſt auf die Art, wie das Weiblein vom Zeiſig, nur daß ſolche ſcheckichte Krummſchnäbel etwas lichter anſehen, und ihre Farbe mehr in das grüngelblichte fällt. Der Unterſchied dieſer Farbe kommt davon her, daß die Männlein, wenn ſie ſich das erſtemal mauſen, welches im April und May geſchiehet, anfangs ganz roth werden, und die Farbe in der andern Mauſe erſt mit grüngelb ſich verwechſelt, ſo daß die grüngelben, die alten Männlein, die rothen aber, die jährigen Männlein, die ſcheckichten hingegen, welche auch das erſte Jahr nicht roth werden, die Weiblein ſind. Unten am Bauche, wo das Rothe, das Grüngelbe, oder das Scheckichte ſich endiget, hat auch dieſer Vogel etwas weißlichtes bis an den Schwanz hinan; ſo ſind auch die längſten Federn bey allen, was Farbe ſie ſeyn, dunkelbraun und ſchwärzlicht; ſie werden aber, wenn der Vogel nicht flieget, ſondern ſtille ſitzet, mit andern kleinen Federn bedeckt, daß demnach der ganze Vogel roth oder grüngelblicht ausſiehet.

Der Gröſſe nach giebt es zweyerley, davon die gröſten am Leibe ſtärker, als eine Winter- oder Weindroſſel, die kleinen aber, wenn man die Federn wegthut, nicht viel gröſſer, als ein Hausſperling ſind. Der Schnabel, welcher dunkelbräunlicht iſt, aber im Vogelhauſe je mehr und mehr blaß und grün wird, leget ſich vorne mit den Spitzen übereinander (daher ſie auch den Namen: Creuzvögel und Krummſchnäbel bekommen), und zwar bey einigen ſo, daß der obere Schnabel auf die rechte, und der untere auf die linke Seite; bey andern aber ſo, daß der obere Schnabel auf die linke, der untere aber auf die rechte Seite ſiehet; welches Anlaß gegeben, daß etliche die erſtern vor Männlein, und die andern vor Weiblein halten wollen; dabey ſie vorgeben, die erſtern, wo nemlich der obere Schnabel die rechte Seite behält, ſeyen zur Arzney wider die fallende Sucht beſſer. Es iſt aber ein purer Irrthum, immaſſen bekannt iſt, wenn ſie zu Anfang des Decembers paarweiſe fliegen und gefangen werden, daß ein rechtes Männlein, wie man ſie zu nennen pfleget, mit einem linken Weiblein, und ein linkes Männlein ſich mit einem rechten Weiblein gattet. Sie haben alle einen groſſen harten Kopf, an dem die Federn glatt anliegen, ſo daß man wohl merket, daß er nicht von Federn, ſondern an ſich ſelbſt ſo dicke iſt. Ihr Hals iſt dicke und die Bruſt ſehr breit, die Füſſe ſind auch kurz; der Schwanz mittelmäſſig, jedoch gegen andere Vögel ebenfalls mehr kurz, als lang zu nennen. Dieſer Vogel hat ſeinen Aufenthalt in denen ſchwarzen Gehölzen, und brütet darinnen, wider aller anderer Vögel Natur, in den drey Wintermonaten, ſelten im Sommer, ſeine Jungen auf, deren er gemeiniglich, in ſeinem auf den höchſten

Tan-

Tannen heraus auf die Aeste gesetzten, und von lauter Harz gebaueten Nester, 4 bis 5 ausbrinnget, welche denn im Frühling von uns hinwegstreichen, zu der Zeit, da andere Vögel wieder zu uns kommen; und hierauf im Herbste, wenn Holzsaamen vorhanden, zu der Zeit sich wieder einstellen, wenn hingegen andere Vögel von uns wegziehen. Zu solcher ihrer Streich- und Wiederstreichzeit können sie mit Lockvögeln, entweder auf der Klettenstange, daran man etwas lange Leimspindeln stecket, oder mit einer Schlagwand, nahe bey denen Harzwäldern, und überhaupt wie die Finken auf den Heerden, häufig gefangen werden. Man kann sie auch im Jannuar und Februar bey und mit ihren Jungen leichtlich bekommen, und lassen sich die Alten gar bald zahm machen.

Ihre beste Speise ist das Jahr hindurch nichts anders, als Holzsaamen, welchen heraus zu beissen, ihnen der krumme Schnabel zugeleget ist. In dem Vogelbauer aber, wo sie gemeiniglich singen lernen, fressen sie Hanf, Rübesaat, und allerley andere Körner, wobey sie viele Jahre frisch und gesund bleiben. Man pflegt ihnen auch zuweilen einen Fichtenzapfen in den Bauer zu hängen, damit sie sich an Herausbrechung des Saamens erlustiren können. Das Wasser in ihrem Gefässe, davon sie gesoffen haben, soll vor das böse Wesen, oder die schwere Noth, sehr gut seyn.

Dieser Vögel Fleisch ist das beste nicht; denn sie riechen stark nach Harz, deswegen werden sie nicht leicht gebraten, sondern meistentheils auf folgende Art marinirt oder eingemacht: Man wirft sie nemlich, wenn sie vorher sauber gerupft, und ausgenommen worden, in ein siedendes Wasser, damit sie ein wenig anlauffen, thut sie darnach heraus, trocknet selbige ganz rein ab, spiesset sie an hölzerne Spießgen, legt solche auf einen Rost über Kohlen, beschmieret sie ein wenig mit Butter, und läßt sie halb gar braten. Hierauf nimmt man die Vögel von dem Spießgen, daß sie erkalten, und hält inzwischen kleine Fäßgen in der Grösse, wie die Senffäßgen seyn, in Bereitschaft, leget unten auf die Böden erst Lorbeerblätter, Citronenschaalen und ganze Würze, hernach eine Lage Vögel, und das so lange wechselsweise, bis die Fäßgen voll sind. Endlich macht man solche zu, und bohret oben Löcher hinein, lässet Essig sieden und wieder verkühlen, und giesset ihn zu den Löchern hinein, schlägt diese veste zu, setzet sie an einen kühlen Ort, und verkehret sie öfters; so werden sie sich eine lange Zeit gut halten.

Kröpfen, sagt man von den Raubvögeln, und sonderlich von dem Habicht, und bedeutet so viel, als Fressen.

Krone, s. Crone.

Kronsbeere, s. Heidelbeerstrauch.

Kruck, s. Neuntödter.

Krück, s. Neuntödter.

Krückente, Krieckente, Kriegente,

ente, Kriechente, lat. Querquedula, fr. *Sarcelle*, eine Art wilder Enten, u. gleichsam die Zwerge von den groſſen. Man hat deren zweyerley, groſſe und kleine. Sie halten ſich alle beyde in den Nordländern auf, und befinden ſich die gröſſern in ſo groſſer Menge bey einander, daß ſie das Waſſer zu bedecken ſcheinen. Sie brüten, wie die Schmalenten, gerne in röhrichten Teichen und Seen. Die kleinere Art iſt von Geſtalt, Federn, Farbe und Eigenſchaft, wie die groſſen wilden Enten, ohne daß ſie viel kleiner iſt. Der Enterich oder Entvogel hat auf dem Kopfe blaue, und unter denſelben braune Federn, um die Augen aber einen weiſſen Strich; ſonſten iſt er an dem ganzen Leibe ſilberfarb und aſchengrau, und an den Fittigen mit grünen Federn gezieret. Dieſe Art Enten ſind gemeiniglich nicht ſo häufig bey einander, und fliegen, wegen ihres kleinen Leibes, ſehr ſchnell; daher ſie auch in der Weite, Tauchens halber, übel zu ſchieſſen ſind; doch werden dieſe mehr verſpeiſet, ſchmecken auch beſſer, und laſſen ſich auch leichter verdauen, als die erſtern. Sie führen viel Oel und flüchtig Salz. Sie ſollen wider das Grimmen im Leibe, das von Blähungen kommt, gut ſeyn, wenn ſie auf den Bauch gelegt werden.

Krümmen, heißt nach der Jägerſprache, wenn ein Wild wiederum geſchoſſen iſt, daß ſich die Haut faltet.

Krummruthe, nennen die Jäger eine glatte Stange, davon man nur zwey auf einen Lauf brauchet; daran ſind drey Windleinen gebunden, die inwendig gleich dem Schirm überſtehen, weil daſelbſt ein kleiner Winkel mit dem Tuch geſtellet wird, und eine andere Forkel nicht halten könnte. Die Stange zu den Krummruthen muß noch einmal ſo ſtark, als eine Stellſtange zu hohen Täſchern, unten, ſo weit ſie in die Erde kommt, etwas gebrannt ſeyn, um ſolchergeſtalt dauerhafter zu werden gegen die Näſſe des Erdreichs, welche an den Kohlen oder dem Gebrannten nicht ſo leicht haftet. Oben in den Krummruthen bohret man Löcher durch, daß man beym Zeugſtellen Windleinen durchziehen kann, um dieſelbe beſſer zu beveſtigen. Die Höhe über die Erde iſt 10 ein halber Fuß. Wie denn ſolche Krummruthen vollkommen nützlich zum Jagdzeugſtellen ſind.

Kuchenheerd, ſ. Vogelfang.

Kuckuck. ſ. Guckguck.

Kugel, ſ. Bleykugel.

Kugelbüchſe, ſ. Büchſe.

Kugelſthaus, ſ. Kirſchvogel.

Kübitz, ſ. Kibitz.

Kühnbaum, ſ. Kiefer.

Kuhmäuler, ſ. Holzſchlag, A) 1).

Kümmerer, heißt ein Hirſch, der an ſeinem Kurzwildpret verletzet iſt. Dergleichen Hirſche werfen ihr Gehörne niemals ab. Weil aber im April oder May die Natur doch treibet; ſo wachſen Knorpel daran, als wenn es Enden werden wollten; es wird aber nicht vollkommen, und ſes

get auch nicht. Wird ein Hirsch caſtrirt, ehe er ein Gehörn getragen; ſo bekommt er auch keines, er werde ſo alt, als er wolle.

Künſter, ſ. Miſtel.

Küt, ſ. Volck.

Küzle, Kitzle, wird das Junge vom Reh, von der Gemſe, und vom Tannhirſche genennet.

Kuller, ſ. Büffel.

Kuppmeiſe, ſ. Meiſe.

Kuppel, ſ. Koppel.

Kuppelfiſcherey, ſ. Koppelfiſcherey.

Kuppeljagd, Koppeljagd, wird genennet, wenn ihrer zwey oder mehrere die Jagd miteinander gemeinſchaftlich beſitzen. Es wird aber dieſe Jagd auf verſchiedene Art exerciret, nemlich entweder alſo, daß ihrer zwey ſich des Jagens reciproce gegeneinander bedienen, und Cajus in des Titii, und hinwiederum Titius in des Caji Waldung und Revieren jaget, welches gemeiniglich auf den vermengten Feldern und Gütern geſchiehet; oder aber, es hat Titius in des Caji Waldung das Mitjagen, hingegen aber Cajus darf ſich deſſelben in des Titii Waldung nicht gebrauchen. Man findet ferner auch Kuppeljagden, daß ihrer zwey, nemlich Cajus und Titius, in des Mevii, als eines dritten, Revier die Jagd zugleich haben, ohne daß dieſer Mitjagen darf, als welchem ſolchergeſtalt nur das Eigenthum des Grund und Bodens, nebſt der Juriſdiction oder Obrigkeit gehöret. An einigen Orten wird es mit denen Kuppeljagden alſo gehalten, daß, wenn Bartholomäi vorbey iſt, niemand ſeinen Nachbar, oder denjenigen, der mit ihm zu jagen hat, fragen darf: ob er jagen wolle oder nicht; ſondern wer eher kommt, der hat den Vortheil zum Jagen, und wenn gleich ſein Grenznachbar kommt; ſo muß er doch, als der letzte, weichen, wenn jener, als der erſtere, nur ein Garn angebunden hat. Wiewohl es auch anderer Orten in einigen Stücken anderſt gehalten, und dabey dieſes beobachtet wird: daß, wenn gleich ihrer zwey, oder mehrere, eine Kuppeljagd mit einander gemein haben, mithin jedweder beſonders, ohngehindert des andern, Jagen und Weydwerk treiben darf, jedannoch zu Herbſtzeiten, und nach der Weinleſe, das erſte Jagen von allen Theilen ſämmtlich, auf zuvor beſchehene nachbarliche Vergleichung, verrichtet, und was davon gefangen, in ſo viel Theile, als Perſonen ſind, denen die Kuppeljagd zuſtehet, ausgetheilet wird.

Kuppelnetze, Koppelnetze, iſt ein leichtes Wildgarn, welches im Buſen 60 gute Schritte ſtellet. Die Leinchen, davon ein ſolches Garn geſtrickt wird, ſind neunfädenig oder neunſchäftig, in der Dicke einer Drommelleine, aus recht klarem ausgehecheltem Hanf geſchlagen. Die Maſchen oder Schmaſſen kommen 6 Zoll ins Gevierte, und iſt ein ſolches Garn 16 ſolche Schmaſſen hoch; die Kuten werden über der Rückbank dichte zugezogen. Die Ober- und Unterleinen kommen von 20 Fäden, wiewohl dünner, als bey

bey einem schweren Wildgarn. Am Gewichte kommt ein solches Kuppelnetze über anderthalb Centner, und an Gelde ungefehr auf 16 Thlr. zu stehen. Es kann dasselbe auf einem grossen Hacken, von 3 Ellen lang, gar füglich von 2 Mann, welche auch einander im Aufstellen und Fangen helfen können, getragen werden.

Kuppmeise, s. Meise.

Kurbeerbaum, s. Corneelbaum.

Kurzfessel, s. Langfessel.

Kurz Wildpret, werden die Geilen oder Hoden eines Hirschen genennet, s. Hirschruthe.

Kybitz, s. Kibitz.

Kyvitz, s. Kibitz.

L.

Lacertus marinus minor, s. Colia.

Lacet, s. Schleiffe.

Lachs, Salm, lat. Esox, Salmo, franz. *Saumon*, ist ein den Strom aufwärts oder zurückgehender Fisch, und der edelste und köstlichste unter den Fischen, welcher aus dem Meer weit in die Ströme hinauf steigt, und wenn er daselbst gelaicht hat, seinen Weg wieder zurück in das Meer nimmt. Sein Kopf und Maul sind nicht gar groß; in dem letztern hat er viele und scharfe Zähne; er ist stark vom Leibe; auf dem Rücken dunkelblau, an den Seiten aber lichter und glänzend, am Bauche ganz weiß, und mit schwärzlichten Punkten hin und wieder besprengt; er hat eine weisse und knochenharte Zunge; am Bauche, wie auch auf dem Rücken, etliche starke Flossedern; am Kopf aber, auf jeder Seite 4 blutrothe Kiefen oder Fischohren. Sein Fleisch ist rothgeblicht oder leibfarb, feist, wohlschmeckend und nahrhaft, aber etwas hart zu verdauen; daher es für schwache und kränkliche Leute nicht dienlich ist. Wenn es aber in einen jungen und starken Magen kommt, und daselbst wohl verdauet wird; so giebt es reichliche Nahrung. Insonderheit werden die jungen Lächsleins, so nur etwan einer Spanne lang sind, vor sehr niedlich und gesund gehalten; hingegen soll der gesalzene Lachs, sowohl, als der geräucherte, desto ungesunder seyn, wenigstens erfordern sie einen guten Magen.

Gegen den Winter gehen die Lachse aus dem Meer, damit sie laichen können, in die süssen Wasser und Ströme, und zwar vornemlich in die Weichsel, Oder, Elbe, bis über die Saale und Mulde, unter welchen die Elblachse vor die besten und schmackhaftesten gehalten werden; ingleichem in die Weser, in den Rhein, und in die Mosel; ja auch zu Dessau in die Mulde, welche Ströme insonderheit dem Lachse einen angenehmen gedeihlichen Aufenthalt geben; inmassen die in solchen Flüssen gefangene an gutem Geschmacke alle andere übertreffen; da hingegen diejenigen, so in der Schelde, Themse, Loire und Garonne gefangen werden, denenselben an Güte bey weitem nicht beykommen.

men. Wenn sie laichen wollen; so machen die Weiblein in dem Sand auf dem Grunde des Stroms kleine tiefe Gruben, die sie mit Steinen wohl verwahren, damit das Wasser ihren Rogen, welchen sie in Erbsengröße in die Gruben legen, und mit Sande zudecken, nicht zerstreue. Und obgleich die Wasser fallen, auch die gruben vertrocknen, soll doch derselbige nicht verderben, sondern im Frühlinge bey wachsendem Wasser lebendig werden. Die Jungen, so daraus erwachsen, gehen, ehe sie jährig werden, dem Meere wieder zu, und kommen, wenn sie zu einer ziemlichen Grösse gelanget sind, von neuem, dem Strome entgegen, wieder zurück. Durch dieses Austretten verlieren sie ihren rohen Meergeschmack, und sind im May bis zu Johannis am besten zu genieſſen; denn gegen ihre Laichzeit werden sie magerer und bekommen viele braune und gelbe Kupferflecke, welche von einigen vor eine Krankheit gehalten, mit den Finnen der Schweine verglichen und daher das Verspeisen dergleichen Kupferlächse zu solcher Zeit unterlassen wird.

Sie gelangen zu einer ziemlichen Grösse, so daß sie 20, 30, auch wohl bisweilen 40 Pfund schwer gefangen werden, und sind dabey eines so harten Lebens, daß auch das Herze etliche Stunden, nachdem es aus dem Fleisch genommen worden, sich noch beweget. Einige machen in Benennung dieser Fische diesen Unterschied, daß sie solche im Frühlige und Sommer Salmen, im Herbst und Winter aber Lachse nennen. Ja etliche wollen gar aus den Salmen eine ganz besondere Art von Fische machen. Sie werden theils in Reussen und Garnen gefangen, theils zur Nachtzeit bey angezündeten Fackeln mit Geeren, Drißacheln, oder Aalgabeln gestochen, am besten aber, und ohne die geringste Mühe, bekommt man sie in denen, vornemlich dieser Fische halber auf den Flüssen gebaueten Wehren oder Fängen. s. Lachsfang. An etlichen Orten haben die Fischer den Gebrauch, daß, wenn sie ein Weiblein in dem Netze fangen, sie selbiges an ein Seil binden, da denn das Männlein, welches wegen seines krummen Schnabels oder Hackens, den es am untern Maule hat, ein Hackenlachs genennet wird, demselben bald nachfolget, und sich ebenfalls fangen läßt. Weil der Lachs im Frühjahre nicht so gar häufig gefangen und zugleich vor den delicatesten Fisch geachtet wird; so weiß man, daß in Dessau ein jedes Pfund Lachs gar oft 2 Rthlr., und zuweilen auch wohl mehr gegolten hat. Wenn denn der Frühjahrs- und noch recht fette Lachs insgemein 9, 10, 11, bis 12 Pf. wieget; so ist gar vielmals ein solcher Fisch auf 10 bis 20 Rthlr. gekommen. Wenn aber nachgehends mehr und mehr Lächse gefangen werden: so nimmt der Preiß ab, daß er auch hernach im May und Junio etwan vor einen halben Thaler oder 8 Groschen zu Kauffe ist. Von der Zurichtung in der Küche ist nachzuschlagen *Onomatologia œconom. pract.* oder ökonom. Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 456 - 551.

Lachsfang, bedeutet 1) die Zeit, wenn die Lachse am besten zu fangen sind, und gehet solche im Februar an, und endiget sich mit Jacobi, wiewohl sie im May, bis zu Johannis am besten und geschmackhaftesten sind; oder 2) ein Gebäude, welches auf einem Flusse, wo der Lachs zu steigen pfleget, wie im Frühjahre am stärksten geschiehet, und zwar meistentheils bey einem Mühlenwehre, angebracht ist, darinnen sich die Lachse selber fangen müssen. Es bestehet solches aus gewissen Kästen, deren jeder eine Oeffnung in Gestalt einer Reussen hat. Durch diese schießt das Wasser mit grossem Brausen. Wenn nun diesem Geräusche der aufsteigende Lachs nachgehet; so fähret er entweder durch die Oeffnung in den Kasten, oder es geschiehet auch öfters, daß er sich aus dem Wasser in die Höhe wirft und hinein springet, da er denn nicht wieder heraus kann, und also häufig darinnen gefangen wird. Andere Oerter, wie z. Ex. im Pommerischen, in der Stolpa und Wipper giebt es Schleussen, bey denen Pfähle enge aneinander gestossen sind. Wenn nun der Lachs dahin kommt, und das Wasser durch die Schleussen rauschen höret, und nicht weiter hinauf gehen kann; so krümmet er sich, setzt sich auf den Schwanz, und thut einen Sprung über die Pfähle. Weil aber hinter diesen noch eine andere Reihe hoher Pfähle geschlagen ist; so kann er weder für, noch hinter sich kommen, und ist also gefangen. Läßt man nun das Schutzbrett, welches an der Schleusse ist, niederfallen; so siehet man, wie viel sich Lachse gefangen haben, und kann man solche heraus nehmen. Solchergestalten sollen zu Müggenwalde allein in einer Nacht über 300 Stücke hineingesprungen und also gefangen worden seyn. Denn es ist dieser Fisch im Springen so eyfrig, daß er, ob er schon etlichemal fehl springt, und nicht darüber kommen kann, gleichwohl immer mit neuen Kräften wieder anhält, bis er sein eigner Fischer wird, und sich selbsten fänget.

Lebendig läßt sich der Lachs nicht fortschaffen; sondern es ist ein Fisch, welcher, so bald er aus dem Wasser kommt, todt gemacht werden muß, sonst stehet er ab. Auch lässet er sich in Gefässen oder mit anderm Wasser nicht wohl weiter bringen. Daher sind an den Orten, wo er gefangen und eine Zeitlang aufbehalten werden soll, gleich in demselben Strome grosse Fischkasten, oder Fischbehälter gemacht; darinne, als in ihrem eigenen angenommenen Wasser dauren sie, sonst aber nicht. Wenn er aber gleich abgestochen wird, so bald man ihn aus dem Wasser bringet, und packt ihn in Stroh ein; so kann er viele Meilen, ohne zu verderben, fortgeschaffet werden.

Lachsforhe, Lachsforelle, lat. Trutta lacustris, franz. *Truite Lamonnée*, ist eine Mittelgattung zwischen dem Lachs und der Forelle, gemeiniglich gröser, als diese, und kleiner, als jener, hat einen blaubräunlichten Rücken, grünlichte Seiten, mit schwarzen und röthlichen Punkten besprenget, dergleichen auch in ihren obern Flossen und auf dem Schwanze zu sehen; einen

nen gelblichten Bauch, und grosse schwarze mit einem gelben Kreis umfangene Augen. Sein Fleisch ist fett und röthlich, wie des Lachses, jedoch zärter, ausser diesem aber an der Güte und am Geschmack demselben allerdings zu vergleichen. Er stehet gerne in grossen Seeen, dadurch ein Fluß gehet, dergleichen in der Mark bey Neuwedel und bey Zehdenick zu finden. Es werden ihrer auch zuweilen, sonderlich in dem Geuersee, wo der trefflichste Lachsforellenfang ist, gefangen, die über anderhalb Ellen land, und bey 40 Pfund schwer sind. Dieser Fisch streichet im November, und wird von Michaelis bis Weyhenachten mit Waathen und Setzgarnen gefangen. Er muß, gleich denen Forellen, frisch verspeiset werden, und kann am besten aus Salz und Wasser abgesotten, und mit Essig genossen, oder sonst auf andere Art eben wie dieselben zubereitet werden; wiewohl diese Fische viel zu edel sind, als daß man durch vielerley Hinzuthun ihren natürlichen herrlichen Geschmack verderben sollte. s. Forelle.

Lachsforellen, s. Forelle, Lachsforellen.

Lachsmorene, s. Morene.

Lacrymæ cervinæ, s. Hirschthränen.

Lähde, s. Seite.

Lähmen, ist ein Wort, das bey der Fasanerey vorkommt, da die jungen Fasanen, wenn man sie im Fasanengarten gerne allein haben will, gelähmet werden. Wenn sie 5, oder 6. Wochen alt sind, daß sie am Halse Federn bekommen; so löset man ihnen mit einem Feder- oder andern scharfen Messer das vorderste Glied eines Flügels ab, und bestreichet es mit Baumöl, Butter und einer Wundsalbe. Dabey werden sie fleissig gefüttert und im Fasanenhause gewartet. Ist es gut Wetter; so werden sie heraus, doch nicht weit weg, gelassen, damit sie sich die gelähmten Flügel nicht verwunden. Denen Bruthünern wird indessen gut Futter gegeben, damit sie die Jungen unter sich nehmen. Wenn sie heil werden; so treibet man sie in dem Garten herum, in die Wiesen oder Ackerfelder. Jedoch muß der Pursche, so dabey ist, stets Achtung auf sie haben.

Läuffer, Vorläuffer, heißt bey dem Vogelsange eine gewisse Art Lockvögel, welche ausser ihrem Bauer auf dem Vogelheerde angefesselt oder angefüllt, hingestellet werden, damit sie herum laufen können, und die vorbey ziehenden Vögel, in Meynung, jene wären frey, sich um so viel mehr zum Einfalle in den Heerd bequemen mögen. Zu solchen Lauffern braucht man ihrer etwa 10 bis 12. Zu grossen Läuffern nimmt man Misteln, Drosseln und Amseln, zu kleinen aber Finken, Quäcker oder Göglen, u. d. g. Man bindet ihnen die Flügelfedern über den Schwanz zusammen, und läuffert solche an die auf dem Heerde gesteckte kleine Bogen, und die daran befindliche Zwirnfäden, welche nur durch die Flügel durchgesteckt, und über das Zusammengebundene gelegt werden. Bey jedem Läuf-

ſer und Ruhrvogel muß ein Trinkgeſchirr eingegraben werden, wozu ſich die Schaalen oder Schuhe von dem Rindviehe, wie ſie von denen Fleiſchern abgeſchlagen werden, am beſten ſchicken. Solche gräbet man bey jedem Ruhrvogel und Läuffer ein, daß ſie daraus ſauffen. Einem jeglichen groſſen Läuffer muß man ſein eigenes Tröglein, wie gedacht, mit Milch und Hirſekleyen in die Erde eingraben; denen kleinen Läuffern aber nur die Saufgeſchirre vorgeſetzet, und das Futter dazu hingeſtreuet werden, damit es ihnen an Nahrung nicht fehlen möge. Im übrigen müſſen der Lockvögel überhaupt auf einem ſolchen Heerde mehr, als 20 ſeyn.

Läuffer, heiſſet man auch die jungen Schweingen, nachdem ſie abgeſetzt worden, bis ſie das erſtemal zugekommen ſind.

Lager, franz. *Gite*, heiſſen die Jäger diejenige Stelle, wo ein Hirſch oder ander Wild gelegen, oder ein Haſe geſeſſen.

Lagergeld, ſ. Jagdfrohnen.

Lagerholz, wird dasjenige Holz genennet, welches entweder von Sturmwinden umgeworfen wird, oder ſonſt umfället und liegen bleibet.

Lagopus, ſ. Emmerling, Rebhuhn.

Laich, ſ. Fiſchlaich.

Laichkarpfen, ſ. Karpfe.

Laichteiche, nennet man diejenigen Teiche, worein der Laich oder die Brut von den Fiſchen, und beſonders von den Karpfen, wenn ſie jährig ſind, gebracht werden, ſ. Karpfenteich.

Laichzeit, heiſſet die Zeit, da die Fiſche laichen, d. i. ihren Saamen oder Rogen von ſich laſſen. Die Laichzeit der Fiſche iſt bey jeder Art derſelben beſonders angemerket. Weil aber die mehreſten Fiſche von Oſtern an bis Jacobi laichen; ſo ſoll binnen ſolcher Zeit das Fiſchen unterlaſſen, und keine Netze noch Fiſchgarne bis zu Ende des Julii in die Fiſchwaſſer gebracht werden.

Laiſer, ſ. Loßbinden.

Laiſſe, ſ. Bache.

Laite, ſ. Leite.

Lamproye de Riviere, ſ. Aalraupe.

Lancierhund, ſ. Leithund.

Landfiſchmeiſter, ſ. Oberfiſchmeiſter.

Landſtreicher, ſ. Falke.

Langfeſſel und Kurzfeſſel, ſind von Hirſchleder verfertigte Riemen, welche man denen Falken und Habichten um die Klauen leget, wenn ſie abgerichtet werden.

Lanier, ſ. Falcke.

Lapides finales, ſ. Mardſteine.

Lappen, ſ. Tücher.

Large, ſ. Lerchenbaum.

Larix, ſ. Lerchenbaum.

Larme de Plomb, ſ. Schrot.

Larus, ſ. Meve.

Laßreiſer, franz. *Lays*, ſind im Laubholze diejenigen jungen Stämme, welche bey allen und jeden Schanen, da das Schlagholz

holz abgetrieben wird, das erstemal stehen bleiben, und den Anfang zum Oberholze machen. Die Grundsätze die man in Ansehung dieser Laßreiser zu beobachten hat, sind folgende:

1) Von dem einständigen Unterholze, was unmittelbar aus dem Saamen erwachsen, muß man für die Nachkommen das Brennholz erziehen, und zu dem Ende auf jeden Waldmorgen eine gewisse Anzahl stehen lassen, welche man Laß- oder Laßreiser zu nennen pfleget.

2) Muß man solche Holzgattungen zu Laßreisern aussuchen, welche nicht allein bis zur folgenden Hauung dauren und gesund sind; sondern auch im Wachsthum bleiben können; dahin gehören Eichen, Roth- und Hainbuchen, Eschen, Ehren, Lehnen, Ilmen ꝛc. Andere Gattungen, die selten so viele Jahre dauren, ohne schadhaft und anbrüchig zu werden, ohne ihren Wachsthum zu verlieren, als Espen, Söhlweiden, wie auch Stauden, als: Haseln, u. d. g. muß man gewöhnlicher Maaßen und ohne besondere Ursachen nicht schonen. Jedoch hat man bisweilen auch Ursache, einige davon zu andern Absichten stehen zu lassen. Z. Ex. bey harter Winterszeit dienen die Espen, für das Wildpret niederzuhauen, welches von den weichen Spitzen der Zweige sich, wiewohl kümmerlich, erhält. Auch kann man wohl einige für die Wollen- und Troghauer bis zur folgenden Hauung stehen lassen; zu eigentlichen Laßreisern hingegen taugen sie die Dauer nicht, und werden bey dem nächsten Abtreiben, gröstentheils schadhaft befunden.

3) Gebe man zugleich wohl Acht, welche Gattungen auf dem Grund und Boden eines jeden Ortes am besten fortkommen; denn nicht in allen Orten, will alles Holz gut anschlagen; manches wächst an gewissen Orten ungewöhnlich langsam, anderes hingegen kommt eben daselbst geschwinder fort; oft wächst ein Holz in einem Orte gar geschwind, wird aber bald anbrüchig und ungesund, wie man dieses insbesondere an den Eichen und Fichten wahrnimmt, die an einigen Orten schnell wachsen, aber inwendig, wenn sie kaum zu einer mittelmäßigen Stärke gekommen, morschigt, ja gar faul und hohl werden, und kann man grosse Oerter zeigen, wo nicht ein gesunder Stamm zu finden. Solche Gattungen Holz stehen zu lassen, denen der Boden nicht zuträglich ist, würde höchst unbedachtsam seyn; es lässet sich dieses aus der Beschaffenheit des stärkern daselbst stehenden Holzes, besonders der Bäume, am sichersten schliessen.

4) Gewöhnlicher Maaßen lasst man 16, 20, bis 24 Laßreiser auf einem Waldmorgen stehen. Sind sie stark, nicht hochstämmig, etwas ästig; so höget man deren eine geringere Anzahl, dagegen wenn sie hochstämmig, und annoch schwach sind, auch wenige Aeste haben, wird eine grössere Anzahl gehäget. Es kömmt auch auf die Gattungen des Holzes an. So kann man von Eichen mehr ste-

hen lassen, als von den zünderischen Rothbüchen. Da die eigentliche Anzahl nicht bestimmt werden kann; so wollen wir hier eine Regel geben, darnach man es beurtheilen könne. Die Erfahrung lehret, daß alsdenn ein Holz im Wachsthum abnehme, oder gar aufhöre, so bald die Spitze desselben die schattigten und mit vielen Nebenzweigen versehene Aeste eines höhern Baumes berühre. Will man demnach Unterholz ziehen; so müssen die Laßreiser, die nach geschehener Hauung zum Oberholze gerechnet werden, so weit auseinander stehen, daß die Seitenäste gegen die Zeit der folgenden Hauung noch so viel voneinander abstehen, daß ungefähr drey Viertel des Raumes von den überhängenden Aesten, welches man die Traufe nennet, frey bleiben; widrigenfalls leidet das Unterholz Noth.

5) Finden sich häufige Laßreiser von Holzgattungen nahe beyeinander, daran in künftigen Jahren ein Mangel zu besorgen; so muß man sie insgesammt stehen, und sich gefallen lassen, daß das Unterholz zurück bleibe. Dabey ist jedoch zu merken, daß je hochstämmiger das Holz werden soll, je enger es beyeinander stehen müsse. Soll es hingegen sehr stark werden; so muß man solche Laßreiser nicht so häufig stehen lassen. Denn ein sehr enge stehendes Holz wird hochstämmig, selten aber bekömmt es eine gar grosse Dicke. Hat es mehr Raum; so wächset es mehr in die Dicke, und kömmt selten zu einer ansehnlichen Höhe.

6) Jedoch muß man auch niemals 2, 3, 4, und mehr Laßreiser gar zu nahe beyeinander stehen lassen; indem, wenn sie grösser werden, eines das andern Wachsthum verhindert. So viel möglich, sind die Laßreiser gleich weit von einander zu wählen. Wir sagen, so viel möglich, weil oft auf einem oder etlichen Waldmorgen, ja bisweilen ganzen Oertern, gar keine junge Stämme zu finden sind, die man als tüchtige Laßreiser ansehen kann.

7) Die Dicke der Laßreiser muß gegen die Höhe ein gehöriges Verhältniß haben. Ist ein junger Stamm gegen seine Höhe zu dick; so hat man nach langen Jahren nichts, als einen kurzen, knorrigten Rumpf zu hoffen; ist er gar schwach, dabey sehr hoch, so fällt ein solches Stämmchen übern Haufen, oder bieget sich mit der Spitze an die Erde, so bald nach unher weggehauenem Holze ein Reif oder Schnee sich an die dürren Aeste, oder Regentropfen an das ausgeschlagene Laub hänget. Ein Laßreis muß stämmig, d. i. von verhältnißmäßiger Dicke und Höhe seyn, es muß einen geraden Schaft bis in den Gipfel, ohne starke Seitenäste, haben. Theilet sich der Schaft in etliche Hauptäste; so ist keine Hofnung, daß ein wohlgewachsener Baum daraus erwachsen werde.

8) Hierbey hat man sich zu hüten, daß man in Wählung der Laßreiser über keine Zeit der Hauung einen Sprung thue, sonst verursachet man eine Lücke in der Zucht des jungen Holzes

von vielen Jahren, welches um so viel schädlicher für die Nachkommen ist, je älter man die Oerter bis zur Hauung werden lässet. Z. Er. es war in einem Reviere zur Regel angenommen, das tragende Laubholz alle 40 Jahre abzutreiben. Man bemerkte, daß in diesem Gebürge der Reif und Schnee hin und wieder einige Laßreiser umbruch. Diese kleinen und im Ganzen nichts bedeutenden Zufälle zu vermeiden, wählte man unter den sehr häufigen Oberständern die schwächsten zu Laßreisern, die wahren Laßreiser hieb man mit dem übrigen Stangenholze weg. Das junge einständige Holz war in der vorigen Hauung, weil man es für Laßreiser zu schwach hielt, weggenommen, was nach dieser Zeit wieder aus dem Saamen aufgewachsen, war theils durch die häufige Oberständer, welche unter dem Namen Laßreiser stehen bleiben, erstücket, theils so schwach und hoch in die Höhe geschossen, daß es nach umher weggehauenem Holze von sich selbst umfiel. Es entstand demnach im jungen, einständigen Holze eine Lücke, in einigen Orten von 40, in andern, an welche die Hauung zum zweytenmal gekommen, von 80 Jahren. Noch lieget der Fehler jedermann vor Augen.

9) Ausser der Absicht auf das künftige Baumholz, bleiben Laßreiser auch zur Besaamung für den künftigen Holzwachs stehen. Zu dieser Absicht hat man aber keine so grosse Sorgfalt nöthig, sondern, wenn keine wohlgewachsene vorhanden, können auch krumme und ästige dazu genommen werden, jedoch alsdann müssen derer nicht so viele stehen bleiben. Verlanget man auch Gattungen, die sehr häufigen und häufigen Saamen hervorbringen, so hat man derer auch bey weitem so viele nicht nöthig, als die einen schweren, gleich niederfallenden, auch öfterm Mißwachse unterworfenen Saamen haben. So ist es hinlänglich, wenn auf einem Waldmorgen kaum eine Birke zur Besaamung stehen bleibt, weil dieser Saame in grosse Entfernungen umherflieget, und sehr häufig, ja oft herfür kommt: da hingegen Eichen und Buchen zur Besaamung in weit grösserer Anzahl müssen gelassen werden.

10) Es decken auch die Laßreiser diejenigen Oerter, so in schlechtem, oder gar keinem Anwachse aus den Stämmen bestehen, und auf hohen, rauhen, und trockenen Flächen oder Einhängen gelegen sind, von den dürren auszehrenden Winden, und der Sonnenhitze, welche fast keine Art von Laubtragendem Saamen, ausser mit genauer Noth Birken, aufkommen lassen; und in dieser Absicht kann man eine ziemliche Anzahl rauhe Laßreiser, ja allerhand Buschwerk, stehen lassen, wenn nichts bessers vorhanden ist.

Nach diesen Regeln nehme man, was überflüssig, was untauglich ist, weg, und überlasse es nicht, wie gemeiniglich geschiehet, dem Gutdenken der Holzhauer. Diese Leute pflegen ihren Lohn nach der gehauenen Malterzahl zu bekommen. Sie erhalten solches mit viel weniger Mü-

he auf geraden, wohlgewachsenen, als auf knorrigen, äßigen und krummen Stämmen. Denen demnach, ihres Vortheils wegen, die ersten gerne weg, und lassen die letzten, zum größten Schaden der Forsten, stehen.

Latibulum, s. Stand.

La Trompe, s. Elephant.

Lattenholz wird nicht nur das junge zu denen Schoß- und gerissenen Latten taugliche, sondern auch das starke Stammholz, daraus Latten geschnitten werden sollen, genennet. Dergleichen Holz soll im Jenner im letzten Viertel, wenn kein Südwind wehet, oder kurz vorher gewehet hat, und sonsten trocken und rein Wetter ist, gefället werden, weil das bey wachsendem, oder im vollen Mond, und zu solcher Zeit gefällete Holz, da es voller Saft und Feuchtigkeit ist, gar leicht wurmstichig wird. Wenn aber grosse Schaue abzutreiben sind; so ist man nicht im Stande, sich allezeit nach dem Mond zu richten; sondern man muß auf die Arbeiter sehen, ob man zu rechter Zeit fertig werden könne. Denn wenn der Saft sich bereits verstärket, und sowohl in die Rinde, als Aeste und Laub ausgebreitet hat; so ist es sehr schädlich, das Holz vom Stamme zu bringen. Denen Erlen schadet es nicht viel. Ob dieselben gleich schon Laub getrieben haben, und noch im May abgehauen werden; so treiben sie dennoch wieder aus dem Stocke oder Stamme. Ein gleiches thun die Saal- und andere Weiden auch. Jedennoch ist es besser, und treiben sie auch stärkere Sommerlatten, wenn die Fällung in obenbenannter Zeit, nemlich etwan nach Michaelis, oder auch wohl später hinaus, gehauen werden. Man hauet aber auch das Holz zuweilen erst nach dem Feste der H. 3 Könige, damit die Stöcke nicht so austrieren sollen, und führet damit bis auf Fabian Sebastian, oder auch wohl bis zu Ende des Merzens fort.

Laub, lat. Folia arborum, franz. *Feuilles d'Arbres*, *Feuillage*, heissen alle Blätter eines Baumes, welche gleichsam dessen Bekleidung, zugleich aber auch dessen wahre, und denen menschlichen Augen höchst angenehme Zierde sind. Je dicker nun das Laub oder diese Blätter an- und in einander gewachsen sind, einen desto dichtern und zur Sommerszeit beliebten Schatten geben sie. Das Laub ist nach denen mancherley Gattungen der Bäume auch unterschiedlich, sowohl in Ansehung der Farbe, und der so mannigfaltigen künstlichen und bewundernswürdigen Gestalt, als seiner Dauerhaftigkeit. Die Farbe und Figur eines jeden Laubes ist bey der Benennung eines jeglichen Baumes mit berühret. Die Dauerhaftigkeit aber desselben betreffend; so ist bekannt, daß theils Bäume ihr Laub zu Ende des Sommers, oder im Herbste fallen lassen, theils aber solche über den Winter behalten, bis im Frühlinge das alte von dem jungen vertrieben wird, theils auch ihre Blätter, es wäre denn, daß ein Ast oder ganzer Baum verdorre, gar nicht fallen lassen, sondern immer grün bleiben, als der Buchsbaum, die Stechpalmen, oder Waldpistel, der

ter Tannen- und aller Arten Tannenholzes, bis auf den Lerchenbaum, so der einige unter denselben ist, der seine Blätter im Winter abfallen läßt.

Da das Baumlaub nicht nicht nur den Bäumen eine gute Düngung giebt, sondern auch die Wurzeln derselben in der strengsten Kälte des Winters bedeckt; so soll das Laubhauen und Laubrechen nur in gewisser Maße verstattet werden, s. a. Holzbau, Holzschlag. Das Laubstreiffen ist ebenfalls schädlich s. Laubstreiffen. Uebrigens will man am Abfallen des Laubes erkennen, was für ein Winter erfolgen wird. Wenn nemlich im Herbste das Laub von den Bäumen nicht zeitig, und zugleich abfallen will; sondern theils gelbe wird und abfällt, theils aber grün bleibt, und nicht herunter will; so ist hierauf ein kalter Winter zu hoffen. Es hat aber solches die Ursache, daß, weil das Laub so veste hält, entweder der Erdboden nicht recht erwärmet worden ist, oder er hat an sich selbst von innen so viel kalte Dünste, weswegen das Holz seine Reiffe nicht zeitig mittheilen kann; dahero denn die einfallende Kälte vom Firmament durch des Erdbodens Kälte verstärkt wird, folglich muß auch die kalte Witterung desto heftiger seyn.

Laubfrösche, s. Frosch.

Laubhahn, wird von einigen vor Männlein von den Brems- oder Birkhähnern genennet. s. Birkhahn.

Laubhacken, s. Laub.

Laubholz, heißen alle diejenigen Bäume und Gebüsche, welche Blätter haben, die zur Herbstzeit verwelken und abfallen, im Frühling aber wiederum ausschlagen, grünen, blühen, und endlich auch zum Theil Saamen und Früchte tragen. Man rechnet dahin: Eschen, Niester, Weiß und Rothbuchen, Birn-, Pflaum-, Nuß-, Aepfel-, Kirsch-, Ahorn-, Eichen-, Birken-, Erlen-, Aspen-, Linden-, Pappel-, Ebresch-, Ohlbaum, Castanien, Hollunder, Calinkenbeerbaum, Schwarz- und Weißdorn, und Pfaffenhütel holz.

Alle diese Sorten werden nicht allein Laub-, sondern auch lebendiges Holz genennet, und darum, weil sie, wenn sie jung abgehauen werden, wiederum entweder aus dem Stocke, oder aus denen Wurzeln ausschlagen, neue Zweige und Gewächse über sich bringen. Dieses Holz insgesammt muß nicht auf seinem Stocke alt werden, wenn es wiederum aufs neue ausschlagen, grünen und wachsen soll. Das sicherste zum Wiederwachsen ist, wenn es nicht älter als 10 oder 12 Jahre gewachsen ist.

Laubholz kann man sowohl im Herbste, als Frühlinge, ja auch gar mit Ausgange des Frühlings abhauen. Es schläget, wenn es nur nicht zu alt worden, wiederum aus. Es ist aber der Natur am allerbequemsten, wenn man dasselbe im Frühlinge, oder in denen letzten Wintermonaten, ohne, daß man auf Mondenwechsel und besondre Tage achten darf, abhauet. Denn zu solcher Zeit schläget dieses wegen der Eintre-

sung des Saftes wieder am vollkommensten aus: es werden die jungen Schößlinge den Sommer und Herbst über am besten reif, und behalten kein weiches und unreifes Holz, das nicht so leicht als das späte erfrieret. Was aber die Bäume sind, von welchen man nur allein die Holz- und Laubäste abhacket, z. Ex. zum Feuerholz oder Schaafstreue, dieselben kann man im Herbste, so bald als der Saft stille stehet, abköpfen, abästen, ablauben, es schlagen dieselben im Frühlinge, wenn ihnen nicht etwan ein andrer Zufall begegnet, wieder aus.

Man wirft die Frage auf: ob es besser sey einen Laubtragenden Ort mit lauter Baumholz, oder mit bloßem Unterholze, oder aber mit beyden zugleich in Bestand zu setzen? Es kommt auf die Bedürfniß an, was man von Holz nöthig hat. Soll es Feuer- und Kuhlholz seyn, so wächst, wenn beyde Sorten zugleich gezogen werden, weit mehr Holz zu, als wenn man nur eine Hattung anziehet. Denn wenn man bedencket, wie viel es sehe, wie viele Jahre oft erforderlich seyen, daß ein Ort nur mit Saamenloden in geschlossene Dickung gesetzet werde? Wie mancherley Zufällen vom Viehe, Wildpret, Ungeziefer, Frost, grossem Hagel, lang anhaltender Trockniß, sie unterworfen, und daß solche Zufälle, wenn sie sich etwas hart ereignen, dem ganzen folgenden Wachsthume nachtheilig sind; daß, wenn sich schon hohe Loden von gar schlechten ganzen und halben Stauden in einem Orte finden, über eine Verangerung überhand genommen hat, die Mittel sehr beschwerlich und kostbar sind, solche wegzuräumen, und ihre Stelle mit guten Holzgattungen zu ersetzen; daß diejenige Plätze, worauf junge Holz beschädiget worden, welches in grossen Forsten zu vermeiden, nicht möglich ist, wohl etliche Jahrhunderte unnütze bleiben, da die Erziehung des Baumholzes von guten harten Gattungen so gar lange Zeit erfordert; daß auch das unbeschädigte Holz, welches um solche Plätze herstehet, sich in Seitenäste ausbreitet, niemals in einen guten Schaft, sondern in unnütze Aeste wächst; daß endlich das Besetzen solcher Plätze fast mehr Zeit und Kosten erfordere, als nach langen Jahren Nutzen daraus erfolge; wenn man alles dieses, sage ich, bedenket, so wird einem bald die Lust vergehen, über Anziehung Feuer- und Kohlholzes lediglich auf Baumholz aus Saamen bis zur Stärke von Baumholze zu sehen. Hierzu die Art, nicht von kleinen in nachbarn Gegenden gelegenen Feldhüschen, welche ein fleißiges Hauswirth, so zu sagen, vor der Thüre hat, und, gleich einem Garten, warten und beobachten kann; sondern von Forsten, die gemeiniglich auf hohen Gebürgen und in rauhen, feuchten Gegenden liegen.

Es werden zwar zwey scheinbare Einwürfe gegen das Anziehen des Ober- und Unterholzes zugleich gemacht, die aber in der That von gar schlechter Erheblichkeit sind. Der erste ist: wenn das Unter- und ein Theil des Oberholzes weggenommen würde, würde das stehen bleibende in lau-

ter

ter Aeste sich ausbreiten, und als so rauhes unnützes Zeug werden. Hierauf dienet zur Antwort: das geschieht zwar oft; aber nur in den Fällen, wenn aus Unachtsamkeit bey der Anweisung die besten Laßreiser und Oberständer weggehauen werden, und die schlechtgewachsenen stehen bleiben. Ist das bleibende Holz von gutem Gewächse; so thut es dieses nicht, ja, es ist wohl zu merken, daß, wenn auch hin und wieder ein schädlich Reiß zur Seiten ausschlägt, solches von den schnellheranwachsenden Stammlohden gar bald zurück gehalten werde. Der 2te Einwurf ist: der Wind schmeisse das bleibende Oberholz übern Hauffen. Hingegen kann man weitläuftige Forstbezirke zeigen, wo das Oberholz gegen die härtesten Stämme ist stehen geblieben; nur alsdenn geschiehet es, wenn sehr hochstämmiges Holz auf einem gar milden, leichten Boden stehet, der sehr tief in dieser Beschaffenheit bleibet, welches ein seltener Fall ist, der keine Regel machen kann; nur allein bey sandigem Boden kommt es am öftesten vor, darinnen jedoch gar selten Laubholz (davon hier nur ganz allein die Rede ist) sondern fast allemal Kienholz angezogen wird. Man siehet zwar, daß bisweilen auf vestem Boden eine grosse Anzahl Eichenbäume, nach dem ein Ort abgetrieben ist, umgeworffen werden; es sind solche aber allezeit ohne Pfahlwurzel, denen entweder die Herz- oder Pfahlwurzel beym Pflanzen aus einem leeren Wahne abgeschnitten worden; oder es sind solche Bäume aus abgehauenen Stümmen wieder ausgeschlagen; da denn die Pfahlwurzel abfaulet, und ein solcher Baum nur auf einer Seitenwurzel stehet.

Laubbrechen, s. Laub.

Laubstreiffen, in denen Gehölzen, ist zwar an vielen, vornemlich aber an solchen Orten, wo das Holz im Ueberfluß zu haben, und dasselbe nicht sonderlich geachtet wird, eine bekannte, nützliche und gebräuchliche, an denjenigen Orten aber, wo man Ursache hat, das Holz zu schonen, eine höchst schädliche Verrichtung, welche um des Rind- Schaaf- und Ziegenviehes willen, demselben über Winter die sonst ermangelnde Fütterung dadurch zu verschaffen, im Julius und Augustmonate, ehe die Reiffen anfangen, zu fallen, vorgenommen wird, da man nemlich das Laub von den Eschenbäumen, von Rüsternholze und von den Faulbäumen vor die Kühe, das Erlen- Weiden- Büschen- Birken- und Eichenlaub hingegen, vor die Schaafe und Ziegen, abstreifet, an der Sonne döret, und sein trocken einführet. Weil man aber durch dieses Laubabstreifen die jungen Treibreiser zugleich verderbet, und dadurch den Baum an seinem Wachsthume hindert; so ist solches insonderheit an denen Orten, wo man das Holz um seiner Seltenheit willen pfleglich zu halten, und zu schonen, beflissen seyn muß, durchaus nicht zu verstatten. Noch weniger aber ist zu erlauben, daß die Schäfer, Schafknechte oder Hirten, gegen das Ende des Sommers, junge Buchen, Erlen, Weiden, auch anderer Buchholz zu ihrem sogenannten Schaafstande abhauen, und

alſo, indem ſie auf ein hundert Schafe gemeiniglich 3 bis 4 Schock Gebünde rechnen, bey einer ſtarken Schäferey eine ziemliche Verwüſtung im Holze verurſachen; es wäre denn, daß man im Holze keinen Mangel, ſondern noch Ueberfluß hätte, und daſſelbe ohnedem gehauen werden müßte, auch wegen des ſchlechten Preiſes auf obige Art nützlicher gebrauchet werden könnte, zumal da der Schäfer, wenn die Schafe das Laub abgefreſſen haben, das übriggebliebene Geſträuchigt und Gehölze, als ſein Deputat Brennholz annehmen müßte, und was er davon nicht benöthiget iſt, anderwärts in der Haushaltung gebraucht oder verkauft werden könnte.

Laube, eine Art Weißfiſche, faſt in der Größe einer Rothange, aber ſchmäler und länglichter. Sie laichen im May und Junio.

Lauche, ſ. Lochbaum.

Lauer, Lauſche, franz. *Affut*, heiſſet bey den Jägern ein heimliſcher und verdeckter Ort, wo man ſich mit einer ſchußfertigen Flinte hinſtellet und verwartet, bis das Wild den Weg kommt. Man ſagt: Wir wollen auf die Lauer gehen.

Lauf, heißt bey den Jägern ein lichter Platz, welcher mit hohen Tüchern eingeſtellet, und auf welchem der hohen Herrſchaft das Wildpret vorgejaget wird, damit ſolches von derſelben im Vorbeylauffen geſchoſſen, gehetzet oder gefangen werden könne. Der Lauf gehet von dem Ende des Jagens bey dem Laufe oder Lauſche an, und wird zu beyden Seiten mit Tüchern eingeſtellet, am Ende deſſelben aber mit einem Bogen, oder einer Rundung, welche man die kleine Jägers-rundung nennet, wie ein halber Mond geſchloſſen. Die Länge des Laufplatzes wird nach Gelegenheit des Ortes, und der Gröſſe des Jagens, auf 300, weniger oder mehr Schritte, und vor dem Jagen am Laufe oder Quertuche etwan auf 120, weniger, oder mehr Schritte, breit gemachet. Mitten auf dem Laufe, oder, wenn dieſer zu lang iſt, etwas näher nach dem Jagen zu, pflegt man den Schirm, wohin die Herrſchaft kömmt, wie ein Luſthaus auf Säulen erhaben zu ſtellen, und von grüner, gewichster Leinwand ein zierliches Dach darüber zu ziehen. Die Tücher, womit der Lauf umſtellet wird, ſollen fein glatt, gerade und reinlich angezogen ſeyn. Zum Laufe ſoll man, wenn es anderſt die Früchte, oder auch die Lage zulaſſen will, denjenigen Ort erwählen, wohin das Wild, welches man ſtellen und fangen will, ſeinen Wechſel und Ausgang zum Geäße gehabt hat. Denn dahin iſt ihm die Gegend bekannt, und begehret es auch viel eher dahin zu laufen, wenn es forciret wird. Es iſt auch gut, wenn der Ort dergeſtalt gelegen iſt, daß man den Lauf gegen das Holz wiederbringen, und die Quere unten vom Laufe blenden kann, weil ſolchenfalls die Hirſche, wenn ſie wieder Gehölze gegen ſich merken, ſolches gleich ſuchen, und eher als ſonſten vorlauffen. Sonderlich muß der Wind vom Laufe nicht in das Jagen gehen, weil ſonſt kein

Thier

Thier auf denſelben heraus, und in den Lauf will.

Vor das Lauf- oder Querluch werden die Bſendſträucher Manns hoch geſtecket, damit das Wild nicht allen Tumult, und die Perſonen auf dem Laufe ſehen könne, noch hiedurch auf den Lauf zu kommen, abgeſchrecket werde. Zur Sauhatzzeit müſſen die Tücher inwendig zu deren Beſchützung mit groſſen Netzen angeſpannet, und auf die Furkeln geleget werden. Und weil die Herrſchaft nach dem vorbeylaufſenden Wilde zu beyden Seiten aus dem Schirme nach den Krummruthen zu ſchieſſen pfleget, ſollen zur Warnung einige Sträucher auf die Oberleinen gehenket, oder lange Reiſſtangen dabey geſtecket ſeyn, zum Zeichen, daß es daſelbſt nicht ſicher ſey. Endlich werden noch in dem Lauf, über und unterhalb des Schirms nach der Quere die gewöhnlichen Ueberſprünge, d. i. niedrige Geländer mit grünen Reiſern, ſauber gebunden aufgerichtet, damit das Wild daſelbſt im Vorbeylaufſen ſpringen müſſe.

Laufdohnen, Lauffdohnen, ſ. Dohnen.

Lauffen wird von den Aalen gebraucht, anſtatt, daß von den andern rogenen Fiſchen geſagt wird: ſie laichen oder ſtreichen.

Lauffer, ſ. Anſtillen.

Lauffer, eine Art von Grenzſteinen, ſ. Grenzſteine.

Laufhunde, eine Art von Stöberhunden, die ein Thier ſo lang verfolgen, und allezeit, wenn es raſten will, wieder auftreiben, bis es endlich niedergemacht, und von den nacheilenden Jägern, welche aber unterlegte Pferde haben müſſen, gefangen wird. Man nennet ſie auch Paſforcehunde, ſ. Paſforcejagen.

Laufjagen, ſ. Parforcejagd.

Laufplatz wird derjenige Raum an einem Holze genennet, welcher bey einem Hauptjagen zum Laufſe beſtimmet iſt, und mit hohen Jagdtüchern pfleget umſtellet zu werden, ſ. Lauf.

Laufſchieſſen, ſ. Flugſchieſſen.

Lauftuch, Rolltuch, Quertuch, wird dasjenige Tuch genennet, welches queerüber zwiſchen dem Jagen und dem Laufe ſtehet, und wenn das Wildpret auf den Lauf ſoll gejaget werden, aufgehoben, oder zuſammengezogen wird. Dieſes Lauftuch, welches einigermaſſen mit dem Vorhange einer Comödie verglichen werden möchte, iſt eben ſo lang und hoch im Stellen, mit aller Zugehör, wie die hohen Tücher; es haben auch die Furkeln groſſe und kleine Heftel, Ober- und Unterleine, nebſt den Windleinen ꝛc. Es wird, wenn das Jagen nach zu iſt, gleich einem hohen Tuche, an dem Orte, wohin der Laufplatz kommen ſoll, geſtellet, und kann man wohl auch eines von den Tüchern hierzu gebrauchen; nemlich, weil die ordentliche Länge deſſelben 200 Ellen austragen ſoll; ſo läſſet man allzeit die Leinwand, oder das Tuch bey 40 Ellen, von oben bis unten, von einander ſchneiden, und an dieſe Oerter rechte Wechſel mit Knebel

und Ringen machen. Als kommen an ein solches Tuch 4 ganze Wechsel, an jedem Ende ein halber. Doch muß an denen Wechseln das nöthige über einander gehen, und besäumet werden. Weil ihm aber solchergestalt in der Länge etwas abgehet; so darf solches nur mit 9 Furkeln, und mit so viel Windleinen eingetheilet werden. Vor Oefnung des Jagens müssen die Knebel alle losgemachet und an jedes Ende ein Mann, bey jedem Wechsel aber 2 Mann geordnet werden, daß sie inwendig des Tuchs nach dem Laufe zu stehen, damit, wenn der Jägermeister mit dem Hute winket, das Jagen aufzumachen, dieselben geschwinde mit dem Tuche laufen, und es aufziehen mögen. Die Leute, so es aufgezogen haben, wickeln sich in das Tuch, und stehen inwendig nach dem Laufe zu, ganz stille; sehen aber allezeit nach dem Jägermeister, ob sie auf- oder zuziehen sollen, und damit es desto geschwindern Fortgang habe, wird an jedem Wechsel bey einem Manne ein schwaches Stäblein eingefaßt, welcher es dann oben und unten zugleich im Ringe ziehen kann. Auch wird die Unterleine nicht angepflöcket, sondern vielmehr bey denen 4 ganzen Wechseln etwas untergeleget, daß die Ringe desto besser lauffen können; weswegen solches auf einem ebenen Platze zu machen ist, woselbst alles hinderliche Gras weggeräumet werden muß.

Lauft, heißet nach der Jägersprache ein Bein von einem Hirsch oder anderm wilden Thiere. Also sagt man: der Hase hat seinen Sprung im Gelenke der Hinterläufte, nicht Hinterbeine. Von einigen wird auch der oben beschriebene Lauf ein Lauft genennet.

Laubaum, s. Jaulbaum.

Lausche, s. Lauer.

Lauschen, s. Wildbann. A.) 10.)

Lauschnetze, s. Löckennetze.

Laut, heißt nach der Jägersprache 1) ein Jäger von Horn und Hals, wenn er wohl schreyen und blasen kann. 2) Wird es von Hunden gesagt, wenn sie hinter was hetzjagen und bellen, s. Gelaut. 3) Einen guten Laut hat auch das Horn, welches sich wohl blasen läßt, und einen guten Klang oder Schall von sich giebet.

Laveret, s. Rheinancke.

Laye, s. Bache.

Lays, s. Laßreisser.

Leben, wird von den frischen und gesunden Theilen eines Gewächses und Baumes, im Gegensatz oder Theile gesagt, die an ihnen etwa verdorret und abgestorben sind. Diese letztern müssen, wenn man dem Baum helfen will, bis auf das Leben, d. i. bis an die Gegend, da er noch grün ist, abgeschnitten werden.

Lebendige Hecken oder Zäune, sind ein so nützliches Werk, daß es zu verwundern, daß bey uns in Deutschland dieselben noch so wenig eingeführet sind. Der Landmann bey uns in Deutschland machet lieber von Reisswethen, oder Planken, mit grossen Kosten Zäune um seine Gärten, und verhauet dadurch den ohne

ohnedem schon allenthalben sehr hoch gestiegenen Holzpreiß noch mehr, oder er fährtet lieber mit der äusserſten Beschwerlichkeit irrdene Wände um seine Gärten, als daß er sich dieser leichten und ihm so nutzbaren Art der Verzäunung bedienen sollte. Die Hopfen- und Kohlgärten, und andere Grundstücke aber, die viel besser genutzet werden könnten, wenn sie umzäunet wären, läßt er gemeiniglich ganz und gar offen stehen.

Es bedarf keiner weitläuftigen Ausführung, wie nutzbar solche lebendige Zäune sind. Sie geben eine solche Beveſtigung ab, welche die Grundstücke viel besser verwahret, als die todten Zäune, oder die irrdene Wände, und weder die Felddiebe, noch das Vieh, wird es so leicht wagen, sich durch eine lebendige Hecke hindurch zu drängen. Sie befördern den Anbau des Holzes, und ein Landmann in Engelland bekommt einen ansehnlichen Ueberschuß von Holz zur Feuerung, oder zum Verkauf, wenn er alle neun bis zehn Jahre eine lebendige Hecke abhauet; ob er gleich einen Theil dieses Holzes anwendet, so lange einen todten Zaun um sein Grundstück zu machen, bis der lebendige Zaun wieder herangewachsen ist.

Die Mitglieder der ökonomischen Gesellschaft in England empfehlen in ihrer herausgegebenen Haushaltungs- und Landwirthschaft, die Anlegung und Erhaltung dieser lebendigen Hecken ihren Landsleuten auf das allernachdrücklichſte, und geben ihnen dazu die beſte und vollſtändigſte Anweiſung, die wir unſern Leſern hier mittheilen wollen. Es giebt viele Stauden, sagen ſie, von denen Hecken können gemacht werden, die allgemeinſten und beſten aber ſind die Weißdornen; wo indeſſen dieſe nicht fort wollen, ſoll man Stechpalmen, Schwarzdorn, Holunder, ſtachelichten Genſt und andere wählen, und der Landmann Achtung geben, was für Bäume in ſeiner Gegend, und in den Hecken ſeiner Nachbarn am beſten wachſen, und ſich darnach richten, weil er allemal mehr Vortheil von einer ſchlechten Baumart, die gut wächßt, haben wird, als von der beſten, wenn ſie nicht fort will.

Damit auch der Landmann zu Anlegung neuer und Erhaltung alter Hecken beſtändig einen Vorrath junger Pflanzen parat habe, rathen ſie Baumſchulen anzulegen, zu welchen ein viereckigtes Stück Land auszuſuchen. Ein jeder müſter Winkel, ſagen ſie, wird dazu gut ſeyn. Ein ſchlechter und trockener Boden iſt der beſte. Dieſes Stück Land muß vor dem Vieh wohl verzäunet werden, ſonſt braucht es weiter keiner beſondern Pflege. Im November kann er ſolches aufpflügen, zur Saat bereiten, und in den erſten darauf folgenden Frühlingstagen beſäen laſſen. Zu dieſem Ende muß er fünf Zoll tiefe Furchen machen, die zween Fuß voneinander abſtehen, und hierinn kann der Saame der gemeinen Hage, oder Wegdornen geſäet werden, der im Herbſte geſammelt, und im Winter über trocken gehalten wor-

werden. Wenn er eben und verdeutlich eingestreuet ist, muß er gehörig zugehacket werden, und so lange liegen bleiben, bis er das andere Jahr darauf ausschießt.

So bald die Schößlinge sich zeigen, muß zwischen den Reihen das Unkraut fleißig ausgegätet und der Boden, so oft es nöthig, gewässert werden, bis die Pflanzen eine ziemliche Höhe bekommen, und die Stämme ohngefähr eines Mannes Daumen dick sind. In dieser Grösse sind sie zum Versetzen am besten; nur müssen sie bey dem Gebrauch 5 Zoll hoch von der Erde abgeschnitten und behutsam aufgezogen werden, um ihre Wurzeln nicht zu beschädigen. Anstatt dieser Art Baumschulen säen einige den Saamen lieber an die Orte, wo ihr Fällholz wächst, und zwar das Jahr vorher, ehe sie Unterholz fällen. Solchergestalt wachsen die Pflanzen heran, ohne dem Holze Schaden zu thun, und ohne daß man einen besondern Ort dazu nöthig hat.

Wir kommen nunmehro

I. Auf die Anlegung der Hecken selbst.

Wenn der Landmann sich auf obgedachte Art versorget hat; so muß er den Boden und die Lage seines Landes wohl untersuchen, um sich bey Anlegung der Hecken darnach zu richten. An einigen Orten sind die Hecken allein schon zureichend, an andern aber ist auch noch ein Graben nöthig, und das findet sich fast mehrentheils. Wir werden also von dieser Art, die Hecken anzulegen, allhier reden, indem die Anweisung zu der andern Art gewisser massen mit darinn enthalten ist.

Das erste, was man vornehmen muß, ist, den Lauf des Grabens und die Breite desselben auszumerken. Es muß derselbe oben drey Fuß weit, und 2 Fuß tief seyn. Einige graben die Seiten desselben perpendikular; solches aber ist vielen Unbequemlichkeiten unterworfen, denn der Regen spühlet von dem Rande viele Unreinigkeit hinein, auch wird von dem darauf tretenden Vieh noch mehr hineingeworfen. Es kann das Vieh auch bequem darinn gehen, und sich darinn umkehren, und daher wird es beständig in den Gräben seyn, und die junge Schößlinge der Hecken abnagen. Diesem vorzubeugen ist es am besten, die Seiten abhängig, und den Boden enge zu machen, so daß, wenn der Graben oben eine englische Elle weit ist, der Boden desselben nur einen Fuß breit sey. Der Rand wird dabey nicht so leicht einbrechen, und das Vieh wird nicht gut darinn gehen, noch sich darinn umkehren können. Die bereits erwähnte Breite und Tiefe ist für die Gräben zu einer gemeinen Einschliessung überhaupt zulänglich; wo aber besondere Umstände es erfordern, sie gröſſer zu machen, da muß daſselbe Verhältniß beobachtet werden.

Wenn die Breite des Grabens solchergestalt ausgemerket ist; so müssen die Arbeiter anfangen zu graben, und damit der aufgeworfene Damm für die darauf zu setzende Hecke am vortheilhaf-

hafteſten eingerichtet werde, ſo müſſen die ausgeſtochenen Raſen ſo geleget werden, daß die Grasſeite derſelben unten zu liegen komme. Auf dieſe Raſen muß er das Beſte von der mürben Erde ausbreiten laſſen, und wenn ſolchergeſtalt das Bette für die Hecke fertig iſt; ſo kann er die erſte Reihe davon aufſetzen laſſen.

Die Pflanzen müſſen wohl ausgeſucht ſeyn. Sie müſſen glatt und von geradem Schuſſe ſeyn, und gute Wurzeln haben, und ſo friſch, wie ſie heraus genommen ſind, eingeſetzet werden. Auf alle dieſe Dinge muß der Landmann ſorgfältig achten, denn die Schönheit ſeiner Hecke kommt hauptſächlich auf die Wahl der Pflanzen, und ihr Wachsthum, auf die Art des Pflanzens an. Die Pflanzen müſſen einen Fuß breit von einander, und mit dem Ende etwas in die Höhe gerichtet, geſetzet werden. Man muß aber auch die Bäume zu gleicher Zeit mit pflanzen; denn ſonſt richtet man nur Verwirrung an. Man muß zu dieſem Ende den Damm abmeſſen, und alle dreyßig Fuß ein Zeichen machen. Bey einem jeden von dieſen Zeichen muß man einen jungen Baum von der Art pflanzen, wovon man glaubt, daß er ſich zu dem Boden am beſten ſchicke, und dabey dahin ſehen, daß ſie gerade und veſt geſetzet werden.

Wenn eine Reihe von den Pflanzen geſetzet iſt; ſo muß ſie mit der beſten Erde wohl bedeckt werden, und darauf muß man wiederum Raſen legen, deren Grasſeite nach unten zu liegen muß. Dieſe Raſen müſſen wiederum mit der beſten Erde bedecket werden, um dadurch ein Bette für die andere Reihe der Pflanzen zu machen. Dieſes Bette muß überhaurt einen Fuß dick über die erſte Reihe ſeyn, und wenn der Damm zu dieſer Höhe gebracht iſt; ſo muß man andere Pflanzen bringen laſſen, die eben ſo beſchaffen ſeyn müſſen, als die erſten. Man muß ſie auf eben die Art, als die erſten, einen Fuß breit voneinander, und in die Mitte des Raumes, der zwiſchen den Pflanzen der erſten Reihe iſt, ſetzen.

Alsdenn muß man dieſe Reihe drey oder vier Zoll hoch mit guter Erde belegen, und darüber die Erde werfen, die aus dem Boden des Grabens kommt, und damit iſt der Damm fertig. Es iſt alſo weiter nichts übrig, als zu verhüten, daß der Damm und die Hecke nicht beſchädiget werde. Man muß dafür ſorgen, daß das Vieh den Damm nicht beſchädige, und daß die Sonnenhitze der jungen Hecke keinen Nachtheil verurſache. Zu dieſem Ende muß oben auf dem Damme eine todte Hecke angeleget werden. Dieſes iſt nichts anders, als ein Zaun von todtem Holze, der an todten Zaunſtecken beveſtiget iſt. Wird dieſer gut geflochten, ſo kann er ſo lange mit Sicherheit ſtehen, bis die Hecke eine ſolche Höhe und Stärke bekommen hat, daß ſie keines ſolchen Schutzes mehr bedarf.

Zu dem Zaune muß man eine zureichende Quantität Buſchwerk und Stecken anſchaffen. Je

gesunder das Holz ist, desto besser wird der Zaun, und nichts ist besser dazu, als Eichenholz. Kann man es aber nicht haben, so sind Weiden auch gut dazu. Denn ob dieses gleich ein leichtes Holz ist; so ist es doch vest und dauerhaft, und man hat aus der Erfahrung gefunden, worauf man sich bey dieser Gelegenheit allein verlassen muß, daß es, das Eichenholz alleine ausgenommen, besser ist, als alles andere Holz. Die Stecken müssen zuerst in die Erde hinein getrieben werden. Sie müssen so lang seyn, daß sie durch den Damm wenigstens 4 oder 5 Zoll tief in die unter demselben befindliche veste Erde gehen, und daß oben zu dem darum zu flechtenden Zaune noch genug übrig bleibt. Die Stecken müssen dritthalb Fuß von einander stehen, und ja wohl bevestiget werden. Alsdenn muß man den Zaun darum legen. Die kleinen Büsche müssen auf solche Art gelegt werden, daß sie die Hecke für dem Abnagen des Viehes beschützen. Hierauf kann man die langen Büsche nehmen, und die längsten ganz oben flechten.

Endlich muß man lange und schlanke Stangen herbey schaffen, und selbige oben an den Stecken an jeder Seite bevestigen. Weil aber die Stecken bey Flechtung des Zaunes ziemlichermassen beweget werden; so muß der vorsichtige Landmann sie nochmals vest hineintreiben. Ein paar Zoll tiefer giebt dem Zaune eine grosse Stärke, und solchergestalt wird die Hecke wieder alle Zufälle in Sicherheit gesetzet.

II. Von den Zeiten zur Pflanzung der Hecken, und von der Wahl der Arten derselben

Zur Pflanzung der Hecken sind im Jahr nur zwo Zeiten, und zwar im Anfange des Frühlings, und am Ende des Herbstes. Die Hecken, so zu andern Zeiten gepflanzet werden, gerathen nicht. Zum Pflanzen im Frühlinge ist die letzte Woche im Februar, und die erste im Merz, die beste. Im Herbste ist der ganze October, nebst den beyden ersten Wochen des Novembers gut dazu. Das Pflanzen im Frühlinge, schreibt Herr Kalm, halte ich indessen doch für das beste. Ich habe meine Dämme zu den Hecken allezeit in der ersten oder andern Woche des Märzmonats gemacht, und solches auch meinen Freunden angerathen, und ich kann mich rühmen, daß niemand die Hecken mit besserm Glücke, als ich, gepflanzet habe. Zwey oder dreymal in meinem Leben habe ich auch die von einigen so stark angepriesene Methode versucht, drey Reihen Pflanzen anstatt zwo auf meinen Damm zu setzen, ich habe aber gefunden, daß solches nicht so gut gerathen ist. Der Damm muß alsdenn eine unförmliche Höhe haben, um die Reihen in einer gehörigen Entfernung von einander zu halten, und wenn das nicht geschieht; so hindert eine die andere.

Die Wurzeln der weissen Dornen breiten sich weit aus, wie ich solches aus wiederholten Versuchen gesehen habe; es wird aber in den ersten drey und vier Jahren ein grosser Theil der Nahrung

rung nahe bey dem Stamme weggenommen, die Wurzeln der drey Reihen mischen sich dabey unter einander, und eine hindert den Wachsthum der andern. Das ist gewiß, daß in den sechs ersten Jahren von zwo Reihen mehr Holz kommt, als von dreyen. An Oertern, wo die jungen Hecken dem Viehe gar zu sehr blos gestellet sind, müssen an dem Rande des Grabens todte Zäune angeleget werden, und dieses muß auch oben auf dem Damme geschehen. Dieses erfordert zwar mehr Kosten, es dienet aber zur Sicherheit, und zu besserem und ungestörterem Wachsthume der Hecken.

Wenn eine lebendige Hecke ohne Graben oder Damm gewocht werden soll; so müssen die Pflanzen auf eine ganz andere Art gesetzet werden. Man muß sie beynahe gerade in die Höhe, in zwo nach einer Schnur abgemessenen Linien, und ohngefähr fünf Fuß von einander, setzen. Auf diese Art kommen sie gut fort, man muß sie aber an beyden Seiten mit einem Zaune verwahren, indem sie mehrerer Beschädigung blos gestellet sind. Auf feuchtem Boden wachsen die Hagedornen am besten, die auch, wenn sie gut wachsen wollen, allen andern Stauden zum Einschliessen eines Landes vorzuziehen sind. Wo gar zu vikle Feuchtigkeit, oder wo der Boden ein purer Sand ist, da haben sie keine Art; zu dergleichen Boden aber wollen wir in dem folgenden andere Stauden vorschlagen.

Wenn der Landmann die Hecken genau untersuchet, so wird er finden, daß unter den Hagedornstauden ein grosser Unterschied sey. Einige haben mehr, andere weniger Zweige, einige haben grössere, andere kleinere Blätter. Da ich ihm gerathen habe, eine kleine Pflanzschule dazu anzulegen; so will allhier noch einen sehr wichtigen Rath hinzusetzen, wiewohl überhaupt sehr wenig darauf geachtet wird, und der besteht darinn: daß er den Saamen zu den Hagedornen selbst sammle, und wohl darauf achte, von was für einer Art von Stauden er ihn nimmt. Er wird finden, daß die Hagedornen mit den kleinsten Blättern die meisten Zweige, und die meisten Dornen haben. Die geben daher auch die besten Hecken ab. Sie sind die stärksten, und wenn sie noch jung sind, den wenigsten Zufällen unterworfen.

Er muß den Saamen, wenn er recht reif ist, von den kleinblätterichten und mit vielen Zweigen versehenen Stauden sammeln; denn die jungen Pflanzen behalten die Natur der alten an sich, und werden hiers noch besser, zumal wenn man, wie ich angerathen habe, die Pflanzschule auf einem schlechten Boden anleget. Denn ein reicher Boden giebt den Blättern aller Stauden, nicht aber dem Holze derselben, Nahrung.

Noch eine Ursache, die Pflanzschule auf ein schlechtes Stück Land anzulegen, ist diese: daß die Pflanzen, die aus dem Saamen eines kleinblätterichten und mit vielen Zweigen versehenen Hagedorns wachsen, dieselbe

Beſchaffenheit behalten mögen; es iſt aber noch eine viel wichtigere, die darinn beſteht: daß auf dieſen Umſtand das gute Gedeihen der Hecke hauptſächlich ankommt. Denn das iſt eine gewiſſe Regel, daß junge Bäume, wenn ſie aus einem ſchlechten Boden in einen reichern verſetzet werden, erſtaunlich zunehmen. Nun ſind die Dämme, auf welchen die Hecken gepflanzet werden, gar ſelten von einem gar zu reichen Boden. Sollen ſie alſo gut gerathen, ſo müſſen ſie aus einem ſchlechtern Boden genommen werden.

Ein ſchlechter Boden iſt alſo nun ſo viel nöthiger, um aus dem Saamen gewiß ſtarkzweigigte Hagedornen zu ziehen; denn dieſes iſt keine beſondere Art von Hagedornen, ſondern eine Veränderung derſelben, und wenn der Saamen davon in ein reiches Land geſäet wird; ſo wächſt, wie ich aus der Erfahrung geſehen habe, eine Staude mit groſſen Blättern und wenig Zweigen daraus.

III. Von der Art und Weiſe, eine Hecke in Ordnung zu erhalten.

Den nächſten Frühling darauf, nach dem der Landmann ſeine Hecke angeleget hat, muß er mit einem ſorgfältigen Auge über den ganzen Damm gehen. Zuerſt muß er den trockenen Zaun beſehen, ob derſelbe auch noch allenthalben veſt ſey. Findet er, daß etwas losgegangen; ſo muß er entweder einen neuen Stecken hineintreiben, oder auch den alten beſſer beveſtigen laſſen, und wo ſich ſonſt ein Fehler äuſſert, da muß er ſelbigen zu verbeſſern ſuchen. Es wird ſolches im erſten Jahre mit geringen Koſten geſchehen; da es hingegen in dem folgenden wohl zehenmal ſo viel erfordern würde, und eine ſolche Unterſuchung im erſten Jahre wird öfters einer Hecke, ſo lange ſie ſteht, nützlich ſeyn.

Hiernächſt muß er auch die Hecke ſelbſt ſorgfältig unterſuchen. Einige Pflanzen davon, werden, aller ſeiner Sorgfalt ungeachtet, ausgegangen, andere aber in einem abnehmenden Zuſtande ſeyn. Anſtatt der ausgegangenen muß er neue hinſetzen, und den andern mit gehöriger Sorgfalt wieder aufzuhelfen ſuchen. Einige rathen an, ſolches zu thun, wenn die Hecke zwey, oder drey, oder vier Jahre geſtanden hat. Allein aus dem, was ich aus der Erfahrung geſehen habe, rathe ich, ſelbige zu gleicher Zeit zu pflanzen, wenn der Damm gemacht, und die Hecke geſetzet wird; denn ſo wachſen ſie beyde miteinander, und die Hecke wird dadurch nicht in Unordnung gebracht, wie ſonſt geſchehen muß.

Ehe der Landmann ſeine Hecke beſiehet; ſo laſſe er vorher das daneben wachſende Unkraut wohl ausgäten. Dieſes muß mit Sorgfalt geſchehen, und öfters wiederholet werden; denn die Hecke muß, ſo lange ſie jung iſt, alle Nahrung haben, die der Boden nur geben kann, und durch das Unkraut nicht ausgehungert werden. Durch dieſe Reinigung wird der Beſitzer den Zuſtand der Hecke am beſten einſehen, und derſelben, wo etwas fehlet, am beſten

hoffen zu Hülfe kommen können. In dieser Zeit, wenn die Schößlinge noch jung sind, können sie nicht genug für den Schaafen in Acht genommen werden; denn sie fressen sie sehr gern, und ihr Nagen ist ihnen hauptsächlich schädlich. Wenn ja durch einen Zufall Schaafe oder auch anderes Vieh dazu gekommen ist: so sieht man solches daran, daß die Spitzen und Enden abgefressen sind. In diesem Falle ist nur ein einziges Hülfsmittel übrig. Man muß nemlich den ganzen Wuchs ungefähr anderthalb Zoll weit von der Erde wegschneiden, da werden alsdenn neue und frische Schößlinge hervorkommen, die an den abgenagten Enden, wenigstens nicht so ordentlich und schön, hervorgekommen seyn würden.

Findet man, daß die Schößlinge wegen eingefallenen rauhen Wetters, oder wegen des gar zu schlechten Bodens, oder durch andere Zufälle, ein schwächliches Ansehen haben: so muß man die Hecken gleichfalls anderthalb Zoll weit von der Erde abschneiden. Dieses wird den Wurzeln neue Kraft geben, und die andern Schüsse, so darauf folgen, werden nicht so schwach seyn. Ich habe gesehen, daß einer sehr schwachen Hecke dadurch vollkommen geholfen worden. Von dieser Zeit an wird wenig Sorge für die Hecken erfordert, bis sie so weit heran gewachsen sind, daß sie können beschnitten werden. Dieses geschieht erst acht oder zehen Jahre, nachdem sie gepflanzet worden. Ob aber gleich nur wenig Sorge, während der gedachten Zeit, für eine Hecke erfordert wird; so sind doch einige in diesem Stücke öfters gar zu nachläßig. Ein vorsichtiger Landmann muß vielmehr dann und wann darnach sehen, das überflüßige davon wegschaffen, und das Fehlende ersetzen. Die ungestalten und schlechten Zweige muß er wegschneiden. Er muß zusehen, daß kein unnöthiges todtes Holz an dem Boden liegen bleibe, dadurch die Hecke nur erstücket wird. Auch muß er alles sich herum schlingende Unkraut sorgfältig ausgäten lassen, das in den Hecken so gemein ist, und ihrer Schönheit, wie auch ihrem Wachsthum, Schaden thut.

Das vortreflichste Unkraut, das den Hecken schädlich ist, ist von viererley Art. Nämlich weisse Zaunreben, schwarze Zaunreben, Waldreben und Convolvulus.

Die weissen Zaunreben haben Blätter wie der Weinstock, und rothe Beeren. Die Wurzel davon ist so dick, als ein Mannsbein, und weißlicht. Sie müssen tief ausgegraben werden; denn sie gehen weit in die Erde hinein, und wenn ein Stück davon darinnen bliebt, schiessen sie gleich aufs neue wieder hervor. Die schwarzen Zaunreben wachsen dreyßig Fuß lang, und umschlingen und ersticken die Hecken. Sie haben Blätter, wie ein Herz, und die Wurzel ist dick, auswendig schwarz und inwendig weiß. Sie müssen eben so, wie die weissen, ausgegraben werden.

Waldreben haben holzichte Stengel, und verbreiten sich sehr weit. Die Blätter sind klein und

von blasser Farbe. Sie tragen im Herbste weisse faserichte Büsche. Sie sind den Hecken schädlicher, als alle andere Arten, indem sie dieselben wie eine Laube überschatten. Ihre Wurzeln sind nicht groß, und liegen auch nicht so tief, wie die andern. Man muß aber wohl zusehen, daß man sie ganz heraus bekommt, denn sonst schiessen sie wieder auf. Sie haben über dieses einen geschwinden Wachsthum.

Der sogenannte Convolvulus ist das kleinste von allem diesem Unkraute, es kriecht aber längst den Zweigen wohl auf fünfzehen Fuß fort. Es hat Blätter, wie die Spitze eines Pfeils, und trägt im Julius grosse weisse Blumen, wie Glocken. Die Wurzel dieses Krautes ist dünne und weiß. Sie geht nicht tief, lauft aber eine gute Strecke unter der Oberfläche des Bodens weg, und muß ausgegätet werden, indem es von dem geringsten darinn bleibenden Stücke wieder hervorschießt. Alle diese schädliche Kräuter müssen, wenn sie noch jung sind, ehe sie zur Blüte oder zum Saamen kommen, ausgegätet werden; denn sonst lassen sie sich nicht leicht ausrotten.

IV. Vom Beschneiden, Legen, und Ausbessern der Hecken.

Obgleich das Beschneiden erst alsdenn geschieht, wenn sie acht Jahre alt sind; so ist doch dieses nicht die einzige Zeit dazu. Es muß diese Arbeit nachgehends zu verschiedenen Zeiten wiederholet werden. Und da mehr Kunst dazu erfordert wird, eine alte Hecke zu beschneiden, als eine junge; so wollen wir, um den Landmann desto besser zu unterrichten, die Methode beschreiben, die bey den alten Hecken gebraucht wird. Denn was bey einer Hecke von zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren bey dieser Seite gethan wird, hält alles dasjenige in sich, was zu einer jungen nöthig ist.

Gesetzt eine Hecke hat fünf und zwanzig Jahre gestanden; so wird sie sehr irregulär gewachsen seyn. An dem Boden wird allerley mangeln, an manchen Orten werden Oefnungen seyn, auch werden sich viele dicke und alte Stümpfe, wie auch viele junge Schößlinge darinn finden. Die letztern allein sind nützlich, das andere aber muß abgeschnitten werden, denn es beschweret die Hecke nur, und hindert den Wachsthum besseres Holzes.

Wenn ein Landmann den Zustand seiner Hecke übersieht; so muß er wohl überlegen, auf welche Art er damit verfahren wolle. Die Stümpfe sind bereits für unnütz erkläret worden. Von dem übrigen aber muß er einige Schößlinge zum Niederlegen, und andere zu Stecken aufbehalten. Zu der ersten Absicht muß er die längsten und frischesten wählen; zu den Stecken aber muß er diejenigen nehmen, die etwas stärker sind, gut stehen, und die ersten fünf oder sechs Fuß ziemlich gerade gewachsen sind; an den übrigen ist nichts gelegen, indem sie in der Höhe abgeschnitten werden, und ihr Gebrauch weiter nichts erfordert.

Wenn

Wenn der Landmann dieſes überleget hat; ſo kann er zum Werke ſchreiten. Er muß alle alte Stämpfe, zween Zoll weit von der Erde, und zwar ſchief, abſchneiden. Hernach kann er von ſeiner Hecke alles überflüßige, auſſer die Schoſſen, zu Stecken abſchneiden, die er in der Höhe abſchneiden muß, die ſeine Hecke haben ſoll, und die langen Schoſſen zum Legen muß er ganz laſſen. Wenn nicht genug von den Schoſſen ſo gewachſen ſind, daß ſie zu Stecken dienen können; ſo muß er, wo ſich ein Mangel daran findet, andere in die Erde treiben laſſen.

Wenn das Unnütze ſolchergeſtalt weggeſchnitten iſt; ſo muß er zwiſchen dem Schoſſe graben, auch den Graben rein und neu machen laſſen, ſo wie er vorhin geweſen, oben weit, unten enge, und an den Seiten abhängig. Auch muß alle Unreinigkeit, die um die Wurzeln der Hecke liegt, weggenommen werden, und wo ſie von Erde entblößet ſind, muß von der beſten Erde, die aus dem Graben kömmt, wieder darauf gelegeet, und ſelbige wohl in die Löcher hineingedrücket werden. Dieſe Reinigung, wie auch die Erneuerung des Grabens, giebt den Wurzeln eine unglaubliche Erfriſchung. Es werden zwar viel kleine Wurzeln dadurch abgeſchnitten, das thut aber keinen Schaden, und es ſchieſſen gar bald andere hervor. Das Umgraben der Erde um ſie herum, thut ihnen groſſen Nutzen, und da die Wurzeln dadurch einen gröſſern Vorrath an Nahrung bekommen, und nicht mehr ſo viel Holz zu nähren haben; ſo wächſt das, was übrig geblieben iſt, erſtaunlich.

Ein groſſer Theil der beſten Erde aus dem Graben wird auch zur Ausfüllung der Löcher, und den Damm eben zu machen, gebrauchet, und das übrige muß oben auf denſelben geleget werden. Denn wenn man die Seiten des Grabens damit ausſetzen wollte; ſo würde der Regen es abſpühlen, und der Graben würde dadurch wieder angefüllet werden. So ſchädlich es alſo an den Seiten ſeyn würde, ſo nützlich iſt es oben auf dem Damme, indem derſelbe dadurch erhöhet, und die Hecke gar ſehr verbeſſert wird. Die Arbeiter wollen zwar nicht gern daran, weil es ihnen viel mehr Mühe machet; allein man muß ſie dazu anſtrengen, denn wer ſie bezahlet; muß durch ihre Faulheit nicht leiden.

Bey Anlegung der Hecke haben wir angerathen, Fruchtbäume aber auch andere Arten von Bäumen, in gehörigen Weiten darinn zu pflanzen. Dieſe muß der Landmann unter ſeinen Schoſſen ſtehen laſſen. Sie haben nichts mit der Hecke zu thun, ob ſie gleich dazwiſchen wachſen. Sie müſſen auf die gewöhnliche Art gekappet werden, wenn es keine Fruchtbäume ſind; die Fruchtbäume aber müſſen ſo weit, als das Vieh hinan reichen kann, beſchnitten werden, und alles, was bey der Verbeſſerung daran gethan werden muß, iſt, daß theils durch Beſchneiden, theils durch Anbinden an Pfähle, ihre Zweige ſo gelenket werden, daß ſie ſich über den gehörigen Boden verbreiten, falls beyde Seiten der

Hecke dem Eigenthümer nicht zugehören.

Wenn alles dieses geschehen ist, muß er zum Legen der Hecke schreiten. Zu diesem Ende muß er einen jeden von den langen Schossen nehmen, die er besonders hat stehen lassen, und wenn er selbigen allmählig biegt: so muß er ihm mit seinem Gartenmesser einen schiefen Schnitt geben, der halb durchgeht; so giebt er sich desto leichter herunter, und alsdann muß er ihn zwischen den Stecken sorgfältig einflechten. Wenn er es mit allen hierzu bestimmten Schossen so gemacht hat; so muß er die unförmlichen Sprossen davon abschneiden, um sie eben zu machen.

Es kommt hierbey sehr vieles auf die rechte Methode, diese Zweige zu legen, an, wenn sie so weit durchgeschnitten werden, daß sie sich gut bearbeiten lassen. Leget man sie zu niedrig und zu dicke, wie viele in der Meynung thun, die Hecke dadurch zu stärken; so geht aller Saft in die Sprossen hinein, und die Zweige verfaulen und vergehen. Legt man sie aber zu hoch; so ziehen sie alle Nahrung an sich, und die Sprossen verderben. Beyde diese Zufälle müssen durch die Mittelstraße verhütet werden. Es ist dem Landmanne so wenig nützlich, die Sprossen verderben zu lassen, um die Zweige zu nähren, als die Zweige um der Sprossen willen zu verderben; sondern er muß beyden eine gehörige Nahrung zu verschaffen suchen, und das geschiehet, wenn er in diesem Stücke die Mittelstraße beobachtet. Ueber dieses ist noch ein anderer Vortheil damit verknüpfet, der darinn besteht: wenn die Zweige nicht gar zu tief eingeschnitten und recht gelegt werden; so geht aller Saft nicht nach ihren Enden, sondern es schiessen von jedem Theile Sprossen hervor.

Dieser Ueberfluß der jungen Sprossen wird auch durch die gehörige Beschneidung der Sprossen der gelegten Zweige befördert. Sie müssen an jeder Seite der Hecke kurz, bis auf fünf oder sechs Zoll, abgeschnitten werden. Dieses wird verursachen, daß an beyden Seiten dieser Zweige Sprossen heraus schiessen, und der Wachsthum der andern Schossen wird dadurch zur grossen Schönheit und Stärke der Hecke befördert werden. Viele haben die Gewohnheit, daß sie ihre Hecken gar zu hoch machen; dieses ist aber aus verschiedenen Ursachen nicht gut. Man mache den Damm nur gut und feste, und die Hecke nicht höher, als erforderlich ist, daß sie zu einer Verzäunung dienen kann; denn sie wird bald von selbst höher werden, und in den Hecken, die gar zu hoch sind, sind die Sprossen nach unten zu allezeit sehr unvortheilhaft. Je niedriger die Hecke ist, desto freyer wachsen die Sprossen, und desto dicker und dichter ist sie unten an dem Boden.

Eine Hecke muß schon einen ziemlichen Wachs haben, ehe alle diese Sorgfalt bey dem Legen derselben erfordert wird; wenn sie noch jünger ist, so läßt sich die Sache weit leichter thun. Bisweilen aber hat es der Landmann mit

mit solchem Hecken zu thun, die so alt sind, daß sie sich mit aller daran gewandten Sorgfalt durch das Legen nicht ausbessern lassen. In solchem Falle ist nur eine Sache zu thun. Er muß alle Stümpfe abschneiden, und an jeder Seite einen guten todten Zaun machen, um die jungen Sprossen so lange in Sicherheit zu setzen, bis sie zum Legen die gehörige Höhe erreichet haben. Wenn sich leere Stellen zwischen den Stümpfen befinden; so müssen selbige mit neuen Pflanzen besetzet werden, die mit den Sprossen von den Stümpfen zuwachsen, und die Zäune müssen so lange unterhalten werden, bis sie eine gehörige Höhe bekommen haben.

Wenn eine Hecke neu gehegen ist; so schießt sie sehr stark aus, und die frischen Zweige reitzen das Vieh. Es ist daher allezeit am besten, wenn man das erste Jahr kein Vieh auf einem solchen Felde gehen läßt. Läßt man das darauf wachsende Gras zum Abmähen stehen; so ist solches gut genug: wird das Feld aber bepfluget; so ist es zwanzigmal besser. Denn die Bewegung des Bodens giebt den Wurzeln der Hecke Kraft, und befördert den Wachsthum ihrer Sprossen gar sehr.

Der Landmann kann hieraus lernen, wie er seine verschiedenen Arbeiten so einrichten könne, daß eine der andern zu statten komme. Er darf sich, in Ansehung des Legens seiner Hecke, niemals an ein gewisses Jahr binden. Er kann sich daher der Gelegenheit bedienen, solches zu thun, wenn sein Grund bepfluget werden soll, oder wenigstens, wenn er sein Gras zum Heu stehen läßt. Kann er solches nicht thun, denn die Sachen fallen oft ganz anders aus, als man denkt; so muß er, wenn er ja Vieh auf sein Land gehen lassen will, solches dazu wählen, das am wenigsten Schaden thut. Pferde beschädigen die Hecken am allerwenigsten. Kühe und Ochsen hingegen fressen sie gerne an, Schaafe aber am allermeisten. Diese müssen daher, wenn es nur immer möglich ist, das erste Jahr davon abgehalten werden.

Es ist nur eine einige Zeit, die zum Legen der Hecken gut ist. Einige thun es im October, und versprechen sich einen ausserordentlichen Vortheil davon; allein der Landmann verlasse sich in diesem Stücke auf die Erfahrung, und seye versichert, daß die einzige rechte Zeit dazu im Monate Februarius sey. Wenn die Hecke nach dem Legen aufwächst; so muß man ein eben so sorgfältiges Auge darauf haben, als vorhin, und im Frühlinge und Herbste alle unordentliche Zweige abschneiden, und das Unkraut ausgäten; so wird die Hecke ordentlich und dicht wachsen, und rein bleiben.

Wir wollen noch zwey oder drey kleine Erinnerungen hinzusetzen, und damit diesen Punkt beschliessen. Wenn die Hecke geleget, die Zweige eingeflochten sind, und die unordentlichen Sprossen abgeschnitten werden sollen; so muß man einige von den schönsten, zähesten, dünnes-

ſten und klugſten beybehalten, die der Arbeiter, an ſtatt ſie abzuſchneiden, wie er es am beſten findet, beugen, ſie zu dem Ende, wenn es nöthig iſt, an ihren Boden einkerben, und alsdenn das übrige mit ihnen einflechten kann. Das macht die Hecke ſchön und dauerhaft. Wenn das geſchehen iſt; ſo kann man das ganze Werk dann und wann überſehen, die todten Hecken etwas tiefer einſchlagen laſſen, und die Zweige ein wenig niedriger drücken. Dieſes wird die Hecke veſter und dauerhafter machen. Und wenn man ja von einem ſolchen Lande das Vieh nicht abhalten kann; ſo thut man nicht übel, wenn man oben über die Hecke, und auch an den Boden derſelben todte Dornen ſo lange zur Vertheidigung leget, bis die jungen Sproſſen einige Stärke bekommen haben.

Wenn in einer ſehr alten Hecke die Stämme ſo groß ſind, daß ſie eine Unzierde verurſachen, oder daß Löcher daraus entſtehen können, wenn das Vieh an einer oder der andern Seite dazu kommen kann; ſo muß man ſie unten an der Erde ſo weit durchſchneiden, daß ſie niedergebogen werden können; alsdenn laſſen ſie ſich regieren, daß man ſie ſchief legen kann, und zwar den Kopf des einen auf den Stumpf des andern, und die Oeffnung, die dadurch entſteht, wird von den Seitenſproſſen wieder angefüllet. Hierdurch, und wenn der Damm hoch und allezeit in gutem Zuſtande erhalten wird, kann aus ſchlechten Materialien eine gute Hecke gemacht werden. Ueberhaupt aber iſt es beſſer in ſolchen Fällen, zuweilen die Stämme abzuſchneiden, wie vorhin gezeiget worden, an jeder Seite einen todten Zaun zu machen, und einen friſchen Schuß von den Wurzeln zu erwarten; oder wenn der Zuſtand gar zu ſchlecht iſt, wenn die Wurzeln ſehr alt und ganz unordentlich ſind, alles wegzureiſſen, und nach der erſten Anweiſung eine neue Hecke zu machen.

V. Von den Vortheilen, die man von den Hecken haben kann.

So leicht iſt es nach den bekannten Methoden eine Hecke zu machen, und zu erhalten, wenn ſich der Landmann nur durch Leſen und durch Nachfragen bey ſeinen Nachbarn erkundigen will, worinn dieſe Methoden beſtehen, und nachgehends auch fleißig dafür ſorget, daß ſie auf gehörige Weiſe unter ſeiner eigenen Aufſicht angewendet werden. Er muß es in dieſem Stücke keinesweges auf träge Arbeiter und nachläſſige Bediente ankommen laſſen. Da dieſe die Vortheile nicht genieſſen ſollen; ſo iſt auch von ihnen keine gehörige Sorgfalt zu erwarten, wenn man ſich nicht die Mühe giebt, ihnen beſtändig auf die Hände zu ſehen. Aus der ſchlechten Sorgfalt, die gemeiniglich an die Hecken gewendet wird, erhellet deutlich, daß die daraus erwachſende Vortheile noch nicht genugſam bekannt ſind; um den Landmann alſo deſto beſſer dazu aufzumuntern, will ich dasjenige anzeigen, was ich aus eigener Erfahrung in dieſem Stücke gefunden habe.

Dieſes

Dieſes iſt gewiß, daß es des Eigenthümers Vortheil ſeye, Hecken auf ſolche Art anzulegen; denn ſo kann er alsdenn mehr Pacht für ſein Gut bekommen. Ich will aber auch zeigen, daß es für den Pachter eben ſowohl vortheilhaft ſey. Und in der Abſicht wird es keine Ungerechtigkeit ſeyn, wenn ein Eigenthümer in den Contracten mit ſeinen Pachtern auf die Verbindlichkeit, Hecken zu halten, dringt, wenn der Pachter, ſo lange ſeine Zeit währet, den Vortheil davon genieſſen will, welchen der Eigenthümer beſtändig genießt.

Wenn die Hecken auch keinen andern Nutzen hätten, als ſolchen, der von bloſſen Verzäunungen zu gewarten iſt; ſo würde es dem Pachter doch ſchon vortheilhaft ſeyn, ſie ſorgfältig zu unterhalten; denn je beſſer die Verzäunung iſt, deſto ſicherer iſt ſein Vieh nebſt ſeinen Gewächſen. Allein, in vielen Landſchaften Engellands tragen die Hecken einen ſchönen Vorrath von Früchten, und das könnte, wenn man es darnach anfienge, allenthalben geſchehen. Ein augenſcheinlicher und nicht geringer Vortheil der Hecken beſteht auch in dem Gelde, ſo man aus dem Holze derſelben löſen kann. Herr Ellis, der ein Wahrheit liebender Mann iſt, verſichert, daß ein Pachter in Hertfordshire, der nicht mehr als ſechzig eingeſchloſſene Aecker Landes gehabt, in einem Jahre tauſend Reiſerbündel blos von ſeinem Heckenholze gemacht, wovon er das hundert für zwanzig Schillinge verkauffet hat.

VI. Von den Gewächſen, die zu Hecken gezogen werden können.

A) Von dem Gebrauch der wilden Aepfelbäume, der Weidenbäume, der Bromsbeerſtauden, und der Erlen.

1) Ganze Hecken von wilden Aepfelbäumen ſind ſchön, weil ſie ſo regulär wachſen. Sie geben der Hecke das Anſehen eines Gartens, wenn ſie blühen; ſie ſind auch nicht minder ſchön, wenn ſie Frucht tragen. Auch ſind ſie nicht ohne allen Werth, denn ihr Holz iſt hart, und nützlich, und aus der Frucht wird ein Saft gemacht. Dem allen ungeachtet rathe ich doch nicht, ganze Hecken davon zu machen; denn ich habe geſehen, daß ſie weder zum Schutze, noch zur Einſchlieſſung, recht gut ſind. Die Blätter davon ſind zwar gröſſer, als die Blätter der weiſſen Dornen, ſie ſind aber nicht völlig ſo zahlreich, und eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit den Zweigen. Die groſſe Quantität der Zweige und Blätter aber iſt es eben, weswegen die weiſſen Dornen allen andern Stauden zu Hecken vorzogen werden.

Wenn ein Landmann, entweder weil es Mode iſt, oder weil es ihm ſo gefällt, eine ganze Hecke von wilden Aepfelbäumen haben will; ſo muß er ſich derſelben Methode bedienen, die wir vorhin bey den weiſſen Dornen vorgeſchrieben haben. Er ſuche ſich ein beſonders Stück Land zu einer Pflanzſchule aus.

Auf

Auf denselben säet er den Samen der wilden Aepfel, der den fleischichten Theil der Frucht noch um sich hat. Sie werden solcher Gestalt geschwinde aufschiessen, und in guter Gestalt aufwachsen. Wenn diese Pflanzen so dick sind, als ein Mannsdaume; so können sie schon gebraucht werden; man muß sie alsdenn aufnehmen, den Damm zu rechte machen, und in allen Stücken eben so damit verfahren, wie mit Setzung der weissen Dornhecken. Dieses ist die Methode, eine Hecke von wilden Aepfelbäumen alleine zu machen, ich rathe dem Landmanne aber niemals an, solches zu thun. Der beste Gebrauch derselben ist, wenn man sie mit den weissen Dornen vermischet. Zu diesem Ende ist es gut, wenn der Landmann in seiner kleinen Pflanzschule den Hagedornen, auch auf jetzt beschriebene Art wilde Aepfelpflanzen aus dem Saamen aufzieht. Er muß selbige zugleich mit den Dornpflanzen, doch in geringerer Anzahl, aufnehmen, und eben so, wie die Dornpflanzen, einsetzen. Wenn er alle zwölf oder fünfzehen Fuß eine davon unter den Dornen setzet; so wird es genug seyn. Sie werden solchergestalt mit den weissen Dornen aufwachsen, sie werden der Hecke, wenn sie blühen, und wenn sie Frucht tragen, ein schönes Aussehen geben, und man wird sich ihrer Frucht ebenmäßig zu Auspressung des Saftes bedienen können.

2) Einige pflanzen alle vierzehn Fuß eine Weyde zwischen der Hecke, welches, wenn der Boden darnach beschaffen ist, nicht übel ist. Da die Weyden gern feucht stehen; so ist es am besten, sie in Hecken um feuchte Wiesen zu pflanzen, da sie wegen ihres geschwinden Wachsthumes von beträchtlichem Nutzen sind.

3) Brombeerstauden kommen zwar darinn mit dem stachlichten Genst überein, daß sie auf einem sehr schlechten Boden wachsen, es ist aber nicht gewöhnlich, ganze Hecken davon zu machen. Sie sind auch nicht geschickt dazu, weil ihre Zweige so lang, und dabey so schwach sind, daß sie sich nicht aufrecht erhalten können. Sie sind sehr gut auf losen Dämmen zu pflanzen, um zu verhüten, daß das Vieh nicht darüber laufe, und sie zertrete. Auch sind sie gut, Oeffnungen unten in den Hecken zu stopfen, die mit der Zeit daselbst entstehen. Sie lassen sich sehr bequem aus dem Saamen erziehen; auch wachsen abgeschnittene Stücke davon sehr gut. Das einzige, wozu sie zu gebrauchen sind, ist das, was wir jetzt erwähnt haben, es wird aber nicht genugsam darauf geachtet. Die Natur ersetzet sehr oft den Mangel der Hecken mit Brombeerstauden, und es ist eine Schande, daß man ihr in diesem sowohl, als in vielen andern wichtigen Stücken, nicht mehr durch die Kunst nachahmet.

4) Endlich kommen wir auch auf die Erlen. Diese wachsen am besten am Wasser, und sind im Verbauen von sonderbarem Nutzen. Sie verhüten, daß die Ufer der Wiesen vom geschwinde vorbeylaufendem Wasser nicht weggespühlet werden.

Sie

Sie wachsen nirgends beſſer, als an den Ufern ſolcher kleinen Bäche. Die geſchwinden Ströme derſelben ſpühlen die Ufer häufig, zumal bey Krümmungen, unten weg; die Wurzeln guter Erlen aber ſind ein ſicherer Schutz darwider. Die Erlen haben ſehr zahlreiche und ſtarke Wurzeln, und auch aus den niedrigſten derſelben ſchieſſen noch immer kleine ſproſſen hervor. Wo alſo Bäche ſehr geſchwind und krumm laufſen, iſt zur Erhaltung des Ufers nichts beſſer, als eine zureichende Quantität Erlen dahin zu pflanzen. Auch iſt an vielen Orten, wo die Bäche einen ganz geraden Lauf haben, der Boden der Wieſen, ſo loß und mürbe, daß er beſtändig weggeſpühlet, und der Canal des Waſſer erweitert wird. Hier leiſten die Erlen demſelben die beſten Dienſte.

B) Auſſer dem Weißdorn, und denen Nro. VI. angeführten Gewächſen, können auch noch Hecken von Schwarzdorn, Genſte, Stechpalmen und Hollunder gezogen werden. Davon ſ. Schwarzdornhecken, Genſthecken, Stechpalmenhecken, Hollunderhecken.

Lebendiges Holz, wird das Schlag- oder Unterholz genennet, und zwar deswegen, weil es, wenn man es gleich abgehauen hat, dennoch vom Stocke wieder ausſchlägt, und aufs neue in die Höhe wächſet. Solches beſtehet aber einzig und allein im Laubholze, immaſſen das Tangelholz, wenn es abgehauen iſt, nicht wieder ausſchlägt, ſondern todt und erſtorben bleibet. ſ. a. Schlagholz.

Lecken, Leckstein, wird von einem Hirſch geſagt, wenn er etwas mit dem Hinterlauft zurücke bleibet, und die Erde nicht ſo gar wegſchiebet, doch aber vorne wegzwinget, daß es wie ein Löchlein wird.

Leckstein, ſ. Lecken.

Leene, franz. *Lée*, heißt die wilde Schweinmutter, ſ. Bach.

Legangel, ſ. Angel.

Lehde, ſ. Laite.

Lehne, ſ. Leinbaum.

Leibhatz, wird genennet, wenn der Fürſt oder Herr, welcher reitend oder fahrend der Hatze beywohnet, einen Hatzhund bey ſich herführen läßt.

Leibhunde, ſ. Doggen.

Leibjäger, ſ. Hofjäger.

Leibſchütze, Büchſenſpanner, iſt ein Jagdbedienter bey einem groſſen Herrn; welcher gebraucht wird, des Herrn, Leibgewehr ſauber und reinlich zu halten, das dazu erkaufte Pulver, Bley und Stein zu verwahren, Kugeln zu jeder Büchſe zu gieſſen, und das Schadhafte repariren zu laſſen. Daher derſelbe billich einige Wiſſenſchaft ſowohl von eines Büchſenmachers als Büchſenſchäfters behörigen Arbeitsſtücken haben ſolle. Beym Scheibenſchieſſen, oder Abſchieſſen auf denen Jagden, oder wo es ſeye, hat er das abgeſchoſſene Gewehr hurtig zu reinigen, zu laden, und ſolches, auf verlangen ſeiner Herrſchaft, gleich zu überreichen. Man verlangt zu dieſer Function

ction einen anschulichen, höflichen, vernünftigen und bescheidenen Mann, der zugleich ein Jäger ist.

Leich, s. Laich.

Leichkarpfe, s. Karpfe.

Leichzeit, s. Laichzeit

Leimbank, Leimgestelle, ist bey den Vogelfängern ein nöthiges Werkzeug, und bestehet solches aus einem zwey Schuh langen Brete, in welchem einige Löcher gebohret werden, die Leimspillen oder Leimruthen darein zu stecken, um selbige bequem forttragen zu können. Unten an diesem Brete werden Füsse gemacht, daß man es hinsetzen kann, wo man will. An der Seite der Bank muß ein Bretgen seyn, damit man, wenn man die Leimbank mit dem aufgezogenen Leime, mit einem Riemen oder einer Leine an sich hängen, und von einem Orte zum andern forttragen will, nicht an die Leimspillen stosse. Es wird aber eine solche Leimbank oder Gestelle zu dem Krametsvogel- und Drosselfange am besten also eingerichtet: Man setze Bäume ein, etwan in der Dicke von drey Spannen, und 24 Schuh hoch. Hieran wird eine lange Stange angebracht, die oben an einem eisernen Bolzen gehet, auf die Weise, wie die Stangen zum Vogelstellen gemacht werden, daß man die Stange auf- und ablassen kann. Oben an der langen Stange wird der Quirl zu den Leimspindeln gemacht, welches Spitzen von einer starken Stange sind, und etliche aufwärts stehende Aeste haben, so meistens eines Armes dicke sind, worinnen die Leimspindeln eingebohret werden, also, daß zwey und zwey Löcher, einer quer Hand breit, übereinander kommen, und bringet man an jedem Aste des Quirls zwey oder drey Paar an. Hierzu werden nun die Leimruthen verfertigt, welche von Aspen oder Haselholze am besten sind, in der Länge von einem halben Fusse, und nicht gar eines kleinen Fingers dicke. An einem Ende werden sie etwas dünne zugespitzt, damit sie desto besser handthieret, und auch um so viel leichter in die Löcher gesteckt werden können.

Ferner müssen auch Ruheböcke gemacht werden, daß, wenn die Leimstangen herunter gelassen werden, sie auf den Böcken ruhen können. Derer Leimstangen, oder Leimböcke kann man nach Gefallen 4, 5, bis 6 haben. Hierzu muß ein guter Zug auf einem freyen Platze, wo keine hohen Bäume zu nahe stehen, ausgesehen werden, und hierbey wird eine kleine Hütte gemacht. Wenn nun der Fang geschehen soll; so ziehet man den Leim des Morgens frühe vor Tage auf die Leimspillen. Nemlich, es wird etwas Vogelleim genommen, und an einer Spille lang hinaufgestrichen, oder die Spille in den Leim eingetunket; sodenn nimmt man in jede Hand eine Leimspille, und drehet immer eine um die andere herum, daß sich der Leim um beyde Spillen bis ganz herunter, da sie eingestecket werden müssen, ringsherum ziehe, und stecket sie also, eine neben der andern, auf das Leimbänkgen. Des Morgens in

aller

aller Frühe, wenn der Tag anbricht, hänget man die Leimbank an den Hals, läßt die Böcke oder den Quirl herunter, und stecket die Leimspillen ein, ziehet sodann die Böcke wieder in die Höhe, und setzet die Lockvögel unter und vor den Leimstangen herum; so ist das ganze Gestelle zum Vogelfange mit denen Leimspillen fertig.

Leimbaum, Fliegenbaum, ist ein hochstämmiger Baum, welcher nicht unbillich vor eine Art des Ilmenbaumes gehalten wird, indem er sowohl am Holze, als an dem Laube eine grosse Aehnlichkeit mit demselben hat. Jedoch ist selbiger dem Rüsterbaume noch viel ähnlicher, ausser, daß dieser, nemlich der Leim- oder Fliegenbaum, etwas kleiner Laub, als die Rüster, hat. Der Unterschied zwischen beyden aber bestehet vornemlich darinnen, daß der Leimbaum um ein merkliches zärter und kleinjähriger, als der Ilmen- und Rüsterbaum ist; dahero auch dieses Holz, gleich der Rüster, zur Wagnerarbeit sehr dienlich ist, von denen Instrumentmachern aber vor jenem sonderlich zu Violinen gebraucht wird. Seine Blätter wachsen im May und Junio, worauf viele hohe Knoten zu sehen, so an der Farbe grün, und theils groß, theils klein sind. In selbigen befinden sich kleine Schmöchfliegen, und sehen eben so aus, wie diejenigen, so an dem jungen Hollunholze im Sommer wachsen, welche Knoten nach und nach schwarz werden, und zusammen dorren; die meisten aber gehen auf, und der Schmöch verdorret. Welches auch die Ursache ist, daß er Fliegenbaum genennet wird. Er lässet sich auch, gleich den Rüstern, durch Verpflanzung fortbringen. So ist er auch gut zum Schnitzeln. Das Holz hat eine angenehme Farbe, und kommt daher in Auslegung des Tafelwerks wohl heraus; weswegen es auch die Tischler gerne verarbeiten. s. a. Rüster.

Leimbindel, s. Leimruthe.

Leimgestelle, s. Leimbank.

Leimruthe, Leimbindel, Leimspille, Leimspindel, lat. Virga inviscata, franz *Glaau*, ist eine insgemein von schwanken und geschlachten Birken, oder auch von Aspen- oder Haselholze, welches einige vor das beste dazu erachten, geschnittene Ruthe, welche, mit Vogelleim bestrichen, auf die Leimstange oder den Feldbaum gestecket, und also zum Vogelfange gebrauchet wird. Man muß aber, nachdem man grosse oder kleine Vögel zu fangen gedenket, sich auch starke oder schwache Ruthen zulegen. Der starken Leimruthen, welche drey Viertel oder eine Elle lang seyn können, bedienet man sich, damit Häher oder Holzschreyer, Drosseln, Mistler und dergleichen grosse Vögel zu berücken. Die geringern und schwächern aber, so die Länge einer halben Elle haben müssen, werden gebraucht, wenn man kleine Vögel, als Finken, Meisen, Zeisige ꝛc. mit solchen zu erhaschen gedenket. Alle Ruthen müssen einen spitzigen Stift oder zugespitzten eisernen Drat haben, damit sie füglich in die Leimstange

ge

[illegible] anzeichen allen. Denn die [illegible] mitten bey dieſen Ei[illegible] und das Reſpect nehmen. Denn da es ihm auch auf [illegible] eine Antwort zu machen, [illegible] und da er etwa [illegible] ihme ſie ſo geſchwind [illegible] wollte, die [illegible] und auf die Erde [illegible] in die Hecken [illegible] Zimmer verkriechen, [illegible] neuen Be[illegible] und alſo auch [illegible] herdurch hinderniß [illegible]. Die Art, die Vögel mit den Leimruthen auf der Leimſtange zu fangen, iſt, weil man damit bequem von einem Orte zum andern kommen kann, beſonders in Gärten und Weinbergen ſehr gut zu gebrauchen. Zu dieſer Art einer, welche in und bey denen Wäldern dienen, ſind nöthig unter den Worten: Feldbaum und Vierenſtange, beſchrieben worden, worauf man ſich der Kürze halber beziehet. Die Franzoſen nennen dieſen Vogelfang: *Chaſſe à la Pipée.*

Leimtaſche, gehöret mit zum Geräthe eines Vogelſtellers oder Weydmanns, und iſt eine wohl verwachte lederne Taſche darinnen derſelbe ſeine Leimruthen oder Leimſpindeln träget, ohne ſich die Hände oder ſeine Kleidung damit zu verunreinigen. Sie wird von ſtarkem ſchwarzen Leder nach der Länge der Leimruthen geſchnitten, damit dieſelbe oben einer quer Hand breit heraus gehen. In dieſe werden die Ruthen, ſo viel man ihrer zum Fange nehmen will, geſtecket, der zerlaſſene Leim darüber gegoſſen, die Ruthen in ſelbigem herum gerührt

gerühret, und so sie fallen aufgesteckt werden, nach und nach herausgedrehet, nicht aber gerade heraus gezucket, weil sich solchenfalls sonst wenig Vögel daran fangen würden.

Leinbaum, Lehne, lat. Platanus, ist ein Baum, der viele Aehnlichkeit mit dem Ahornbaum hat, und deswegen als eine Gattung davon angegeben wird. Die Blätter sind gewöhnlichermassen grösser, mit mehrern tiefern Einschnitten, und spitzigern Ausschweifungen besetzet, und wird auch bey weitem so dich, hoch und alt nicht. Das Holz ist weisser an Farbe, etwas härter, zugleich von einer besondern Zähigkeit, und giebt, wegen dieser Eigenschaft, sehr gute Schwunken an Kutschen und Wagen, für andern aber die besten Axthelm und Hammerstiele, weil sie nicht so stark in die Hände prellen, als diejenige, so von anderm Holze verfertiget sind. Uebrigens hat die Lehne fast eben die Eigenschaften, wie der Ahornbaum, liebet gleichen Grund und Boden, jedoch findet sie sich auf hohen Gebirgen nicht so häufig, als die Ehre. Alles, was von dieser oder dem Ahornbaum gesagt ist, ist auch hieher zu ziehen.

Leinen anbinden, Knüpfen, Schäften, Spiessen. Daran ist bey der Jägerey sehr viel gelegen, daß dieselbe gut halten; wie es denn auch besonders bey Loslassung und Aufhebung der Zeuge nöthig ist, wenn man nicht Schaden an den Händen nehmen will. Wenn man eine Oberleine an den Tüchern anbindet; so ziehet man die Leine um einen Baum oder Heftel herum, das Ende davon aber unten weg, daß sie als kreutzweise zu liegen kommt. Sodenn müssen die Anzieher fein zugleich anziehen, ich ziehe an meinem Ende nach, halte aber, wenn die Leute einen Ruck gethan, meinen Untertheil aufwärts, daß es dichte und gleichsam etwas gezwungen an das obere treffe; damit hemme ich die Leine, daß sie nicht wieder rückwärts prellen kann, wenn die Leute weiter fortgreiffen müssen. Ist sie nun straf genug angezogen; so nehme ich mein Unterende hurtig über dem obern weg, und rückwärts wieder um den Baum ganz herum (welches man auf gut Weydmännisch gefangen nennt), und stecke mein Ende über dem andern, und durch meinem herumgebrachten Theil doppelt durch, ziehe aber das letzte Ende nicht gar durch, daß es wie eine Schleiffe werde; alsdann wird geschwinde die Schleiffe noch ein oder zweymal um die angezogene Leine, so doppelt ist, durchgestochen. Dieses muß vollkommen mit dem Zurückfange halten; und wenn ich das letzte Ende nicht gar durchziehe, das hat seinen grossen Nutzen, wenn ich die Leine ablassen, und das Zeug heben will, daß ich an dem Ende angreiffen, und die Schleiffe aufziehen kann. Wird aber das Ende gar durchgezogen; so kann ich leicht im Ablassen die Finger darzwischen kriegen, und Schaden leiden, weil ich alsdann durch und zwischen die angezogene Leine greiffen müßte, wenn ich sie auflösen wollte. Zwar giebt es viele Jäger, die eine Leine nicht recht anzubin-

zubinden wissen, sondern mit dem Ende ganz durchfahren, und keine Schleiffen machen. Sie thun sich aber auf diese Art oft selbst Schaden, und es ist auch eine rechte Pfuscherey.

Eben dergleichen Nothwendigkeit ist es auch, einen tüchtigen Knoten, ordentlich Waldknoten genannt, in denen Leinen zu machen. Dieses muß nun also gemacht werden: Wenn die Leine gesprungen ist; so nimmt man das eine Ende, knüpfet erst nur einen einfachen Knoten darein, doch wird auch anfangs nicht ganz zugezogen; alsdann nimmt man das andere Ende, stecket es durch diesen noch offenen Knoten hindurch, und knüpfet mit diesem Ende um die andere Leine herum auch einen solchen halben Knoten, doch so, daß die Spitzen von beyden Enden auswärts des Knotens heraus stehen, ziehet sodann erst einen jeden halben Knoten besonders veste um die Leine zu, nachmals greift man zu der einen Leine, und ein Camerad zu der andern Leine, und ziehen sie ein jeder nach sich, und also die beyden halben Knoten dichte aneinander, daß es ein Knoten werde, aber, wie gedacht, wenn die Knoten aneinander seyn, daß die Spitzen von der Leine auswärts seyn müssen. Dergleichen Knoten halten vollkommen, und viel besser, als ein Knoten mit einem Kreutzschlage. Jene werden auch nicht so dicke, und sind auch besser durch grosse Ringe und Gemäsche zu bringen.

So nothwendig nun vorberührtes beydes ist; so nothwendig ist es auch, die zersprungenen Leinen zu schäften oder zu spiessen, wiewohl viele hundert Jäger sind, die damit gar nicht umzugehen wissen, sondern sie überlassen es meistentheils den Seilern. Man kann aber die Leinen auf dreyerley Art spiessen.

Erstlich nimmt man die zersprungene Leine, und drehet die vier Schäfte von jedem Ende herein, etwa drey Viertel Ellen auseinander, doch so, daß jeder Schaft noch beyeinander bleibe; sodann schabet man einen jeden Schaft oder Zehen mit einem Messer nach dem Ende hinaus spitzig zu, und setzet von beyden Enden der Leinen die vier Schäfte ineinander, als wenn man die Finger an den Händen ineinander schliesset. Hierauf nimmt man einen Schaft von einer Leine, und flicht selben gegen und in der andern Leine zwischen zwey Schäfte veste hinein, so weit es lang ist, und die Spitze flicht man alsdenn quer durch die vesten Leinen durch, da man vorher mit einem spitzigen und runden Eisen oder Löser vorgebohret hat. Ferner nimmt man über das Kreutze den andern Schaft, und flicht ihn auch so der Leine entgegen hinein, und flicht das spitzige Ende gleichfalls durch. Nach diesem tritt man herum bey der Leine, wovon man die zwey Schäfte bereits hier an dieser eingeflochten hat, und nimmt ebenfalls einen Schaft, und flicht solchen auch an, und an jeder Leine hinaus macht man es auch mit dem Durchstechen, wie schon gedacht, und flicht also den andern Schaft über das Kreutze von dieser Leine gleicher-

massen an jener Leine hinein, und alsdann verfähret man gleichergestalt mit den übrigen andern Schäften auch.

Zum andern, da doch eine Tücherleine billich vierschäftig seyn soll, und an jedem Schafte neun Faden, also im Zusammenzwirnen, drey und drey Faden, kommen müssen; so wollen wir erstlich nur eine Anweisung geben, wie die Leinen auf diese Art zu spiessen. Man drehet nemlich die Schäfte, wie bereits erwähnet, eine halbe Elle auseinander, und setzet selbige, auch einen um den andern, zusammen ein, doch dichte an das noch veste gedrehete der Leine dran. Hiezu muß man nun ein ordentliches spitzigrundes Eisen oder Löser haben, man bohret damit quer durch die Leine vor, spitzet aber auch nur ein wenig vorher die Schäfte, und sticht sodann den Schaft durch das vorgebohrte Loch. Wo man nun auf der Seite herauskommen ist; da bohret man von dieser Seite, jedoch über zwey Schäfte drüber fort, wieder von jener Seite herüber, und sticht diesen Schaft auch nach; alsdann wird wieder von dieser Seite, und über zwey Schäfte an der Leine fort vorgebohret, und der Schaft durchgezogen, nachhero aber wieder von dort herüber durchgestochen und vorgebohret. Dieses durchstechen kann man mit einem Ende vom Schafte acht bis neunmal thun. Ferner nimmt man einen Schaft von der andern Leine, und bringet ihn auch auf solche Weise mit Vorbohren und Durchstechung des Schaftes an, und in dieser Leine acht bis neunmal durch. Nachgehends fähret man mit allen andern Schäften, sie allemal über das Kreutz durchzustecken, also fort, bis sie alle hinein sind. Es hält dieses sowohl, als das vorhergehende erstere Spiessen, vollkommen gut, und muß eher die Leine an einem andern Orte springen, ehe sie hier wieder aufgehet. Welches auch bey der nachfolgenden dritten Methode vollständig gut thut. Will man nun dieses Spiessen noch feiner haben; so drehet man auch die Schäfte auf, und spiesset also nur mit drey Fäden durch; es hält aber viel länger auf, als mit ganzen Schäften.

Auf die dritte Art, die Leinen zu schäften, wird es also gemacht: Wo die Leine gesprungen ist; da schneidet man die beyden Enden so weit ab, als es aufgelauffen seyn möchte; alsdenn nimmt man einen Schaft von dem einen Ende der Leine, drehet selbigen ganz subtil aus denen andern drey Schäften, auf 4 Ellen lang heraus; nach diesem drehet man aus dem andern Ende der Leine auch einen Schaft, und wie dieser nach und nach heraus gedrehet wird; so drehet man auch jenen ausgedreheten Schaft in dieser Rinne immer hinter her drein; welches also zu verstehen: Wie von einem Ende der gesprungenen Leine ein Schaft oder eine Zehe herausgedrehet wird; so kommt auch von jenem Ende ein Schaft oder eine Zehe wieder sogleich auf 4 Ellen lang hinein. Alsdenn schneidet man den herausgedreheten Schaft ab, und beschabet beyde nunmehro aneinander flossende Enden; man klopft auch einen über den andern

herüber, und ſticht ſelbige ſodann in die Leine hinein. Ferner nimmt man wieder den andern Schaft, und machet es gleichfalls ſo, daß der eine Schaft herausgedrehet, und einer von dem andern Ende wieder ſogleich, jedoch dieſer nur auf drey Ellen lang, hinein zu liegen kommt. Alſo macht man es hernach mit dem dritten und vierten Schafte auch, oder ſo viel ihrer in der Leine ſeyn. Jedoch muß man ſich mit dem Abſchneiden alſo verhalten, daß nicht alle Schäfte in gleicher Länge auf einmal abgeſchnitten werden; ſondern drey Viertel, oder eine ganze Elle lang auseinander ſeyn. Auf dieſe Art zu ſchäften wird und bleibt die Leine in einer Dicke, und kann durch alle Ringen gezogen werden. Wer auch nicht recht genau darauf ſiehet, wird nicht gleich wahrnehmen können, daß die Leine an ſelbigem Orte entzwey geweſen. Nur daß auf drey bis vier Ellen Leine drauf gehet, welches bey den erſtern beyden Methoden nicht geſchiehet. Jedoch iſt dieſes letztere am glatteſten und auch am geſchwindeſten zu verfertigen.

Leite, Leithe, wird von den Jägern ein langer Niederhang von einem Berge genennet, jedoch aber gemeiniglich noch ein gewieſſes Beyſatzwort hinzugefüget, um ſie ſolchergeſtalt deſto beſſer voneinander zu unterſcheiden; daher heißt z. Er. die Hochleite eine Seite des Berges, die mit Waldung beſetzt iſt; Weinleiten, desgleichen Bergleiten, ſind die Seiten, ſo mit Weinſtöcken bepflanzet ſind; Winterleite, wo der Berg gegen Mitternacht ſtehet, oder die Winterſeite u. ſ. w. Sonſt pflegen auch wohl die Bauersleute, weil die Dörfer meiſtens etwas tief, und in einem ſogenannten Grunde zwiſchen denen Bergen liegen, ihre daran ſtoſſende, oder dazu gehörigen Felder in Sommer- und Winterleiten oder Seiten einzutheilen, und verſtehen durch die Sommerleite oder Sommerſeite diejenige, wo die Sonne mehr hinſcheinet, und auf welcher auch die Feld- und Gartenfrüchte um etliche Wochen eher reif werden, als auf der Winterleite oder Winterſeite, das iſt, auf derjenigen, wohin nicht ſo viel Sonne kommt. Ein anders aber iſt eine ſogenannte Lähde oder Lehde, welche manchmal auch Laite heißt, und ein ungeſchlachtes, wüſtes und ungebauet liegendes Stück Land bedeutet, das keinen Nutzen trägt.

Leithund, Lyemierhund, Spürhund, lat. Canis ſagax, Canis odorus, franz. Limier, iſt der edelſte und vornehmſte Hund, ſo bey dem Weydwerk gebrauchet wird, das verborgene Wild durch denſelben auszuforſchen, wo es ſich aufhalte, auf was Art demſelben beyzukommen, auch durch was vor Zeug daſſelbe zu fangen und zu erlegen ſeye. Weil nun derſelbe, Zeit währendem Gebrauch an einem langen Riemen, das Hängeſeil genannt, ſtets geführet oder geleitet wird; ſo hat er eben daher den Namen Leithund erhalten. Er muß, damit er ſeinen Geruch nicht verderben möge, beſtändig gegen der Sonne mit der Kette, an einem trockenen Orte, angeleget ſeyn; maſſen er ſonſt durch vieles Umlaufen ſich nicht allein

das

dus Hasenjagen angewöhnen, sondern auch seinen Geruch durch herumschnopern an und in den Kochtöpfen, von saurer und süsser Brühe, verderben würde, welche grobe Dünste solcher Speisen verursachen, daß die reinen Atomi des zarten Geruchs, und die geringe Empfindlichkeit der Spur von der Ausdünstung des Wildes, dadurch nicht wenig geschwächt werden. Er soll von mittelmäßiger Grösse, gelblichter Farbe, einem zierlichen, gelblichten Kopfe, weiten Nasenlöchern, grossen Lappen um das Maul, spannenlang hangenden Ohren, stark von Brust und Kreutz, einem langen Halse, von starken Läuften, davon die vordern kürzer, als die hintern, einem abhängenden Schwanze oder Ruthe, und meistens so gebildet seyn, wie ein niedriger Mittelsjagdhund aussiehet. Ihre Art ist nicht, zu bellen, anzuschlagen oder laut zu seyn, womit sie das Wild verstöhren würden; sondern sie werden von Jugend auf bey den Menschen angebunden zu seyn gewöhnet, das Wild in der Stille zu spüren, und den Jäger auf der Fährte des Wildes anzuführen. Wenn sie in der Jugend noch klein sind; so sind sie blöde und erschrocken, oder fürchten sich vor allem, verkriechen sich öfters in das Stroh, schreyen ganz wilde, sind sehr scheu, und müssen bey der Auferziehung wohl in Acht genommen werden, daß man sie ja nicht schlage, oder von andern Hunden beissen lasse, sondern sie liebe und streiche (welches sie gerne haben), und also mit aller Freundlichkeit von Jugend auf zum Führen bändig mache.

Ihr Fraß ist einig und allein Brod mit Milch und guter Brühe von zahmen Fleisch, zu ordentlicher Zeit, Frühe, Mittags und Abends; aber von keinem Wildpret müssen sie etwas bekommen; es seye denn, daß man Hirschschweiß habe. Sie müssen von Jugend auf, auf lustigen Feldern und grünen Rasen gewöhnet werden, sich vor sich her führen zu lassen, und auch vor sich hin zu spüren; doch so, daß sie ja keine Spur von Füchsen oder Hasen finden.

Einige Jäger blenden ihnen die Augen durch einen braunen Staubpülz oder Bofist, damit sie sich mehr auf die Nase zu suchen, als mit den Augen zu gucken, verlassen können, weil sie sonst die Spur übergehen. Die Nasenlöcher muß man ihnen fleissig mit altem Käse reiben, daß sie dieselben ablecken, reinigen, und also den Geruch stärken, damit sie nichts leichtlich von der Spur übergehen, sondern alles anzeigen. Wenn es des Winters gar zu kalt ist, muß ein solcher Hund nicht immer angebunden liegen, sondern im Zwinger frey herum lauffen; zu Anfang des Aprils aber muß er wiederum beständig an die Kette kommen, damit er mit desto besserm Nutzen im Monat May und Junio bey seinen, warmen, lieblichen und stillen Morgen dreßiret oder gearbeitet werden könne, weil im Julio und Augusto sich schon die Winde einfinden, im September aber die Hirschbrunst angehet, und das Gras schon zu hoch gewachsen ist. Wie aber dieses Dreßiren oder Arbeiten des Leithundes in seiner Ordnung

vorzunehmen, ist bereits oben unter dem Worte: Arbeiten, ausführlich beschrieben worden.

Gemeiniglich sind die alten ausgeführten Hunde, denen ihre Hitze bereits vergangen ist, und die vor blöden Augen nicht mehr sehen, sondern einzig und allein sich auf die Nase verlassen müssen, die besten zu solchem Gebrauche. Da aber ein Hund von guter Art etwas faul und träge wäre und man denselben begieriger haben wollte, kann ihm ein oder zweymal hinter dem Hirsche zu jagen, nicht schaden. Wenn nun solchergestalt der Hirsch mit dem Hunde vorgesucht, zu Holze gerichtet und verbrochen, man auch dieser Fährte versichert ist, daß es der Eingang zum Behältniß und Dickicht seye; so ziehet man auf den harten Wegen und Plätzen umher, wo man meynet, daß der Hirsch geblieben sey. Ist nun dieselbige Fährte (wornach man gar eigentlich und genau sehen muß), wiederum über den Weg und weiter fort; so greift er ihm wieder vor; sieht er sie denn nicht weiters, so ist er alda geblieben, und stecket in dem Dickichte darinnen. Gehet aber dieselbige Fährte wiederum über den Weg, wechselt auch wiederum zurücke, und oftmals fünf, zehen und mehrmalen; so darf er sich doch daran nicht kehren, sondern muß die Gänge, und wie viel ihrer sind, genau in Acht nehmen. Sind sie nun gerade, als viere oder sechsse; so bleibet er rückwärts, wo er hergekommen ist, im Dickichte stehen. Sind aber die Gänge ungerade, als drey und fünf, oder sieben und so fort; so steckt der Hirsch weiter drüben, wo er hingewollt hat; da man denn abermals weiter vorgreifen muß. Wenn aber der Hirsch, oder ein ander Wildpret zugleich mit vielen Wiedergängen den Jäger irre machen wollte; so muß er dasselbige weiter bezeichnen, bis er alle Ein- und Ausgänge umher eingeschlossen hat, und keine Fährte nicht wiederum herausfindet, und dieses heisset also in der alten deutschen Jägersprache: einen jagdbaren Hirsch bestätigen; weswegen denn auch der Jäger, der den Leithund ausführet, zum Zeichen, daß er selbigen Tages einen Hirsch bestätiget habe, einen frischen grünen eichenen Bruch auf den Hut stecket. Wenn nun gegen Mittag, um zehn Uhr, oder höher hin, die Hitze steiget, die Fährte austrocknet, und der Leithund matt worden, ziehet der Jäger mit demselben wieder nach Hause.

Einem kaltsinnigen, verdrossenen und faulen Leithunde, durchaus aber keinem hitzigen und begierigen, muß man mit dem Genüß zu Hülfe kommen, und damit so lange fortfahren, bis man eine Besserung an ihm merket, wie bereits bey dem Worte Genüß gezeiget worden. Man kann auch wohl, so das Revier genugsam groß und weitläuftig ist, ein Thier mit allem Fleiß weydewund anschiessen, daß es zwar keinen Schweiß giebet (weil es solchemnach in den Wanst, wo das Gras zur Verdauung lieget, getroffen seyn muß), und auch eine Weile herumgehen kann, hiervon aber

je länger je schwächer wird, und sich der Schmerzen halber öfters niederthun muß, bis es nicht mehr fortkommen kann, dahero vollends niedergeschossen, und die Arbeit des Hundes noch drey oder vier Stunden, wie es einem beliebig, kurz oder weitläuftig, vorgenommen werden mag. Es ist dabey nicht schädlich, wenn man das Bast oder Dickmaß vom Gehörne, oder die weichen Kolben eines Hirsches, ingleichem die weichen Ballen, wenn sie noch warm sind, abschneidet, und da man mit dem Leithunde suchet, solche in die Fährte leget, daß sie der Hund findet; so denket er, dergleichen würden wohl noch mehr anzutreffen seyn, und befleißiget sich also des Suchens um so emsiger. So er endlich das Thier findet, muß man den Hund caressiren und ablieben, alsdenn ihn bey Seite abtragen, das Thier aber, wie gewöhnlich, aufbrechen, den Hund zusehen, und ihn sodenn den Schweiß aus demselben genieſſen lassen, ihm auch die Milz und Lunge davon geben, und ihn nachmals ablieben, und alsdenn hinwegnehmen. Diese Genüßmachung geschiehet, wie obgedacht, nur mit faulen und verdrossenen Hunden, zu Anfange des Behängens, und zu Ende desselben. Wenn der Besuch weiter abgelegen ist; so pfleget man den Leithund gemeiniglich gern auf einem Wagen führen zu lassen, damit er nicht vor der Zeit, ehe er an den Ort und Stelle kommt, müde werde, daß man hernach nichts machen kann, auch sich vielerley Fährten des Wildprets unterwegens zu besorgen hat, da denn freylich verdrüßlich fället, denselben über viele Spuren zu schleppen.

Bekommt man von einer Hündin junge Leithunde; so soll man der Mutter in ihren ordentlichen Fraß vom Aufbruch also warm Schweiß und Wildpret geben, den jungen Hund aber, wenn er wenig Wochen alt ist, fleißig ein aufgebrochenes Thier beriechen, hineinkriechen und bezupfen, auch den Schweiß selber ablecken lassen; so wird er davon begierig. Ist der Hund von der Mutter entwöhnet, daß er selbst fressen kann; so gewöhne man ihn, wo nicht täglich, doch zum öftern, frühe Morgens, da er noch hungrig ist, und schleppe ein Stücklein warmes Brodt eine ziemliche Ecke, lasse aber allda, statt dessen, kaltes Brodt liegen, daß es der Hund vor Hunger suchen lerne, und finde; so wird ihn diese Gewohnheit, künftig auch auf der Erden zu suchen, anreitzen. Denn das warme Brod wird nur deshalben dazu gebraucht, weil es einen stärkern Geruch von sich giebet, und der Hund hierdurch besser auf der Erde suchen lernet; zum Fressen aber ist alles warme Brod denen Hunden schädlich, und sollen sie davon einigen Anfall von der Wut bekommen. Wenn der Hund ein Jahr alt ist; so muß man ihn, da er schon geführet zu werden gewohnt ist, auch suchen lernen, auf denen Viehtriften fleißig herum führen, und da er auch das Viehspüren lernen wollte, mit Fleiß abhalten, und durch Worte bestrafen, damit er auch einen Hirschen durch das Vieh wegsuchen lerne.

ction einen anschulichen, höflichen, vernünftigen und bescheidenen Mann, der zugleich ein Jäger ist.

Leich, s. **Laich**.

Leichkarpfe, s. **Karpfe**.

Leichzeit, s. **Laichzeit**

Leimbank, Leimgestelle, ist bey den Vogelfängern ein nöthiges Werkzeug, und bestehet solches aus einem zwey Schuh langen Brete, in welchem einige Löcher gebohret werden, die Leimspillen oder Leimruthen darein zu stecken, um selbige bequem forttragen zu können. Unten an diesem Brete werden Füsse gemacht, daß man es hinsetzen kann, wo man will. An der Seite der Bank muß ein Bretgen seyn, damit man, wenn man die Leimbank mit dem aufgezogenen Leime, mit einem Riemen oder einer Leine an sich hängen, und von einem Orte zum andern forttragen will, nicht an die Leimspillen stosse. Es wird aber eine solche Leimbank oder Gestelle zu dem Krametsvogel- und Drosselfange am besten also eingerichtet: Man setze Bäume ein, etwan in der Dicke von drey Spannen, und 24 Schuh hoch. Hieran wird eine lange Stange angebracht, die oben an einem eisernen Bolzen gehet, auf die Weise, wie die Stangen zum Vogelstellen gemacht werden, daß man die Stange auf- und ablassen kann. Oben an der langen Stange wird der Quirl zu den Leimspindeln gemacht, welches Spitzen von einer starken Stange sind, und etliche aufwärts stehende Aeste haben, so meistens eines Armes dicke sind, worinnen die Leimspindeln eingebohret werden, also, daß zwey und zwey Löcher, einer quer Hand breit, übereinander kommen, und bringet man an jedem Aste des Quirls zwey oder drey Paar an. Hierzu werden nun die Leimruthen verfertigt, welche von Aspen oder Haselholze am besten sind, in der Länge von einem halben Fusse, und nicht gar eines kleinen Fingers dicke. An einem Ende werden sie etwas dünne zugespitzt, damit sie desto besser handthieret, und auch um so viel leichter in die Löcher gesteckt werden können.

Ferner müssen auch Ruheböcke gemacht werden, daß, wenn die Leimstangen heruntergelassen werden, sie auf den Böcken ruhen können. Derer Leimstangen, oder Leimböcke kann man nach Gefallen 4, 5, bis 6 haben. Hierzu muß ein guter Zug auf einem freyen Platze, wo keine hohen Bäume zu nahe stehen, ausgesehen werden, und hierbey wird eine kleine Hütte gemacht. Wenn nun der Fang geschehen soll; so ziehet man den Leim des Morgens frühe vor Tage auf die Leimspillen. Nemlich, es wird etwas Vogelleim genommen, und an einer Spille lang hinaufgestrichen, oder die Spille in den Leim eingetunket; sodenn nimmt man in jede Hand eine Leimspille, und drehet immer eine um die andere herum, daß sich der Leim um beyde Spillen bis ganz herunter, da sie eingestecket werden müssen, ringsherum ziehe, und stecket sie also, eine neben der andern, auf das Leimbänkgen. Des Morgens in

aller

ller Frühe, wenn der Tag anricht, hänget man die Leimbank an den Hals, läßt die Böcke oder den Quirl herunter, und stecket die Leimspillen ein, ziehet sodann die Böcke wieder in die Höhe, und setzet die Lockvögel unter und vor den Leimstangen herum; so ist das ganze Gestelle zum Vogelfange mit denen Leimspillen ertig.

mbaum, Fliegenbaum, ist in hochstämmiger Baum, welher nicht unbillich vor eine Art des Ilmenbaumes gehalten wird, indem er sowohl am Holze, als an dem Laube eine grosse Aehnlichkeit mit demselben hat. Jedoch ist selbiger dem Rüsterbaume noch viel ähnlicher, ausser, daß dieser, nemlich der Leim- oder Fliegenbaum, etwas kleiner Laub, als die Rüster, hat. Der Unterschied zwischen beyden aber bestehet vornemlich darinnen, daß der Leimbaum um ein merkliches zärter und kleinjähriger, als der Ilmen- und Rüsternbaum ist; dahero auch dieses Holz, gleich der Rüster, zur Wagnerarbeit sehr dienlich ist, von denen Instrumentmachern aber vor jenem sonderlich zu Violinen gebraucht wird. Seine Blätter wachsen im May und Junio, worauf viele hohe Knoten zu sehen, so an der Farbe grün, und theils groß, theils klein sind. In selbigen befinden sich kleine Schmächsfliegen, und sehen eben so aus, wie diejenigen, so an dem jungen Hollunholze im Sommer wachsen, welche Knoten nach und nach schwarz werden, und zusammen dorren; die meisten aber gehen auf, und der Schmäch verdor-

ret. Welches auch die Ursache ist, daß er Fliegenbaum genennet wird. Er lässet sich auch, gleich den Rüstern, durch Verpflanzung fortbringen. So ist er auch gut zum Schnitzeln. Das Holz hat eine angenehme Farbe, und kommt daher in Auslegung des Tafelwerks wohl heraus; weswegen es auch die Tischler gerne verarbeiten. s. a. Rüster.

Leimbindel, s. **Leimruthe.**

Leimgestelle, s. **Leimbank.**

Leimruthe, Leimbindel, Leimspille, Leimspindel, lat. Virga inviscata, franz *Gluau*, ist eine insgemein von schwanken und geschlachten Birken, oder auch von Aspen- oder Haselholze, welches einige vor das beste dazu erachten, geschnittene Ruthe, welche, mit Vogelleim bestrichen, auf die Leimstange oder den Feldbaum gestecket, und also zum Vogelfange gebrauchet wird. Man muß aber, nachdem man grosse oder kleine Vögel zu fangen gedenket, sich auch starke oder schwache Ruthen zulegen. Der starken Leimruthen, welche drey Viertel oder eine Elle lang seyn können, bedienet man sich, damit Häher oder Holzschreyer, Drosseln, Mistler und dergleichen grosse Vögel zu berücken. Die geringern und schwächern aber, so die Länge einer halben Elle haben müssen, werden gebraucht, wenn man kleine Vögel, als Finken, Meisen, Zeisige ꝛc. mit solchen zu erhaschen gedenket. Alle Ruthen müssen einen spitzigen Stift oder zugespitzten eisernen Drat haben, damit sie füglich in die Leimstan-

ge

ge aber den Feldbaum eingesteckt werden können; wiewohl andere nur Löcher in die Stangen und Bäume bohren, die Ruthen oder Spindeln also hinein stossen, und solchergestalt keiner besondern Spitze nöthig haben. s. a. Leimbank.

Leimspille, s. Leimruthe.

Leimspindel, s. Leimruthe.

Leimstange, lat. Pertica, franz. *Fourche aux Gluaux*, ist eine lange und geschlanke Stange, an welcher zu beyden Seiten die kurz vorher beschriebenen Leimruthen eingesteckt werden. Die Aeste sammt der Rinde müssen sauber abgestreift, die abgeschälte Stange aber, damit der Vogel sich davor nicht scheue, mit grüner Oelfarbe angestrichen, und am Fusse mit einem eisernen starken Stachel versehen seyn, um solche mit leichter Mühe in die Erde zu stecken. Mit dieser Stange gehet der Weydmann oder Vogelsteller in den Wald, und an denen Hecken hin und her. So bald er nun das Gesänge einiger Vögel vernimmt; so nimmt er seine Leimruthen oder Spindeln aus der Leimtasche heraus, macht solche nacheinander auf der Stange vest, und stecket diese an einem gelegenen Orte in die Erde, nicht weit davon aber eine Eule oder ein Käutzlein, zu welchem sich die Vögel alsbald versammeln, wovon diejenigen, so sich auf die Leimruthen setzen, daran kleben bleiben, und also gefangen werden. Sind der Vögel viel vorhanden; so muß er nicht gleich, wenn zwey oder drey mit denen Leimrüthlein herab fallen, solche von der Erde aufzuheben eilen. Denn die übrigen würden bey dessen Erblickung bald das Reißaus nehmen. Doch hat er sich auch auf alle keine Rechnung zu machen, weil widrigenfalls, und da er etwan so lange, bis sie alle gefangen wären, warten wollte, die schon gefangenen und auf die Erde gefallenen sich in die Hecken und unter die Bäume verkriechen, und ihm dadurch vielen Verdruß verursachen, und also auch am fernern Fange hierdurch hinderlich seyn können. Diese Art, die Vögel mit den Leimruthen auf der Leimstange zu berücken, ist, weil man damit hurtig von einem Orte zum andern kommen kann, besonders in Gärten und Weinbergen nützlich zu gebrauchen. Zwey andere Arten aber, welche in und bey dicken Wäldern dienen, sind bereits unter den Worten: Feldbaum und Klettenstange, beschrieben worden, worauf man sich der Kürze halber beziehet. Die Franzosen nennen diesen Vogelfang: *Chasse à la Pipée.*

Leimtasche, gehöret mit zum Geräthe eines Vogelstellers oder Weydmanns, und ist eine wohlvermachte lederne Tasche darinnen derselbe seine Leimruthen oder Leimspindeln träget, ohne sich die Hände oder seine Kleidung damit zu verunreinigen. Sie wir von starkem schwarzen Leder nach der Länge der Leimruthen geschnitten, damit dieselbe oben einer quer Hand breit heraus gehen. In diese werden die Ruthen, so viel man ihrer zum Fange nehmen will, gesteckt, der zerlassene Leim darüber gegossen, die Ruthen in selbigem herum gerüh-

gerühret, und so sie sollen aufgestecket werden, nach und nach herausgedrehet, nicht aber gerade heraus gezucket, weil sich solchenfalls sonst wenig Vögel daran fangen würden.

Leinbaum, Lehne, lat. Platanus, ist ein Baum, der viele Aehnlichkeit mit dem Ahornbaum hat, und deswegen als eine Gattung davon angegeben wird. Die Blätter sind gemöhnlichermassen gröſſer, mit mehrern tiefern Einschnitten, und spitzigern Ausschweifungen besetzet, und wird auch bey weitem so dich, hoch und alt nicht. Das Holz ist weisser an Farbe, etwas härter, zugleich von einer besondern Zähigkeit, und giebt, wegen dieser Eigenschaft, sehr gute Schwunken an Kutschen und Wagen, für andern aber die besten Arthelm und Hammerstiele, weil sie nicht so stark in die Hände prellen, als diejenige, so von anderm Holze verfertiget sind. Uebrigens hat die Lehne fast eben die Eigenschaften, wie der Ahornbaum, liebet gleichen Grund und Boden, jedoch findet sie sich auf hohen Gebirgen nicht so häufig, als die Ehre. Alles, was von dieser oder dem Ahornbaum gesagt ist, ist auch hieher zu ziehen.

Leinen anbinden, Knüpfen, Schäften, Spiessen. Daran ist bey der Jägerey sehr viel gelegen, daß dieselbe gut halten; wie es denn auch besonders bey Loßlassung und Aufhebung der Zeuge nöthig ist, wenn man nicht Schaden an den Händen nehmen will. Wenn man eine Oberleine an den Tüchern anbindet; so ziehet man die Leine um einen Baum oder Hestel herum, das Ende davon aber unten weg, daß sie als kreutzweise zu liegen kommt. Sodenn müssen die Anzieher fein zugleich anziehen, ich ziehe an meinem Ende nach, halte aber, wenn die Leute einen Ruck gethan, meinen Untertheil aufwärts, daß es dichte und gleichsam etwas gezwungen an das obere treffe; damit hemme ich die Leine, daß sie nicht wieder rückwärts prellen kann, wenn die Leute weiter fortgreiffen müssen. Ist sie nun straf genug angezogen; so nehme ich mein Unterende hurtig über dem obern weg, und rückwärts wieder um den Baum ganz herum (welches man auf gut Weydmännisch gefangen nennt), und stecke mein Ende über dem andern, und durch meinem herumgebrachten Theil doppelt durch, ziehe aber das letzte Ende nicht gar durch, daß es wie eine Schleiffe werde; alsdann wird geschwinde die Schleiffe noch ein oder zweymal um die angezogene Leine, so doppelt ist, durchgestochen. Dieses muß vollkommen mit dem Zurückfange halten; und wenn ich das letzte Ende nicht gar durchziehe, das hat seinen grossen Nutzen, wenn ich die Leine ablassen, und das Zeug heben will, daß ich an dem Ende angreiffen, und die Schleiffe aufziehen kann. Wird aber das Ende gar durchgezogen; so kann ich leicht im Ablassen die Finger darzwischen kriegen, und Schaden leiden, weil ich alsdann durch und zwischen die angezogene Leine greiffen müßte, wenn ich sie auflösen wollte. Zwar giebt es viele Jäger, die eine Leine nicht recht anbin-

zubinden wissen, sondern mit dem Ende ganz durchfahren, und keine Schleiffen machen. Sie thun sich aber auf diese Art oft selbst Schaden, und es ist auch eine rechte Pfuscherey.

Eben dergleichen Nothwendigkeit ist es auch, einen tüchtigen Knoten, ordentlich Waldknoten genannt, in denen Leinen zu machen. Dieses muß nun also gemacht werden: Wenn die Leine gesprungen ist; so nimmt man das eine Ende, knüpfet erst nur einen einfachen Knoten darein, doch wird auch anfangs nicht ganz zugezogen; alsdann nimmt man das andere Ende, stecket es durch diesen noch offenen Knoten hindurch, und knüpfet mit diesem Ende um die andere Leine herum auch einen solchen halben Knoten, doch so, daß die Spitzen von beyden Enden auswärts des Knotens heraus stehen, ziehet sodann erst einen jeden halben Knoten besonders veste um die Leine zu, nachmals greift man zu der einen Leine, und ein Camerad zu der andern Leine, und ziehen sie ein jeder nach sich, und also die beyden halben Knoten dichte aneinander, daß es ein Knoten werde, aber, wie gedacht, wenn die Knoten aneinander seyn, daß die Spitzen von der Leine auswärts seyn müssen. Dergleichen Knoten halten vollkommen, und viel besser, als ein Knoten mit einem Kreutzschlage. Jene werden auch nicht so dicke, und sind auch besser durch grosse Ringe und Gemäsche zu bringen.

So nothwendig nun vorberührtes beydes ist; so nothwendig ist es auch, die zersprungenen Leinen zu schäften oder zu spiessen, wiewohl viele hundert Jäger sind, die damit gar nicht umzugehen wissen, sondern sie überlassen es meistentheils den Seilern. Man kann aber die Leinen auf dreyerley Art spiessen.

Erstlich nimmt man die zersprungene Leine, und drehet die vier Schäfte von jedem Ende herein, etwa drey Vierkel Ellen auseinander, doch so, daß jeder Schaft noch beyeinander bleibe; sodann schabet man einen jeden Schaft oder Zehen mit einem Messer nach dem Ende hinaus spitzig zu, und setzet von beyden Enden der Leinen die vier Schäfte ineinander, als wenn man die Finger an den Händen ineinander schliesset. Hierauf nimmt man einen Schaft von einer Leine, und flicht selben gegen und in der andern Leine zwischen zwey Schäfte veste hinein, so weit es lang ist, und die Spitze flicht man alsdenn quer durch die vesten Leinen durch, da man vorher mit einem spitzigen und runden Eisen oder Löser vorgebohret hat. Ferner nimmt man über das Kreutze den andern Schaft, und flicht ihn auch so der Leine entgegen hinein, und flicht das spitzige Ende gleichfalls durch. Nach diesem tritt man herum bey der Leine, wovon man die zwey Schäfte bereits hier an dieser eingeflochten hat, und nimmt ebenfalls einen Schaft, und flicht solchen auch an, und an jeder Leine hinaus macht man es auch mit dem Durchstechen, wie schon gedacht, und flicht also den andern Schaft über das Kreutze von dieser Leine gleichermassen

wessen an jener Leine hinein, und alsdann verfähret man gleichergestalt mit den übrigen andern Schäften auch.

Zum andern, da doch eine Tücherleine billich vierschäftig seyn soll, und an jedem Schafte neun Faden, also im Zusammenzwirnen, drey und drey Faden, kommen müssen; so wollen wir erstlich nur eine Anweisung geben, wie die Leinen auf diese Art zu spiessen. Man drehet nemlich die Schäfte, wie bereits erwähnet, eine halbe Elle auseinander, und setzet selbige, auch einen um den andern, zusammen ein, doch dichte an das noch veste gedrehete der Leine dran. Hiezu muß man nun ein ordentliches spitzigrundes Eisen oder Löser haben, man bohret damit quer durch die Leine vor, spitzet aber auch nur ein wenig vorher die Schäfte, und sticht sodann den Schaft durch das vorgebohrte Loch. Wo man nun auf der Seite herauskommen ist; da bohret man von dieser Seite, jedoch über zwey Schäfte drüber fort, wieder von jener Seite herüber, und sticht diesen Schaft auch nach; alsdann wird wieder von dieser Seite, und über zwey Schäfte an der Leine fort vorgebohret, und der Schaft durchgezogen, nachhero aber wieder von dort herüber durchgestochen und vorgebohret. Dieses durchstechen kann man mit einem Ende vom Schafte acht bis neunmal thun. Ferner nimmt man einen Schaft von der andern Leine, und bringet ihn auch auf solche Weise mit Vorbohren und Durchstechung des Schaftes an, und in dieser Leine acht bis neunmal durch. Nachgehends fähret man mit allen andern Schäften, sie allemal über das Kreutz durchzustecken, also fort, bis sie alle hinein sind. Es hält dieses sowohl, als das vorhergehende erstere Spiessen, vollkommen gut, und muß eher die Leine an einem andern Orte springen, ehe sie hier wieder aufgehet. Welches auch bey der nachfolgenden dritten Methode vollständig gut thut. Will man nun dieses Spiessen noch feiner haben; so drehet man auch die Schäfte auf, und spiesset also nur mit drey Fäden durch; es hält aber viel länger auf, als mit ganzen Schäften.

Auf die dritte Art, die Leinen zu schäften, wird es also gemacht: Wo die Leine gesprungen ist; da schneidet man die beyden Enden so weit ab, als es aufgelauffen seyn möchte; alsdenn nimmt man einen Schaft von dem einen Ende der Leine, drehet selbigen ganz subtil aus denen andern drey Schäften, auf 4 Ellen lang heraus; nach diesem drehet man aus dem andern Ende der Leine auch einen Schaft, und wie dieser nach und nach heraus gedrehet wird; so drehet man auch jenen ausgedrehetem Schaft in dieser Rinne immer hinter her drein; welches also zu verstehen: Wie von einem Ende der gesprungenen Leine ein Schaft oder eine Zehe herausgedrehet wird; so kommt auch von jenem Ende ein Schaft oder eine Zehe wieder sogleich auf 4 Ellen lang hinein. Alsdenn schneidet man den herausgedrehten Schaft ab, und beschabet beyde nunmehro aneinander stossende Enden; man klippt auch einen über den andern

herüber, und ſticht ſelbige ſodann in die Leine hinein. Ferner nimmt man wieder den andern Schaft, und machet es gleichfalls ſo, daß der eine Schaft herausgedrehet, und einer von dem andern Ende wieder ſogleich, jedoch dieſer nur auf drey Ellen lang, hinein zu liegen kommt. Alſo macht man es hernach mit dem dritten und vierten Schafte auch, oder ſo viel ihrer in der Leine ſeyn. Jedoch muß man ſich mit dem Abſchneiden alſo verhalten, daß nicht alle Schäfte in gleicher Länge auf einmal abgeſchnitten werden; ſondern drey Viertel, oder eine ganze Elle lang auseinander ſeyn. Auf dieſe Art zu ſchäften wird und bleibt die Leine in einer Dicke, und kann durch alle Ringen gezogen werden. Wer auch nicht recht genau darauf ſiehet, wird nicht gleich wahrnehmen können, daß die Leine an ſelbigem Orte entzwey geweſen. Nur daß auf drey bis vier Ellen Leine drauf gehet, welches bey den erſtern beyden Methoden nicht geſchiehet. Jedoch iſt dieſes letztere am glatteſten und auch am geſchwindeſten zu verfertigen.

Leite, Leithe, wird von den Jägern ein langer Niederhang von einem Berge genennet, jedoch aber gemeiniglich noch ein gewieſſes Beyſatzwort hinzugefüget, um ſie ſolchergeſtalt deſto beſſer voneinander zu unterſcheiden; daher heißt z. Er. die Hochleite eine Seite des Berges, die mit Waldung beſetzt iſt; Weinleiten, desgleichen Bergleiten, ſind die Seiten, ſo mit Weinſtöcken bepflanzet ſind; Winterleite, wo der Berg gegen Mitternacht ſtehet, oder die Winterſeite u. ſ. w. Sonſt pflegen auch wohl die Bauerleute, weil die Dörfer meiſtens etwas tief, und in einem ſogenannten Grunde zwiſchen denen Bergen liegen, ihre daran ſtoſſende, oder dazu gehörigen Felder in Sommer- und Winterleiten oder Seiten einzutheilen, und verſtehen durch die Sommerleite oder Sommerſeite diejenige, wo die Sonne mehr hinſcheinet, und auf welcher auch die Feld- und Gartenfrüchte um etliche Wochen eher reif werden, als auf der Winterleite oder Winterſeite, das iſt, auf derjenigen, wohin nicht ſo viel Sonne kommt. Ein anders aber iſt eine ſogenannte Lähde oder Lehde, welche manchmal auch Laite heißt, und ein ungeſchlachtes, wüſtes und ungebauet liegendes Stück Land bedeutet, das keinen Nutzen trägt.

Leithund, Lauierhund, Spürhund, lat. Canis ſagax, Canis odorus, franz. Limier, iſt der edelſte und vornehmſte Hund, ſo bey dem Weydwerk gebrauchet wird, das verborgene Wild durch denſelben auszuforſchen, wo es ſich aufhalte, auf was Art demſelben beyzukommen, auch durch was vor Zeug daſſelbe zu fangen und zu erlegen ſeye. Weil nun derſelbe, Zeit währendem Gebrauch an einem langen Riemen, das Hängeſeil genannt, ſtets geführet oder geleitet wird; ſo hat er eben daher den Namen Leithund erhalten. Er muß, damit er ſeinen Geruch nicht verderben möge, beſtändig gegen der Sonne mit der Kette, an einem trockenen Orte, angeleget ſeyn; maſſen er ſonſt durch vieles Umlaufen ſich nicht allein das

das Hasenjagen angewöhnen, sondern auch seinen Geruch durch herumschnopern an und in den Kochtöpfen, von saurer und süsser Brühe, verderben würde, welche grobe Dünste solcher Speisen verursachen, daß die reinen Atomi des zarten Geruchs, und die geringe Empfindlichkeit der Spur von der Ausdünstung des Wildes, dadurch nicht wenig geschwächt werden. Er soll von mittelmäßiger Grösse, gelblichter Farbe, einem zierlichen, gelblichten Kopfe, weiten Nasenlöchern, grossen Lappen um das Maul, spannenlang hangenden Ohren, stark von Brust und Kreutz, einem langen Halse, von starken Läuften, davon die vordern kürzer, als die hintern, einem abhängenden Schwanze oder Ruthe, und meistens so gebildet seyn, wie ein niedriger Mittelsagdhund aussiehet. Ihre Art ist nicht, zu bellen, anzuschlagen oder laut zu seyn, womit sie das Wild verstöhren würden; sondern sie werden von Jugend auf bey den Menschen angebunden zu seyn gewöhnet, das Wild in der Stille zu spüren, und den Jäger auf der Fährte des Wildes anzuführen. Wenn sie in der Jugend noch klein sind; so sind sie blöde und erschrocken, oder fürchten sich vor allem, verkriechen sich öfters in das Stroh, schreyen ganz wilde, sind sehr scheu, und müssen bey der Auferziehung wohl in Acht genommen werden, daß man sie ja nicht schlage, oder von andern Hunden beissen lasse, sondern sie liebe und streiche (welches sie gerne haben), und also mit aller Freundlichkeit von Jugend auf zum Führen bändig mache. Ihr Fraß ist einig und allein Brod mit Milch und guter Brühe von zahmen Fleisch, zu ordentlicher Zeit, Frühe, Mittags und Abends; aber von keinem Wildpret müssen sie etwas bekommen; es seye denn, daß man Hirschschweiß habe. Sie müssen von Jugend auf, auf lustigen Feldern und grünen Rasen gewöhnet werden, sich vor sich her führen zu lassen, und auch vor sich hin zu spüren; doch so, daß sie ja keine Spur von Füchsen oder Hasen finden.

Einige Jäger blenden ihnen die Augen durch einen braunen Staubpülz oder Bofist, damit sie sich mehr auf die Nase zu suchen, als mit den Augen zu gucken, verlassen können, weil sie sonst die Spur übergehen. Die Nasenlöcher muß man ihnen fleissig mit altem Käse reiben, daß sie dieselben ablecken, reinigen, und also den Geruch stärken, damit sie nichts leichtlich von der Spur übergehen, sondern alles anzeigen. Wenn es des Winters gar zu kalt ist, muß ein solcher Hund nicht immer angebunden liegen, sondern im Zwinger frey herum lauffen; zu Anfang des Aprils aber muß er wiederum beständig an die Kette kommen, damit er mit desto besserm Nutzen im Monat May und Junio bey seinen, warmen, lieblichen und stillen Morgen dreßiret oder gearbeitet werden könne, weil im Julio und Augusto sich schon die Winde einfinden, im September aber die Hirschbrunst angehet, und das Gras schon zu hoch gewachsen ist. Wie aber dieses Dreßiren oder Arbeiten des Leithundes in seiner Ordnung

vorzunehmen, ist bereits oben unter dem Worte: Arbeiten, ausführlich beschrieben worden.

Gemeiniglich sind die alten ausgeführten Hunde, denen ihre Hitze bereits vergangen ist, und die vor blöden Augen nicht mehr sehen, sondern einzig und allein sich auf die Nase verlassen müssen, die besten zu solchem Gebrauche. Da aber ein Hund von guter Art etwas faul und träge wäre und man denselben begieriger haben wollte, kann ihm ein oder zweymal hinter dem Hirsche zu jagen, nicht schaden. Wenn nun solchergestalt der Hirsch mit dem Hunde vorgesucht, zu Holze gerichtet und verbrochen, man auch dieser Fährte versichert ist, daß es der Eingang zum Behältniß und Dickicht seye; so ziehet man auf den harten Wegen und Plätzen umher, wo man meynet, daß der Hirsch geblieben sey. Ist nun dieselbige Fährte (wornach man gar eigentlich und genau sehen muß), wiederum über den Weg und weiter fort; so greift er ihm wieder vor; sieht er sie denn nicht weiters, so ist er allda geblieben, und stecket in dem Dickichte darinnen. Gehet aber dieselbige Fährte wiederum über den Weg, wechselt auch wiederum zurücke, und oftmals fünf, zehen und mehrmalen; so darf er sich doch daran nicht kehren, sondern muß die Gänge, und wie viel ihrer sind, genau in Acht nehmen. Sind sie nun gerade, als viere oder sechse; so bleibet er rückwärts, wo er hergekommen ist, im Dickichte stehen. Sind aber die Gänge ungerade, als drey und fünf, oder sieben und so fort; so steckt der Hirsch weiter drüben, wo er hingewollt hat; da man denn abermals weiter vorgreifen muß. Wenn aber der Hirsch, oder ein ander Wildpret zugleich mit vielen Wiedergängen den Jäger irre machen wollte; so muß er dasselbige weiter bezeichnen, bis er alle Ein- und Ausgänge umher eingeschlossen hat, und keine Fährte nicht wiederum herausfindet, und dieses heisset also in der alten deutschen Jägersprache: einen jagdbaren Hirsch bestätigen; weswegen denn auch der Jäger, der den Leithund ausführet, zum Zeichen, daß er selbigen Tages einen Hirsch bestätiget habe, einen frischen grünen eichenen Bruch auf den Hut stecket. Wenn nun gegen Mittag, um zehn Uhr, oder höher hin, die Hitze steiget, die Fährte austrocknet, und der Leithund matt worden, ziehet der Jäger mit demselben wieder nach Hause.

Einem kaltsinnigen, verdrossenen und faulen Leithunde, durchaus aber keinem hitzigen und begierigen, muß man mit dem Genüß zu Hülfe kommen, und damit so lange fortfahren, bis man eine Besserung an ihm merket, wie bereits bey dem Worte Genüß gezeiget worden. Man kann auch wohl, so das Revier genugsam groß und weitläuftig ist, ein Thier mit allem Fleiß weydewund anschiessen, daß es zwar keinen Schweiß giebet (weil es solchemnach in den Wanst, wo das Gras zur Verdauung lieget, getroffen seyn muß), und auch eine Weile hemmgehen kann, hiervon aber

je länger je schwächer wird, und sich der Schmerzen halber öfters niederthun muß, bis es nicht mehr fortkommen kann, dahero vollends niedergeschossen, und die Arbeit des Hundes noch drey oder vier Stunden, wie es einem beliebig, kurz oder weitläuftig, vorgenommen werden mag. Es ist dabey nicht schädlich, wenn man das Bast oder Dickmaß vom Gehörne, oder die weichen Kolben eines Hirsches, ingleichem die weichen Ballen, wenn sie noch warm sind, abschneidet, und da man mit dem Leithunde suchet, solche in die Fährte leget, daß sie der Hund findet; so denket er, dergleichen würden wohl noch mehr anzutreffen seyn, und befleißiget sich also des Suchens um so emsiger. So er endlich das Thier findet, muß man den Hund caressiren und ablieben, alsdenn ihn bey Seite abtragen, das Thier aber, wie gewöhnlich, aufbrechen, den Hund zusehen, und ihn sodenn den Schweiß aus demselben genieſſen lassen, ihm auch die Milz und Lunge davon geben, und ihn nachmals ablieben, und alsdenn hinwegnehmen. Diese Genüßmachung geschiehet, wie obgedacht, nur mit faulen und verdroſſenen Hunden, zu Anfange des Behängens, und zu Ende desselben. Wenn der Besuch weiter abgelegen ist; so pfleget man den Leithund gemeiniglich gern auf einem Wagen führen zu lassen, damit er nicht vor der Zeit, ehe er an den Ort und Stelle kommt, müde werde, daß man hernach nichts machen kann, auch sich vielerley Fährten des Wildprets unterwegens zu besorgen hat, da denn freylich verdrüßlich fället, denselben über viele Spuren zu schleppen.

Bekommt man von einer Hündin junge Leithunde; so soll man der Mutter in ihren ordentlichen Fraß vom Aufbruch also warm Schweiß und Wildpret geben, den jungen Hund aber, wenn er wenig Wochen alt ist, fleißig ein aufgebrochenes Thier beriechen, hineinkriechen und bezupfen, auch den Schweiß selber ablecken lassen; so wird er davon begierig. Ist der Hund von der Mutter entwöhnet, daß er selbst fressen kann; so gewöhne man ihn, wo nicht täglich, doch zum öftern, frühe Morgens, da er noch hungrig ist, und schleppe ein Stücklein warmes Brodt eine ziemliche Ecke, lasse aber allda, statt dessen, kaltes Brodt liegen, daß es der Hund vor Hunger suchen lerne, und finde; so wird ihn diese Gewohnheit, künftig auch auf der Erden zu suchen, anreitzen. Denn das warme Brod wird nur deshalben dazu gebraucht, weil es einen stärkern Geruch von sich giebet, und der Hund hierdurch besser auf der Erde suchen lernet; zum Fressen aber ist alles warme Brod denen Hunden schädlich, und sollen sie davon einigen Anfall von der Wut bekommen. Wenn der Hund ein Jahr alt ist; so muß man ihn, da er schon geführet zu werden gewohnt ist, auch suchen lernen, auf denen Viehtriften fleißig herum führen, und da er auch das Viehspüren lernen wollte, mit Fleiß abhalten, und durch Worte bestrafen, damit er auch einen Hirschen durch das Vieh wegsuchen lerne.

Es mag auch noch so eine grosse Heerde Vieh über die Hirschfährte gehen; so muß er doch den Hirsch, wo anderst nicht alles ausgetreten ist, richtig anzeigen, weil ohnedies ein Hirsch einen viel stärkern Geruch der Fährte von sich giebet, als das zahme Vieh. Es kann auch nicht schaden, ihn desto beherzter zu machen, so er von Natur schläfrig ist, wenn man ihn nur einmal, gerade auf des Hirsches Lager oder Wohnbette zu, suchen läßt. s. a. Abtragen, Arbeiten den Leithund.

Lenne, ist ein Baum, so dem Eschenbaum gleichet, und gar wohl vor eine Sorte von dessen Geschlechte gehalten werden kann; nur daß die Rinde des Lennenbaums etwas kleinrissiger, und das Laub etwas kleiner, als am eigentlichen Eschenbaume ist. Sonst hat der Lennenbaum einen geraden Stamm, und ein zähes und vestes Holz, so zu Wagenarbeit u. d. g. wohl zu gebrauchen. Der Saamen siehet fast wie Ahornsaamen aus, hat auch Flügel und Knötgen. In Schlägen und Gehauen ist die Lenne wohl zu dulden. Dieser Baum schiesset geschwind in die Höhe, unterdrücket das andere Holz nicht, und giebt schöne Laßreiser und Stangen. Er ist auch werth, daß man ihn durch seinen Saamen ziehet; jedoch will er guten Boden haben; denn im sandichtem kommt er nicht fort. Man findet ihn besonders auf dem Harze und anderwärts.

Leonce, s. Luchs.

Lepus, s. Haße.

Lerche, lat. Alauda, franz. *Alouette*, ist ein kleiner, aber sowohl wegen seines annehmlichen Gesangs, als auch schmackhaften Wildprets sehr beliebter Vogel. Man hat eigentliche Lerchen, und denn solche, die zu den Lerchen gerechnet werden.

A) Von den eigentlichen Lerchen giebt es 2. Arten, nämlich die Feld- oder Kornlerchen, und die Heidelerchen

1) Die Feld- oder Kornlerche ist am Kopfe, Rücken und Schwanz bräunlicht, und hat erdfarbige, dunkelschwarze, und abfärbig weisse Federn, mit einander vermischt; unten am Leibe aber von der Kehle an sind sie scheckigt, wie eine Drossel, mit welcher die Farbe eintrift; doch gehen die Flecken streifweise, wie bey den Krammetsvögeln; wo aber diese Flecke aufhören, und noch ziemlich weit oben, fangen weisse Federn an, welche sich bis zum Schwanze erstrecken. Das Männlein und Weiblein sind schwer von einander zu unterscheiden; und ob gleich dem Vermuthen nach die dunkelfarbigen, bey welchen die erdfarb- und bräunlichten Federn am meisten hervor scheinen, weil sie von denen hellen weißlichten und schwärzlichten weniger abgestochen werden, die Weiblein seyn mögen; so ist doch der Unterscheid so geringe, daß er kaum mit denen Augen gesehen, mit dem Pinsel aber schwerlich vorgestellet werden kann. Ihr Schnabel ist bräunlicht und vornen hinaus schwärzlicht; der Hals ist weder zu lang noch zu kurz, sondern wohl proportionirt; die Füsse sind hoch, und der Schwanz

ist

ist lang; auch sind die Flügel sehr lang, weil sie in der höchsten Luft empor zu schweben, und sich singend aufzuhalten, nöthig haben. An der hintersten Zehe bekommen sie, wie auch die Heidelerchen, wenn sie sich vermausen, ungemein lange Klauen, mit welchen sie hinweg streichen, und im Frühlinge selbige wieder mit sich bringen; im Sommer aber werden sie kürzer, und hat man die Ursache noch nicht ergründen können, warum doch der Schöpfer, welcher nichts vergebens ordnet, eben zur Streichzeit diesem Vogel so lange Klauen schaffet, welche man Sporen nennet.

Diese Lerche ist der erste unter den Vögeln, die im Frühlinge wieder kommen, also, daß, wenn um Lichtmeß schönes Wetter einfällt, in wenig Tagen das Feld schon mit Lerchen bedeckt ist, welche mit ihrem muntern und angenehmen Singen die Gemüther der Menschen, so in des Winters Nacht und Kälte gleichsam erstorben gelegen, wieder aufwecken. Sie brüten meistens im Getreide, dahero sie auch Feldlerchen und Kornlerchen heissen, und haben den Sommer über mehrentheils dreymal Junge, fünf, vier und drey; doch trift diese Abwechslung der Zahl der Jungen nicht allezeit ein, sondern ist nur dahin zu verstehen, daß es meistentheils also geschiehet; hingegen wenn das Wetter im Frühlinge zu kalt ist, oder die Paare getrennet worden, und sich von neuem paaren, ist es bey diesen und andern Vögeln nichts seltenes, daß sie das anderemal, oder gar das drittemal, mehr Junge haben, als das erstemal. Diese ihre Brut fangen sie gemeiniglich zu Anfang des Aprils, zuweilen auch schon um Lichtmesse an, zu welcher Zeit sie ihre Ankunft gegenau haben, und in der grossen Kälte ihre Jungen ausbringen, daß man deren auf den Aeckern in den Mistshaufen, allwo sie die Brut warm erhalten können, bey härtester Kälte und Schnee gefunden hat. Doch geschiehet dieses selten, wie sie denn auch zum Theil erst im Augustmonate zu brüten aufhören.

So bald die Jungen nur ein wenig Federn haben, ob sie gleich noch lange nicht zum Fliegen geschickt sind, laufen sie schon aus dem Neste, und halten sich vielmals ganze Aeckerlängen eine von der andern auf; welches ihnen die Natur um deswillen zu ihrem Besten eingiebet, damit, weil sie auf der Erden sitzend viel mehrerer Gefahr, als andere Vögel, unterworfen sind, nicht alle auf einmal von ihren Feinden erwischt werden mögen, massen zumal der Fuchs sie auch, des starken Geruchs halber, viel leichter in dem Neste finden könnte. Zu solcher Zeit siehet man die Alten über dem Getreide herschweben, und durch gemachtes Rufen von denen Jungen, (welche, indem die Alten wegfliegen, öfters weiter laufen) erforschen, wo sich dieselbe befinden; massen, so bald eine Junge antwortet, die Alte an derselben Stelle in das Getreide hinein fällt, sodenn aufs neue Speise holet, und auch die andern wechselsweise auffuchet. Ihr Aufenthalt ist beständig im Felde, allwo sie, wenn es spät schneyet, manchmal noch im December, zu drey und vie-

ren beysammen im Felde liegen; diese verlieren sich aber, so bald es schneyet. Hingegen wenn um Lichtmesse ihr Strich angehet, und es zur selben Zeit schneyet, ist es nichts seltsames, daß man sie zu hunderten, und mehrere mit einander auf dem Felde laufen siehet, welche jedoch, wenn der Schnee nicht bald weggehet, auf einmal wieder verschwinden, daß man nicht weiß, wo sie hingekommen sind. Sie ziehen alle Herbste, wie andere Vögel, weg, und zwar am meisten um Michaelis, in einer solchen unglaublichen Menge, daß sie auch öfters ganze Felder bedecken. Und ob es gleich im Herbste eilfertig aussiehet, wenn eine Schaar der andern in den Lüften nachfolget; so währet es doch viel länger, und gehen etliche Wochen darüber hin, bis sich diese Art Vögel ganz und gar verlieret.

Sie singen schwebend in der Luft, welches sonst den andern Vögeln nicht gemein ist, sonderlich bey schönem Wetter, frühe oder gegen Abend, bey trüber Witterung aber werden sie selten gehöret. Ihr natürliches Gesänge ist zwar nicht so schön, als der Heidelerchen ihres; hingegen begreifen sie, wenn man sie jung aufziehet, allerley Lieder, und darneben vieler anderer Vögel Gesänge, doch muß man ihrer in einem Gemach nicht zwey, sondern nur eine haben. Am besten ist es, man thut eine junge Feldlerche, die vom Neste aufgezogen worden, zu einer im Herbst gefangenen Heidelerche, jedoch eine jegliche in ein besonderes Vogelhaus; so wird man in dem folgen den Merzmonate eine Feldlerche haben, die wie eine Heidelerche singet, jener aber noch um deswillen vorzuziehen ist, weil dieselbe nicht lange bleibet, diese aber viel Jahre dauert, wenn sie nur mit wohl zerknirschtem Hanf, oder in Milch geweichter Semmel, Ameiseyern, zerschnittenem grünem Kohlkraut, und dergleichen, gefüttert wird. Ihren Gesang beschliessen sie um Bartholomäi, welchen sie hingegen viel eher, als ein Finke, im Frühlinge wieder anfangen. Das Häuslein oder der Vogelbauer, darinnen man sie hält, muß oben nur mit Leinwand bedeckt seyn, und tauget die grüne am besten hierzu. Der Boden desselben soll wenigstens drey Finger hoch mit einem Sande beschüttet seyn, damit sie sich darinnen baden, und das Ungeziefer vertreiben können. Wo man sie aber in der Stube herum laufen lässet, da kann man ihnen dergleichen in einem Geschirr an einen bequemen Ort setzen. In der Freyheit bestehet ihre Nahrung in Gewürmen, in Haberkörnern, welche sie aus Hülsen, und auch zur Herbstzeit in grüner Saat. Und gleichwie alle Vögel bisweilen Sand zu ihrer Cur geniessen; also haben auch diese allezeit dergleichen in ihrem Magen. Ihren Jungen tragen sie ihre Speise oder Grütze im Schnabel zu.

Sie werden auf verschiedene Art gefangen. Im Märzmonat sind sie am besten mit einem Nachtnetze zu bekommen, oder man kehret, wann Schnee fällt, auf denen Feldern einen Platz, und streuet Haber dahin, dabey sie, vermittelst einer Schlagwand sehr häufig können gefangen

gen werden. Man berückt sie auch zu solcher Zeit mit Schlingen, die man an einem Binsfaden in den Furchen, wo man vorher mit einem Besen den Schnee wegkehret, und Haber hinstreuet, aufzuspannen pfleget. Wenn kein Schnee ist, fängt man sie zu eben der Zeit, und auch schon bisweilen im Februar, mit einer sehr langen Vogelwand, dazu man sich des Ruhrvogels, oder einer angebundenen Lerche bedienet. Diese rühret oder reget man durch Hülfe eines subtilen Fadens, daß sie ein wenig in die Höhe flattert, da denn die vorüber streichenden Lerchen, welche man durch einen andern im Felde auftreiben läßt, wenn sie dieses ersehen, darauf zufliegen, und mit der Vogelwand im Fliegen niedergeschlagen werden. Die ganze Brutzeit über, welche sich, wie oben gedacht, vom April bis in den Augustmonat erstrecket, sollen sie billig mit allen Nachstellungen verschonet bleiben, zumalen diejenigen, so man diesen Monat über fänget, selbiges Jahr doch nicht singen; will man aber ja welche haben, so sehe man sich nach Jungen um, welche man im Neste, oder wenn sie erst abgelaufen sind, leicht erhaschen kann.

Im September gehet der Fang mit dem Nachtgarne wieder an, in gleichem auch mit dem Feldfalken und dem Tirasse; den Falken (welcher vorhero wohl abgerichtet seyn muß, daß er willig auf der Hand sitzen bleibet) trägt man zu solcher Zeit, auch wohl schon im August, wenn sie sich mausen, hinaus auf das Feld, wo Stoppeln sind, oder auf die Wiesen und andere Orte hin, wo sich Lerchen aufhalten. Wenn nun eine aufstehet; so merket man den Ort, wo sie hinfällt, und gehet hin, die Lerche zu suchen, lässet aber das Lerchenfälklein in währendem Hingehen auf der Hand immerdar mit den Flügeln wechseln, oder sich bewegen, ohne es von der Hand hinweg zu lassen; so liegt die Lerche aus Furcht vor demselben wie todt, daß man sie, wenn ihrer zwey sind, kraßiren, oder, wenn nur einer da ist, entweder gar nur mit der Hand, oder mit einem Gärnlein, welches wie ein kleiner Fischhamen aussiehet, zudecken kann.

Eine andere Weise, die Lerchen zu Anfange des Augusts und im September, oder auch zu Anfange des Octobers zu fangen, ist diese: Wo viel Lerchen in den Stoppeln liegen, dahin man sie auch wohl zusammen treibet, oder wo noch Haser auf dem Felde stehet, da richtet man gewisse Steckgarne, welche eigentlich auf die Lerchen gemacht sind, und gehet auf der andern Seite des Haberackers, oder eines Ackers, wo hohe Stoppeln zu finden, mit dem Lerchenfälklein hin, lässet es auf der Hand mit den Flügeln sich bewegen, und schreitet ganz langsam fort, bleibt auch zuweilen wieder ein wenig stehen, damit man die in den Furchen laufende Lerchen nicht übereile und auftreibe; denn diese, wenn sie ihren Feind, das Fälklein, so von ferne sehen, wollen sich in der Stille fortschleichen, und gerathen darüber alle zusammen in die vorgesteckten Gärnlein, darinnen ihrer auf solche Art öf-

ters

ters zwey bis drey Schock auf einmal gefangen werden. Im October gehet erst der lustige Fang an, nicht nur mit dem Nachtgarne, womit man sie zu selbiger Zeit häufig bekommt, sondern auch mit den Klebenetzen, mit welchen man schon im September den Anfang machet, und manchen Abend, wenn gute Gelegenheit dazu ist, wohl etliche 100. bis 1000. fangen kann.

2) Die Heidelerche oder Heydelerche ist ungefehr um den dritten Theil am Leibe kleiner, als eine Kornlerche, und hat auch einen ganz kurzen Schwanz. Im übrigen ist sie gestaltet, wie eine andere Lerche; nur daß sie an der Brust etwas mehr weisses hat, und an beyden Achseln der Flügel ebenfalls weiß und braunkiegericht ist. Der Kopf scheinet nach Proportion der andern Lerchen, breit zu seyn, und ist rings umher an denen Schläfen und hinten am Genicke mit weissen Federlein eingefasset. Ihr Aufenthalt ist beständig in denen Feldern, so nahe an einem Walde liegen, und zwar nicht, oder doch gar selten, an dem Laubholze, sondern allein am schwarzen Holze anstossen. Sie machet ihr Nest, wie die andern Lerchen, mit weissen Grasstengeln, Mooß und kleinen Blümlein aus, das mit die Eier weich und warm liegen. Sie brütet aber nicht, wie die andern Lerchen, den Sommer über dreymal, sondern nur zweymal, und bringet das erstemal nur fünfe, das anderemal aber viere aus, bey welcher Brut sie sonderlich in die Höhe und wieder abzusteigen, und auf einem Baum sussend angenehm zu singen pfleget; welches sie aber nicht länger also treibet, als bis ihre Jungen aus dem Neste sind. Diese Heidelerchen, wenn sie abstiegen, zerstreuen sich nicht, kommen auch nicht von einander, sondern halten bis zum Strich unaufhörlich beysammen. Junge von dieser Art aus dem Neste aufzuziehen, darf man sich nur keine Mühe geben; denn wenn sie gleich mit Ameiseyern aufkommen, dauren sie doch nicht. Das Männlein ist vor dem Weiblein nicht zu erkennen, nach Art fast aller derjenigen Vögel, die einen schönen Gesang haben; doch sind muthmaßlich allezeit dieses die Männlein, die am Kopfe und Rücken am meisten schwärzlicht aussehen.

Ihr Gesang ist weit lieblicher, als der Kornlerche, mit vielerley Abwechslungen, und fängt sie damit schon im Februar an, hört vor Johannis auf, und rufet hernach, wider aller Vögel Gewohnheit, noch vierzehn Tage lang, so helle, als im Sommer singende, ihren Abschied aus. In dem Singen flieget sie meistentheils so hoch, als die andern Lerchen, und treibt es länger an, pfleget auch allezeit in Bogen zu fliegen, und kann ihren Nachbar nicht so nahe vertragen, als die Feldlerche, da sie doch sehr begierig der Lock nachfolget, und nicht wie die Feldlerche, ohne sich daran zu kehren, einfällt und fortstreicht. Daher sich zu verwundern, daß die Feldlerche, wider die Gewohnheit der Vögel, die keine Lock achten, mit so unsäglichen Haufen streichet; da hingegen die Heidelerche, wie begierig sie auch der Lock zueilet, dennoch nur in kleinen Haufen

sen ihre Reise verrichtet. Und hat die Natur denen Feldlerchen vermuthlich etwan deswegen die Art einander zu locken, nicht eingepflanzt, weil sie auf flachem Felde ohnedem leicht einander sehen, und zusammen kommen können; dahingegen die Heidelerchen, wenn sie an Büschen, und ganz wüsten Stünden hinstreichen, einander immerdar verlieren würden, wenn sie nicht einander beständig zurufen. Sie streichen zur Herbstzeit, und zwar gemeiniglich im October, jedoch auch, nachdem nemlich die Witterung ist, bisweilen schon im September, und ob sie gleich sonsten in denen Feldern häufig zusammen fallen, werden sie dennoch im Strich selten in gröſſerer Anzahl, als bey fünfzigen, hingegen viel öfters bey zehen und zwölfen gesehen. Ihr Widerstrich ist im Februar, vierzehn Tage, auch wohl um drey Wochen später, als der Kornlerche.

Ihre Speise bestehet in allerley Gewürmen, kleinen von Feldblumen abfallenden Saamen, und klarem Sande, auch, wo sie dazu kommen kann, in Körnern. Wenn man welche fängt, fressen sie anfänglich Weitzen, Haber, Hanf, und was man ihnen vorgiebt; nur dauert es nicht lange, und ist nöthig, wenn man sie bey dem Leben erhalten will, daß man ihnen allerhand Abwechslung mit dem Futter mache. Zwar eine zeitlang, etwa sechs, oder acht Wochen, nehmen sie mit gedrucktem Hanf, unter süssen Quark, oder Käse gemischt, sonderlich, wenn man dürre Ameiseyer darunter mengt, gar gerne vorlieb, und wenn es im Frühlinge ist, singen sie dabey unvergleichlich. Wer sie aber länger fortbringen will, der muß mehr Mühe daran wenden, und ihnen zu Zeiten Semmel in süsse Milch gewicht, und mit dürren Ameiseyern besprengt, vorgeben; zuweilen auch weissen Mohnsaamen, und gedörrtes Rindfleisch, welches mit einem Reibeisen gerieben wird, mit der andern Speise vermischen. Sobald man aber den April erreichet, lässet man das andere Futter hinweg, und giebt den singenden Heidelerchen, deren Gesang es auch wohl werth ist, nichts als frische Ameiseyer, bey denen man sich ihrer Gesundheit so lange man solche bekommen kann, gewiß zu versichern hat. Es dienet auch zu ihrer Erhaltung, wenn sie entweder in dem Vogelhause, oder in der Stube laufende, in einem Kästlein Sand bekommen, welches jedoch so tief seyn muß, daß die Heidelerche sich in dem Sande gleichsam vergraben kann. Zur Zeit, wenn es Heuschrecken giebt, werden ihnen auch dieselben gesangen, und die grossen zerschnitten, die kleinen aber lebendig vorgeworfen, als welche zur gänzlichen Erneuerung ihrer Gesundheit dienen.

Ihren Fang betreffend, so geschiehet solcher, wie bey der Feldlerche, kurz nach ihrer Ankunft mit dem Machemeze auf nahe bey Schwarzholz gelegenen Feldern, oder wenn man eine lockende Heidenlerche hat, mit einer Schlagwand, welche man nur im Felde aufschlägt, die Lockerche mitten in den Heerd hinein setzet, und sich die in denen nächsten Feldern über Wachs-

hol-

holderbüschen liegenden Heidelerchen durch jemand auftreiben läßt, müssen selbige auf die Lock gar willig einfallen. In denen folgenden drey Monaten paaren sie sich, und verrichten ihre Brut. Im Julio findet man sie schon zu fünf, sechs bis sieben, nemlich mit ihren Jungen, so sie ausgebrütet, beysammen liegen, da man sie denn, vermittelst des Lerchenfälkleins, mit dem Tinasse fangen kann, welches in folgenden Monate, da sie in der Maus liegen, noch besser angehet; massen man alsdenn nicht einmal einen lebendigen Falken brauchet, sondern sich zu dem Fange nur eines von Holz geschnittenen Fälkleins bedienet, welches man an einer Schnur, mittelst einer Stange schwinget. Ob sie zwar während der Brut, sich etwas weiter vom Holze weg begeben, und manche Paar sich mitten im Felde, an Hügeln, die mit Wachholderstäuden bewachsen sind, aufhalten; so treffen sie im Monat August wieder näher zum Walde, und sind daselbst, wenn man acht giebet, wo sie zu Nachts in Stoppeln liegen bleiben, schon wiederum mit dem Nachtgarne zu fangen, mit welchem sie sich, sonderlich im Frühlinge, gar leicht bedecken lassen, wenn gleich heller Mondschein ist. Dahingegen die Sonnlerche nicht hält, es sey denn stockfinster. Zur Zeit, wenn sie im Herbst streichen, sind sie denen Gegenden, wo man die Krammetsvögel fänget, auf sonderlich hiezu bereiteten Ruckheerden sehr häufig zu bekommen. Sonst unterscheiden zwar auch einige die Lerchen in Tag- und Nachtlerchen, und verstehen unter jenen die, so bey Tage, unter diesen aber die, so zur Nachtzeit gefangen werden. Wenn man aber ihre davon gegebene Beschreibungen etwas genauer einsiehet; so wird man befinden, daß ihre vorgegebene Taglerchen nichts anders, als die oben beschriebenen Feld- oder Kornlerchen; wie hingegen die von ihnen sogenannte Nachtlerchen, die kurz vorherstehenden Heidelerchen sind, daß man sich also nicht erst weiter dabey aufzuhalten hat.

B) Ausser diesen jetzt beschriebenen Lerchen, sind noch andere, die unter die Lerchengattungen gerechnet werden, als die Haubelerche, und Gereuthlerche.

1) Die Haubelerche, so man vornemlich in Italien und Frankreich häufig antrift, und im Französischen besonders *Cochevis*, vulgo *alouette huppée* oder *cretée*, im Lateinischen aber *Galerita* oder *Cristata* genennet wird, ist etwas gröſſer, als eine Kornlerche, aber ohne Gesang, und hat oben auf dem Kopfe eine Haube oder Federbüschlein, nicht anderst als wie unsere Heidelerchen sich zu machen pflegen, wenn sie etwas sehen, davor sie sich fürchten. Diejenige Haubelerche aber, welche man auch Rothlerche, und in Oesterreich besonders Rothmünch nennet, lässet sich zum Liederpfeiffen wohl abrichten, und bleibet den ganzen Winter bey den Häusern, Ställen und Scheunen, ingleichem auf den Miststäten und Landstraſſen. Sie ist dunkelfahlgrauer, als die Feld- und

Korn-

Kornlerche, und hat auf dem Kopfe eine Haube von Federn, welche sie nach Gefallen aufheben und wieder niederlegen kann.

2) Die Gereuthlerche oder Gereutlerche ist ein kleiner Vogel, welcher zwar an der Farbe einer Lerche, an der Bewegung seines Schwanzes aber, und andern Stücken einer Bachstelze sehr gleich kommt. Denn an der Brust ist sie düpfticht oder sprenglicht, wie eine Lerche, am Kopfe und Rücken aber aschfarbig, doch etwas mit grauen Federn vermischt; der Schwanz hingegen ist einfärbig, wie der Schwanz an denen Lerchen. Der Schnabel ist gänzlich wie ein Bachstelzenschnabel, doch nicht so schwarz, sondern an der Farbe wie ein Lerchenschnabel. Die Leibesgestalt ist hochbeinigt, wie der Bachstelzen, also daß dieser Vögel, welcher, wie vor gedacht, gleich einer Bachstelze mit dem Schwanze zittert, mehr eine Gereutbachstelze als Gereutlerche genennet werden könnte. Den Vornamen Gereut haben sie daher, weil sie zu der Zeit, da sie die Brut antretten, und den ganzen Sommer über an bergichten Gegenden, und meistens wo Holz ausgereutet wird, sich aufzuhalten pflegen. Ihre Eyer legen sie an oder unter alte Stöcke und Baumwurzeln, in Wachholderbüschlein, oder auch nur in das bloße Gras, und brüten solche im Junio oder Julio aus, angesehen sie ihre Brut erst um Jakobi endigen. Wenn man um solche Zeit nahe zu ihrem Neste kommt; so verrathen sie sich selbst mit vielem Geschrey, dabey sie immerdar die Würmer, so sie denen Jungen bringen wollen, im Schnabel halten. Ihr Strich gehet gleich mit Jakobi an, und währet bis Bartholomäi; sie werden aber niemals mit grossen Schagren gesehen, sondern pflegen sich, auch an denen Orten, wo sie in grosser Menge brüten, so stille dabey zu machen, daß man nicht weiß, wo sie hinkommen. Der Widerstrich dieses Vogels ist im April, da man denn in der Mitten dieses Monats einen lustigen Fang mit ihnen anstellen kann. Denn es erwählt dieser Vögel sich gewisse Bäume, auf welchen er seinen Gesang verrichtet, und von denen er in vollem Singen, nach Art der Lerchen, jedoch nicht in einem Kreise, wie die andern Lerchen, sondern gerade in die Höhe steiget, und auf die Gipfel der Bäume sich wieder niederlässet. Wenn man nun unter solchen Bäumen eine andere Gereutlerche, nemlich ein Männlein mit abgeschnittenen Flügelfedern laufen lässet, welchem, gleichwie man sonst auch mit den Finken thut, ein natürlich krumm gewachsenes, und an der Spitze mit ein wenig gutem Vogelleim beschmiertes Spreißlein auf den Schwanz gebunden ist; so wird diejenige, welche sich alldort ihren Stand erwählet, gleich als blind im Zorne auf sie herunter fahren, und an dem aufgebundenen mit Vogelleim beschmierten Spreißlein, sich auf eben diese Art fangen, wie die Finken. Sie können auch zur Zeit des Striches auf einem Heerde gefangen werden, wenn man solches Fanges halber einige Gereutlerchen, die das Jahr vorher gefangen worden, verhält damit sie erst um solche Zeit, wie

andere

andere verhaltene Vögel, ihren Gesang verrichten. In ihrer Freyheit nähren sie sich mit allerley Gewürme; in ihrer Gefangenschaft aber wollen sie erstlich mit frischen Ameiseyern, oder mit Heuschrecken, denen die Füsse weggerissen werden, damit sie nicht forthupfen oder wegkriechen können, oder aber in Ermanglung derselben mit frischen Regenwürmern gefüttert seyn, bis man sie nach und nach mit untermengtem süssem Quark, auch klein gedrucktem Hanfe zu diesem letzten Futter, nemlich zum Hanfe mit Semmelmehl vermischt, alleine angewöhnet. Dieser Vogel nimmt mit einem ganz kleinen Käfige vorlieb; und dauret 6 bis 7 Jahr, wenn er nur dabey reine gehalten, und zu Zeiten heraus in eine Stube gelassen, und ihm Wasser zum Baden gegeben wird.

Lerchenbaum, lat. Larix, franz. *Larege*, *Meleze*, ist ein hochstämmiger Baum, der sich in vorigen Zeiten in den nordlichen Gegenden Deutschlands nicht anderst gefunden, als wo er von einigen Liebhabern fremder Gewächse in Gärten und Lustwäldern gepflanzet worden. Seit 12 bis 15 Jahren hat man erst angefangen, solchen in grossen Wäldern durch Säen und Pflanzen mit recht gutem Erfolge anzuziehen. Ein Aufmerksamer wird an demselben männliche und weibliche Blüten beobachten. Die Männliche hangen an einem gemeinschaftlichen Stiel und zeigen kleine schuppichte Saamenknoten; unter denen Schuppen finden sich Stamina, welche hervorragen und gespitzt sind. Die weibliche Blüten, welche auf der andern Seite stehen, zeigen sich als kleine Fischeyerlegen von einer schönen Purpurvioletfarbe. Die Schuppen bedecken die unzeitigen Früchte oder Körner (*Embryones*), endlich wird die Frucht zu einem schuppichten Zapfen. Man zehlet insgemein 3 Sorten des Lerchenbaums. Es ist 1) Larix folio deciduo conifera. I. B. zu meynen. 2.) Larix folio deciduo, rudimentis conorum candidissimis. Pluk. Almag. i. e. der Lerchenbaum, dessen Zapfen anfänglich weiß aussehen, oder vielmehr derjenige, so eine weiße männliche Blüte träget. 3) Larix occidentalis, fructu rotundiori obtuso. Inst. R. H. ist eigentlich die Ceder von Libanus. Andere wollen noch 2 andere Sorten angeben, die eine kommt aus Nordamerika, und wird der schwarze Lerchenbaum betitelt, die andere aber kommt aus Archangel, welche ihre Blätter vor der gemeinen 3 Wochen eher treibet, mit dem weiteren Unterschied, daß sie ganz dünne herabhangende Zweige haben. Wer das Glück hat, solche beysammen zu sehen, der wird sie bey genauer Zusammenhaltung nicht wohl für ganz verschiedene Sorten angeben.

1) Unser Lerchenbaum ist von der Tannen darinnen unterschieden, daß seine Nadeln in grosser Menge buschartig herfür brechen, sie sind länger, weicher, und nicht so spitzig; wann solche im Frühjahr zum Vorschein kommen, geben sie einen angenehmen Geruch von sich, deswegen auch dergleichen Bäume in Ungarn, wie anderwärts die Mayen, in die

Wohn-

Wohnzimmer gesetzt werden. Unter denen Coniferis oder Zapfentragenden Bäumen ist wohl der Lerchenbaum der einzige von der Eigenschaft, daß er den Winter über seine Nadeln nicht behält, sondern, nachdem sie im Herbst eine gelbliche Farbe bekommen, allesammt fallen läßt. Im Frühling bekleidet ihn die gütige Natur mit grünenden Tonsgeln aufs neue, und mit dieser Zierde pranget er den ganzen Sommer hindurch. Die Aeste hangen übereinander hin, wie an der Fichte, und beugen sich gegen der Erden. Der Stamm ist gerade, wie an einer Tannen, die Rinde siehet röthlicht, ist ziemlich stark und dick, und hat äusserlich viele Schrunden und Risse.

Die Zapfen oder Kegel stehen zur Seite derer Zweige an gebogenen Stilgen, und sind gerade in die Höhe gewachsen. Der darinnen enthaltene Saame, so beflügelt, wird meist im späten Herbst reif, flieget aus denen Schuppen, und wird von dem Winde umher getrieben. Die verschiedene Witterung kann Ursache seyn, daß die Zapfen im Frühjahr noch mit Saamen erfüllet an denen Bäumen zu finden. Gedachte Saamenkörner liegen unter jeglicher Schuppe des Zapfens paarweise beysammen. Sie stecken so veste verschlossen, daß, wann die Zäpflein nicht so lange hangen bleiben, bis sie sich von selbsten aufthun, so können diese Körner nicht anderst, als mit vieler Mühe, daraus erhalten werden. Dann in grosser Wärme löset sich das Harz auf, und durchfliesset den Saamen, ziehet ihn veste an, und verhindert das Ausfallen desselben. Einige durchschneiden dergleichen Zäpfgen der Länge nach, ohnerachtet einige Körner verlohren gehen, und klauben alsdann den Saamen mit einem Messer heraus. Wie langweilig ist nicht dieses Geschäfte? Besser thun diejenigen, welche eine mäßige Wärme der Luft abwarten, und klopfen denselben naturgemässer heraus. Dergleichen Saamenkegel fallen nicht alle Jahre von denen Bäumen völlig ab, so wie an denen Forchen auch geschiehet. Doch findet man an einem Aste alte und gute Zapfen; jene sind auf einer Seiten ausgebleichet, auf der andern aber schwaez. Am besten wird dieser Saame in seiner Mutter zu uns von fremden Orten gebracht. Die Weite des Weges macht oft seine Zufuhr kostbar. Vor einigen Jahren ist ein Centner dergleichen Zapfen in Niedersachsen für 9 Reichsthaler bezahlt worden, und aus diesem erhielte man kaum den achten Theil eines Himptens reinen Saamen; indem derselbe aber sehr klein ist, so kann man doch damit einen ziemlichen Acker besäen, wovon unten ein mehrers.

Lerchenbäume finden sich in denen grossen moscowitischen Wäldern, von wannen auch sein weisser Schwamm meist nach Deutschland gebracht wird. Sie wachsen auch häuffig in Tyrol; in Frankreich in dem Gouvernement Dauphiné zwischen Briançon Prugelas und Pignerol auf Bergen. In Engelland zu Wimbleton in Surey. Im Nürnberger D. Sebald Wald bey Mallersdorf.

In der Schweiz auf denen Alpgebürgen. In Steyermark und Kärnthen. In dem Wienerwald. In Schlesien, im Jägerndorfischen District, u. s. w.

2) **Lerchenholz** ist zwar eine Art Tannenholz, es verdienet aber weit einen Vorzug vor diesem. Es grünet dessen Baum frühzeitig im Frühling, erfrieret nicht in der grösten Kälte, und wächset auf den höchsten Gebürgen und Klippen, in gutem und schlechtem Boden, kalten und warmen Gegenden. Wird selten von dem Winde umgeworfen, von keinem Schnee noch Reiffen zerbrochen. Man weißt auch in dergleichen Wäldern von keiner Trocknis, noch einigen Arten Insekten, die ihm schädlich wären. Derselbe steiget zu einem geraden hohen und starken Stamm, sonderlich wo er mit andern dichte zusammen stehet. Plinius schreibet, man habe zu Kaysers Tiberii Zeiten in Rom einen Balcken vom Lerchenbaum vorgezeiget, der 120 Schuh lang, und 2 Schuh durchaus stark gewesen, woraus man von der möglichen Höhe des Baumes wohl urtheilen kann.

Sein **Holz** ist an Farbe braunroth und geflammet, theils auch weiß, ungemein vest, hart und dauerhaft. Dem ersten Ansehen nach mögen wir es dem Forchenholz vergleichen. Gleichwie es aber zu einem geraden und hohen Stamme aufwächßt, und darneben dauerhaft ist; so tauget es vortreflich zu Bauholz. Wir werden berichtet, daß solches in der Schweiz zu allerhand Gebäuden vorzüglich gesucht werde, weilen es von keinem Wurm berühret, und von dem Feuer nicht so leicht, als anders Holz, verzehrt würde. *Mr. Mortimer* in seinem Feld- und Ackerbau, 2 Th. S. 55. bemerket, daß es eben aus dieser Ursache in Italien für das vornehmste Bauholz gehalten werde. Es hat eine Dauer in der Erden, Luft und Wasser, welche alle unsere bekannte Holzsorten weit übertrift. In der Gegend von Archangel wird es zu Mastbäumen gebrauchet. Es thut gute Dienste auch bey Salzwerken, absonderlich zu Röhrenfahrten; bevor man solches aber im Berg verbauet, muß man es schälen. Im Wasser hat es die Eigenschaft mit dem Eichen und Erlenholz gemein, daß es endlich schwarz wird. Man kann es durch die Kunst gar bald retrificiren. Man legt es ein halbes Jahr in eine Mistpfitze, hernach in Wasser, so ist es Stein. Herr D. Gesnelin bekräftiget in einer Flora Sibirica Tom. I. pag. 176. daß es im Wasser steinhart würde, und deswegen neuerlich zum Schifbau sehr dienlich wäre befunden worden. Raphael hat daher auch auf die Tafeln dieses Holzes gar gerne ein Denkmal seines geschickten Pinsels gestiftet, vielleicht weil solches nicht leicht wurmstichig wird.

Die Drechsler und Tischler wissen dieses belobte Holz ebenfalls sehr nutzbar zu gebrauchen. In Siberien werden die besten Bierfässer daraus gemacht. Ein besonders Lob giebt ihm Herr Professor Hanow in denen Seltenheiten der Natur, 2. Th. S. 44. wobey derselbe be-

besonders meldet, daß man in Rußland aus der innern Rinde dieses Baumes, so feine weisse Handschuhe mache, als von dem feinsten Leder immer werden können; wie dann, als man in Petersburg einen fremden Gesandten mit dergleichen Handschuhen beschenket, und ihn dabey versichert habe, daß sie von Baumrinde, und folglich selten wären, er solches nicht glauben wollen, bis man einen angezündet, und ihn dadurch deutlich überführet habe. Der Herr von Strahlenberg führet in dem zu Stockholm 1730. heraus gekommenen sehr brauchbaren Buch: Das Nord- und Oestliche Theil von Europa und Asia S. 391. folgendes davon an, das er in Siberien selbst angemerket habe: Es giebt starke Hitze im Brennen, daher die Russen in der Stadt Tomskoi es zu nichts anders, als zum Bierbrauen, und die Töpfer ihre Oefen damit zu heitzen, gebrauchen. Es brasselt im Brennen, als wann man Pistolen losschiesset. Es werden ferner gute und im Feuer dauerhafte Kohlen daraus gebrannt. Die Dauerhaftigkeit im Feuer muß man aber nicht so verstehen, wie einige alte Schriftsteller sich davon träumen lassen, als wann sich solches gar nicht im Feuer verzehrte. Plinius L. 16. H. N. c. 10. der gar zu gerne Fabeln einmischt, schreibet: —— excepta Larice, quæ nec ardet nec carbonem facit, nec alio modo ignis vi consumitur, quam lapides. Vitruvius l. 12. c. 9. der sich in das Gute dieses Baums gar zu sehr verliebet, spricht: Larix nomen habet a Castello Laricino. Ex ea tabulæ tegulis affixæ flammam repellunt, neque ex se carbonem amburæ efficiunt. Tragus in seinem Kräuterbuch bejahet, daß dieses gebrannte Holz nicht zu Kohlen, sondern zu Asche falle ꝛc. So gehet es, wer leichtlich glaubt, wird leicht betrogen! Ganz sicher ist es, daß dieses Holz so gut, als alles andere im Feuer verbrennet. In Welschland, denen Alpen- und Schweizergebürgen, wie auch um Trient, wird fast kein anderes als Lerchenholz gebrennet, und dessen Kohlen müssen auf denen Eisenwerkern seit langer Zeit gute Dienste thun.

Penther, in der Anleitung zur bürgerlichen Baukunst, 1. Th. S. 96. giebt nebst dem Herrn Hofrath Heucher folgende Ursache der starken Resistenz im Feuer von denen Lerchen an, S. Dissert. de igne non urente §. 56: da dieses Holz dichte und compact ist, und ein compacter Cörper die Eigenschaft hat, daß er von der Materie des Feuers nicht so bald durchdrungen, und in eine schwingende Bewegung gesetzt werden kann; und da auch dieses Holz aus vielem fixen Salz und erdichten Theilen bestehet, (daher es auch im Feuer ein stark Geprassel macht), welche die schweflicht harzigten Theile stets umfassen, und verhindern, daß nicht diese, ihrer Natur nach, von denen Feuertheilgen, so in die Zusammensügung des Holzes erstlich eingedrungen, so leicht in Bewegung gesetzt werden können, sondern wieder zurück prallen müssen; so muß in diesem Verstande das Lerchenholz im Feuer dauerhaft seyn, d. i. es

muß von der Flamme des Feuers nicht so bald verzehret werden, als eine andere Art Holz, die lockerer ist. Die Frage, ob das Lerchenholz unverbrennlich sey, wird erörtert in denen neuen gesellschaftlichen Erzehlungen 1. B. 8. Leipzig. Es verhält sich solches gegen dem eichenen Holz, nach der Schwere, wie 6 zu 7; hingegen trägt es im Bauwesen über 10 mal mehr, als das Eichene.

3) Wir kommen nunmehro auf den Anbau dieses Holzes. Aus Tyrol ist dessen Saame am besten zu erhalten. Auf ein Simri Würtembergischen Maases, gehen von den Zäpfgen, groß und klein unter einander genommen, 4160. Stück. 200. dergleichen auf ein Pfund: Ein Meßlein oder $\frac{1}{16}$ Simri wiegt 1 Pfund 12 Loth; mithin ein Scheffel 176 Pfund. In einem guten Zäpflein liegen meist 50. bis 70 Körner. Rechnet einstweilen nur 40 gute Körner; so müssen in einem Simri 4160. Stück Zäpfgen, 166400. Saamen enthalten seyn. Man hat gefunden, daß ein Loth abgeflügelten reinen Saamens 2400, und also ein Pfund auf 76800 Körner erfordern. Da nun aber ein Morgen Feld, a 150 Ruthen, 38400. Quadratschuhe beträgt; so kann mit einem halben Pfund von solchem Saamen ein Morgen Platz so bestellet werden, daß jeder Quadratschuh desselben noch einen Saamen erhalten kann. Wir reden noch nicht davon, wie dichte solcher auszustreuen.

A) Bevor wir die Aussaat vornehmen, müssen wir hören, welchen Boden der Lerchenbaum vorzüglich liebe? Herr D. Gmelin in Flora Sibirica lehret: daß er in trockenen, hohen und sandigten Bergen wohl gedeyhe. Kalm schreibet von London: Herr Miller erzehlet mir, daß der Herzog von Bedfort verschiedene dergleichen Bäume in seinen Garten hätte pflanzen lassen, selbige wären theils in einer recht guten Erde, theils aber in einer überaus magern zu stehen gekommen; allein bey dem Wachsen hätten diese dennoch jene bey weitem übertroffen, indem sie sowohl jährlich viel höher aufgeschossen wären, auch viel lebhafter ausgesehen hätten. Die Hannöverische Anzeigen vom Jahr 1753. St. 61. melden: daß der Lerchenbaum in kalten Gegenden schwerlich fortkomme, ja die kalte Lage der Nordgegend schwerlich ertrage. Ingleichem, daß er auch nicht allenthalben so geschwind, wie gerühmet werde, fortkomme, sonderlich aber in der Dicke, langsam wachse. Man führet ein Exempel an von einem 60 jährigen Baum, der an einem Ort in Niedersachsen gezogen worden, welcher an der Erden kaum, 9 Zoll im Durchschnitt, und 30 Schuh in die Höhe, jedoch sehr dünne gewachsen. Desgleichen wird vorgewendet, daß er nicht in einem jeden, sonderlich aber nicht in schwerem Boden so gut, als in einem leichten Lande, und zwar vornemlich auf hohen Gebürgen, die steinigt, und zu anderem Holze nicht geschickt sind, zu pflanzen sey. In dieser Anmerkung ist vieles und nichts gesagt. Der Urheber wollte beweisen, daß der Anbau der Tannen nützlicher

sey,

sey. Im 5ten Stück dieser dieser Anzeigen oder nunmehro also rubricirten nützlichen Sammlungen vom 1755 Jahr sind weitere Anmerkungen über die Erzehlung der vornehmsten im Hannöverischen wildwachsenden Bäume, nebst einigen denenselben unten beygefügten Beantwortungen mitgetheilet worden. Der Herr Verfasser der Anmerkungen bringet verschiedene Gründe für den Anbau des Lerchenbaumes auch auf andern, als hohen und felsichten Bergen, vor, und führet Exempel von dem besonders guten Wachsen dieser Bäume in Herzoglich-Braunschweigischen Forsten an; Wie dann bey Blankenburg 1740. gesäete und gepflanzte dergleichen Bäume binnen 24 Jahren, eine Höhe von 50 bis 60 Fuß, eine Dicke von 18 bis 20 Zoll im Diameter gewonnen. Dje in dem grossen Walde bey Höxter, dem Sölling, 1746 gesäeten und gepflanzten aber, eine Höhe von 27 Fuß, und eine Dicke von 6 bis 7 Zoll erreichet, auch in dem, unter dem Schlosse Fürstenberg, an der Weser gelegenen Elzschengrunde, 15. jährige Bäumgen schon Zapfen und Saamen getragen haben.

Herr Geutebrück, welcher auf Churfürstlich-Maynzische Verordnung eine kurze Anweisung zum Holzanbau Anno 1757 geschrieben, welche überhaupt viel vortreffliches enthält, spricht pag. 46. von dem Lerchenbaum: da dieser vom Jahr 1753. an, und alle folgende, in hiesigem Churfürstlichen Territorio (d. i. um Erfurt) und Holzungen angesähet worden, und von allen diesen Jahren Stämmgen aufzuweisen sind; so kann aus eigener Erfahrung folgende Nachricht geben: Gedachten Jahres mit Anfang des Aprils ist auf dem Tondorfer Horst der erste Lerchensaamen, und zwar, weil man nicht genugsam unterrichtet war, was diese Gattung Holzes für einen Grund liebe, auf 15. und mehr, eine Quadratruthe grosse Bethe, an verschiedenen Orten und Gegenden ausgesäet, aus der Folge aber beobachtet worden, daß solcher in einem feinen schwarzkirschigten Boden am besten fortgekommen, und in solchem das erste Jahr $2\frac{1}{2}$, auch 3 Zoll erwachsen ist. In leimichtem, mit weissem Sand vermischten Grund, ist der Saame ebenfalls zum Aufgang gediehen, hat aber keinen so guten Wachsthum gehabt, als in vorerwehntem. In schwerem, lettichten, steinigtem Erdreich hingegen ist er gar zurück geblieben. Das zweyte Jahr hat er 9, 10, 12 bis 13 Zoll gesommert, das dritte aber nur 6, 8 bis 9 Zoll in die Höhe, hingen desto mehr in die Dicke und Nebenzweige getrieben.

B) Nunmehr kennen wir den Boden, den dieser Baum vorzüglich liebet. Wir wollen ihn also ungefähr im April auf sandigten und trockenen Boden ausstreuen, der etwa in der Tiefe nicht leimicht ist. Wird ein Boden umgepflüget, wie es an theils Orten höchst nöthig seyn wird; so rathen wir an, solchen von Unkraut und Wurzeln wohl zu reinigen, denselben durch Eggen oder Hacken wohl eben zu machen, alsdann den Saamen

einzustreuen. Man muß aber denselben nicht viel bedecken, sondern ganz seichte unterbringen, damit er nicht in der Erden ersticke, weil er ein zartes Mark hat. Diese Anmerkungen gründen wir auf Erfahrungen. Man kann auf diesen Saamen, bey kleinen Versuchen, in 8 Fuß von einander gemachte Reihen oder Zeilen, auf 2 Fuß, 15 bis 20 Körner, etwa ein Viertel Zoll tief legen. Dann anfänglich bey raren und nutzbaren Bäumen muß man alles versuchen, und sich keine Mühe schrecken lassen. Wenn er aufgegangen, so muß das Unkraut immer fleißig ausgejätet, und das Vieh abgehalten werden. Man hat in angelegten Pflanzschulen wahrgenommen, daß die Nachtfröste im Winter die jungen und noch nicht recht bewurzelten Bäumlein herausgezogen, da sie dann umgefallen, und verdorben. Man wird dieses auch bey Forchen und Tannen auf lockerm Boden bemerken können; mithin wird nützlich seyn, daß man auf kleinen Pflanzstätten, die jungen zarten Lerchenbäumgen im Herbst mit denen Fingern vest in die Erden drücke. Alle Stöcke werden diese Vorsicht nicht nöthig haben, und in grossen Bezirken ersetzet die Menge den Abgang. Im ersten Jahre treibet dieses Bäumgen etwas sparsam, allein es wird seinen Wachsthum weit eher vollenden, als die Eiche nur zu der geringsten brauchbaren Vollkommenheit gelanget. In denen erstern 30 Jahren übersteiget es die Roth- und Weißtannen. Wir haben oben gehöret, daß ein dergleichen Baum in 24 Jahren 50 bis 60 Fuß hoch werden könne, und also einer 50 jährigen Tanne fast gleich komme. Aus dieser Ursache wird solcher in Niedersachsen im Herzogthum Braunschweig immer mehrers und mit gutem Erfolg fortgepflanzet. Im Jahr 1753. bemerkte man auf dem Oberharze, daß 3 jährige Bäumlein 4 bis 5 Schuh hoch gestiegen, wovon einige bis auf eine Elle lang gesommert hatten. Hart an dem Boden trieben sie Nebenäste, welche eben so lange, als die Bäumgen waren. Der Förster nahm dieselbe an etlichen hinweg, um zu versuchen, ob ihr Wachsthum dardurch zu befördern, allein vergebens, es kamen an deren Stelle wieder neue. Diese Aeste werden weniger seyn, je dichter der Saame ausgestreuet, und die Bäumgen einander drücken. Man spahre also den Saamen nicht, die Natur hilft sich selber. Die Reinigung wird ohnfehlbar folgen; des einen Stämmgens Untergang ist des andern Aufkommen.

Aus besonders angelegten Pflanzschulen lassen sich 3 bis 4 jährige, auch wohl 2 jährige Stämmlein, am besten im Frühjahr verpflanzen. Wann solche aber fortkommen sollen, muß die Arbeit mit aller Behutsamkeit geschehen. Ein junger Lerchenbaum, wann er mit Moos wohl einballiret ist, hält sich über 2 Monat ausser der Erden frisch, und kann gar wohl verschickt werden. Dieses Mittel gebrauchte man anfänglich an einigen Orten, als man noch keinen genugsamen Saamen zu erhalten wußte. Man hat aber endlich erfahren daß das Verpflanzen nicht de

nächst-

nächste Weg seye, die Lerchenbäume anzubauen. Weit sicherer kann es durch den Saamen geschehen, man meide nur gar zu sandigte, nasse oder brüchigte Oerter. Herr D. Schreber in seiner Sammlung von Cameral- und Oeconomiesachen ist vor den Anbau dieses Holzes rühmlichst besorget. Es dünket ihn aber, daß der Saamen nicht von solchen Orten zu verschreiben, die wärmer und von fruchtbarerm Boden, als diejenigen sind, wo der Saamen gesäet werden soll, oder wo man die Bäume anziehen will. Er spricht: Tyrolersaamen wird zwar vorzüglich gerühmet, allein aus jetzt angeführtem Grunde ist es für kältere Gegenden nicht allerdings ersprießlich, sich dessen zu bedienen. In der Gegend bey Halle in Sachsen hat der aus Oberschlesien verschriebene Saamen, nach weiterer Erfahrung aber vor beyden der Siberische den Vorzug behauptet. Ein jeder Planteur richtet sich nach seiner Gegend, nach dem Clima, und andern Umständen. Was man weiter vor Nutzen von diesem Baum ziehen könne, davon s. Lerchenharz und Lerchenschwamm.

Lerchenfalke, Lerchenfälklein, ist ein kleiner doch edler Falke, welcher ein abgesagter Feind der Lerchen ist, und von denenselben dergestalt gefürchtet wird, daß sie, wenn sie seiner ansichtig werden, sich an den nächsten besten Ort verstecken, und sich eher von einem Menschen mit der Hand aufheben lassen, als daß sie wieder auffliegen sollten. Er hat einen ungemein schnellen Flug, ist aber zum Baitzen sehr schwer, ja fast unmöglich, abzurichten. Dann, ob er wohl bald abgetragen wird, auch des Menschen bald gewohnet, und dem Luder oder Federspiele zufleucht, nicht weniger anfänglich, wenn man es in einem Zimmer mit einem Vogel probieret, auf die Erde sitzt, und sich den Raub beschreidentlich abnehmen läßt; so behält er doch diesen Gebrauch im Felde nicht; sondern so bald er in freyer Luft auf eine Lerche geworfen wird, und solche fängt, begiebt er sich nicht auf die Erde, sondern führet meistentheils den Vogel, so bald er ihn in der Luft ergriffen, nicht weit von dannen auf einen Baum, bis er sich gesättiget hat; oder setzt er sich schon auf die Erde; so erhebt er sich doch, so bald er merkt, daß der Weydmann sich ihm auf etliche Schritte annähret, augenblicklich mit seiner Beute auf eine gute Strecke davon, und verzehret seinen Raub, ehe der Weydmann dazu gelangen kann. Aus dieser Ursache wird er nicht zum Baitzen, sondern auf eine andere Art zum Lerchenfange gebraucht. Man führet ihn nemlich nur auf der Hand, gehet oder reitet mit einem Hunde in das Feld; und wenn der Hund eine Lerche auftreibet; so hat man Acht, wo sie hinfällt, läßt hierauf das Lerchenfälklein auf der Hand flattern; so wird der furchtsame Vogel gewiß nicht aufstehen, so daß man ihn hernach mit dem Tiraß überziehen, oder gar mit der Hand, oder auch mit einem in Gestalt eines kleinen Fischhamens gestrickten, und an einem langen Stecken vestgemachten Gärnleins überdecken kann. Eine andere Art,

vermittelſt des Lerchenfälkleins die Lerchen zu fangen, iſt obenbereits bey dem Worte: Lerche erwehnet worden.

Wie man ſich aber des Lerchenfälkleins zum Lerchenfangen bedienet; alſo braucht man auch hingegen die Lerchen, wenn man ein Lerchenfälklein fangen will, und zwar folgendergeſtalt: Man blendet nemlich eine Lerche, hängt ihr an einem Fuß ein ſubtiles mit Vogelleim beſtrichenes Säbelein, oder nur einen mit Leim beſtrichenen Bindfaden, und ſo man ein Lerchenfälklein herum revieren ſieht, läſſet man die Lerche ſachte fliegen, welche, wie alle blinde Vögel thun, den geraden Weg über ſich gehet. Wenn nun dieſelbe von dem Lerchenfälklein erſehen und geſtoſſen wird; ſo ſchlägt das Säbelein über ſich, wodurch das Fälklein von dem Leime gefangen wird, und ſammt der Lerche herabfallen muß; den Leim mag man hernach mit Aſchen, Seiffe und warmem Waſſer wieder ausputzen. Dieſer Vogel kann die Kälte durchaus nicht vertragen; dahero muß man ihn nicht nur an einem temperirten Orte halten; ſondern auch im Winter ſeine Sitzſtange mit Haſenbälgen füttern. ſ. a. Falke.

Lerchenfang, bedeutet ſowohl die verſchiedene Arten, als auch die bequemſte Zeit, die Lerchen zu fangen. ſ. Lerche, Lerchenfalke, Lerchengarne, Lerchenſtreichen.

Lerchengarne, Lerchennetze, ſind eine Art Netze, derer man ſich bey dem Lerchenfangen bedienet. Man hat deren zweyerley Sorten, nemlich Nachtgarne, oder Nachtnetze, und Klebegarne, Klebenetze oder Tagenetze.

a) Das Nachtgarn, welches an ſeinem Orte beſchrieben wird, hat ſeinen Namen von der Zeit, da man es braucht; denn man kann ſich deſſen nicht bey hellem Tage, ſondern nur bey dunkler und finſterer Nachtzeit bedienen. Ja wenn auch der Mond des Nachts nur ein wenig ſcheinen ſolte; ſo würde er dem Fange hinderlich fallen; geſtalten je dunkler die Nacht iſt, je beſſer dieſer Fang vor ſich gehet.

b) Die Klebegarne aber oder die Tagenetze werden bey Tage ordentlich mit Furklen aufgeſtellet, und bey heller Abendszeit die Lerchen darein getrieben. Ihre Höhe erſtreckt ſich ungefehr auf anderthalb Klafter, die Länge aber nach Belieben, auf 11 bis 15 Klaftern, und müſſen ſie von ſtarkem ungezwirntem und ungeblaichtem Garne (etliche machen ſie auch wohl von Seide) fein ſubtil, damit ſie deſto gefängiger ſeyn, geſtrickt werden. Die Maſchen müſſen ſo weit ſeyn, daß ein dieſes Weydwerks Unerfahrner auf die Gedanken gerathen möchte, die Lerchen würden nicht darinnen kleben oder hängen bleiben; ſondern müßten durchfliegen können, welches aber gleichwohl wegen weiter Ausbreitung ihrer Flügel nicht ſeyn kann. An dem obern Theil dieſer Netze ſind von Horn und Bein gedrechſelte Ringlein, etwan einer halben Span-

Spannen weit voneinander geheftet, damit man sie an die Leinen anfassen, und im Stellen geschwinde auseinander, und nach vollendetem Fange wieder zusammen ziehen, und von den Furkeln abnehmen kann. Diese Netze werden daher **Klebgarne** oder **Klebenetze** genennet, weil die Lerchen, welche bey dem Eintreiben wegen der Abendzeit und Demmerung das Garn nicht beobachten können, gleichsam daran kleben bleiben. Zehen solche Netze müssen eilf Furkeln haben, welche jedoch nicht gar plump, auch nicht so geschwank seyn müssen, daß sie sich biegen; die besten und leichtesten werden von Tannenholz gemacht.

Man hat auch noch eine andere Art von ganz niedrigen Netzen, die man **Tiraß** nennet, und bey Tage stellet, da man die Lerchen zusammen treibet, und vermittelst eines Falkens, den man auch nur von Holze macht, und um sich herum schwenket, verursachet, daß sie nicht in die Höhe fliegen, sondern in das Netze lauffen. Von noch anderer Art sind auch die **Tagenetze auf einem Vogelheerde**, damit man auch die Lerchen vermittelst einer Pfeiffe und eines Spiegels, darinnen sie vermittelst der darauf fallenden Sonnenstrahlen ihr Bildniß sehen, locken, und mit denen ausgebreiteten zweyen Wänden, so sich schnell zusammen ziehen lassen, fangen kann. Siehe **Vogelheerd** und sonst auch von dem Gebrauche dieser Netze, unter dem Worte: **Lerchenstreichen.**

Lerchenharz, lat. Terebinthina germanica, ist das dem aus Lerchenbaum fliessende schöne, köstliche und balsamische Harz, welches helle und durchsichtig, und eines angenehmen Geruchs ist. Der Lerchenbaum giebt solches nicht freywillig von sich, der Stamm muß erstlich bis auf den Kern durchgebohret werden. Das Abzapfen dieses Liquoris kann aber nicht anderst, als unter gewiessen Umständen ohne Schaden geschehen; denn, wenn man dieses an denen jungen Bäumen verstatten wollte; so würde erstlich durch das Einbohren der Stamm verdorben, und zum andern ist leicht zu begreifen, daß das Abzapfen des Saftes dem Wachsthum nachtheilig seyn muß. Daher kann es nur an solchen Bäumen verstattet werden, welche in denen nächsten Jahren darauf gehauen werden. Dieses flüßige balsamische Harz, so viel Aehnlichkeit mit dem Terpintin hat, wird öfters vor den ächten, venetianischen Terpintin, theils gar vor den weissen Peruvianischen Balsam verkauft, wie **Herr von Rohr** pag. 139. erinnert. **Herr D. Schreber** in seiner **Sammlung ökonomischer Schriften**, 1. B. giebt uns weitere hieher dienliche Nachricht. Obgleich bey grosser Hitze viele harzigte Theile aus dem Holze von sich selbst heraus rinnen; so ist dieses doch sehr selten, und müssen die Bäume aufgeritzet werden, da dann ein Saft, wie klar Wasser, heraus läuft, welcher erstlich gelblichtweiß siehet, nachdem er aber älter wird, sich verdicket, und eine Citronenfarbe bekommt. Jener selbst herauslauffende Saft wird in Frankreich *Bijon* genennet, und ist viel edler, als der,

welcher durch Einschnitt in den Baum abgezapfet wird, und unter dem Namen: Terpentin, bekannt genug ist. Pomet führet in seinem aufrichtigen Materialisten S. 422. an; jener, der wahrhafte *Bijon*, habe so viel Kraft, als der weisse peruvianische Balsam; sey aber wohl denen wenigsten Apothekern und Specereyhändlern bekannt, und man könne eher 5000 Pfund von diesem selbst ausfliessenden kräftigen Harze sammeln. Der Terpentin wird mehrentheils in Frankreich, und sonderlich in denen Lionischen Wäldern bey Pilatre von denen Bizeards, welches arme Leuthe sind, die sich in denen dortigen Wäldern aufhalten, des Jahres zweymal, im Frühling und Herbste, mit Fleiß gesammelt, und in Tonnen und Bockshäuten nach Lion zum Verkauf gebracht, von dar dieses flüßige Harz weiter verführet und zu uns gebracht, und unter dem Namen venetianischer Terpentin geführet, ja öfters für den orientalischen Terpentin, der aus den Inseln Scio und Cypern kommt, verkauft wird. Billig, sagt Pomet, sollte man ihn nicht mehr Venetianischen, sondern seinen Terpentin aus dem Holze bey Pilatre oder von Lion nennen, und nennen lassen.

Man bekommt zwar von den Tannen und Fichten ebenfalls Terpentin; allein der vom Lerchenbaum hat den Vorzug für diesen in vielen Stücken, und äussert sich dieser Unterschied unter andern gar sehr bey Verfertigung des Sigellacks. Im Einkauf gilt jetzo ein Pfund 5 Groschen. In denen Hanöverischen Anzeigen vom Jahr 1754. nro. 101. heißt es: „Es ist an „dem, daß man von denen Lerchenbäumen im Deutschen Reiche keinen sogenannten venedischen Terpentin zu hoffen habe, „massen zu dessen Erzeugung ein „wärmeres Clima und Boden erfordert werde; doch vielleicht „ersetzet die Kunst solche Erforderniße durch eine besondere Zubereitung des zu bepflanzenden „Bodens, wenigstens soll die Präparirung des Terrains durch „ein alcalisches Salz zu einem „bessern Gedeyhen der Lerchenbäume vieles beytragen, wovon „die Probe zu machen stünde.„ Diese Anmerkung macht Herr D. Gerke zu Einbeck. Allein, wie es gewiß ist, daß man, nach dem eigenen Geständniß des Herrn Doctors, nicht nur in Tyrol, sondern auch anderwärts in Deutschland, an Lerchenbäumen Schwämme antrift; also hat man auch von denenselben Terpentin nicht bloß zu hoffen, sondern auch gewiß zu erwarten, ohne die angerühmte Präparirung des Terrains durch ein alcalisches Salz, dessen besondere Wirkung zu diesem Zwecke noch durch mehrere Erfahrung wird erwiesen werden müssen. Ob die deutschen Lerchenbäume just so, wie die Französischen bey Pilatre in Lion, ihr Harz von selbst von sich geben, wollen wir eben nicht behaupten. Daß sie aber nicht so gar unergiebig sind, als Herr D. Gerke meynet, weißt man aus verschiedenen Nachrichten. Beedes, die Schwämme und Terpentin, sammeln sich nur noch nicht so stark in denen Gegenden von Deutsch-

Deutschland, wo man vor nicht gar langer Zeit erst angefangen hat, Lerchenbäume anzuziehen, als künftig geschehen kann, wenn mehrerer Fleiß darauf gewendet wird.

Das Lerchenharz treibet, wärmet, eröfnet, erweichet, heilet und reiniget, insonderheit aber bekommt es denen Schwind- und Lungensüchtigen wohl. Wenn man oft und viel daran leckt; so erledigt es die Brust von den schleimichten und faulen Feuchtigkeiten, reiniget die Nieren und und Blasen, vertreibet den Stein, befördert den Harn, und hilft andern Gebrechen mehr, sonderlich der Harngefässe ab, stillet den Saamenfluß, und heilet auch, mit Campher vermischt, die Krätze und den Aussatz, und ist, alleine, oder mit Honig vermengt, als eine Latwerge eingenommen, ein gutes Mittel wider den Husten und die Engbrüstigkeit. Aeusserlich wird es zu denen zeitigenden und heilenden Pflastern und andern Arzneyen genommen.

Lerchenheerd, s. **Vogelheerd.**

Lerchennetze, s. **Lerchengarne.**

Lerchenschwamm, lat. Agaricus Laricis, ist in allen Apothecken unter der angeführten lateinischen Benennung bekannt. Es sollen sich dessen, nach *Axtii* tract. de arbor. conif. zweyerley Gattungen finden. Die männliche sollen schwarz, lang, hart und schwer seyn, und nicht so viel taugen, als die weiblichen, welche rund, weiß und porös sind, und sich leicht zerreiben lassen. Sie sollen nicht so geschwind, wie andere bekannte Schwämme, wachsen, sondern ein ganzes Jahr Zeit erfordern. Man klaubet sie von denen Baumrinden ab, wann sie anfangen trocken zu werden und Risse bekommen. Nachgehends stellet man sie, nach Gelegenheit, zwey bis drey Wochen in die Sonne, damit sie weiß werden. Man schlägt sie mit einem hölzernen Hammer, und reibet sie bisweilen äusserlich mit Bohnenmehl, damit keine Schnitte darauf zu sehen. S. Valentini Histor. Simpl. Eigentlich ist der Lerchenschwamm ein an der äussersten Rinde dieses Baumes, aus deren Fasern entstehendes ganz weisses und leichtes Gewächse, von unterschiedener, theils länglichter, theils runder gestalt, welches auswendig eine röthlicht graue Schale, innwendig aber ein mürbes Mark mit vielen Fäsergen enthält, anfänglich süsse, hinterher aber bitter schmeckt. Er ist ebenfalls sehr resinös, welches man erfähret, wenn man Branntenwein darauf gießt. Er wird als ein Arzneymittel gebraucht, und jetzo im Einkauffe mit sechs Groschen bezahlet. Vor einigen Jahren ward in denen Französischen Zeitungen viel Werks davon gemacht, daß ein Chirurgus in Frankreich der glückliche Erfinder eines blutstillenden Mittels gewesen, so ganz ausserordentliche Wirkungen bey Ablösung der Arme und Beine bewiesen, wofür er von dem König eine ansehnliche Belohnung empfangen hätte. Einige Zeit hernach ward das Mittel durch eben diese Zeitungen bekannt gemacht, und es war der Lerchenschwamm, der als ein solches Mittel in Deutschland

land-lange bekannt gewesen ist. S. von Rohr Geschichte der Bäume, pag. 194.

Lerchenspiegel, s. Lerchenstreichen.

Lerchenstreichen, Lerchenstrich, heisset insbesondere die Feld- und Kornlerchen, entweder mit den Nachtnetzen fangen, oder vermittelst einer langen Leine in die Klebgarne jagen.

α) Die erste Art geschiehet bey der Nacht folgendergestalt: Wenn das Nachtgarn, wie oben unter dem Worte Lerchengarn angewiesen worden, völlig verfertigt, und an jeder von den beyden schmalen Seiten eine lange Stange angebunden ist; so breitet man des Abends, wenn es finster wird, und der Mond nicht scheinet, das Netze auf der Erden aus, alsdenn fassen es zwey bey den Stangen rechts und links, hinten aber gehet einer, der den Schweif des Netzes fein niedrig bey der Erde nachträgt. Also gehen sie etliche Furchen, so viel daß Netz überreichen kann, auf, und an den nächsten Furchen wieder ab, und, so was unter dem Netze flattert, pfeiffen sie einander, legen das Netze nieder, würgen die Vögel, ziehen sie durch das Netze heraus, und gehen sodann weiter fort. Wenn es nicht ganz finster ist, müssen sie geschwinder gehen. Die Witterung zu diesem Fange muß auch recht trocken seyn, weil sonsten bey nassem Wetter nicht nur die Netze übel zugerichtet, und besudelt werden; sondern auch die Vögel bey solcher Zeit nur an erhöhesten und strauchichten Orten, wo man mit den Netzen wenig ausrichten kann, zu liegen pflegen. Etliche sind der Meynung, die mit den Nachtnetzen gefangene Lerchen sollen besser seyn, als die bey Tage gefangen worden.

Mit den Nachtgarnen zu gehen, wird ausser denen, so die Jagdgerechtigkeit besitzen, sonst billich allen andern verboten, weil damit nicht allein die Lerchen, sondern auch die Wachteln, ja wohl ganze Völker Rebhüner, und anderes im Felde übernachtende Feder- und anderes Wildpret, als junge Hasen und dergleichen, dadurch mit hingeraft und verderbet, oder doch aufs wenigste verjaget werden. Dannenhero soll es auch absonderlich in den Churfürstl. Sächsischen Landen mit dem Lerchenstreichen, wie mit anderm Niederwildpret gehalten werden, und sich keiner auf des andern Grund und Boden betretten lassen, sie hätten denn Kuppeljagd miteinander. Die Bürger in Städten sind dessen auf ihrem Weichbilde und Fluren, wo sie nicht verhegt sind, befugt; der Churfürstl. Gehege aber sollen sich alle insgesammt enthalten, es geschehe denn mit Vorbewußt, Gunst und Bewilligung der Aemter. Die Bauerschaft aber, Müßiggänger und anderes gemeines Volk sollen sich nicht unterstehen, mit den Nachtnetzen ohne Unterscheid zu streichen; sondern es soll ihnen solches bey nahmhafter Strafe verboten seyn.

β) Die andere Art des Lerchenstreichens, welche mit denen Tagegarnen oder Klebenetzen

zen geschiehet betreffend; so wird solche folgendergestalt vorgenommen: Wenn die Erndte vorbey ist, und die Zeit heran rücket, da der Lerchenstrich anzugehen pfleget, erwählet man einen gelegenen Platz auf denen Stoppelfeldern, sonderlich aber auf denen Haberstoppeln, stellet die Klebegarne, deren man wenigstens dreyßig, bey grossen Plätzen, auch mehrere haben muß, mit denen dazu gehörigen Lerchenfurkeln, in dreyen Zeilen, etwan 20 Schritte oder mehr, hintereinander dergestalt auf, daß sie oben an den Leinen mit den Ringeln ganz aneinander gezogen sind, unten aber eine Elle, oder auch nicht so lang, von der Erde hängen, und sonst gegen den Boden und beyde Seiten ganz frey schweben. Sowohl links als rechts an denen aufgestellten Netzen befindet sich ein Gestelle mit einem Haspel, worauf eine sehr lange Leine gewunden ist. Wenn nun etwa um drey Uhr Nachmittags die Garne auf die Furkeln gehänget werden, und man damit fertig ist, wird an eine jede Leine ein Pferd oder Ochse, vermittelst eines Ortscheites angespannet. Derjenige, so auf dem Pferde sitzet, oder den Ochsen regieret, ziehet sodenn mit der Leine, welche von der dabey stehenden Person abgewunden wird, allmählich fort, und die dazu gestellten Jungen schleppen, in gewisser Entfernung voneinander, die Leine nach, sowohl dem Pferde oder Ochsen den Zug zu erleichtern, als auch der Leine, wenn sie etwan wo hängen bleiben sollte, nachzuhelfen. Sind die Leinen auf beyden Seiten völlig abgewunden; so wird denen Personen, die bey dem Zugviehe sind, ein Zeichen gegeben, oben im Bogen zusammen zu rücken. Wenn solches geschehen, spannt man die Pferde oder Ochsen ab, hängt beyde Leinen zusammen, und fänget bey den Netzen an, dieselbe wieder aufzuwinden, die ringsherum an der Leine ausgetheilte Jungen gehen erstlich Fuß vor Fuß fort, damit die Lerchen nur sachte aufstehen, und 30 auch mehr oder weniger Schritte sich wieder niedersetzen; und also treibt man sie oft gemächlich auf, bis sie ungefähr 40 bis 50 Schritte sich gelagert haben; alsdenn läßt man die Treiber stärker gehen, und endlich gar auf sie loslauffen; so schiessen sie vor Furcht, und der hereinbrechenden Nacht geblendet, mit Hauffen in die Garne, daß man, wo es einen guten Strich hat, etliche hundert auf einmal fängt.

Weil hierbey das meiste daran gelegen ist, daß man die Treibezeit recht treffe, indem die Lerchen, wenn das Treiben zu frühe oder zu spät geschiehet, entweder sich zurücke begeben, oder in die Höhe fliegen, folglich alle angewandte Mühe und Unkosten umsonst und verlohren sind; so ist es gut, wenn man bey diesem Fange, indem man mit denen Leinen eintreibet, eine Person dabey hat, die es verstehet, und den Treibern entweder mit einem Hörnlein, oder mit einem lauten Pfeiflein zu rechter Zeit ein Merkzeichen zum Stillstehen giebt, damit die Lerchen sich setzen, und nicht zu hoch, oder wohl gar sich über die Garne schwingen, sondern noch vor denenselben nie-

ders

derfallen mögen, um hernach, wenn sie nahe genug dabey sind, desto eilfertiger in gedachte Garne gejaget zu werden. Sie verwickeln sich so harte darinnen, daß sie übel auszulösen sind; das vornehmste aber ist, die Füsse recht auszuledigen, da denn der Leib schon hernach gehet. Bisweilen kommen auch Wachteln, Schnepfen und Rebhüner hinein, wovon die beyden letztern einen grossen Riß in das Garn zu machen, und wo man nicht bald herzu kommt, sich gar loszureissen pflegen.

Dieses Weydwerk will ein stilles heiteres Wetter haben; denn wenn solches windig ist, muß auch diese Uebung vergeblich seyn seyn, weil die subtilen Gärnlein von den Winden gar zu leichtlich aufgehoben werden, daß die Lerchen nuten durchfliegen, und also nicht gefangen werden können. Wenn Frauenzimmer, oder sonsten etwa ansehnliche Zuschauer vorhanden sind; so können sie wohl beyderseits etliche 20 bis 30 Schritte von den Netzen stehen oder sitzen bleiben: denn also sehen sie nicht nur, wie die Lerchen in die Netze einfallen, sondern es können auch die Lerchen sich destoweniger seitwärts begeben. Wenn die gefangenen Lerchen gewürget, und aus den Garnen mit Bescheidenheit ausgenommen worden; so muß man diese wieder zusammen ziehen, abnehmen, und in die dazu gehörigen Säcklein stecken, die leinen vollends aufwinden, und alles zusammen, bis auf die Furkeln und Gestelle zu den Leinen, welche bis zu Ende des Lerchenstreichens auf dem Felde stehen bleiben können, auf dem grün angestrichenen Lerchenwagen, wieder nach Hause an behörigen Ort schaffen.

Die Bauren in Frankreich bedienen sich noch eines andern Mittels, dadurch sie mit geringer Mühe und Kosten bisweilen eine grosse Menge Lerchen fangen. Sie geben nemlich Achtung, wo sich selbige am meisten aufhalten, und, um sie desto mehr anzulocken, streuen sie Haber, und schlagen 3, 4 und mehr Reihen kurze Pflöcker in die Erde; knüpfen oben an die Ecken 26 bis 30 Ellen lange Stricke, und an denselben, nahe an der Erden, viele Schlingen von doppelten Pferdehaaren, 4 bis 5 Zoll weit von einander entfernt. So bald nun die Vögel des Habers gewahr werden; fallen sie gierig darauf zu, da sie sich denn in den Schlingen verstricken, und zuweilen auch nebst andern Vögeln gefangen werden.

γ) Ist aber endlich noch etwas, welches das Vergnügen des Lerchenfanges vermehren kann; so ist es gewiß durch Beyhülfe eines sogenannten **Lerchenspiegels**. Diesen nun wohl einzurichten, ist zu wissen nöthig, daß die eingesetzten Spiegel von reinem und hellem Glase seyn müssen, indem sonst die Lerche nicht darauf fällt; und wenn selbiger recht soll gemacht seyn, kommt er auf zwey Thaler. Hierzu gehören auch Netze und Schlagwände, welche also zu verfertigen: Man fängt mit einer Masche an, und stricket selbige fort bis auf 380, alle auf einen

einen Bindfaden, und stricket nach diesem in die Breite auf 180 Maschen, welche 1 und ein Viertel Zoll, von einem Knoten zum andern, weit sind. Sodenn wird die Wand rund herum mit 3 drätigem Zwirn oder feinem Bindfaden vermaschet. Hierzu müssen die Oberleinen, fast eines Fingers stark, von feinem ausgehecheltem Hanf, und auf 17 Klaftern Lang, die Unterleinen aber kaum halb so stark, und 13 und einer halben Klafter lang seyn. Zu den Saumleinen nimmt man nur starken Bindfaden. Weiter gehören hierzu seine lange Rückleinen, damit der Lerchenfänger nicht so lange bey den Wänden sitzen darf. Wenn nun das nöthige fertig ist; so geschiehet der Fang selbst. Vorher aber ist noch zu merken, daß der Fang bey hellem Sonnenschein geschehen, und durch Beyhülfe des Spiegels und dessen Glanzes die Lerche angereitzet werden muß. Es wird aber der Spiegel mitten gegen den Wänden also angebracht: Man schlägt eine Spindel in die Erde, daß sie kaum zwey Zoll heraus bleibe, setzet den Spiegel darauf, machet an das eiserne Häcklein das dazu gehörige Leingen an, und nimmt es der Lerchenfänger, wo er sitzet, zu sich. Siehet man nun, daß Lerchen gezogen kommen; so muß der Spiegel mit der Leine beständig gedrehet werden. Wird denn eine Lerche solches gewahr; so nähert sie sich, und mit ihr auch der ganze Schwarm. So bald sie herunter nach dem Spiegel fallen, muß man auch fertig seyn, die Wände über sie zu rucken, und die Lerchen bald auszulösen, auch selbige sofort wegzuschaffen. Der Lerchenfänger muß nicht frey, sondern in einer in die Erde gegrabenen Grube verborgen sitzen. s. a. **Lerche, Lerchenfalke, Lerchengarne, Vogelheerd.**

Nach den gemeinen Rechten sollte zwar einem jeden, wenigstens auf seinem Acker, frey stehen, Lerchen zu fangen. In Sachsen aber ist es dennoch, wie schon bemerket worden, ziemlich eingeschränkt.

Lerchenzuchtmeister, s. Schmerl.

Leseholz, heisset man bey der Holzung die dürren Zweige, Späne, Gewürzel von Stöcken, und anderes kleines Holz, so denen Holzhackern und andern armen Leuten aufzulesen, und nach Hause zu tragen, erlaubt ist, wobey jedoch dieselben weder Axt noch Beile führen dürfen, damit sie nichts von grünem Holze abhauen können. Ueber dieses aber ist dabey wegen allerhand anderer Waldbeschädigung und Holzdieberey sowohl, als damit nicht einer oder etliche arme Leute alles, die andern aber nichts bekommen, eine gute Ordnung zu halten. Man weiset nemlich die Revier an, wo, und wo nicht gelesen werden soll. Es werden auch gewisse Tage dazu bestimmet. Jeder, der lesen will, muß sich bey gewiesen darzu verordneten Bedienten melden, einen Zettel holen, darauf der Name des Lesers, der Wohnungsort, die Tage und Lesezeit, und das Revier benennet ist, welchen sie hernach denen visitierenden Forstbedienten vorzeigen, oder aber in deren Ermang-

Erwanglung im Holze nicht geduldet werden müssen. An einigen Orten müssen sich auch die Holzleser alle zu gewiesser Zeit an dem Lesetage versammeln, werden eingeschrieben, und von einem Aufseher angeführt, andere aber nicht zugelassen. An andern Orten wird auch von denen, so Holz lesen wollen, ein gewisses Geld, entweder überhaupt oder Tageweise, erleget. Endlich muß sonderlich nicht verstattet werden, daß die Weibsleute Sicheln und Beile mit sich nehmen, ingleichem, daß an denen jungen Schlägen und Sommerlatten gelesen werde. Denen Holzhackern wird auch darinne nichts voraus verstattet; sondern sie müssen mit andern Lesern in der Ordnung, nur aber Umsonst nicht aber nach ihrer Willkühr, lesen. Denn dieses ist eine Gelegenheit zu vieler Holzdieberey.

Lesse, s. Strick,

Leyer, heisset bey dem Meisenfang die Walze, worein die Leimruthen gestecket werden. An derselben ist eine doppelte Leine; wenn man eine an sich ziehet; so wickelt sich die andere auf.

Liberæ Venationes, s. Freybürsche.

Librare in altum, s. Schwingen.

Lieben, nennen die Jäger, wenn sie dem Leithunde, da er im Anhalten richtig auf der Fährte stehet, mit freundlichen Worten zusprechen, mit dem eichenen Bruch um die Augen streichen, und andere Liebkosungen erweisen, um dadurch zu erkennen zu geben, er habe seine Sache recht gemacht, und man sey mit ihm zufrieden.

Lier, wird bey den französischen Falkenierern von dem Falken gesagt, welcher seinen Raub in der Luft davon führet, da er ihn vest in seinen Klauen hält, oder da er denselben, nachdem er ihn zu Boden geschlagen hat, zusammen drückt, und vest an der Erde hält; welches von denen deutschen Angreifen genennet wird. s. Falke. Sonst aber brauchen die französischen Falkenierer dieses Wort auch auf den Fall, wenn zwey Vögel in Gesellschaft fliegen, und sich zusammen halten, um den Reiger zu verfolgen, und ihm so nahe zu kommen, daß sie ihn anzugreifen, und in ihren Klauen zu halten, scheinen.

Lierre, s. Epheu.

Lievre, s. Hase.

Lignatio, s. Holzungsgerechtigkeit.

Lignum, s. Holz.

Lignum sectum, s. Scheitholz.

Ligustrum, s. Rheinweiden.

Limier, s. Leithund.

Limites, s. Grenzen.

Limitrophi, s. Markſteine.

Lince, s. Luchs.

Linde, lat. Tilia, franz. *Tillau*, *Tilleul*, *Tillot*, ist ein großwachsender, breitästiger, und einen starken und dicken Schatten machender Baum, und gehöret mehr unter die Bäume der Vergnügung und Sommerannehmlichkeit,

keit, als zum Gebrauch des Holzes. Linden, wenn sie auf einem guten Boden stehen, tragen nicht allein ein sehr angenehmes grosblätterichtes und schattenreiches Laub, sondern sie schiessen auch über sich eine schöne Krone, und breiten ihre prächtige Aeste auf allen Seiten aus. Sie lassen sich auf vielerley Art unter der Scheere ziehen; ja wer Lust hat, kann sich mit der Zeit auf denen Aesten eine angenehme Sommerlaube, oder Lust- und Schattenhütte bauen. Die Lust- und Ziergärtner machen mancherley Bogengänge und schöne Alleen davon. Ingleichem mancherley Arten Pyramyden. Um einige grosse Städte findet man zu den Promenaden auf beyden Seiten solche angenehme Linden in grosser Anzahl, welche kühle und Schattenmachende Gänge zur Sommerszeit niemals allein sind, sondern alltäglich von vielen Menschen beyderley Geschlechts betretten werden. Ja nicht nur allein grosse Lust- und Ziergärten und grosse Promenadeörter prangen mit diesen schönen Bäumen, sondern man findet an theils Orten Dorf- und Landstrassen damit gezieret. In den Dörfern und auf denen Auen stehen zu vielen Gegenden die allergrösten Linden.

Es giebt zweyerley Art Linden, die weiche und Stein- oder die Oft- und spate Linde. Die weiche oder Oftlinde blühet eher als die andere; beyde aber sind sowohl an Blättern als Holz und Blüthen einander gleich. Die Blüthe von beyder Art ist den Bienen einer der allerbesten und gedeyhlichste Genus. Wenn diese blühen, so sind die Bienen nicht nur am Tage bey gutem Wetter in unzählicher Menge auf den Linden, sondern sie bleiben zum Theil gar in der Nacht darauf. Die Bienen bekommen von den Linden nicht allein das dienliche zu ihrem Gewirke, sondern auch viel Honig. Zu der Zeit nimmt es von dem starken Geruch der Lindenblüthe um die Bienenhütten recht süsse und angenehm. Wenn die Linden blühen, und solche die Bienen recht geniessen können, schwärmen sie um diese Zeit am meisten, und alsdann auch die besten Schwärme, darum diese Zeit gesetzt werden. Ferner ist das sehr kühlende Wasser, welches von den Lindenblüthen sowohl in den Apotheken, als auch von vielen andern Personen gemacht wird, bekannt.

Das Lindenholz ist nicht nütz, es ist aber sauber weiß; daher wird es, wenn sie stark genug sind, zu Brettern, wenn Tische gemacht werden, geschnitten; auch brauchen es, wegen des gelinden Schnittes, die Bildhauer, Drechsler und Tischler zu vieler Art Arbeiten.

Wenn Linden im Frühling gehauen werden, so schälet sich eben, wie von allem Holz, die Rinde am besten. Die Rinde wird in ein reines stillstehendes Wasser geworfen, darinnen löset sie ab, und wird davon zu vortreflicher vester Bast, welcher innerlich schön weiß, nach der äusserlichen Rinde zu aber immer etwas bräunlichter und geringer wird. Dieser Bast wird sehr zu Matten und Einpacken bey Kauf- und Fuhrleuten gebraucht, und

durch Beyhülfe dieſes Baſtes werden mit den Dohnen in einem Jahr lang viele tauſend Schock Vögel, mancherley Art, nur in einem einzigen Fürſtenthume gefangen. Auch die Luſtgärtner und viele andere Leute brauchen ſolchen Baſt zum Oculiren und zum Verbinden der Bäume, als auch zu mancherley andern Sachen.

Auf den Linden wachſen nach der Abblühung viele runde, erbſengroſſe Kügelchen. Ich habe noch niemals geſehen, daß aus denſelben, abgefallenen Kügelchen unter oder neben den Linden junge Linden aufgewachſen wären. In dichten Hecken oder Büſchen aber, wann weder Vieh noch Wildpret kommt, wenn ſolche Kügelchen von Mäuſen, Vögeln oder Eichhörnchen hingetragen werden, wachſen ſie. Hernach aber werden die Linden auf dem Lande oder in den Bäuſen, am Wege und Alleen, ordentlich wie Obſtbäume geſetzt, auch oben verſtutzt. Es koſtet aber, wenn eine Linde ſoll aufgebracht werden, gleiche Mühe, als bey einem Obſtbaume. Im Gefilde, auf Reihnen und in Büſchen, allwo Vieh und Wild hinkommen kann, kommt eine junge Linde wegen des ſchönen breiten wohlſchmeckenden Laubes niemals auf. Das Laub von Linden iſt ein vortreflich Futter zum Füttern der Lämmer; ſolche lernen davon freſſen; auch ſtreiffen es ſogar manche Dorfleute, und brühen es wie Kraut mit vor vor die Kühe.

Aus den alten Linden wächſet der bekannte Lindenmiſtel, mit kuchichten Stengeln, länglichten bleichgrünen dicken Blättern und weiſſen Beerlein, aus welchen der Vogelleim bereitet wird. Dieſes Gewächſe iſt ein gutes Mittel wider die fallende Sucht, und wenn die Beerlein mit Eſſig geſotten eingenommen werden, ſtillen ſie allerhand Blutflüſſe, gepülvert aber dienen ſie wider die ruhr Ruhr. Der an den Linden wachſende Schwamm bewahret das Vieh für anfallenden Krankheiten, wenn man ihn in das Waſſer leget, daraus ſolches getränket wird. Die Lindenblätter zerkurtſcht und aufgelegt, ſind gut wider den Krampf und die geſchwollene Füſſe. Aus der Blüthe wird ein Waſſer gezogen, welches eine gute Hauptſtärkung iſt, das Herzklopfen ſtillet, und wider Ohnmachten, Schwindel, Schlag, fallende Sucht, Stein, Bauchgrimmen und geronnenes Geblüte im Leibe dienlich iſt; äuſſerlich aber die Flecken des Angeſichts vertreibet, und die Schmerzen der Augen ſtillet. Die von der Lindenblüthe bereitete Latwerge iſt ein treflich Mittel wider die Hauptflüſſe und fallende Sucht, als welches auch der Schirm aus der Lindenblüthe verrichtet, welcher zugleich das Hirn und das Gedächtnis ſtärket, den Schwindel vertreibet und dem Schlag wehret. Die Knoſpen und Blätter, in gleichem auch die mittlere Rinde in Wein geſotten und getrunken, iſt gut wider das Bauchgrimmen, befördert den Harn, und treibet den Stein und monatliche Zeit. Die innere Rinde in kleine Stücken zerſchnitten, und eine Zeitlang ins Waſſer geleget, giebt einen zähen Schleim von ſich, wel-

welcher auf ein Tüchlein gestrichen und übergelegt, den Brand gewaltig kühlet und löschet, auch die podagrischen Schmerzen lindert. Wenn man die Linde im Frühling anbohret, wie man mit denen Birken sonst zu thun pfleget, läuft ein Saft heraus, welcher den Stein treibet, das Geblüte reiniget, und täglich dreymal, nemlich des Morgens früh, zu Mittage und Abends, zu drey bis vier Unsen eingenommen, ein bewährtes Mittel wider die fallende Sucht ist. Der Saft kann entweder allein oder mit Lindenblüthe vermischt, an der Sonne destiliret werden. Die lindenen Kohlen gnnoch glühend mit mit Essig abgelöscht, und mit zerstossenen Krebsaugen eingenommen, zertheilen das von einem harten Fall im Leibe geronnene Geblüte, und stillen das Blutspeyen.

Linote, s. Hänfling.

Linotte, s. Hänfling.

Linx, s. Luchs.

Livia, Taube.

Locha, s. Kennthier.

Lochbaum, Loche, Lauche, heisset ein an der Grenze zum Mahl oder Markung dienender, und mit einem eingehauenen oder gebohrten Loche bemerkter Baum, welcher gemeiniglich zwischen Wald und Wald, oder zwischen Holz und Feld den unterschied anzeiget; wiewohl man auch einige findet, die Feld von Feld, oder Feld von Wiesen abmarken oder abmalen. Hiezu nimmt man Bäume, die in Wind und Wetter dauerhaft genug sind, z. Er. Eichen, Linden ꝛc. und an sumpfichten Orten Erlen. Dergleichen Bäume werden von gewissen dazu verordneten und verpflichteten Leuten gezeichnet, und gewöhnlicher massen auch wohl des Grundherrns Wappen, oder nur ein Kreuz hineingehauen; deshalben man sie auch **Kreutzbäume** nennet, zugleich aber in deren Mitte vorgedachter massen ein Loch gebohret. Sie sind entweder eigen oder gemein. Die eigenen Lochbäume stehen zwar am Untermark, aber ganz auf des einen Eigenthumsherrn Boden; weswegen sie demselben allein zugehören, und hat der anstossende Nachbar keinen Theil daran. Sie werden aber eben daher also gezeichnet, daß die Löcher nur auf der einen Seite gegen den angrenzenden Nachbar sich befinden, auf der andern Seite hingegen die Bäume unbemerkt und frey gelassen seyn. Die gemeinen Lochbäume aber stehen mitten auf dem Unterziel, und sind beyden Eigenthumsherren gemeinschaftlich, oder theilsamlich zuständig, dergestalt, daß einem jeden der halbe Theil daran gehöret; daher sie denn auch billich hinten und vornen, in der Mitte des Baums, dem geraden Untermark nach, gelochet werden sollen. Wenn sich aber die Markung wendet, und nicht straks für sich gehet; so wird ein Ecklochen gemacht, und also gezeichnet, daß sie einen Winkel beschliesset. Doch ist überhaupt bey diesen Mark und ihrer Bezeichnung zu merken, daß es hiebey vornemlich auf eines jeden Orts Gewohnheit ankomme. Sothane Lochen sollen aufs wenigste in fünf Jahren

einmal erneuert, und ausgehauen werden, inmassen sie sonst verwachsen, absonderlich wenn die Bäume gesund und nicht alt sind; an denen die ausgehauene Kreutze durch die Länge der Zeit, so sie nicht verneuert werden, dermassen verwachsen und verwimmern, daß man gar kein Zeichen von aussen her mehr sehen kann, und oft wohl etliche Zoll tief in den Baum hinein hauen muß, bis man dieselben entrist. s. a. Grenze.

Loche, s. Lochbaum.

Loche, s. Schmerl, Steinbeisser.

Lochbeiche, s. Eiche.

Lochette, s. Schmerl.

Lochtaube. s. Taube.

Lock, Locken, lat. Allicere, Allectatio, franz. *Allecher*, *Allechement*, heissen bey dem Vogelgelsange die verschiedenen Erfindungen, die vorüberziehenden Vögel desto eher auf den Heerd, oder in die gelegten Fallen und Schlingen zu bringen, und geschiehet solches vornemlich auf zweyerley Art, entweder durch besondere darzu dienliche Pfeiffen, oder aber durch gewisse darzu abgerichtete Vögel; welche letztere daher bisweilen selbst auch der Lock, oder Gelock heissen. s. Gelock und Lockvogel. Bey den Fischen und wilden Thieren aber geschiehet das Locken oder Ankirren derselben inescare oder Inescatio, franz. *Amorcer*, oder *Amorce*, durch verschiedene Arten von Ködern, oder aber durch Luder und andre Lockspeisen.

Lockenten, s. Entenfang.

Lockpfeiffe, lat. Fistula Aucupis, franz. *Appeau d'un Oiseleur*, ein Werkzeug, welches man zum Vogelfange brauchet, und von mancherley Art, nachdem es auf diese oder jene Art von Vögeln, als Wachteln, Hüner, Lerchen, Nachtigallen ꝛc. gerichtet ist, und womit man derselben Stimme, mit welcher diese Geschlechter der Vögel einander locken, nachahmen kann.

Lockspeise, lat. Esca, franz. *Amorce*, heißt allerhand Futter oder anderes Speißwerk, womit man die Vögel, Fische und andere Thiere anzulocken und zu kirren suchet, um sie desto eher und leichter zu fangen. s. Lock, Köder, Körner, Luder.

Lockvogel, Lock, Gelock, lat. Illex, franz. *Appellant*, *Apeau*, *Appeau, une Chantelle pour servir d'Apeau*, heißt ein Vogel, welcher entweder auf einem ordentlichen Vogelheerde, oder bey einem Feldbaume, oder einer Leimstange, in seinem Häuslein, Bauer oder Käfich hingestellt wird, um durch seinen Gesang, Ruffen und Geschrey die vorüberstreichenden Vögel seines gleichen auf den den Heerd, oder in andere desselben gestellte Fallstricke zu locken. Solcher Lockvögel giebt es vornemlich zweyerley Sorten, singende und schreyende; beyde aber werden wieder in grosse und kleine eingetheilt. Unter den grossen singenden Lockvögeln sind die vornehmsten der Mistler, die Weiß- oder Zippdrossel, und die Amsel. Die grossen schreyenden

enden sind der Krammetsvogel oder Ziemer, und die Roth- oder Weindrossel. Die kleinen singenden Lockvögel sind, der Gögler oder Quäcker, sonsten auch Buchfinke genannt; der Kernbeisser, der Grünitz oder Krummschnabel, so auch anderer Orten Kreutzvogel heisset; der Gimpel oder Buchfinke, welchen einige auch Hayler, andere aber einen Rothschlegel zu nennen pflegen; der Grünling, Grünzling oder Wohnitz, von etlichen auch Schwanschel genannt; die Lerchen, die Meisen, der Emmerling und die Wachteln, von welchen allen unter ihren eigenen Benennungen ein mehreres nachzusehen.

Verhaltene Lockvögel sind, welche bis um Jacobi, d. i. kurz vorher, ehe der Vogelstrich angehet, im Finstern gehalten, und dadurch an ihrem Gesange verhindert worden, damit sie solchen ausser der Zeit, wenn man ihrer auf dem Heerde, und sonsten benöthigt ist, von sich hören lassen. Will man grosse oder Halbvögel zur Lock verhalten; so nimmt man zur Herbstzeit die Wildfänge, so viel man deren benöthiget ist, stellet sie in ihre Gebauer, die um und um, ausgenommen an dem Orte, wo das Fressen zu suchen, mit leinem Tuch müssen vermachet seyn, weil die Vögel sonst wegen ihrer wilden Art sich ihrer Köpfe gar bald zerstossen, und ihren Tod gar bald befördern würden; man bindet ihnen auch zu mehrerer Vorsorge anfänglich die beyden Flügel mit Faden, daß sie sich nicht zu sehr verflattern; hierauf schüttet man ihnen ihr Gefräss, welches in Milch und Hirsekleyen bestehet, in das dazu bereitete Freßtröglein. Kann aber der Vogel solches Fressen nicht leicht gewohnen; so pfleget man es mit Wachholder- oder Hollunderbeeren zu vermischen, um es desto lieber zu sich nehmen zu lernen. Wenn sie nun das ordentliche Gefräsfe gewohnet sind; so stellet man sie an stille und finstere Oerter, da sie weder das Tageslicht sehen, noch das Geschrey der Vögel vernehmen können, und lässet sie also bis auf Jacobi stehen. Und eben auf solche Weise muß man auch mit denen kleinen Lockvögeln, als Finken, Quäckern und dergleichen, so viel man sich deren bey dem Fange bedienen will, umgehen, und sie im Finstern aufbehalten. Kömmt hernach der Vogelstrich, und die Zeit zum Fange herbey; so bringt man solche Lockvögel zwey oder drey Wochen vorhero auf den Heerd, um desselben zu gewohnen, da man denn mit Verwunderung hören wird, wie diese bishero im Hause gleichsam stumm gewesene Vögel ihren Lockgesang anstimmen werden. Die Krammets- und andere zum Locken dienliche Halbvögel lassen sich auch über Winter gut erhalten, wenn sie in einem dunklen Gemach herum lauffen können.

Alle Lockvögel aber wollen fleißig gewartet, sauber und reinlich gehalten, sorgfältig gespeiset, und zuweilen mit Schutzmitteln wider die ihnen gemeine Zufälle verwahret seyn. Denen Mistlern, Amseln und Drossel-

sein giebt man folgendes Geäsſe: Man nehme Gerstenmehl oder Grieß, und Weitzenkleyen, mische es untereinander und hebe es in einem saubern Topfe auf, damit die Mäuse nicht dazu kommen können. Hiervon macht man so viel, als man auf einmal bedarf, mit einer süssen Milch an, doch nicht zu dünne, und giebt ihnen dergleichen des Tages dreymal zu essen. Denen Amseln kann man auch öfters klein zerhacktes Ochsenherz, als welches sie gerne fressen, und dabey tapfer fortsingen, vorgeben; denen Krammetsvögeln hingegen mengt man ihr ordentliches aus Weitzenkleyen und groben Gerstengrieß bestehendes, mit Wasser und Milch abgerührtes Geäsſe mit rothen Vogelbeeren oder Wachholderbeeren; man macht ihnen auch zu Zeiten eine Veränderung mit der Speise und mischet ihnen Hollunderbeere, Weinschierling oder Berbisbeere und Mehlbeere mit ein; es schneiden auch etliche Obst, und ohne Salz gekochte Möhren oder gelbe Rüben unter ihre Speise, oder geben ihnen gedörrte, und wieder im Wasser gequellte Heidelbeere vor, bisweilen auch Hirsen und Mohn, legen ihnen zu Zeiten Fenchel in das Trinken, und versehen ihr Quartier öfters mit frischem Sande. Der Kleinen Lockvögel Speise ist Hanf, Hirsen, Riedensaamen und Lein untereinander, Mohn, Flachs- oder Leindotter, Erlen- und Birkensaamen, und dergleichen; insonderheit giebt man denen Finken Hanf, Fenich- und Leindotter; denen Emmerlingen oder Goldammern, Hänflingen und Grünlingen, Hanf und jährigen Haber darunter. Der Hanf muß vor die kleinen Vögel auf der Hanfmühle gemahlen, und von heurigem Saamen seyn; so mausen und singen sie gut.

Die Lockvögel so man im künftigen Herbst auf die Heerde und Leimbäume brauchen will, soll man im Anfange des Mayen auf folgende Art purgiren: Erstlich giebt man ihnen Mangoldsaft mit reinem Wasser vermischt zu trinken; den andern Tag darauf giebt man ihnen ein Mangoldblatt zu essen; den dritten Tag setzet man sie mit ihrem Häuslein auf die Erde, daß sie zehen Tage ihr gewöhnliches Geäsſe fressen, und bringet sie nach und nach vom Lichten in das Dunkle, und aus diesem in das Finstere. Nach diesen zehen Tagen lässet man sie wieder Mangold essen, und wo man ihnen ihr Geäsſe und Getränke giebt, nimmt man sich dergestalt mit dem Lichte in Acht, daß sie solches nur etwas weniges erblicken; man putzet ihnen ihre Kästche auch Eß- und Trinkgeschirre sauber aus, und wechselt von acht zu acht Tagen den Hanf mit Mangoldblättern ab, giebt ihnen auch allezeit über den fünften Tag den Saft davon im Trinkwasser, sonderlich denen Finken, die gerne erblinden. Mit dieser Wartung und Pflege continuiret man bis auf Laurentii, d. i. den 10 August purgiret sie sodenn wieder, wie Anfangs, und bringet sie von Tage zu Tage an einen lichtern Ort, und nicht gleich jählings an das Sonnenlicht; so werden sie den Herbst über sein gesund bleiben, und wohl singen. Mittlerweile, da man die Ge-

fangvögel auf dem Heerde braucht, soll man ihnen allezeit am dritten Tage gar klein gehackte hart gesottene Eyer, nebst ein wenig gestossenem Zucker, oder klein gehackten Zirbelnüssen (Pinien) auf ihr Geässe, auch zum öftern frische Hünerdärmer geben. Von untereinander gehackten Eyern, Petersilien und Mangold singen sie desto besser, und sie dabey zu erhalten, giebt man ihnen bisweilen unter ihr Geässe ein wenig Rübensaamen, und 5 oder 6 Senfkörnlein. Wenn die Lockvögel erblinden wollen; so giebt man ihnen Wasser, welches in einem Topfe mit Kühkoth und Schellkraut wohl durcheinander gerühret, und, nachdem es eine Zeitlang gestanden, und sich das Dicke an den Boden gesetzet, und von demselben abgegossen worden, zu trinken; oder man menget ihr ordentliches Trinkwasser mit klein geschabter venedischer Seife, oder mit Mangoldsaft; man giebt ihnen auch Melonenkerne, zwey oder drey Täge zu fressen, sie vor Aufzehrung zu verwahren. s. ai Laufer, Vogelheerd, Braunellein.

Loden, heissen die zarte Stämmlein, welche sich zeigen, wenn die Bäume aus der Erde anfängt aufzuwachsen. Jedoch ist dieser Name nur von denjenigen Holzgattungen gebräuchlich, welche nicht allein durch den Saamen, sondern auch durch den Ausschlag von der Wurzel des abgehauenen Stammes fortgepflanzet werden. Hat ein Holz einen sehr flüchtigen Saamen, welchen der Wind in ziemliche Entfernung fortwehen kann; so nennet man die kleinen und zarten Stämmchen Anflug. Werden die Loden, welche aus dem Saamen kommen, stärker; so nennet man sie ebenständig Holz, weil nur ein Stamm aus dem Saamen erwächset: hingegen aus einem abgehauenen Stamme oft 30, 40, und mehrere Stämme zugleich ausschlagen. Wenn also das junge Holz aus der Wurzel oder Stamm eines abgehauenen Holzes wächset; so nennt man es Stammloden. Man sagt z. Er. Eichen-Büchen-Birken-Saamenloden, zum Unterschied der Stammloden, weil diese Gattungen sowohl vom Saamen, als Stämmen fortgepflanzet werden; hingegen sagt man niemals Tann-Fichten-Kiefern-Saamenloden, weil sie vom Stamme niemals wieder ausschlagen; sondern nur allein vom Saamen aufwachsen; und also dieser Unterschied hier keine statt findet. Die zarten Keimen oder Stämmchen von Birken, Ehren, Lehnen, Espen, Tannen, Fichten, Kiefern ꝛc. nennet man Anflug, weil der Saamen dieser Bäume mit Flügeln versehen, und vom Winde weit fortgetrieben wird. Von Eichen und Rothbüchen saget man dieses niemals, weil ihr Saame schwer ist, und deswegen nahe bey den Bäumen niederfällt, und liegen bleibt. Kommen nach mehreren Jahren beyde Gattungen von Loden zu einer grössern Länge und Stärke, so heisset es Stangenholz, wie solches schon durch den Namen selbst deutlich ausgedrückt wird.

a) Die beste Stammloden sind, welche zwischen der Wurzel und dem Stamme, oder auch aus den Wurzeln selbst hervorbrechen: daher findet man, daß das Stangenholz in stehenden Oertern, welches aus den abgehauenen Stämmen wieder erwachsen, mehrentheils in einer Weite von ein, zwey, drey auch wohl fünf bis sechs Fuß um den abgehauenen Stamme herstehet. Man findet oft zwanzig, dreyßig, vierzig, sechszig und mehr Stangen, die aus einem solchen Stamme und dessen Seitenwurzeln ausgeschlagen sind, und nennet man diese kleine mit einer solchen Holzdickung bestandene Plätze, Horsten, welcher Name aber auch gebräuchlich ist, wenn kleine Plätze mit Holz, das aus Saamen erzeuget ist, bestanden. Es ist auch gewiß, daß solche frischausschlagende Stammloden, denen darzwischen aufkommenden Saamenloden zum Schutze gegen allerhand Zufälle dienen. Sehr selten kommen Eichen-, Rothbuchen-, Eschen-, Ehren-, und Lehnensaamenloden in rauhen gebürgigten Gegenden, welche die Natur fast lediglich zu Holz bestimmet hat, fort, wenn sie nicht zwischen Stammloden stehen.

Man kann Oerter in Gebürgen zeigen, die mit lauter dergleichen Saamenloden vom Jahre 1731 bis 39. (dergleichen zum Holzanwachs bequeme Jahre höchstselten unmittelbar hintereinander vorfallen) bewachsen sind; dennungeachtet sind diese Saamenloden, weil sie von Stammloden keinen Schutz gehabt, in jedem Frühjahre von den Nachtfrösten, vielleicht auch mancherley andern Zufällen, als Hagel, Ungeziefer, &c. so beschädiget worden, daß unter vielen tausenden fast kein tüchtiges Laßreiß daselbst zu finden.

Dahergegen an andern Oertern, wo viele Stammloden vorhanden, ob solche gleich zum Theil in einer viel rauhern Gegend, zum Theil auch zwischen diesen oberwehnten Oertern gelegen, und schlechtern Boden haben, dennoch die schönsten Laßreiser von obbenannten Gattungen gesehen werden. Sehr grosse Hitze, welche im ersten und zweyten, auch dritten Jahre, binnen wenig Wochen, oft ganze mit Laubtragenden Saamenloden bestandene Oerter verderbt, wird vornemlich durch die Horstweise stehenden Stammloden abgehalten. Diese erhalten nemlich aus tiefliegenden starken Wurzeln ihren Saft, welcher durch die ungewöhnlichste Hitze und Trocknis nicht verzehret werden kann.

Ob nun zwar der Anwuchs der Saamenloden von den Stammloden befördert und geschützet wird; so können jene dennoch durch diese wiederum verdorben werden, wenn man solche Oerter über die Zeit stehen läßt; denn, weil die Stangen aus geschlagenen Stämmen geschwinder wachsen, als das saamige

Holz

Holz aus dem Saamen; so verbuttet und verdirbet das letztere entweder ganz und gar, oder schiesset so hoch zwischen dem ersten in die Höhe, daß seine Länge und Dicke in keinem gehörigen Verhältniß bleibet. So bald ein solcher Ort abgetrieben wird, beuget sich ein solches langes, dabey schwaches Stämchen von sich selbst, oder wenn ein Regen auf das ausgebrochene Laub fällt, zur Erde nieder. Ist es ja etwas stärker; so wird es den nächstfolgenden Winter, wenn der Reif, Schnee, oder das Glatteis sich an die Gipfel setzet, gar abgebrochen.

Alle Loden, so aus abgehauenen Stämmen, die nicht zu alt und verhärtet gewesen sind, sondern noch einen ziemlich starken Trieb an den Wurzeln und Aesten, in den letzten Jahren vor der Hauung, gehabt haben, ausschlagen, wachsen weit geschwinder, als die Saamenloden; es kommen sodann nicht selten aus einem abgehauenen Stamme zehn, zwanzig, ja vierzig, fünfzig und mehr Loden hervor; sie sind den oberwähnten Zufällen bey weitem nicht so sehr unterworfen, und setzen in einer Zeit von zwanzig, dreyßig bis vierzig Jahren mehr Holz auf, als ein Saamenlohde in fünfzig, sechzig, achtzig und mehr Jahren. Man siehet demnach gar leicht, daß, wo vieles Brenn- und Kohlholz nöthig, man hauptsächlich auf den Ausschlag der abgehauenen Stämme sehen müsse, und da hierzu keine Hofnung ist, wenn das Holz zu alt wird; so hat man solches alsdann wegzunehmen, so bald man gewahr wird, daß der Trieb des Holzes sich merklich zu vermindern beginnet.

β) Die Saamenloden wachsen insbesondere in den ersten Jahren gar langsam, sind überaus zart, die meisten leiden gar leicht durch Frost und Hitze, Trocknis, und allzugrosse Nässe, durch Ungeziefer und dergleichen Schaden. Oft werden sie durch dickstehendes und langes Gras erstücket. Weil sie sehr zart, sind sie meistens dem Verbeissen, sowohl durch das Wildprät, als zahme Vieh sehr unterworfen. Aus welchem allen man ersiehet, daß es gar schwer sey, einen Ort nur allein mit Saamloden geschlossen in Bestand zu setzen. Geschlossen nennen wir, wenn die Loden so dichte an einander stehen, daß sie sich nicht in viele Aeste ausbreiten können, sondern in einen geraden und hohen Schaft aufwachsen müssen; denn es ist zu merken, daß, sobald die Aeste einander erreichen, derselben Ausbreiten aufhöre; und der Stamm einen stärkern Trieb in die Höhe bekomme, welches allerdings nöthig ist, weil ein Holz, das sich in viele Aeste ausgebreitet, von weit geringerm Nutzen ist, als ein hochstämmiges.

γ) Endlich redet man auch von Wasserloden, die im Anfange des Sommers, zumal wenn er warm und feucht ist, oft 1½ bis 3 Ellen hoch in die Höhe schiessen. Sie werden von solchen Stämmen insgemein getrieben, da das Holz in der Saftzeit gehauen worden, und sich also die Stämme verblutet haben, dergestalt, daß der Saft

verschiedene Tage lang tropfenweise herausgelaufen. Man erkennet diese Wasserloden gar bald an ihren ungewöhnlich grossen, ungestalten, rauhen, und fast unkenntlichen Blättern; sie brechen auch meistens ganz nahe unter dem abgehauenen Stamme oder Stocke hervor. Nach Ablauf etlicher Jahre verlieren sich diese Loden wieder; denn der Kopf des Stockes, oder Stucke bekommt Risse, und vertrocknet, oder das hinein ziehende Regen- und Schneewasser verursachet darinnen gar bald eine Fäulnis; sodann werden die Loden, so daraus erwachsen sind, auch trocken, und verderben; sehr selten bleibt eine beständig. Von Heynbuchen, Linden, Ahorn, wie auch, wenn die andern Holzgattungen noch schwach sind, und über einen Fuß hoch von der Erde abgehauen werden, und die Loden etwas tief unter dem Kopfe des Stammes herausgebrochen sind, wachsen sie zwar viele Jahre; selten aber schlägt ein solcher Stamm wieder aus, wenn er nach Verlauf von dreyßig bis vierzig Jahren abermals gehauen wird. Er wird knorricht, stockigt und hohl, und bewächset dicke mit Moos, welches ein Zeichen ist, daß man nach abermaliger Hauung auf Stangenholz wenig Rechnung mehr zu machen habe. Es ist aber hier nicht die Rede von Anziehung der sogenannten Kopfheynen, Kopfweyden, ꝛc., welche alle fünf, sechs bis acht Jahre zu Wasen abgekopfet werden.

Löffelgans, lat. Platea, ist ein Vogel, nicht so groß wie eine Gans, mit einem langen Halse, und einem Schnabel, der an dem Ende platt und rund, wie ein Löffel, gestaltet ist, und mit hohen Füssen, wie ein Reiher. Seine Federn sind Schwanenweiß; der Schnabel aber und die Füsse schwarz. Er hält sich mehrentheils an dem Meer auf, lebet von Fischen, Gewürm und Wasserkräutern. Er soll um Engelland häufig angetroffen, und als ein Leckerbißlein geachtet werden. In Böhmen soll er sich auch, aber wenig, finden lassen.

Lösen, wird von dem Wildpret gesagt, wenn es sich erleichtert. Der Hirsch hat gelöset, d. i. seine Nothdurft gethan, s. a. Losung, Loßbinden.

Lösung, s. Losung.

Locheiche, s. Eiche.

Loheschälen, heißt bey dem Forst- und Holzwesen, wenn von Eichen, Fichten, oder Birkenbäumen die zu Bereitung der bekannten Lohe dienliche Rinde abgeschälet wird. Es muß aber die Rinde oder Schale, welche man zur Lohe brauchen will, keinesweges von stehenden, und zum Umschlagen noch nicht genugsamen, unter gleichem und schönwüchsichten, sondern von unartigen, und zum Scheitholze zu brauchenden Bäumen genommen, und hiervon gehörig abgeschälet, in Bündlein gebunden, und verkaufsweise, wenn man nicht seinen Waldnutz unwirthschaftlicher Loheschälen entziehen will. s. a. Birke, Eiche, Fichte, Baſtschälen.

Luce, s. Lucs.

Longe, heißt bey den französischen Jägern ein langer lederner Riemen, s. Rieme. Insbesondere aber brauchen dieses Wort die Falkenirer von dem Wurfriemen am Geschühe eines Falken.

Longer le Chemin, heißt bey den französischen Jägern, wenn sie von dem Wilde reden, so viel, als bey den Deutschen fliehen, s. Fliehen. Wenn es aber wieder umkehrt, und eben den Weg wieder zurücke kommt; so nennen sie solches: *Ruse*, *Retour*.

Loriot, s. Emmerling.

Lorve, ist bey der Jägerey ein Stücke Holze an dem Strauche eines Vogelheerdes, welches am geschwindesten also zu verfertigen: Man schneidet einen Hestel viereckigt, 4 Zoll breit, und 3 Zoll stark, bohret von oben herunter, auf zwey und einen halben Zoll herunter gemessen, quer durch ein Loch, wodurch die eiserne Bolzen, eines kleinen Fingers stark, können gestochen werden. Die Lorven schlägt man also, daß sie auf jeder Seite einen halben Fuß voneinander stehen. Wenn die Hestel eingeschlagen sind; so spaltet man selbige recht in der Mitten, und schlägt einen Keil hinein, so tief, daß er unter das Loch komme. Hiezu setzt man endlich die Schlagstäbe, welche 3 ein Viertel Fuß lang, und woran unten eiserne Hülsen, mit unten dran befindlichen Löchern sind, welche denn in die Lorve gebracht, und ein eiserner Bolzen durch die Lorve und des Stabes Hülse gestochen werden, daß sie auch gar leichte dran auf- und niedergehen.

Loßbinden, Loßkuppeln, Loßlassen, Lösen, franz. *Laiser*, *Delier*, *Decoupler*, *Desaccoupler*, *Detacher*, heißt bey der Jägerey, wenn die Hunde von den Kuppeln losgemacht, und frey gelassen werden, um das Wild zu verfolgen und demselben nachzusetzen. Sonst aber wird das Wort Loßlassen, oder vielmehr Werfen, auch bey der Falknerey gebraucht, wenn man einen Falken in die freye Luft lässet, um desto ungehinderter auf die Vögel oder anderes Federwildpret losschiessen, und dieselben stossen zu können, welches letztere denn insonderheit bey der französ. Falknerey in Ansehung des Falkens selbst *Eschupper* oder *Echaper*, bey der deutschen aber Steigen und Schlagen heißt, s. Falke.

Loßkuppeln, s. Loßbinden.

Loßlassen, s. Loßbinden.

Losung, Löswig, Geloos, lat. Stercus, Excrementa ferarum, franz. *Fesses*, *Fumées*, und wenn sie recht gut verdauet sind, insbesondere *Deliées* genannt, heisset bey den Jägern so viel, als der Koth oder Mist der wilden Thiere, daraus die Jäger sowohl, als aus der Farbe, das Geschlechte, oder die Gattung und Beschaffenheit eines jeden Wildes zu erkennen pflegen, wie davon bey der Beschreibung eines jeden unter seiner eigenen und sonderlichen Benennung, als z. Exempel der Bären bey dem Worte Bär, der Hirsche bey dem Worte Hirsch, u. s. w. mehr

mehrerm zu ersehen. Nur ist hierbey noch überhaupt zu gedenken, daß die Tageslosung, das ist, die Losung, welche das Wild bey Tage fallen läßt, besser verdauet ist, als die Nachtslosung, oder die, so es in der Nacht fallen läßt.

Loutre, s. Fischotter.

Louve, s. Sackgarn.

Loxia, s. Krinitz.

Luchs, Lux, lat. Lynx, franz. *Linx*, *Lince*, *Leonce*, *Lonce*, ein wildes reissendes Thier, das von man zweyerley Arten hat, nemlich die Indianischen und die Europäischen. Der Luchs ist überhaupt gröſſer, als eine Katze, deren Eigenschaft er im Klettern auf die Bäume, und sonsten in vielen Stücken hat, aber kleiner, als ein Tieger; hat einen gelinden lichtgelben Balg, mit röthlichten Flecken gesprenget, einen weissen Bauch, einen Bart von weissen harten Haaren um das Maul, wie eine Katze, und ein starkes Gebis. Seine Ohren sind kurz und dreyeckigt, auswendig mit schwärzlichten Haaren bewachsen; die Klauen aber, deren er an den Vorderläufften fünfe, an den Hinterläufften aber nur viere hat, sind scharf, krumm und spitzig, welche er jedoch, ausser im Fangen und Klettern, meistens eingezogen hat. Der Schwanz ist kurz, gleich dicke, am Ende schwarz, und kann von dem Luchse auch krumm getragen werden. Er hat unter allen Thieren das schärfste Gesichte, und wenn er aus dem Finstern siehet, sehen seine Augen ganz feurig. Seine Spur ist als einer Katze, und die Gröſſe, als eines Jagdhundes. Die Luchsin, oder das Weiblein von dem Luchse ist kleiner, auch bleicher von Haaren, und nicht so schön, als der Luchs, oder das Männlein; wiewohl es in den steinfelsichten Gebürgen eine weit schönere, und spieglichtere Art von Luchsen giebet, als die in ebenen grossen Wäldern wohnen. Sie halten sich im grossen Gebürgen, und hohen Wäldern, und des Tages über in Klüften und dunklen Dickichten, ausser solchen Wildnissen aber sonst nirgend auf; daher es auch kommt, daß sie nur in den grossen Gebürgen und hohen Wäldern, wiewohl auch selten, gefangen werden.

Ihre Ranz- und Brunftzeit ist im Februar um Fastnachten, und trägt alsdann die Luchsin, gleich einer Katze, auf neun Wochen, welche hierauf ihre Jungen, und zwar, mehrentheils drey, selten viere, im Monat May, zwischen Ostern und Pfingsten, in Felsen, Hölen und Klippen setzet. Die Jungen sind anfangs weiß, und 9 Tage blind, werden aber im Wachsen bald gelber, und bleiben die Männlein allezeit weisser, als die Weiblein. Die Alte ziehet ihre Jungen mit ihrer Milch so lange auf, bis sie sich selbsten mit Schnecken, Fröschen und anderm Ungeziefer ernähren können. Sonst aber richtet sie dieselben zeitig auf den Raub ab, indem sie ihnen zu Zeiten etwas Lebendiges, als anfangs etwa nur einen grossen Vogel, oder junges Hasen, und wenn sie gröſſer werden, ein junges Reh, oder Wildkalb bringet, wel-

welches sie, wenn die Jungen herzu springen, loslässet, damit sie es würgen, und desto begieriger werden, selbst nachzuschleichen, und auf den Raub loszugehen. Wenn sie erwachsen sind, schleichen sie dem Wilde, zumal dem kleinern auf dem Boden, und zwischen den Sträuchern, so lange nach, bis sie es nahe genug beschlichen haben, da sie ihm denn mit starken Sprüngen auf den Hals fallen; oder aber, sie steigen auf einen Baum, setzen sich auf einen Ast, lauschen und passen auf, wo das Wildpret, sonderlich das grosse, wechselt und so eines vorbey gehet, springen sie ihm geschwinde auf den Rücken, halten sich veste mit ihren Klauen an, beissen es in das Genicke, würgen solches so lange, und saugen ihm endlich das Blut aus, das Thier laufe, wie sehr und wie weit es wolle, bis es umfället, da sie denn auch das Fleisch davon auffressen. Doch werden sie auch von dem Wilde zuweilen abgestrichen. Ein Hirsch kann zwar den Luchs nicht so leicht abstreifen, weil das Geweihe, dahinter er stehet, demselben vor dem Abstreifen der Aeste und Sträucher im Wege ist. Hingegen wird er auch eher von dem Thiere, am besten aber von den wilden Schweinen, wenn sie mit grosser Ungestümmigkeit durch die dicken Sträucher fahren, abgestrichen. Weil aber die Schäden, oder die Wunden dem Wildpret von oben einwärts gehen; so heilen sie schwerlich, sonderlich in der Wärme des Sommers.

Der Luchs fängt seinen Riß insgemein am besten Wildpret, als am Zimmet, an den Keulen, oder im Dünnen an; doch thut er daran nicht so viel Schaden, als ein Wolf, sucht auch den Riß nicht über ein, oder zweymal, und zwar die erste Nacht, und ist ihm daher mit dem Eisen bey dem Risse nicht sowohl, wie dem Wolfe, beyzukommen, weshalben er auch vor schädlicher, als jener, gehalten wird, weil er immer frischen Fraß haben muß. Jedoch ist der Luchs, weil er, wenn er sich einmal gesteckt, eher und vester als der Wolf hält, auch eher zu kreissen, das ist zu umziehen, und wird mit dem kleinen Zeuge, gleich jenem, gemeiniglich gefangen. Es formiret derselbe seinen Tritt gleich einer Katze, nur daß er ungleich grösser, als ein Katzentritt ist, fast wie eine Wolfsspur, schreitet auch so weit weg (schreitet aber doch accurat), wie ein Wolf, und sind in seinen Tritten, wenn er bey wenigem Schnee die Bahn austritt, in jedem Tritte die vordersten äussersten von beyden mittlern Klauen jedesmal kürzer und kleiner, als die inwendigen. Sonst wollen einige erfahrne Weydleute behaupten, daß es zweyerley Arten von Luchsen gäbe, nemlich Katzenluchse und Kälberluchse. Die Katzenluchse, oder wie sie sonst auch von einigen genennet werden, die Luchskatzen sollen meistens in steinfelsichten hohen Klippen und Gehängen sich befinden, deren Balg von weichen, gelinden, lichtgelben Haaren, mit rothen Flecken, und weissem Bauche, die Luchse selbst aber niedriger vom Leibe, auch kurz und dicke seyn. Die Kälberluchse hingegen, welche in grossen

sen ebenen Wäldern, wo keine Gebürge sind, sich aufhielten, hätten keine so schöne Farbe, auch nicht so viel Haare, als jene, jedoch auch, gleich denenselben, Katzenköpfe mit hohen spitzigen Ohren, sehen aber wie erstgefallene Kälber, falbicht, ziegelroth, mit weissen Flecken, geschlank und hochbeinigt.

Denen Luchsen wird der meiste Abbruch im Winter gethan, da man sie bey vom Schnee einkreisset, und sodann mit dem leichten Jägerzeuge, als halben Tüchern, Wolfs- oder Rehgarnen, welche leicht fortzubringen sind, einstellet. Lässet man alsdenn die Jagdhunde hinein; so laufen sie entweder in das Garn oder zum Baume, da man sie denn herunter holen kann. Geräth aber ein Luchs unter die Hunde, da man ihn auch mit Zwittern von Sauhunden hetzet; so machet er mit seinen Waffen die Hunde zunichte; daher es denn besser ist, man erschiesse ihn. Er wird am ersten in Luchsfallen gefangen. Diese sind, wie die Schneepfenfalle, von Holz, doch stark und groß, und werden an dicke Bäume befestiget. An die Zunge der Falle stecket man ein Stück rohes Wildpret; dieses wird er, wenn er sonsten nichts fangen kann, und doch dahin seinen Wechsel hält, leicht gewahr werden, solches abreissen wollen, und sich darüber fangen. Wenn der Luchs etwas gefangen hat, und man solchen Fang oder Riß findet, welches man leicht durch die Krähen, Raben und Heher oder Holzschreyer gewahr wird; so lege man nur ein paar Tellereisen das bey: denn er kömmt gewiß den andern Tag wieder zu dem Risse, und besuchet selbigen, da er denn vom Eisen gefangen wird. Es müssen aber die Eisen gut verdeckt, und an Ketten geleget werden. Auch wird mancher Luchs geschossen, wenn man auf einer Vogelpfeife, die bey dem Drosselfange, pfeifet, auch solche reitzet, oder als ein Hundsschreyet. So bald der Luchs solches höret, wird er sich bald einfinden, da man denn zum Schusse gleich fertig seyn muß, weil sie schnell kommen, aber auch, ehe man es sich versiehet, wieder ausreissen.

Waidmännisch redet man vom Luchse: der Luchs traben, anstatt gehet. Der Luchs baumet, wenn er von denen Hunden auf einen Baum getrieben wird. Der Luchs hat ein Lager. Der Luchs frisset vom Raube. Der Luchs scheidet. Der Luchs hat Waffen, oder Krallen, nicht Klauen. Der Luchs begehret, oder ranzet, wenn er brunstet. Der Luchs bringet Junge. Der Luchs hat einen Balg. Der Balg wird ihm abgestreift, nicht abgezogen, der Luchs thut weite Sprünge. Er hat eine Ruthe, nicht Schweif; Fänge, nicht Zähne. Er würget das Wild; hat Läufte, keine Füsse. Die Klauen der Luchse, sonderlich die ihnen weil sie noch leben, abgezwicket werden, sind in der Medicin zu vielen Sachen dienlich. Wenn die Pferde den Augstall haben, oder Felle über ihre Augen bekommen, werden sie mit grossem Rutzen damit gerissen. Man pfleget

get sie auch in Silber oder Gold einzufassen, und für den Krampf anzuhängen. Die gröste Klaue auf dem vordern rechten Fuß soll auch für die fallende Sucht helfen. Sein Balg wird wird in unsern Ländern für eines von den schönsten und theuersten Futtern gehalten.

Luchsfalle, s. Lucht.

Luchsfang, s. Luchs.

Luchskatzen, s. Luchs.

Lucio, s. Sander.

Lucius, s. Hecht.

Luder, s. Aas, Lock.

Ludern, wird in der Jägerey von einem Wild, und besonders von einem Raubthier gesagt, welches durch ein etwas starkriechendes Aas, oder durch eine andere Art von Luder, welches man an einen gewissen Ort hingeleget hat, wo man vermuthet, daß es hinkommen werde, gelockt und geätzet wird, um es hernach desto besser fangen oder schiessen zu können. So wird der Wolf durch das Aas eines todten Pferdes oder Rindes, der Fuchs durch weisses in Schweinsfett geröstetes Brodt, oder durch einen gebratenen Häring geludert. 2) Sodann heißt es insonderheit in der Falknerey so viel, als den Vogel oder Falken ätzen, da der ihm einen Theil von dem gewöhnlichen Geässe geben, um ihm dadurch Lust zum Fressen zu machen, oder aber es bedeutet auch, einen Falken mit Werfung des Vorloses oder Federspiels, welches auch von einigen Luder genennet wird, oder durch Schwingung eines Handschuhes zu sich locken. s. Falke.

Luderplatz, ist eine Grube auf einem Hügel, wo man die Füchse und Wölfe, oder auch andere Raubthiere mit Luder kirret, oder herbey locket, und sie alda todt schiesset.

Luftschiessen, s. Flugschiessen.

Luftfischfang, s. Rundmel.

Lückennetze, Lauschernetze, eine Gattung leichter und geringer Jagdnetze; welche zwar, wenn sie an die rechten Wege und Oerter, wo die Hasen ihren gemeinen Lauf haben, aufgestellet werden, zum Hasenfang sehr bequem sind, weil man damit ohne Anwendung grosser Mühe, und sonderbaren Jagens, und gleichsam nur mit Lauschen, dieses angenehme Waidwerk fangen kann; Sie werden aber nur vor ein unwaidmännisches Jagdzeug gehalten, und wo zu sogenannter Nachjagerey mit gebraucht; weil sie gar dünne, und etwan nur auf fünfzig Schritte zu stellen gemacht, und ohne Hacken zusammen gebunden werden, daß man ein solches Netze unvermerkt in einem Ranzen tragen kann: wiewohl man dieselben vor einen Landesherrn, oder Pächter adelicher Güter, welcher nicht viel Unterthanen oder Frohner auf der Jagd zu Hülfe hat, oder wegen Ungeschicklichkeit nicht gar wohl mit Schiessen umgehen kann, allenfals noch eher, als vor einen Jäger, passiren läßt.

Den Namen Lückennetze führen sie deswegen, weil sie in denen kleinen Feldhölzern oder

Ge-

Gestrauches in eine Lücke, oder in ein Loch und Schlupfwinkel gestellet werden, um die von denen Feldern herbeykommende, den Federklappen ausweichende, und in die Lücke, welche offen zu seyn scheinet, hüpfende Haasen, oder trabende Füchse, vollends hinein zu schröcken, und also im Garne zu fangen. Sonst wird ein solches Netze von besten doppelten Zwirne, und zwar am besten von grünem, daß man es nicht erkennen, noch gewahr werden kann, fein subtil, und weil man es nicht hoch stellen darf, nur neun Maschen hoch gemacht. Welche aber nicht einmal so viel darauf wenden wollen, lassen solches nur von recht klar ausgehecheltem Hanfe verfertigen. Zu Furkeln braucht man nur dünne, etwan anderthalb Ellen hohe, und als starke Spiesruthen dicke Stellreiser. Dergleichen Lausch- oder Lückenetze muß man ein Paar haben, um in den Winkel zu stellen. Weil man auch öfters im Herbste bey langen Nächten, da der Haase im Finstern sehr spät zu Felde, und frühzeitig wieder zu Holze gehet, nicht sehen kann, ob etwas einfällt; so gehören an die Oberleine etliche kleine Schellen, damit, wenn dieselben im Fange und Abschlagen klingen, man alsbald zugreifen, und das Gefangene herausnehmen könne.

Lunze, Gerärsche, nennen die Jäger, von dem rothen und schwarzen Wildpret das Geschlinge, nemlich Lunge und Leber. Bey den Wölfen und Füchsen aber behält man die gewöhnliche Benennung der Lunge und Leber bey, wie bey andern Thieren.

Luscinia, s. Nachtigall.

Lutra, s. Fischotter.

Lutris, s. Fischotter.

Lux, s. Luchs.

Limitrophi, s. Markſteine.

Lynx, s. Luchs.

Lytra, s. Fischotter.

M.

Maalhammer, s. Waldeisen.

Maasholder, Weißbaum, Weißeper, Weißlöder, lat. Opulus, ist Strauchgewächse, welches unter den Stauden den Bäumen in der Größe am nächsten kommt. Die gewöhnliche Stärcke am Stammende ist im Durchschnitt 4. bis 6 Zoll. Sie wächst gar selten, auch niemals aus dem abgehauenen Stamme, sondern nur aus dem Saamen, welcher mit dem Ahorn- und Lehnensaamen viel Aehnlichkeit hat, zu einer Dicke von 8, 10 bis 16 Zoll, und dabey zu einer verhältnißmäßigen Höhe. Der abgehauene Stamm, wenn er nicht zu alt geworden, schlägt wieder aus, und setzet in den ersten Jahren viel Holz auf, im 8ten oder 10ten Jahr aber hören diese Stammloden auf zu wachsen. Dem Ansehen nach giebt es von der weissen Eper 2 Gattungen, an deren einer die Zweige sehr speerigt und rund sind, und fast auf Dornenart stehen, weswegen sie auch zu Hecken sehr gut sind, an der andern Gattung stehen die Zweige mehr in die Höhe, haben 5 bis 6 Ecken, und die Jahrsschösse scheinen davon gleichsam als abgebunden. Die Weißeper wird

ziemlich alt; die Rinde iſt gelbbraun und riſſig, das Holz weiß, zähe und veſt; dienet, wenn es noch jung iſt, den Fuhrleuten beſonders zu Peitſchenſtielen, weswegen es auch an einigen Orten den Namen Schweppſtockholz führet; giebt ſehr ſchöne und gute Piſtolen- und Flintenſchäfte, Ladeſtöcke, auch eingelegte Tiſchler- und feine Drechslerarbeit, weil es, ſo bald es zu ziemlicher Stärke kommt, maſericht wird, und dabey ſich wohl beitzen läßt. Es bekommt einen braunen Kern, welcher aber nicht faul, ſondern gar hart und veſt iſt.

Maddaje, ſ. Morene.

Madrier, ſ. Maſer.

Madrirter Herr, ſ. Falke.

Madrure, ſ. Maſer.

Maduve, ſ. Morene.

Männchen, Männlein machen, ſagt man von dem Haaſen, wenn er ſich auf die Hinterläufte ſetzet, und die vordern Läufte in die Höhe hält, ingleichem von dem Bären, wenn er ſich in die Höhe bäumet.

Mäckerding, lat. Judicium finium in Wetteravia, wird in der Wetterau das Forſt- und Waldgerichte genennet, ſo jährlich an einem gewiſſen Tage von dem Landgrafen in Heſſen, der Homburg an der Höhe beſitzet, als auf welchem Orte dieſes Recht haftet, gehalten wird. Es hat ſeinen Namen von Mark, d. i. Grenzen, und Ding, welches ſo viel, als Gerichte bedeutet, weil in ſelbigem nicht nur von Forſt- u. Jagd-

Forſt- und Waldſachen, ſondern auch von Grenzſtreitigkeiten, und was zur Sicherheit der Straſſen gehöret, gehandelt wird.

März, ſ. Merz.

Mäuſegeyer, ſ. Geyer.

Magiſter Venatorum, ſ. Oberjägermeiſter.

Magna Beſtia, ſ. Elend.

Magnolia, ſ. Tulipanenbaum.

Mahlbaum, Markbaum, Grenzbaum, iſt ein ſtarker Baum, welcher vornemlich in den Wäldern und Wieſen zum Mahl oder Markung dienet. Hiezu werden inſonderheit die Eichen und Linden genommen, weil ſie nicht allein in den Winden und Wettern, ſondern auch ſonſten vor der Fäule ſehr dauerhaftig ſind. ſ. a. Lochbaum, Grenze, Marksteine.

Mahlgräben, Mahlgruben, ſind lange oder runde ausgegrabene Tiefen, welche an Feldern, Wieſen und Hölzern zur Grenz- oder Markſcheidung dienen. Dergleichen Gräben ſind entweder gemeinſchäftlich, und alsdann muß der Auswurf, oder die aus dem Graben geworfene Erde auf beyden Seiten liegen; oder ſie ſind nur einem Theile zuſtändig, und alsdann muß der Auswurf auf desjenigen Seite liegen, dem der Graben gehöret.

Mahlgruben, ſ. Mahlgräben.

Mahlhauffen, ſind groſſe zuſammen geworfene Erdhauffen, welche gleichfalls zur Unterſcheidung der Grenzen dienen.

Mahlsäule, ist eine entweder von Stein oder von Holz aufgerichtete Säule, welche man zur Vermarkung gebrauchet. Die steinernen werden gemeiniglich an denen Grenzen eines Landes oder einer Gerichtsbarkeit gesetzet, und des Landesherrn oder der Obrigkeit Wappen daran gehauen. Die hölzernen Säulen braucht man zu Vermarkung der Hölzer, ingleichem der Jagd- Hasen- und Fasanengehäge, welche letztere insonderheit Jagd- oder Hägesäulen genannt, und durch der Forstherren Amtleute gesetzet werden. s. a. Hägesäule.

Mahlstein, s. Markstein.

Mai, s. May.

Mailing, s. Aeschleng.

Mains, ein Wort, welches die französische Falkenirer auf gleiche Art, wie die deutschen das Wort Hände, von den Klauen der Falken gebrauchen.

Maintenir, s. Bestätigen.

Mais, s. Gehau.

Maise, s. Meise.

Maisenfang. s. Maisenfang.

Maisenhütte, s. Meisenhütte.

Maisenkönig, s. Meisenkönig.

Maisenschlag, s. Meisenkasten.

Majus, s. May.

Mal-Menée, s. *Menée*.

Mal semé, heißt bey den französischen Jägern eben das, was die deutschen übel oder ungleich gezeichnet nennen. s. Ende.

Mal subtil, heißt in der französischen Weydmannssprache eine Art der Schwindsucht oder eines Catharrs, welcher denen Vögeln in das Eingewehde fället, und an der Dauung hindert, sie ganz unvermerkt auszehret, und macht, daß sie für Mattigkeit dahin sterben.

Malter ist ein an vielen Orten übliches Holzmaas, darnach man die Scheite zu setzen pfleget. Die Höhe und Weite desselben ist unterschiedlich. An manchen Orten hat das Malter eine Elle zur Höhe, und 3 Ellen zur Weite; an andern ist ein Malter anderthalb Ellen hoch, und 3 Ellen weit, folglich so hoch, als eine halbe Klaster; Wiederum an andern Orten machen 5 Malter so viel, als 3 Klaftern aus. Die geschlagenen Scheite in Malter zum Verkauf setzen zu lassen, ist einem Hausvater oder Herrschaft nicht verträglich. Denn weil ein jedes Malter frischer Scheite einen Zusatz in der Höhe bekommen muß; so wird damit mehr Holz verwendet, als in Klaftern, da man bey jeder Klaster nur einen Zusatz brauchet. Und so ist es auch mit denen Unterlagen, daß solchemnach am schicklichsten ist, wenn man die geschlagenen Scheite in Klaftern setzen lässet.

Malterbänke, s. Holzschlag. B) α) B) 4)

Malterstöcke, s. Ebendaselbst.

Malus, s. Apfelbaum.

Mandelkrähe, Mantelkrähe, Blarack, Blabrack, Blarock, Blaukrähe, Blaurock, Garbenkrähe, Grünkrähe, ist ein Vogel, in der Grösse

Größe eines Nußhähers, oder Holzschreyers, mit welchem er mehr Verwandschaft, als mit der Krähe hat, ob er gleich fast wie dieser schreyet. Sein Schnabel ist schwarz, und wie der Schnabel eines Nußhähers gestaltet; am Leibe hat er eine schöne bleichblaue Farbe, am Rücken aber siehet er bräunlicht, und auf den blauen Fittigen ist er etwas schwarz gesprengelt. Es ist ein Zugvogel, welcher im Frühjahre, nicht zeitig, kommt, doch im August schon wieder wegziehet. Er brütet hier zu Lande in holen Eichen, hat 4 bis 5 Junge, welche in 14 Tagen ausgebrütet werden. Seine Nahrung ist allerhand Gewürme und Getreide; wie er denn in der Erndtzeit sich auf die zusammengebrachte Getraidhauffen, oder Mandeln und Garben zu setzen pfleget, und ganze Kornähren hineinschlinget, daran er sich in etlichen Tagen so fett frisset, daß er, wie mit Speck überzogen, aussiehet; daher er auch sehr zart und delicat zu essen ist. Inmittelst aber ziehet er auch gleich nach der Erndte fort.

Manteleures, wird bey den französischen Jägern von einem Hunde gesagt, wenn er auf dem Rücken ein ganz anderes, und von dem an seinem übrigen Leibe verschiedenes Haar hat.

Mantelkrähe, s. Krähe.

Manubrium, s. Häft.

Marcassin, s. Frischling.

Markbaum, s. Mahlbaum.

Marken, s. Gränzen.

Markscheidung, s. Markſteine.

Markſteine, Mahlſteine, Gränzſteine, lat. Termini, Lapides finales, Limitrophi, Lymitrophi, nennet man überhaupt alle diejenigen Steine, welche zu einem gewissen Zeichen im Felde gesetzet, und nach dessen verschiedener Bedeutung auch unterschiedentlich zubenahmet werden. Insgemein werden die Mark- oder Mahlsteine zu Anmerkung der Güter, Flüsse und Weiten gebraucht, und an manchen Orten auch Weichbild genennet; insonderheit aber hat man der Mark- oder Mahlsteine zwölferley Gattungen, als: 1) Baumsteine, welche Zwing und Bann, oder die hohe Obrigkeit scheiden, daher man sie auch an theils Orten Obrigkeitssteine nennet, an einigen Orten aber heisset man sie auch Landsteine, Landgränzen und Landsmarken; daher sie denn gemeiniglich das Wappen ihrer Herrschaft eingehauen haben, oder sonst mit sich führen. Und wo man an den Gränzen keine solche Steine setzet, sondern dagegen Graben aufwirft, und dicke starke Haage ziehet, werden solche Landgräben und Landwehren genennet. 2) Gebeitsteine, welche das Gebeit und die geleitliche Obrigkeit bemerken; angesehen die Geleitungsgerechtigkeit auch wohl in einem fremden Gebiete ausgeübet werden mag. 3) Freyungssteine, welche sonderbare Freyheiten, deren man sich in einem gewissen Bezirke gebrauchen kann, bedeuten. 3) Forststeine, so die forstliche Obrigkeit, und das Jagen unterscheiden. Diese heissen auch 5) Jagdsteine, wiewohl die eigentlich sogenannten

sonst etwas mehreres auf sich haben. 6) Markungssteine, so einer Stadt, oder eines Dorfs Zwing und Bann, die man eben gar oft die Markung nennet, absondern. 7) Zehendsteine, die den Zehenden, und das Zehendrecht ausweisen. 8) Weidsteine, welche den Viehtrieb, und die Weidgerechtsame bedeuten, und sonst auch Trattsteine genennet werden. 9) Gärtensteine, welche die Gärten, Aecker, Felder, Wiesen, Weinberge, Wälder, und andere liegende Güter voneinander absondern, und sonst auch Scheidesteine heissen. 10) Wegsteine, so die Wege und Weite der Strassen vorzeigen. 11) Wassersteine, welche die Flüss, Bäche und Fischwasser untermarken. 12) Kohlsteine, die in denen Bergwerken die Fund- und Erzgruben mit ihren Maassen und Wehrgiebn unterscheiden, und sonst auch Schnursteine genennet werden, weil man die Gruben und Gänge mit angeschlagenen Schnuren markscheidet und vermisset.

Unter denen Markstreinen giebt es zuweilen zwey, drey und viereckigte Steine, die man daher auch Zwei-, Drei-, und Viermark nennet, dadurch denn eben so viele Herrschaften abgetheilet werden können. Denn wenn z. Ex. dreyerley Herrschaften zusammen gränzen, so kann man zwar drey besondere Marksteine setzen. Allein es ist viel förmlicher und gebräuchlicher, daß man einen dreyeckigten Stein dazu nimmt, und denselben also richtet, daß eine jede Ecke auf ein gewisses Unterwerck oder eine Untermark weise. Und eben also ist es auch mit dem Viermark beschaffen. Es kommen aber bey einem jeglichen nach einer erdenklichen Form gearbeiteten Mark oder Grenzsteine folgende Stücke zu bemerken vor, als: das Kopf, dieses ist der oberste Theil, für Steinen, welche neben zu diesem abgehen, der Fuß ist das dickere Theil, so in den Boden zu stehen kommt; das Gefäß, ist das ganz unter Theil, darauf der Stein stehet und ruhet; und endlich das Lager oder die Grube, darein er gelassen wird. Hierzu sind auch die gedachten Mark- oder Mahlsteine mit einem gewissen Zeichen, als z. Ex. mit einem Kreuzschnitt, oder Runen, (so man eine Schlaffe nennt), mit Buchstaben, oder etwas anderm bemerket, damit solchergestalt die rechten von den unrechten unterschieden werden können.

Was die vorsetzliche und boshafte Veränderung oder Verrückung der Mark- und Gränzsteine anbelangt; so ist selbige ein so grosses Laster, daß nicht nur in der heiligen Schrift, und zwar im 5ten Buch Mose XVII. v. 17. derjenige verfluchet wird, welcher seines Nächsten Gränzen engert; sondern auch vor diesem in den deutschen Entgrübungen eine Lebensstrafe von abscheulicher Art auf dieses Verbrechen gesetzet worden, welche Andr. Knich, de Sublim. Jur. Territ. c. 4 n. 258 mit nachfolgenden Worten beschreibet: „Wo einer wissentlich Marksteine ausgräbet, den soll „man in die Erde graben bis „an den Hals, und soll denn „nehmen vier Pferdte, die des „Aerns nicht gewohnt sind, „und einen Pflug, der neu

„ist

„ist, und sollen die Pferdte „nicht mehr gezogen, und „der Enck nicht mehr geäh„ren, noch der Pflug„halter nicht mehr den „Pflug gehalten haben, „und ihm nach dem Halß „ähren, bis so lang er ihm „den Hals abgeähret hat.“ Jedoch ist diese Strafe heut zu Tage nicht mehr gebräuchlich; sondern anstatt derselben in der peinlichen Hals-Gerichts-Ordnung Kaiser Karl V. Art. 114. nur eine peinliche Leibesstrafe, nach Gefährlichkeit, Grösse, Gestalt und Gelegenheit der Sachen gesetzet. s. a. Gränzen, Gränzsteine.

Markung, s. Marksteine.

Marcolphus, s. Häher.

Marder, Marter, lat. Mus Martius, Marles, Gainus, Foina, franz. *Martre*, *Martz*, *Fouine*, *Foine*, ein wildes Raubthier, etwas kleiner als eine Katze, wovon es 2 Gattungen giebt, nemlich Baummarder, und Steinmarder.

1) Die Baummarder sind viel kleiner, als die wilden Katzen, aber grösser als die Iltisse, von schöner Castanienbrauner Farbe, unter der Kehle gelblicht, ihre Haare sind weich, zart, gelinde und dick zusammen gewachsen, daher auch ihr Balg weit höher, als der Steinmarder gehalten, und ihnen um dessentwillen der Name Edelmarder beygeleget wird. Sie halten sich gerne in Buchen-, Tannen-, und Fichtenwäldern in holen Bäumen auf, worinnen sie so hartnäckig stecken, daß sie öfters die Bäume mit sich umfällen lassen, ohne sich zu regen, bis sie aus Noth heraus müssen. Des Tages pflegen sie sich auch in wilden Taubennestern, Raubvögelnestern und Eichhörnleinsnestern zu verbergen. Ihre Nahrung sind Mäuse, Eichhörner und Vögel, welche letztere sie insonderheit des Nachts auf denen Bäumen, wo sie ihre Nester haben oder schlafen, überschleichen und fressen. Sie trachten auch dem Honige sehr nach, und scharren dahero denen Hummeln ihre Nester aus, wiewohl ihre Bälge von dem vielen Honigessen nicht so gut bleiben; sondern Flecken bekommen, welche man Honigflecken nennet. Sie streichen des Nachts weit herum, springen auf die Bäume, und gleich denen Eichhörnern, in der Höhe fort, also, daß man ihrer öfters auf dem Boden auf etliche hundert Schritte, nichts gewahr wird. Wenn sie einen grossen Vogel, der ihnen zu stark ist, z. Ex. einen Auerhahn, Birkhuhn oder Fasan erwischen, und der Vogel fleugt davon; so bleiben sie ihm auf dem Rücken sitzen, und beissen ihn so lange, bis sie mit ihm zur Erden fallen. Sie pflegen den Vögeln in der Brutzeit ihre Eyer, ohne daß sie solche zerbrechen, nur durch ein kleines darein gebissenes Löchlein, auszusauffen. Ihre Brunst geschiehet im Jenner, und setzen sie im Merzen nach neun Wochen, drey oder vier Junge auf einmal, welche von den Alten mit jungen Vögeln auferzogen werden, wobey jene sich insonderheit wohl wahrzunehmen wissen, daß sie an dem Orte, wo sie ihre Junge liegen haben, nicht leichtlich etwas rauben werden, um

dadurch sich nicht ausspüren oder merken zu lassen. Ihre Losung ist wider die Natur aller andern, so wilden als zahmen Thiere, dem Menschen sonderlich angenehm, und riecht fast wie Bisam.

2) Die Steinmarder sind etwas kleiner, und falbigter, haben eine weisse Kehle, und halten sich in Felslöchern und Steinritzen, auch in alten Gemäuren, und unter den Dächern der Häuser, Scheunen, Ställe und anderer Gebäude auf. Sie sind sonderbare Liebhaber von jungen Tauben, Hünern und anderm Geflügel, welches die Hausmütter öfters mit ihrem größten Schaden gewahr werden, massen sie in denen Hünerhäusern, wenn sie einmal darein gerathen, dergestalt fleißig arbeiten, daß sie, so sie nicht erschrecket, und davon gejaget werden, vielmals kein Huhn beym Leben lassen, sondern so lange würgen, bis sie alle erleget sind, und, welches das verwunderlichste ist, so beissen sie den Hünern allen im Genick die Köpfe entzwey. Was sie würgen, schleppen sie nach ihrem Lager ins Heu, Stroh, oder sonsten in ein Loch. Sp sie nichts anders bekommen können, saufen sie dem Geflügel die Eyer aus, und gehen denen Mäusen nach. Sie bleiben nicht allein beständig an der Erde, und lassen sich spüren, sondern sind auch durch wenniges Klopfen in Scheunen, Ställen, Häusern, alten Gemäuren und dergleichen, leichtlich rege und flüchtig zu machen. Sie brunsten im Februaro, tragen 9 Wochen, und haben im April ihre Jungen.

Sowohl die Baum- als Steinmarder pflegen in der Brunst einander zu beissen, und sehr zu schreyen, daß es bey der Nacht weit zu hören ist; ihre Jungen aber werden blind gebohren. Wenn die jungen Baummarder bey den Leuten mit Milch erzogen werden, so spielen sie gerne, sonderlich wenn man sie mit einem jungen Hund erziehet. Sie werden im Spielen nicht leicht böse gemacht, aber wenn sie fressen und Schlafen, muß man sie zufrieden lassen. Man pfleget die Marder mit Falleisen, Marderfallen, und Marderngarnen zu fangen, aber nicht gerne zu schiessen, weil der Balg dadurch verderbet wird. Es giebt aber dieser Balg ein treflich Rauchwerk ab, so man entweder gefärbt oder ungefärbt zu Frauenzimmermüffen, Palatinen und mancherley Gebrehme vielfältig verbrauchet.

3) Ausser den obigen beyden Mardergattungen zehlet man noch den Feldmarder oder Wildmarder, der von jenen in vielen Stücken unterschieden ist, theils an der Farbe, Grösse und Lebensart, theils auch wegen des Aufenthalts. Die Farbe ist viel dunkelbrauner, und an der Brust gelb; dahingegen jene eine viel hellere Farbe auf dem Rücken, und dabey eine weisse Brust haben. Sie sind auch von denen Dach- und Hausmardern merklich an der Grösse unterschieden. Denn diejenigen Marder, so sich in Kirchen, grossen Gebäuden oder Scheunen aufhalten, sind um ein merkliches kleiner, als die Feldmarder; ja es übertreffen auch diese jene an

der

der Geschwindigkeit und giftigem Wesen. Ihren Aufenthalt zeiget gleich ihr Name an. Sie wohnen nemlich im Felde, in Wäldern und Wildnissen, und sind so wilde und scheu, daß sie, wenn sich auch nur ein Blatt reget, von einem Baum auf dem dem andern sind, und alle Gemeinschaft meiden. Sie kriechen öfters in hole Bäume, auch in die Hölen der Erde; anbey aber bleibet ihr Balg doch so schön, und die Haare so fein gerade, daß sie mit Lust anzusehen sind.

Marderfalle, s. **Marderfang.**

Marderfang, geschiehet mit Eisen, Fallen und Garnen. Die Baummarder fängt man am leichtesten in einem Schwanenhalseisen; in Ermangelung aber dessen, muß man ein Fuchseisen dazu gebrauchen; man nimmt auch Tellereisen, und bindet gebacken Obst darauf, welche aber wohl bedeckt seyn müssen, jedoch darf die Witterung nicht zu stark seyn, sonst scharren sie, wie die Füchse, solches auf. Folgende Witterung ist die beste: Ungesalzene Butter oder Gänsefett, Allraunenschaalen, Fenchelkraut, Marum, Verumkraut, Baldriankraut, Kampher. Wird der Marder dieses inne, so waget er sein Leben daran. Die Marder werden auch in Schlagbäumen oder Fallen auf der Erde gefangen, welche also gemacht sind: Man nimmt 4 Stück Stangen eines Arms stark, und 4 Fuß lang; bohret an einem Ende durch alle 4 Stangen ein Loch, dadurch kömmt ein Nagel eines Daumes dick; die 2 mittelsten Stangen müssen sich am Nagel leicht drehen können, und sind diese etwas kürzer als an dem Ende, daselbst werden sie auch beyde mit einem hölzernen Nagel an einander befestiget. Die beyden Seitenstangen werden auch mit einem dergleichen Nagel zusammen verbunden. Auf jede Stange wird eine kleine Säule 12 Zoll stark, und oben mit einem Querholze veste zusammen gemachet. In und durch den Schlagbaum gehet ein Stock Fingers stark, und an einem Ende angebunden, vorne wird eine Kerbe eingeschnitten, dazu ein Stellholz 6 Zoll lang, und an diesem eine dünne Leine gemachet, welche an die oberste Bäume angebunden ist, womit sie aufgezogen werden, und eine Rattenfalle vorstellen. An die Zunge streichet man ein wenig Witterung, und bindet einen Vogel oder Brocken daran. Auch leget man auf die Mittelbäume einen Stein, und wirft an den Seiten herum etwas reissig, daß es wildrich aussiehet. So nun der Marder an die Zunge stösset, so schlagen die Fallbäume herunter, und wird solchergestalt der Marder gefangen.

Eben also werden sie auch, wenn frischer Schnee fället, mit dem Garn berücket, denn da gehet der Marderfänger durch die breiten Wege oder Alleen der Waldung; spüret er einen Baummarder, so folget er der letzten Ferte im Schnee nach, und giebet acht, ob er wieder zu Baume ist, und bedienet sich eines Garns, welches aus dünnen Bindfaden bestehet, und werden dieser Garne 3 bis 4 und so enge gestricket, daß sie nicht mit dem Kopfe durchfahren mögen. Die Höhe muß Busenreich 3. Schuh hoch und

die Länge 25 Schritte stellen. Hat man nun, wie gedacht, beym Schnee ein Marbergebäude ausgemachet, so umstellet man den Baum, die Scheune, Stall oder Ort, wo man merket, daß er hinaus kommet. Wenn auch der Baum umgehauen und die Höle größer gemachet wird, bleiben sie doch noch wohl darinnen, wenn sie aber entwischen wollen, fallen sie ins Garn. Letztlich sind sie auch durch Selbstschüsse zu bekommen: Man machet nemlich eine Drathsaite von 10 bis 12 Schritte an einem Pfahl; zu beyden Seiten wirft man Brocken, oder gebacken Obst, wenn er nun herüber oder hinüber nach dem Gekörne will, trift er an den Drath, und erschiesset sich selbst.

Mardesgarn, s. Mardersfang.

Marene, s. Morene.

Marentacken, s. Mistel.

Margot, heißt eine Aexi oder Elster, s. Elßen.

Margoter, wird von Wachteln gesagt, welche erst einen heisern Laut durch die Kehle von sich geben, ehe sie ordentlich schlagen.

Marquise, wird das obere Theil von einem Jagdschirm genennet.

Mars, s. Merz.

Marte, s. Marder.

Martellées, heißt bey den französischen Jägern die Losung des Rothwildes, welche am Ende kleine Spitzen hat.

Martes, }
Martey, } Marder.

Martinet, s. Eisvogel.

St. Martinsvogel, s. Eisvogel.

Martius, s. Merz.

Martre, s. Marder.

Maschenschleiffen, s. Dohnen.

Maßeller, Maßerle, Maßholder, Meßeller, Ahrerle, lat. Platanus, franz. *Platain*, ist ein Baum, welcher einen dicken, aber nicht sonderlich hohen Stamm treibet, und unter das harte Holz gerechnet wird. Weil er vielfältig in den Forsten und Wahlungen als ein Gebüsche anzutreffen ist, pfleget er von denjenigen, die keinen haubaren Stamm von ihm gesehen, allein zu gutem Buschholz gezehlet zu werden. Er hat einen sehr langsamen Wuchs, und treibet höckericht und krum, sowohl am Schaft, als an Aesten. Die Blätter sind breit, dreytheilig, tief ausgeschnitten, und weitläuftig, und gekerbt, wie das Eichenlaub, und hängen an dünnen Stielen, die eines kleinen Fingers lang sind. Der Saamen ist etwas kleiner, als der Ahornsaame, hart, flüchtig, und in Form eines Zweyfalters. Das Holz ist vest und hart, und wird, weil es schön fladericht und masericht in einander wächset, zu Büchsen- und Pistolenschäften, ingleichem zu Einlegung derer Fußböden und Schränken, nützlich gebrauchet. Dieses Holz taugt insonderheit gut in die Hecken zu pflanzen, und zu denen Bähnen zu ziehen, weil es sich sonderlich vor anderm Holze stark ineinander flicht, und dauerhaftig ist. s. a. Lebendige Hecken.

Maser, Masericht, Fladerholz, lat. Lignum venulis [illegible] Pauctibus [illegible] von-

wendulatum. franz. *Bois madré, Madrier, Madrure*, wird von einem und dem andern Holz gesagt, welches dergestalt in sich zu wachsen pfleget, daß es, wenn es durchschnitten worden, allerley Flecken, Wolken und Züge vorstellet, so, daß es, nachdem es verarbeitet und poliret worden, durch sein abwechselndes fladrichtes Wesen dem Auge eine Belustigung zuwege bringet. Es ist aber nur einiges Holz dieser Art, und wird auch der Maser in einem Holz mit vielem Unterscheide angetroffen. Der beste ist allemal an dem Stammende bey der Wurzel, und an den ästigen, knotrichten Theilen. Dergleichen Eigenschaft hat der Nußbaum, die Maßeller, und einige fremde sogenannte Pfundhölzer.

Maßerle, s. **Maßeller.**

Maßerlen, s. **Ahorn.**

Maßholder, s. **Ahorn, Maßeller.**

Massacre, s. *Fraize.*

Mast, Fehm, lat. Glandatio, ist die Nutzung von Eich- und Buchwäldern, da, wenn die Eicheln und Bücheln oder Buchecker wohl gerathen, eine gewisse, und nach der Grösse des Forstes proportionirte Anzahl heimischer Schweine, gegen Erlegung des sogenannten Mast- oder Fehmgeldes darein getrieben, und eine Zeitlang darinnen gelassen, damit aber alles ordentlich zugehe, in gewisse Stallungen geschlagen werden, damit sie der Mast genieſſen, und wenn sie fett worden, von dar an andere Oerter getrieben, und mit Nutzen verhandelt werden mögen. Es ist diese Mast eine von den besten Nutzungen, indem der Forst- oder Eigenthumsherr darauf nicht einen Heller, geschweige etwas mehrers, wie bey andern Nutzungen, verwenden darf; sondern hier eine Erndte (obgleich nicht alle Jahre, jedoch, wenn die Mast geräth, desto reichlicher) genieſſet, wo er doch nicht ein Körnlein gesäet. **Volle Mast** wird genennet, wenn entweder Eicheln und Bucheckern zugleich, oder auch nur eine Sorte davon geräth. **Halbe Mast**, wenn die obgedachten Mastbäume, nemlich Eichen und Buchen, mittelmäßig getragen. **Sprengmast**, wenn nur hier und dar einige Bäume Früchte gehabt. Wenn die bestimmte Mastzeit aus ist, die Mastschweine ausgefehmet, und noch mehr Mast vorhanden; so pflegt man wieder frische Schweine darein zu schlagen, und ihnen die **Nachmast** angedeyhen zu lassen. Sonst ist auch die Mast entweder eigene oder **Dienstmast**; da dieses letztere in der Gerechtigkeit bestehet, in eines andern Walde die Mast zu genieſſen, welche denn nicht weiter, als auf die Schweine, auszuziehen ist. Indessen gehöret doch die Nachmast öfters dabey dem Eigenthümer, welcher gegen ein leidliches Mastgeld Schweine einschlagen läſſet. s. a. **Eichellesen.**

Wo Mast ist, muß man auch zu derselben Erhaltung, von Bartholomäi an, den Ort mit der Hütung verschonen. Einige verstehen auch durch die volle oder ganze Mast diejenige, welche ganz zureichet, daß ein Schwein

fett wird; und dazu wird denn eine gewiesse Zeit bestimmet. Die Mast ist auch unterschieden in Ansehung der Eichen und Buchen, weil nicht alles gleich gut mästet. Denn Eichelmast ist überhaupt besser, als Buchmast, indem diese ein zwar süsses, aber trahnichtes Fleisch und Fett machet, wenn sie alleine ist. Eichen- und Buchmast aber zusammen geben ein süsses, körnichtes und derbes Fett und Fleisch. Unter den Eckern der Eichen sind die länglichte Dachseicheln von der Steineiche die besten, wie auch die von Zirneichen. Die kurzen runden Harzeicheln sind schlechter, und füttern auch schlechter. Endlich so pflegt man auch an einigen Orten die Eicheln um die Helfte lesen zu lassen, da man sie denn verkauft, oder selbst zur Mast brauchet. Weil sie aber dürre sind, müssen sie alsdenn erst geschroten werden. S. a. Eichel, Eichellesen, Buchmast, Bucheckern. Nebst der Eichel- und Buchmast folget die Castanien- und Haselnußmast.

Wegen der jetzt bemeldten Arten der Mast sind in vielen deutschen Herrschaften verschiedene gute Einrichtungen gemachet worden, unter denen die nutzbarste ist: daß ein jeder Forstbedienter in seinem ihm anvertrauten Revier, zu Ausgange des Augustmonats die Bäume genau in Augenschein nehme, auch sie besteige, weil man nicht allemal, wegen des Laubes, die Frucht von unten auf sehen kann. Er muß 1) untersuchen, wie weit die Mastung sich erstrecke, und wie viel Schweine man damit von Michaelis bis Martini, ohne Abbruch der Nahrung des Wildes, zu erhalten gedenke. 2) Soll er einen Anschlag und ordentliche Eintheilung machen, in alte Schweine, Grobfasel und Kleinfasel, und alsdenn einem jeden die Taxe setzen; denn dieses ist nöthig, weil ein grosses Schwein mehr, als ein kleines frißt, ehe es fett wird. 3) Schreibe er jedes Schwein ordentlich nach seinen Zeichen, und ob es ein Grob- oder Kleinfasel, oder gar ein Altes sey. Des Eigenthumsherrn Name muß gleichfalls angemerket werden; vor welche Mühe er von jedem Stück 3, 2, oder 1 Groschen bekömmt, und auf solche Weise erhält ein jeder das Seine wieder. 4) Vor Michaelis nehme er keine Schweine an, und lasse sie nicht in den Wald treiben, denn um diese Zeit fängt erst die Mastung an, zu fallen. Er gestatte auch den Hirten nicht, die Mast überflüßig von den Bäumen zu werfen; denn auf solche Art werden die Schweine überständert, und die Mast in die Erde verwühlet, und wenn denn bey entstandener Kälte die Schweine am besten fressen möchten, ist nichts mehr vor sie übrig. 5) Ist die Mast in grossem Ueberfluß vorhanden; so kann wohl gegen Abtragung eines gewiessen Geldes, den armen Leuten erlaubet werden, wöchentlich einen Tag Eichel oder Bucheckern zu lesen; doch muß man nicht zugeben, daß sie beständig in den Wäldern liegen, und dem zahmen Vieh die Mastung entziehen. 6) Nach Martini ist die Mastung aus, und muß über acht Tage nachher, und wenn auch gleich kein

kein Schnee fiele, nicht erlaubet werden, mit dem zahmen Vieh in die Wälder zu treiben; denn dem Wilde, sonderlich dem Schwarzwildpret, muß ja auch etwas zur Nahrung im Winter bleiben, als welches bey gefallenem Schnee die Eicheln schon unter selbigem, ja selbst aus der Erden heraus zuscharren weißt, um sich damit zu erhalten. 7) Die Mastschweine brenne man mit einem gewiessen Zeichen, daß, wenn ja aus seinem Forste sich eines verliese, und zu einer andern Heerde käme, man doch dasselbe wieder finden, und daran kennen möge. Davor wird ein gewiesses Brenngeld bezahlet.

Hieher gehöret auch die Masttaxe, welche, wenn es Eichel- oder Buchmast giebt, jedem Schweine, so man in die Mast zu thun gesonnen, muß erleget werden, als: von einem grossen alten Schweine, einen Thaler, zwey oder vier Groschen; von einem Grobsasel, zwanzig Groschen; von einem Mittelsasel sechszehn Groschen; von einem Kleinsasel neun bis zwölf Groschen. Dem Forstbedienten bleibt seine Schreibegebühre besonders, und bekommt er von einem jeden Schweine ein bis zwey Groschen. Wenn volle Mast vorhanden; so wird zweymal Mast gemacht, als die erste volle Mast vierzehn Tage nach Aegidii, und stehet bis Martini, auch wohl acht Tage darnach; nach dem wird zur Nachmast wieder eingeschlagen; von selbiger aber wird nur die Helfte am Gelde, ja bewandten Umständen nach, noch weniger gegeben, welche denn ebenfalls auch zehn bis eilf Wochen stehet. In der ersten Mast müssen die Schweine vollkommen sett zum Schlachten werden; sie werden aber auch in der andern Mast noch so ziemlich. An Oertern, wo viel Buchmast, Hasselnüsse und Castanien sind, wird die letzte Mast so gut wie die erste. Wenn viel Erdmast vorhanden, welches dicke weisse Maden sind, die in der Erde theils Orten häufig beyeinander liegen, und stark mästen und kühlen, ist die Mast desto vollkommener. An einigen Orten giebt man den Leuten Lesezettel, die Eichel- und Buchmast vor ein gewiesses Geld selber zu lesen. Man siehet also daraus nicht nur, wie man mit dieser Sache wirthschaftlich zu verfahren, sondern auch, wie wichtig dieselbe sey. s. a. Eichellesen.

Masteiche, s. Eiche.

Mastgeld, s. Mast.

Masttaxe, s. Mast.

Mauerepheu, s. Epheu.

Mauerewich, s. Epheu.

Mauerpfau, s. Epheu.

Mauerspecht, s. Specht.

Mauerschwalbe, s. *Apos*, Schwalbe.

Maus, Mause, Mausen, heißt bey den Vögeln die alte Federn fallen lassen, und neue dagegen ansetzen. Unter allen Vögeln brauchen keine, Zeit ihres Mausens, so sonderbare Wartung, als die zur Vogelbaitze abgerichtete Raubvögel. Die Habichte und Sperber werden

in

zu Ende des Hornungs ein jedes Geschlecht in ein besonders Zimmer gethan, worinnen es ausserhalb der Fenster zwey grosse und vergitterte Käfiche oder Vogelhäuser hat, eines gegen Morgen, das andere gegen Abend. Im Zimmer muß ein erhöhetes sauberes Brett seyn mit ledernen Nesteln, daran man ihr Geässe binden kann; es müssen auch etliche Sitzstangen darinnen seyn, nebst einem Geschirre mit frischem Wasser, und etwas Sand. Giebt man ihnen Tauben, so muß man weder Kopf, Füsse noch Federn daran lassen, und sie überhaupt zu solcher Zeit wohl speisen. Vierzehn Tage hernach, wenn sie die Federn alle geworfen haben, muß man ihnen ihr Geässe waschen, ihnen den Appetit zu erwecken, daß man sie vierzehen Tage oder drey Wochen hernach wieder heraus nehmen kann; vorhero aber reiniget man sie mit einer gelinden Purgation.

Auf diese Weise wird es auch mit denen Falken, die man aus dem Neste von Jugend auf erzogen hat, gehalten, ausser daß man mit ihnen meistentheils zu Ende des Merz den Anfang macht. Man giebt ihnen vor der Maus Schaafsleisch in Baumöl genetzet, das in frischem Wasser ein wenig abgeschlagen worden; diese muß man alle Tage drey oder viermal besuchen, zu sehen, ob sie zu fressen haben, dabey muß man sie gar reinlich halten, ihre Kammer oft ausfäubern lassen, und allezeit acht haben, welche Speise sie am liebsten verdauen. Wenn man ihnen frisches Geässe giebt, muß man dasjenige, was sie von dem alten übergelassen, auf die Seite schaffen. Die Falken, insonderheit aber die Gerfalken, wollen eine dunkle, aber warme und trockene Kammer an einem stillen Orte, wenig Luft, und sowohl auf, als unter dem Tische, viel Sand haben. Zweymal in der Wochen soll man ihnen frisches Wasser geben, das mit sie sich baden mögen, und nicht öfter, sonst wird ihr Gefieder weich vom Baden. Von dem Röhrwasser mausen sie eher ab, als von einem andern. Das Geschirre, darinnen man ihnen solches giebs, soll ziemlich breit und tief seyn, doch daß der Vogel mit den Füssen den Boden durch das Wasser erreichen könne. Wenn man ihnen einen Tag um den andern Fleisch von einem Spanferkel giebt; so reinigen sie sich wohl davon; desgleichen Tauben, Mäuse und junge Hunde; oder auch eine Natterhaut klein zerhackt, und unter ihr Geässe vermischt, befördert die Mausung. Solches thut auch das Pulver von grünen an der Sonne gedörrten Eydexen, so man ihr Geässe, sonderlich Schweinefleisch, damit bestreuet; ingleichem wenn man einer Schildkröte, so an einem trockenem Orte gefangen worden, die Schale abziehet, und sie rücklings dem Vogel zu fressen vorlegt; denn der Saft und das Fleisch dieses Thiers ist dem Vogel gut, und macht, daß die Maus bald vorüber gehet.

Das Mausen wird auch befördert, wenn man sie anfänglich nur mit lebendigen Mäusen, während der Mausezeit aber mit jungen

jungen Schnäbeln, oder andern jungen aus den Nestern genommenen Vögeln, zum öftern speiset. Wann ein Vogel etliche alte böse Federn in die Maus gebracht hätte, und solche nicht fallen wollten; so mag man sie ihm ausziehen, jedoch dabey sich in Acht nehmen, daß sie nicht gedrehet, sondern gerade ausgezogen werden, sonst wird der Vogel verderbet: ausser diesem aber muß man den Raubvögeln, sonderlich denen Falken, keine Federn, in der Meynung, daß sie desto eher mausen sollen, ausziehen lassen, weil sie dadurch zum Fliegen ganz und gar untüchtig gemachet werden.

Die Vögel, so in Zimmern, unter der Menschen Obsicht, ihre Maus verrichten, kriegen viel stärkere und vollkommnere Federn, als die sich in der Wildniß mausen. Denn diese müssen in der Maus zugleich brüten, und ihre Jungen aufziehen, daß sie also beyde Arbeiten auf einmal zu verrichten, nicht Stärke und Vermögen genug haben; daher auch diejenigen Vögel, die mehr als einmal vermauset haben, daran zu erkennen sind, daß ihre Federn allezeit kürzer und schmäler werden. Man muß die Vögel nicht eher aus der Mause nehmen, als bis die Schwing- und lange Federn genugsam erstarket sind; denn sonst kommt das noch in den Adern befindliche Blut, dadurch die neue Federn sollen nutriret werden, nicht in die Kiele, wie es die Natur verordnet hat; sondern verfaulet, oder trocknet gar ein, und verursachet denn eine Aufblähung und Geschwulst der Flügel, welche sie hindert, daß sie nicht hurtig fliegen können, und endlich gar verderben, es wäre denn, daß sie in der Maus krank würden; so müßte man sie wohl nothwendig auf die Faust nehmen, sie zu besichtigen, was ihnen fehlen möchte.

Alle Raubvögel, so von Jugend auf in kalten Ländern, und auf hohen Bergen auferzogen worden, vermausen sich eher als die, so gegen Mittag, oder Niedergang gefangen worden: denn je kälter ihr Land ist, darinnen sie auferzogen sind, je eher vermausen sie. Einen Raubvogel soll man sogleich, als man ihn aus der Mause genommen, fliegen, sondern vorhero ein wenig magerer werden lassen, daher man ihnen zwanzig Tage zuvor nicht mehr, als zwey Drittel ihrer ordentlichen Fütterung, und zehen Tage vor ihrer Maus, ihr Gewölle oder Aeuke geben soll.

Mauser, Vermauser, französ. *Muer*, eine Redensart die von den Falken gebraucht wird, welche auch daher vermauste und madrirte Falken heissen. s. Falke. Sonst wird dieses Wort auch bisweilen von Hirschen gesagt, wenn sie ihr altes Gehörne abgeschlagen haben, und ein neues aufsetzen.

Mauser, Mutter, nennet man diejenigen Krebse, welche die alte Schale abgeleget, und welchen die neue noch nicht erhärtet, sondern ganz weich ist.

Mauviette, s. Drossel.

Mauvis, s. Drossel.

May, Maymonat, lat. Majus, franz. *Mai*, *May*, der fünfte Monat im Jahr, welcher wegen seiner vielen Annehmlichkeiten der berühmteste und beliebteste unter allen ist. In diesem Monat, welcher 31 Tage hat, gehet die Sonne um den 21ßen desselben in das Zeichen der Zwillinge. Die Arbeiten dieses Monats bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

a) In den Forsten und Wäldern hat der Förster 1) die besäeten Gehaue, wo es wegen des Wildprets oder des zahmen Viehes nöthig, und noch nicht geschehen ist, verhägen und einzäunen zu lassen. 2) Auf den besäeten Gehauen wegen der Mäuse, der Vögel, der zahmen und wilden Tauben, besorgt zu seyn, und ihnen, z. E. den Mäusen durch Aufstellung der Fallen zu wehren, als die sonst dem Saamen grossen Schaden zufügen. 3) So wohl wegen des verderblichen Abhauens der sogenannten Mayen oder Birken, als auch 4) auf die Viehhirten in diesem und folgenden Monaten sorgfältige Aufsicht zu haben, daß sie nicht an solche Orte der Waldungen, wo Schaden geschehen kann, und das junge Holz zu Grunde gerichtet wird, hüten, oder durch angemachte Feuer einen Brand in den Wäldern veranlassen mögen. 5) Die Blüten der Kiefern, Fichten, Tannen, Buchen, Eichen, der Ahornbäume, der Erlen, Eschen und Rüstern zu bemerken; gleichwie auch jetzo die schwarzen Brombeere, Himbeere, der Wasserflieder oder Hollunder u. a. m. blühen. 6) Auf die spaten Nachtfröste und die vorfallende Sommerregen, oder sogenannte Mehlthaue hat er nicht weniger zu achten, indem durch dergleichen Witterungsvorfälle die Blüten und Zapfen der wilden Bäume öfters Schaden leiden, und wir den von ihnen gehofften Saamenertrag in solchen Jahren einbüssen müssen. Er soll 7) aufmerken, ob es viele sogenannte Mayenkäfer giebet, und ob in dem nächstfolgenden Monat die kleine Käfer häufig sich einstellen, und von solchen, wie sie in manchen Jahren zu thun pflegen, die Eichblüten ab- und die birkenen Saamenzäpfgen angefressen, und wir also einer gehofften reichlichen Saamenerndte dieser beyden Holzarten verlustig werden. 8) Wenn er noch Saamenzapfen vorräthig hat, soll er solche in diesem und den folgenden Sommermonaten bey schönen, warmen Tagen vollends ausklingeln. Man kann auch in diesem Monat, wo das Tannen- und Föhren- oder Kieferholz zu dicke stehet, Latten und Stangen schlagen lassen, damit das andere desto besser fortwachsen möge; denn da solch übriges Holz nicht angeschnitten wird, stehet ohne dem viel davon ab, und erstocket.

β) Bey der Fischerey ist folgendes zu beobachten: Weil jetzo die Krebse beginnen gut zu werden; so gehet auch nunmehro ihr Fang an, und sollen die in vollem Monden gesargene sowohl leibig und gefüllet seyn. Nun gehet auch der Aal- und Lachsfang recht an, und dauret also bis nach Pfingsten. In diesem Monat fängt man an, mit Regenwürmern, Käfern, kleinen

Krebs-

Kreßlen, oder auch mit Gerstengrauen in Fenchel gekocht, zu angeln. Auf die Teiche muß man fleißig Obacht haben, daß sie nun den Sommer über ihr Wasser behalten mögen. In die Teiche, welche von Feldfluthen anlaufen, und spröden Grund und Boden haben, soll man kurzen Schaafmist führen, weil solcher denen Karpfen sehr wohl bekömmt. Nach einiger Meynung soll im diesem Monat, wenn der Apfelbaum blühet, die beste Zeit seyn, Streichkarpfen, und den zweyjährigen Saamen aufzusetzen, weil nemlich das Wasser ein wenig laulicht zu werden, und das grosse Gewässer abzunehmen beginnet. In diesem Monat fangen auch die Karpfen in den Teichen an, das erstemal zu streichen, ingleichem auch die Karauschen und Pärsche; item die Näßlinge und Grundeln.

γ) Bey dem Weydewerk und Jägerey muß man nun mit dem Leithunde ausziehen, und das Behängen fleissig abwarten; auch noch die Wildpretsulzen verneuen. Ingleichem denen jungen Raubthieren, als Wölfen und Füchsen, welche in diesem Monat geworfen, nachtrachten, und solche, wie auch die Raubvögelnester äusserstien Fleisses zu vertilgen suchen. Die heimischen Katzen aber, die man um diese Zeit in den Feldern findet, soll man gleich todschiessen, weil sie die jungen Haasen und alles Geflügel abfangen. Insgemein ist jetzo das Vogelfangen verboten, weil sie zu dieser Zeit nisten und brüten. Jedoch weil bey etlichen Vögelarten der Männlein so viel, daß sie mehr verderben als befördern, sonderlich bey den geilen Wachteln, welche dem Weiblein, wenn sie brüten, oft die Eyer verderben; als können dieselben wohl abgefangen werden. Zwischen Walpurgis und Jacobi muß man die Raubvögel, die man im Herbst zum Baitzen brauchet, ausmausen lassen. Jetzo ist es Zeit, allerhand junge Vögel, die man entweder zahm zu machen, oder zu einem gewiessen Gesange zu gewöhnen, verlanget, auszunehmen. Junge Hänflinge findet man zu dieser Zeit an Orten, wo Wachholdergebüsche und Föhrenholz stehet, häufig, und diese werden mit nichts besser, als mit eingeweichtem Rübsaat oder Rübsen aufgezogen. Ingleichem giebt es um diese Zeit junge Finken, welche man auf Bäumen zu suchen, und mit Semmel und Milch aufzuätzen hat, welche Speise man ihnen auf eine ziemliche Zeit, wenn sie schon erwachsen, lassen muß, bis man sie hernach allgemach an trocknen Rübsen gewöhnet. Zu Ende dieses Monats giebts auch schon junge Stieglitze, welche man mit Milch und Semmel, oder eingeweichtem Rübsen, oder Ameiseyern aufbringen und zahm machen kann. Wer sonst einen wohlsingenden Vogel haben will, der darf nur sein Nest suchen, und ihn bey den Jungen mit Leimspindeln, oder mit einem Maisenschlage zu fangen trachten, unter welchem man in einem besondern Hause die Jungen setzet, daß sie die Alten nicht anders, als durch den Maisenschlag ätzen können, und also selbigen nothwendig sich über dem Kopfe zuwerfen müssen.

Mayen, Mayenbäume, lat. Arbores majales, franz. *Mayi*, alſo werden an den meiſten Orten in Deutſchland die Birkenbäume genennet, womit man am Heil. Pfingſtfeſt die Kirchen auszuſchmücken pfleget, vielleicht weil vor Zeiten die Birken eben wie die Eichen vor heilig geachtet wurden, oder weil ihr Laub von angenehmen Geruche iſt. Wieder dieſes Mayenhauen wurde im Jahr 1715 folgendes Mandat im Churfürſtenthum Sachſen publiciret: Nachdem befunden worden, daß das Abhauen der Mayen, ſo alle Jahre gar zuweg, auch mehrmalen in die Kirchen und Häuſer, auch für die Leute, zumal an denen Schenken und Wirthshäuſern geſetzet, und ſogar ganze Sommer durch Lauberhütten davon gemacht werden, zur Verwüſtung der Gehölze nicht wenig contribuiret, indem mehrentheils nur die jungen Stammhölzer und Wipfel ab, und denen Birken das Herzblatt abgehauen worden, davon hernach ſelbige nicht mehr über ſich wachſen, ſondern nur verſtadern, dadurch denn denen Waldungen und Gehölzen ein groſſer Schade, und noch mehr Abgang zugezogen wird; als wird hierdurch anbefohlen, daß in Zukunft niemand, wer der auch ſey, ſich unterſtehen ſolle, dergleichen Mayen zu obigem Ende, weder in denen Churfürſtlichen Waldungen, noch auch der Vaſallen und Unterthanen, oder Pfarr- oder Gemeindehölzern, und Büſchen abzuhauen, oder zu verſtatten, bey einem Neuſchock Strafe, welche vor jedes Stück, ſo wider dieſe Verordnung gehandelt zu haben, betreten, oder ſonſt überführet würden, unnachbleiblich eingetrieben werden ſoll.

Es iſt ganz billig, daß alle Orten dergleichen Mandata wider diejenigen ertheilet werden, die im Frühling, wenn die Birken ſaft treiben, ſo viele, mit hohem Wachsthum ſtehende Bäume, zu einer ſogenannten Maye mit umhauen. Dieſe Unart hat an einigen Orten ſo ſtark eingeriſſen, daß viele tauſend Stück den ſchönſten jungen Birken zu beſagter Zeit einer unnützen Mode aufgeopfert werden. Man bedenke nur, was durch einen ſo gering ſcheinenden Aufwand in einigen Jahren den Wäldern für ein groſſer Schade zugefüget wird? Die beſten, geradeſten, und in gutem Wachsthume ſtehende Birken werden dazu genommen. Und ob man gleich denken möchte: Schlagen doch dieſe Stämme wieder aus; ſo vergehen doch viele Jahre, ehe die Loden wieder ſo ſtark werden. Und zum andern, ſo werden in die Loden von dem umſtehenden Holze meiſtentheils unterdrücket; und wenn dieſes auch nicht geſchiehet; ſo entſtehet doch eine groſſe Ungleichheit zwiſchen denen aus denen Stämmen entſproſſenen Loden, und dem umſtehenden Holze; denn wenn dieſes haubar iſt, ſo ſind jenes noch ſchwache Reiſer, und doch müſſen ſie der Ordnung wegen ſchon wieder gehauen werden. Kur-

es gereichet das Aushauen der jungen Birken denen Wäldern zu zu grossem Nachtheil.

Was das ärgste bey dieser eingerissenen Gewohnheit ist; so werden die wenigste solcher Mayen mit Vorbewust, oder auf Anmissung der Forstbedienten gehauen; sondern sie werden meistens denen Wäldern auf eine unerlaubte Art entwendet. Die Herrschaften haben also sehr wenig oder gar keine Einkünfte, und doch grossen Schaden davon. Derowegen wird es noch in Zukunft eine besondere Pflicht eines Forstbedienten ausmachen, dieses Uebel, so viel möglich, durch fleissige Aufsicht von ihren unterhabenden Revieren abzuwenden.

Die Fürstliche Hessen-Darmstättische F. O. §. 48. und die Fürstliche Sachsen-Gothaische c. 10. §. 6. verbieten eben dieses Mayenhauen. Andere Verordnungen machen hie und da eine Ausnahm; z. Ex. die Waldordnung für das Land Rheingau, §. 4. will: Es soll niemand die Mayen grösser hauen, als Bohnenstecken, jedoch an unschädlichen Orten, durchaus aber sollen hiezu keine Erdstämmlein genommen werden. Die Herzogliche Würtembergische F. O. §. 66. zählet solches Hauen unter die Waldverwüstungen. Und in einem Churbraunschw. Lüneb. Edict den 8ten Decembr. 1718. ist geboten: Es sollen keine Mayen, um selbige in die Kirchen und Häuser zu setzen, oder Sommer- und Laubhütten daraus zu machen, bey Strafe

se 10 Thaler von jeden Stück, gehauen werden; Worunter wir doch dasjenige, was zu pfleglicher oder unumgänglich nothwendiger Nutzung des Hauswirthes gebraucht wird, nicht verstehen. Massen wir auch dieserwegen sowohl an unsers Oberjägermeisters, damit sie das nöthige an die Forstbediente verfügen, als auch an unser Consistorium, um sich ihres Orts darnach zu achten, und denen Küstern oder Schulmeistern, welchen dadurch etwas von ihren Accidentien entgehet, etliche Groschen, als ein Aequivalens, aus dem Kirchenvermögen jedes Orts, oder von denen Eigenthümern der Holzungen, in welchen vorher die Mayen unentgeltlich gehauen worden, reichen zu lassen, bereits Befehl ertheilet haben.

Mayenhauen, s. Mayen.

Mayenkäfer, s. Käfer.

Mayfische, s. Häselin.

Mayn, also haben einige die kleine grüne und rothe Kätzgen der Tanne genennet, welche man an dem vorigen Jahrwuchs gewahr wird, und welche bald reiffen, und ein gelbes Mehl abstieben.

Meeradler, s. Adler.

Meeramsel, s. Amsel, Seeamsel.

Meerkatzen, s. Affe.

Meerkrebs, s. Krebs.

Meerküttel, s. Blachfisch.

Meerschwalbe, s. Apos, Meve.

Meerspinne, s. Blachfisch.

Meerzeislein, s. Gräßlein.

Mehlbaum, Schlingbaum, lat. Arbor farinifera, Viburnum, Spirea Theophrasti, ist ein Baum, welcher an ungebaueten Orten, Gesträuchen, Dornbüschen, in leimigem und vesten Grunde wächset. Die Blätter sind ziemlich groß und breit, rund um zerkerbet, und dem Erlenlaube in vielen Stücken gleich. Die weissen Blümlein stehen Cronenweise beyeinander; darauf folgen breite Beeren, die Anfangs grün sind, hernach roth, und endlich, wenn sie zeitigen, schwarz werden. Die Blätter und Beere dienen mit saurem Weine zu einem Mund- und Gurgelwasser, für Flüsse, Geschwulsten, und Entzündung der Mandeln, des Halses und Zahnfleisches, Wackeln der Zähne, und gefallenen Zäpflein. Die Blätter, in Lauge gesotten, machen das Haar wachsen. Einige andere ausländische Arten dieses Gewächses werden nur in Gärten gehalten. Also findet man eine Art vom Mehlbaum auf den Inseln Ternate, Banda und Amboina, welcher nach dem Berichte vieler Reisebeschreibungen, etwan eines Menschenfusses oder Schenkelsdicke, und bis 10 Fuß hoch wird, auf dessen Gipfel ein rothes Gewächs, wie ein Krautkopf, aufsitzet, welches ein schönes, weisses und zartes Mehl in sich hat. Dieses wird von denen dasigen Einwohnern, wie anderes Mehl, mit Wasser eingesprenget und geknetet, und wenn es ein wenig gesäuret hat, in ziegelsteinerne Formen einer Hand lang, und eines Daumens tief gedruckt, über Kohlen gebacken, und hernach also warm, oder wenn es gekaltet, mit warmen Wasser zu einem Brey gemacht, genossen. Es ist ohne Geschmack, und nur armer Leute Kost, es sey dann, daß es mit ein wenig Pfesser oder Zucker und Zimmet gewürzet werde, da es denn ungemein annehmlich seyn solle.

Mehlbeerbaum, s. Ebereschenbaum.

Mehlbeerstrauch, s. Weißdorn.

Mehebraten, werden bey den Hirschen und wilden Schweinen die über den Nieren und am Rückgrad liegende 2 Stücke Wildpret genennet.

Meise, Maise, lat. Parus, Panx, Aegithalus, Fringillago, franz. *Mesonge*, *Mezenge*, ist ein kleiner Vogel, welcher sich gerne in Wäldern und Gärten aufhält, und in alten holen Stöcken oder Bäumen hecket. Wir wollen ihre Gattungen und Eigenschaften kürzlich anzeigen.

A) Man zehlet sechserley Gattungen von Meisen, die in Deutschland bekannt sind:

1) Die **Pickmeise**, **Großmeise**, **Kohlmeise** oder **Spiegelmeise**, lat. Parus major, Carbonarius major, ist die gröste und schönste von diesem Geschlechte, hat einen kohlschwarzen Schnabel, und oben auf einen kohlschwarzen Kopf, zu beyden Seiten aber ist der Kopf mit dem schönsten hellen Weissen ge-

zie-

zieret. Wo der Kopf aufhöret, und der Hals anfängt, und zwar gleich oben von dem Genicke zu, kommt eine Farbe, die man weder grün noch blau nennen kann; sondern sie ist das Mittel von beyden Farben, und hat doch mehr vom Grünen, als vom Blauen. Sie reichet den ganzen Rücken hinab bis zum Schwanze, jedoch wird sie, noch ehe der Schwanz angehet, in etwas heller. Der Schwanz selbsten hat oben auf fast eben die Farbe, wird aber zuletzt hinaus etwas dunkel und schwärzlicht. Unterher gleich an der Kehle fängt sich ein schwarzer Strich an, der zwischen denen zu beyden Seiten sich befindenden, ungleichlich schön hochgelben Federn, bey denen Männlein bis unten hinaus zum Schwanze sich erstrecket, und Fingers breit ist. Die Flügel haben eben solche grünblaulichte Federn, die Füsse aber sind blau. Das Weiblein ist am Kopfe von dem Männlein nicht zu unterscheiden, und das Gelbe am Unterleibe giebt des Männleins Farbe so wenig nach, daß auch darauf nicht zu trauen ist; der unten durchgehende schwarze Strich aber ist nicht so breit, als bey dem Männlein, und erstrecket sich nicht hinab bis zum Schwanze, sondern verlieret sich noch weit oben am Bauche, und macht das Männlein von dem Weiblein also wohl kenntlich. Dieser Vogel ist lange nicht so groß, als er nach der Vielheit seiner Federn aussiehet; denn wenn diese hinweg sind, und man ihn in eine Schüssel zugebratenen Finken leget, siehet man bald, wie viel kleiner er ist, da er sonsten, wenn man ihn noch in den Federn neben einem Finken betrachtet, selbigem an der Länge nichts, und nach der Dicke wenig nachgiebt. Uebrigens ist die Meise am ganzen Leibe wohl gestaltet, hat mittelmäßig hohe und mit solcher Stärke begabte Beine, wie ihr nöthig sind, sich überall anhängen, und die Würme zwischen dem Laube und den Rinden heraus hauen zu können; zu welchem Ende auch den Schnabel, welcher doch nicht länger, als ungefehr einer Nachtigall Schnabel ist, eine so besondere Stärke hat, daß die Meise einem Menschen damit auf einen Hieb den Finger blutig hauen kann.

2) Die Blaumeise, Pimpelmeise, lat. Parus coeruleus, ist am Kopfe blau; wo die Kohlmeise schwarz ist; und wo diese weiß ist, siehet jene auch weiß; am Rücken hat sie fast Federn, wie die Kohlmeise, doch in etwas blaulichter; die Flügelfedern aber und die Schwanzfedern sind überaus schön blau, hingegen das Gelbe am untern Leibe ist nicht so schön und hochfärbicht, als bey der Kohlmeise; in der Mitten gehet zwar auch ein blauer, wie bey jener ein schwarzer Strich durch; er ist aber nicht so breit, als der andern ihrer, und reichet nicht bis hinunter zum Schwanz, so wenig bey denen Männlein, als bey ihren Weiblein. Der Schnabel ist bey dieser auch blaulicht, nach denen hinaus etwas schwärzlicht; die Füsse aber sind blau. Das Weiblein hat die Farben, und deren Eintheilung, wie das Männlein, nur daß es nicht so hochfärbig, und also, wenn man es nebst einem Männlein beschet, leicht

leicht zu erkennen ist. Der Blaumeise Leibesgröße ist gar geringe, manchmal sie noch kleiner, als ein Zeisiglein; im übrigen ist sie am Schnabel, Füßen und andern Gliedern mit eben den Sachen versehen, welche bey der Kohlmeise, (der sie an Schönheit den Preis streitig machet, an Lieblichkeit der Stimme aber gerne weichet) schon gemeldet worden.

3) Die Waldmeise, Holzmeise, lat. Parus silvestris, hat gleichfalls einen schwarzen Kopf und weissen Backen, wie die Kohlmeise, das Weisse aber ist nicht so helle, sondern gleich als wenn es kothig wäre, und das Schwarze gehet zwar, gleich als ob sie ein Ringlein um den Hals hätte, bis an die Kehle; es reichet aber doch nicht weiter, und ist die ganze Brust und Bauch nur mit solchem dunkeln Weiß anzustreichen. Der Rücken und die Flügel sind dunkelgrün, und am Ende der Flügelfedern finden sich, wie bey dem Baumhäcklein und Sitzlitzen, weisse Pünktlein, welche man nur siehet, wenn man die Flügel voneinander thut. Das Weiblein hat gänzlich einerley Farbe. An der Größe ist diese Meise wie eine Blaumeise, fast noch kleiner, und am Schnabel, Füssen und andern Eigenschaften, hat sie eben die Gaben, welche die andern Meisen besitzen.

4) Die Hänfmeise, Schwarzmeise, hat Parus ater, carbonarius, hat ebenfalls einen schwarzen Kopf, von welchem sich aber kein Ringlein um den Hals herum ziehet. Die Backen und der ganze Unterleib ist auch dunkelweiß, jedoch etwas heller, als bey der Wald- oder Holzmeise; der Rücken ist Aschenfarbig, so, daß er in etwas zur bräunlichen Farbe sich neiget, und also schon auch der Schwanz und die Flügel aus, welche letztern aber mit weissen Pünktlein versehen sind. Wie viel Aehnliches sie mit der Holzmeise hat, so wohnet sie doch nicht bey derselben in Schwarzholze, oder doch selten, und laut aussen herum; sondern sie enthält sich lieber im Laubholze bey der Kohlmeise. Die Größe ist beynahe einer Mehl- oder Schwanzmeise gleich, und ihre Eigenschaften an Federn im Schnabel und Füssen sind wie der andern Meisen.

5) Die Kuppmeise, Kupfmeise, Schopfmeise oder Haubelmeise, lat. Parus cristatus, ist von gleicher Größe wie die Holzmeise, hat auf dem Kopfe ein kleines spitziges Schopflein oder Kuppen, von blau und weißgesprenkten Federn, und der vordere Theil von dem Schnabel an, bis an solche Kuppe, ist von gleicher Farbe, auch ist der Kehle von solcher Farbe einiges mitgetheilt, im übrigen ist der untere Leib bis hinab zum Schwanze dunkelweiß, und der Rücken sammt denen Flügeln und Schwanzfedern sind Mausfarb. Sie hat, wie die Hänfmeise, ingleichem die Holzmeise, so gar einerley Farbe mit ihrem Weiblein, daß dessen Gestalt nicht absonderlich beschrieben werden kann. Auch hat sie alle übrige Eigenschaften mit denen andern Meisen gemein. So viel aber den Ort ihres Aufenthaltes betrift,

trift, so hält sie es mit der Holzmeise.

6) Die Schneemeise, Mehlmeise, Pfannenstiel, Zahlmeise, Schwanzmeise, Bergmeise, lat. Parus montanus. caudatus, ist die kleinste unter allen, hat aber den längsten Schwanz, der bey ihrem kleinen Körper nicht anderst aussiehet, als ob der Vogel daran gespießt wäre. Sie ist am Kopfe ganz weiß, als ob sie mit Mehle bestäubet wäre, (daher ihr obgedachter massen der Name Mehlmeise von einigen beygeleget worden) ausser daß sie über denen Augen, und unten an dem Kinnbacken braune und schwärzlichte Streiflein hat; der Rücken ist auch mit braunen und schwarzen Flecken, darunter etwas Weisses hervorschiesset, überzogen, und die Flügel sind gleich also. Die sehr langen Schwanzfedern aber sind meistens schwärzlicht, und nur mit zweyen weißgestriemten Federn untermischt. An der Grösse wird diese Meise schwerlich einen Zaunkönig übertreffen, so gar ihr schwarzes Schnäblein ist viel kürzer, und dennoch hat sie mehr Stärke darinnen, als der Zaunkönig in dem seinigen. Wie klein dieser Vogel seyn, kann man daraus abnehmen, daß seine Eyer, deren er 13 und mehr auf einmal in seinem Neste ausbrütet, nicht grösser sind, als die gröste Art von von denen gemeinen Erbsen. Man darf aber sein Nest nicht in hohlen Bäumen und Stämmen suchen, wie aller anderer Meisen; sondern auf starken an dem Stamm anstehenden Aesten; daselbst träget er so viel Moos und Federn, mit welchen das Nest inwendig ausgemacht ist, zusammen, daß man es nicht in einen Hut fassen kann; und in solchen zusammengetragenen Klumpen, der so verwunderlich geschlichtet ist, daß es eine Menschenhand nicht nachmachen kann, macht die Meise ein kleines Löchlein, zu dem sie kaum hineinkriechen kann; daher abzunehmen, weil es inwendig von nichts, als Häner- und andern Federn, bereitet ist, wie warm es seyn müsse; doch siehet es auf dem Baum nicht anderst aus, als wie ein Büschlein Moos, der von sich selbst allda gewachsen seyn möchte.

B) Von den Eigenschaften der Meisen verdienet folgendes angemerket zu werden: Alle Meisen lecken ihr Fressen; denn ob sie die Nußkerne und anderes schon hacken, so lecken sie doch alsdenn die kleinen Stücklein mit der Zunge hinein. Ihr Aufenthalt ist, wie oben erwähnet, in Wäldern und Gärten. Die Schopfmeise, wie auch die Wald- und Holzmeise aber bleiben im schwarzen Holze, da die übrigen allein das Laubholz lieben. Ihren Strich betreffend; so ist bekannt, daß man die Kohlmeise, die Holzmeise und die Blaumeise im Striche von einem Gehölze zum andern, (denn über weite Felder zu reisen, vermeiden sie, so viel als möglich) zu hunderten streichen siehet; sie halten aber nicht beysammen, sondern theilen sich, nach Veranlassung der Lage eines Ortes, gar leicht in geringere Hauffen; wiewohl die Holzmeise endlich noch mehr die Trennung scheuet, und noch eher

unter die Vögel, welche in groſſen Hauffen ſtreichen, gezählet werden könnte. Mit denen übrigen Meiſen aber hat es eine andere Beſchaffenheit: denn die Hanfmeiſe ſtreichet gar nicht mit Hauffen, auch nicht über Feld, wie jedoch die obbemeldten drey Arten thun; ſondern die gehet dem Gebüſche nach, und folget immer einer der andern, als ob ſie einander jagen wollten, und alſo macht es auch etwas tiefer im Walde die Kupp- oder Schopfmeiſe; die Schwanzmeiſe aber pfleget nur bey der Zahl zu bleiben, die ein jedes Paar ſelbſten gebrütet; doch waget ſie ſich über weite Felder, allwo ſie, wenn ſie Bäume antrift, ein groſſes Geſchrey macht, und in der Kälte ſchlagen ſich öfters zwo auch mehr Bruten zuſammen.

Alle Meiſen, die einige Schnee- oder Schwanzmeiſe ausgenommen, brüten in die Löcher. Die Kohlmeiſe brütet gern in hohle Bäume, das Loch mag weit oben, oder nahe unten bey der Erden ſeyn, und machet ſich ein ſehr groſſes Neſt von Wollen, Moos und Federn. Die Blaumeiſe brütet eben auch auf Bäumen, jedoch nicht gerne niedrig, ſondern in einem Löchlein, das hoch oben iſt. Daſelbſt träget ſie erſtlich das faule Holz aus dem Löchlein heraus, hernach, wenn der Platz gereiniget iſt, fängt ſie erſt an, was ſie zum Neſt brauchet, hineinzutragen; dieſes thun zwar andere Meiſen auch, doch iſt es von der Blaumeiſe am leichteſten wahrzunehmen. Die Holzmeiſe brütet ſelten in Bäumen, ſondern in abgehauenen Stöcken, die Löcher haben, und eben alſo macht es auch die Kupp- oder Schopfmeiſe, welche beyde das ſchwanze Gehölze gar zu lieb haben, als daß ſie ſolches das ganze Jahr hindurch auf eine lange Zeit verlaſſen ſollten. Die Hanfmeiſe aber durchwandert alle Gärten, wie die Kohlmeiſe, und brütet oftmals nur in Löchern niedriger Pflaumenbäume, alſo daß die einige Schnee- oder Schwanzmeiſe obgedachter maſſen es dieſfalls nicht mit ihren Geſellen hält, weil ſie in einem Neſte, worinn ſie jedoch ein überaus kleines Löchlein macht, zu brüten pfleget.

Die Meiſen haben vor vielen andern Vögeln dieſes beſonders, daß ſie ſehr fruchtbar ſind, und auf einmal, ſonderlich die Kohlmeiſe und die Schneemeiſe 15 bis 19 Eyer legen, die übrigen bleiben bey 10 bis 12. Weil ſie aber gemeiniglich zweymal brüten, ſonderlich, wenn ſie das erſtemal um die Eyer oder Junge gebracht werden, ſo kommt doch eine groſſe Zahl heraus, und iſt dahero ſich nicht zu verwundern, daß ſie, zumal die Kohlmeiſe und die Holzmeiſe, im Herbſt ſo häufig gefangen werden. Im Frühlinge werden ſie wohl etwas ſchöner, man kann aber doch nicht eigentlich ſagen, daß ſie ihre Farben verändern; wie man ihnen auch keinen Geſang zuſchreiben kann.

Sie pflegen ſich im Waſſer zu baden, und ihren Jungen das Geäſſe im Schnabel zuzutragen. Ihre Nahrung beſtehet in lauter Würmern und Raupen, deren Neſter ſie auch im Winter,

zu der Gärtner Vergnügen, zerstören. Die Kohlmeise genieſſet zur Herbſtzeit auch Beere, und flieget Winterszeit an das Luder, wenn es nemlich trocken oder gefroren iſt, um davon zu nagen. In den Zimmern nehmen ſie wohl mit Hanf und Nüſſen vorlieb; aber ſie dauren dabey nicht, ſondern wollen andere Abwechslungen, von ſüſſem Käſe, Semmel in Milch gewaicht, Regenwürmer, Mayenkäfer, und anderes dergleichen Gewürme, zu der Zeit, da man es bekommen kann, ſonderlich Heuſchrecken, ingleichem Haberkörner haben, oder aus- und einfliegen, wann ſie friſch bleiben ſollen. Doch iſt dieſes nur von denen Kohlmeiſen zu verſtehen; denn die Blau- wie auch die Hanf- und Holzmeiſen ſind dauerhafter. Wer eine Kohlmeiſe um Jacobi, da ſie noch nicht gemauſet ſind, fängt, und ſie anfänglich mit Heuſchrecken, ſüſſem Quark und friſchen Ameiseyern fortbringet, bis ſie Nüſſe und Hanf ertragen kann, der wird erfahren, wie viel beſſer eine ſolche in dem Herbſt zum Fange und Lock ſeye, als eine, die man alsdenn erſt fänget. Die Meiſe bringet ihr Geſchrey von Natur, ohne nachzudichten, hervor, befleiſſiget ſich auch auf ihren Geſang nicht, und iſt dahero von Natur ungeſchickt, von andern Vögeln etwas zu lernen. Ihr Fleiſch iſt zwar geringe, aber doch geſund, und vor arme Leute eine gute Koſt. Sie können auf die Art, wie die Finken, vorbereitet und zugerichtet werden.

Meiſenfang, iſt der allerluſtigſte unter allen Arten des Vogelfangs, und wird auf verſchiedene Weiſe angeſtellet.

1) Zuförderſt iſt hierzu eine **Meiſenhütte** nöthig, die nach Beſchaffenheit des Orts entweder im Walde auf der Erden, oder daſelbſt in der Höhe, auf drey nicht weit von einander ſtehende groſſe Bäume, oder auch unweit einem flieſſenden Waſſer, wobey viel Weyden anzutreffen, zu erbauen. Die erſte auf dem Erdboden wird am bequemſten rund, in der Breite, oder über dem Diameter 6 Ellen weit, alſo angeleget: Erſtlich werden Pfähle nicht weit von einander eingeſchlagen, und mit grünen Sträuchern ſehr dichte, damit man nicht durchſehen kann, eingeflochten, darauf ſodann eine dergleichen Decke zu liegen kommen muß; gegen Südoſten aber wird die Thüre zum Aus- und Eingehen angeleget, und wenn ein Windofen hineingeſetzet werden ſoll, muß ſolche Hütte inwendig mit Brettern ausgeſchlagen ſeyn. Nach dem Morgen, oder gegen des Vogels Zuge zu, läßt man ein Guckloch, und etliche Löcher an den Seitenwänden, daraus die Kloben geſtecket werden; beſonders aber müſſen grüne Bäume um die Hütte ſtehen, weil die Meiſe dieſe mehr, als die dürren beſuſſet.

Eine Art, die Meiſen zu fangen, geſchiehet vermittelſt eines **Klobens**, wovon dieſer Artikel nachzuſehen. Die Zeit zum **Meiſenfang** gehet um Aegidi an, und der beſte Zug iſt auf Creutzerhöhung, wiewohl auch eine ziemliche Zahl dieſer Vögel den ganzen Winter hin-

durch hier bleibet. Wenn nun der Zug angehet; so muß man frühe mit anbrechendem Tage schon in der Hütte seyn, die Kloben auffspannen, und zu den neu Löchern aus der Hütte bis an die Hülse hinausstecken. Unter denen Kloben auswendig an der Hütte werden die Baure gehangen, darinn der Vogelsteller nachmals Lockmeisen stecket. Vor die Kloben wird ein Stock, der oben eine Gabel hat, jedoch etwas niedriger, als diese liegen, gestecket, an den Spitzen soll eine krumm gebogene Stecknadel an einem Stücke Zwirnfaden angebunden, und am Stocke ein Bindfaden veste gemacht seyn, welcher in die Hütte gezogen wird, woran die Ruhr- oder Rohrmeisen angebracht werden. Um nun diese, weil man sie Anfangs nicht gleich hat, zu erlangen, bindet man einen Fuchsschwanz an einen Stock, pfeiffet auf der Pfeiffe, die locket sie heran, und wenn sie bey der Hütte angekommen, fähret man mit dem angebundenen Fuchsschwanze schnell zur Hüttenthüre hinaus, ziehet ihn aber auch bald wieder zu sich hinein, worauf die Meisen, so bald sie dieses gewahr werden, ihrer angestammten Neugierigkeit nach, sehen wollen, wo der Fuchsschwanz geblieben, setzen sich demnach auf die Kloben, die ziehet man sogleich zusammen, und zurücke in die Hütte, fängt sie also an den Zehen und Klauen der Füsse, und stecket die zuerst gefangene theils in die Bauer, theils hänget man sie an die Lockruthen, wenn ihnen die gebogene Stecknadel durch den Schnabel gespiesset worden. Sind nun Lockvögel vorhanden; so gehet der Fang gut, indem sie es bald melden, wenn ihres gleichen gezogen kömmt, dabey das Locken mit der Pfeiffe vieles hilft. Buschen dann welche an, so rühret man die am Ruhr hangenden Meisen, sie mögen todt oder lebendig seyn; da denn diesen die angefuseten zu Hülfe kommen wollen, sich auf die Kloben setzen, und also hiermit ehzähliter massen gefangen werden. Je mehr die gefangenen schreyen, je mehr setzen sich von denen noch vorhandenen auf die Kloben, und ziehet man öfters auf einen Zug 5 bis 6, manchmal auch nur 2 bis 3. Fliegen die Meisen stark; so können drey bis vier Personen auf diese Art in einem Vormittage 8, 10 und mehr Schock fangen.

2) Anbey kann der Klobenfang durch den sogenannten Meisentanz, wenn man diesen daneben errichtet, verbessert werden. Solcher Tanz nun, dazu jedoch mehr Arbeit und Leute gehören, wird bey der jetzt beschriebenen Hütte also angeleget: Man stecket vier Stangen, jedoch zu vier und einem halben Fuß lang, die oben Gabeln haben, zwölf Schritte von der Hütten, quadratweise in die Erde, und beleget drey Seiten mit dünnen Stängelgen, die Seite aber nach der Hütte zu bleibet offen. Hiezu müssen 2 bis 3. Schock Sprenckel vorräthig gefertiget seyn; diese werden alle dergestalt an die Stängelgen gehangen, daß der eine mit seinem Stell- oder Klipphölze inwendig, der andere auswendig komme. Mitten in dem Meisentanze, oder zwischen denen Sprenkeln, stecket man einen lan-

langen Stock, der eine Gabel hat, woran zwey Meisen zum Rühren angemacht werden. Wenn nun der Fang angehen soll, muß man frühe vor Tage anfangen, die Sprenkel aufzustellen, die Lockmeisen in die Hütte und auf den Tanz zu setzen, anbey eine gute Parthie Stell- oder Klipphölzer vorräthig haben, daß drey und vier Personen bey glücklichem Fange ungehindert arbeiten, und die vorhandenen Kloben zugleich anlegen können. Auf das Rufen der Lockmeisen und fleißige Pfeiffen fliegen sodenn die in der Freyheit seyende Meisen herzu, und buschen an. Nach dessen Erfolg rühret man an der Ruhrruthen, welches die Meisen genau besehen wollen, setzen sich demnach auf die Stellhölzer der Sprenkel, und werden hierdurch an den Füssen gefangen.

3) Meisen auf dem Leime und der Leyer zu fangen kann bey vorher beschriebener Hütte, oder nur einer von grünen Reisern zusammen gemachten, also veranstaltet werden: Man schlägt zwey, 6 Fuß lange Pfähle, vier Ellen auseinander, in welchen oben grosse Löcher durchgebohret sind, machet sodenn eine Walze, eines guten Armes stark, mit Zapfen an beyden Enden, die in die Löcher der Pfähle also passen, daß sich die Walze drehen lässet. In die Walze werden Löcher 8 Zoll weit aus einander, also gebohret, damit 2 und 2 übers Kreuz kommen, worein ungeschälte haselne Stöckg, von 3 Fuß in der Länge, gesteckt werden können. In diese werden 2 Paar kleine Löcher 2 Zoll weit aus einander, so, daß ein Paar etwas drunter, denen andern gegen über stehen, in solcher Ordnung gebohret, damit die Leimruthen vom andern gegen über seyenden Stocke nicht berühret werden. Hiezu macht man Leimruthen von 9 Zoll in der Länge, und eines Tabackpfeiffenrohres stark, am einen Ende zum Einstecken in die gedachte Löcher spitzig. In die Walze wird ein hölzerner Nagel geschlagen, daran eine doppelte Leine also befestigt wird, daß die eine, wenn sie aufgewickelt, im Anziehen die Walze drehet, und sich ab- die andere aber aufwindet. Nach dieser Verrichtung setzet man sich in die Hütte, pfeiffet fleißig, rühret die Ruhrruthen, welche gleichfalls gedachtermassen besorgt seyn müssen; worauf die Meisen bald ankommen, und auf die Leyer fallen, die auch, wenn solches nicht nach Wunsch geschehen sollte, gedrehet werden muß, welches viel helfen wird. Weil nun die Meisen öfters mit denen Leimruthen von der Leyer fallen, ist nöthig, unter dieser, gleichwie unter dem Meisentanz, das Gras abzuschneiden, und alles rein abzukehren, auch um die Leyer herum ein dichtes Zäunlein zu verfertigen, damit die Vögel nicht wegfliegen, und sich verkriechen können.

4) Sowohl andere kleine Vögel, als auch die Meise, wird ferner mit dem Kautz und der Leimstange also gefangen: der Kautz oder Steinkautz ist das beste Mittel zum Maisenfang. Den zu erlangen, muß man vor die Gemäuer und Thürme, da sich dieses Thier aufhält, Schleiffen von Pferdehaaren, oder Leimruthen legen, darinnen sie sich beym Aus- und Einfliegen

am Morgen und Abend fangen. Die Leimstange hierzu muß glatt, lang und mit Löchern durchbohret seyn, darein die Leimruthen gestecket werden, und wenn dieses geschiehet, ist zu beobachten, daß zwar auf allen Seiten der Stange Leimruthen stecken müssen, jedoch nicht eine dichte und gerade über der andern. Ferner muß man noch eine glatte Stange haben, worauf oben ein rundes Scheiblein gemacht, und der Kautz aufgebunden wird. Mit diesem Zeuge ziehet der Liebhaber deß Vogelfanges aus in die Büsche oder Wälder, stecket die Stange mit dem Kautze an einem bequemen Orte auf, und stellet die Stange mit den Leimruthen darneben. Wie nun alle Vögel das Eulengeschlechte sehr verfolgen; also fangen bald diejenigen, darnach der Vogelsteller strebet, wenn ihnen der an die Stange aufgebundene Kautz vor die Augen kommt, an, zu schreyen, und ihn zu verfolgen, fliegen nach dem Kautz, an dessen Behältniß sie kein Anhalten haben, dahero sie sich auf die Leimruthen setzen, und kleben bleiben. Will an einem Orte der Fang nicht nach Verlangen glücken, so nimmt man die Stange, gehet damit weiter, und stecket selbige auf, wo mehrere Hofnung zu einem guten Vogelschmause vorhanden ist.

Meisenhütte, s. Kloben, Meisenfang.

Meisenkasten, **Meisenschlag**, ist eine Art des Kinderspiels. Sie nehmen eine alte Schindel, schneiden sie in der Mitten entzwey, und machen daraus ein Kästgen. Das eine Theil giebt den Fußboden dazu, das andere den Deckel. Auf den Boden stecken sie vier Hölzer in die vier Ecken, auf solche schrenken sie Hollunderäste, bis es einer Querhand hoch wird, und machen den Deckel mit Faden an, stecken in der Mitte des Bodens ein Holz; so ist der Kasten fertig. Soll nun damit gestellet werden, so nehmen sie ein dünnes Reis von drey Zäckgen, und binden es zusammen, streuen in den Kasten Kürbiskerne, oder geschälte Welschnüsse, bevestigen ihn auf einem Baume, und stellen ihn mit einem fingerlangen Hölzgen auf. Wenn nun die Meisen die Nüsse sehen, springen sie auf das Stellholz, wodurch der Deckel über sie fällt, und sie also gefangen werden.

Meisenkönig, **Meisenmönch**, ist ein kleiner Vogel, vom Geschlechte der Dornreiche, in der Gröſſe einer Blau- oder Hausmeise, welcher letztern er sehr gleich siehet, nur daß er in etwas länger und hochbeinigter seyn mag. Seine Farbe ist am Rücken Aschenfarbig, der Kopf ist oben kohlschwarz, und die Backen um die Augen sind weiß, wie der Meisen Kopf auf beyden Seiten ist. Sein Gesang ist viel schöner, als des eigentlich sogenannten Dornreichs, ob er gleich um ein merkliches kleiner ist. Er brütet auch nur im Gestäudig, nimmt aber nicht mit einer oder zwo Stauden vorlieb; sondern suchet grosse Hecken und Gebüsche, woselbst er sein Nest ganz nieder von Laubwerk, wie die Nachtigall, oder von Moos, machet. Er brütet auch zuweilen mitten in die dicken Eichenwälder, und da der

ordentliche Dornreich beständig im Gebüsche hiehet, und gar selten auf hohen Bäumen seinen Gesang verrichtet, erwählet hingegen dieser zu seinem Singeplatze meistens hohe Bäume, flieget aber nicht in die Höhe, um in dem Fluge zu singen, wie jener. Dieser Vogel, gleichwie er einer der spätesten ist, die im Frühlinge kommen; also singet er hingegen bis nach Johannis, und verlieret sich im September ganz und gar wieder. Er hat vier oder fünf Junge auf einmal, und brütet zweymal im Jahre; seine letzte Brut continuirt bis in den Augustmonat, bis dahin er auch während seiner Brutzeit am leichtesten bey seinem Neste zu fangen ist.

Wer aber im Herbst um Michaelis, oder kurz zuvor, da er zu streichen pfleget, einen fangen will, der kann ihn vermittelst eines Meisenschlages in dicken Stauden bekommen, wenn er nur Hollunderbeere in den Meisenschlag streuet, mit welchen er doch keinesweges in seinem Gefängnisse vorlieb nimmt. Wenn man einen fängt, muß die ersten Tage über das Vogelhaus an einem hellen Orte mit einem Tuche bedeckt, und mitten in dem Bauer ein Tröglein, mit lebendigen Würmern oder frischen Ameiseyern, gesetzt werden; hernach fängt man an, klein zerdruckten Hanf, gehackte Hünereyer, oder auch in Milch geweichte Semmel, oder auch Milch und Kleyen darunter zu mischen, und ihn also allmählich an andere Speisen zu gewöhnen.

Es giebt noch ein Geschlechte von diesem Vogel, welcher einen ganz hellbraunen Kopf hat, aber nicht so helle singet, als der schwarzköpfigte, jedoch an zierlichen Abwechslungen demselben nichts nachgiebt. Dieser wird zum Unterschiede des erstern der braunköpfigte Meisenkönig oder Mönch genennet. Viele Vogelsteller stehen zwar in der irrigen Meynung, diese braunköpfigte seyen nur der schwarzköpfigten ihre Weiblein; allein man weißt aus der Erfahrung, daß beyderley Mönche ihre Weiblein haben, so aber, weil keines weder einen schwarzen noch einen braunen Kopf hat, sondern alle nur über und über am Rücken, wie am Kopfe, dunkel oder Aschenbraun, und am Bauche weißlicht aussehen, fast nicht zu unterscheiden sind, zu welcher Gattung sie gehören. Der braunköpfigte Meisenmönch beschliesset seine Brut schon vor den Hundstagen, und ist in der Zeit, da er brütet, am leichtesten bey seinem Neste, welches er in das dickeste Gebüsche machet, oder auch zur Zeit seines Strichs, gleich zu Anfange des Herbstes, mit dem Meisenschlage zu fangen. s. a. Dornreiche.

Meisenmönch, s. Meisenkönig, Dornreiche.

Meisenschlag, s. Meisenkasten.

Meisentanz, s. Meisenfang.

Melanætus, s. Adler.

Melden, sich melden, sagt man, wenn ein alter Hirsch sich mit einem lauten Ruf hören läßt, so bald er einen Menschen, oder sonst was merket.

Meles, s. Dachs.

Meleze, ſ. Lerchenbaum.

Melis, ſ. Dachs.

Melo, ſ. Dachs.

Melotus, ſ. Dachs.

Melus, ſ. Dachs.

Menée, bedeutet den geraden Lauf eines flichenden Hirſches, welchem man beſtändig nachfolgen muß. Hingegen *Mal-Menée* wird von einem Wild geſagt, wenn es allzulange verfolget und gejagt, und dadurch ſo müde geworden, daß es einen ganz nahe an ſich kommen läßt.

Mergus, franz. *Merge*, ſ. Taucher.

Merl, franz. *Merle*, ſ. Amſel.

Merops, ſ. Meve.

Merula, ſ. Amſel.

Merula novalium, ſ. Brachvogel.

Merula ſaxatilis, ſ. Häher.

Merz, Märtz, März, Märzmonat, lat. Martius, franz. *Mars*, iſt nach unſerer Zeitrechnung der dritte, in den 4. Jahrszeiten aber, nach welchen auch die Römer ihre Jahre zu zehlen anfiengen, der erſte Monat, und hält 31 Tage. Er iſt nicht allein von dem Frühling, deſſen Anfang er machet, ſondern auch von der Tag- und Nachtgleiche (Æquinoctium vernum) berühmt, da nemlich die Sonne in das himmliſche Zeichen, des Widders tritt, welches in gemeinen Jahren den 11ten, in Schaltjahren aber den 21ſten dieſes Monats geſchiehet. Die Arbeiten dieſes Monats bey dem Forſt- Fiſch- und Jagdweſen ſind folgende:

α) in den Saat- und Waldungen hat der Förſter 1) die Gehaue in den Schlag- oder lebendigen Hölzern völlig räumen zu laſſen. 2) Auch die Räumung der Gehaue in den Schwarz- und Tangelhölzern, woferne ſie in den vorhergehenden Monat nicht durchaus bewerkſtelliget werden können, vollends eifrig zu betreiben. 3) Wenn es die Witterung zuläßt, die Gehaue zu der Frühjahrſaat zu bereiten, und nach Beſchaffenheit des Holzbodens, und anderer einſchlagenden Umſtände, ſolche in dieſer Abſicht aushacken, oder pflügen und umackern zu laſſen. 4) Ebenfalls nach Beſchaffenheit der Witterung auf die dazu beſtimmte und bereitete Gehaue den Fichten- Kiefern- und Lerchenbaumſaamen zu ſäen. 5) Blößen und mit Gras und Unkraut verwilderte Gegenden ſeiner Waldung, die durch die Holzſaat, ihrer Lage, Bodens u. ſ. w. wegen, nicht bebauet werden können, mit jungen Erlen, Eichen, Buchen, Ahornen, Linden u. d. g. zu bepflanzen. 6) An dazu ſchicklichen Orten, z. Ex. an Bächen und Waſſern, in dieſem und folgenden Frühlingsmonat Weiden anzupflanzen. 7) Wenn ſich warme Tage und Sonnenſcheine einſtellen, an ſolchen die eingeſammelte Zapfen in den Buberten auszuklingeln. 8) Zu verbieten, daß die Ziegen, wie auch die Schaafe und anderes Vieh, nicht in die Forſt- und andere Gehege getrieben werden, wofern es anderſt mit dem letztern nicht ein altes Herkommen iſt.

β) Bey der Fiſcherey muß man nunmehro die Teiche, ſo

Tei-

keine beständige Teiche, oder andern Zufluß haben, sondern allein von Schnee und Regenwasser angefüllet werden, denn Wassergüsse von dem abgehenden Schnee kommen, so hoch als es die Dämme ertragen, vollaufen lassen, damit sie hernach den Sommer durch wohl dauren können. Gleichfalls muß man nach den Teichen sehen, worinnen die Brut und der Satz stehet, um alles Schneewasser abzulassen. Im Fall der Karpfensatz den Winter über nicht in Behältern gewesen, auch im verwichenen Monat nicht versetzet worden; so muß man in diesem Monat die Teiche, darinnen der Satz oder die Brut ist, fischen, und die Setzlinge in die Teiche versetzen, die übrigen aber verkaufen. Die Besetzung der Teiche mit eigener Brut kann sonsten am füglichsten im Herbst, mit fremder Brut aber im Frühlinge geschehen, damit die junge Fische den Sommer über des Wassers zuströmen gewohnen. Die Fischkästen, darinnen man Fische verführet, müssen sauber ausgewaschen seyn, und etwas Luft haben. Sonsten kann man auch die Leichkarpfen aus den den Teichen oder Hältern fischen und versetzen, wenn das Wetter zu Ende des Monats sich wohl und warm anlässet, auch kein sonderlicher Frost mehr zu befürchten ist. In der Laichzeit soll man das Fischen unterlassen, und etwan nur einige Fischreussen legen. Indessen kann man der Fischerey auf den Seen und grossen Wassern desto emsiger und ernstlicher abwarten. In diesem Monat streichen die Hechte, Bärse, Lachse, Neunaugen, Häßlinge, Grundeln, und Aalmeln, von Ostern bis Jakobi laichen alle Fische.

Bey der Jagd und dem Weydewerke gehet nunmehr die Paarungszeit der Haasen an; dahero an den meisten Orten von Lostauthei bis Bartholomäi Haasen zu jagen und zu schiessen, verbothen ist; und so zu etwan nach einem sogenannten Fasten- oder Osterhaasen zu schiessen, erlaubet ist, soll doch das Weiblein geschonet, und nur der Rammler, oder das Männlein, zu fällen gesucht werden. So gehet auch anjetzo die Auerhahnen- und nach diesem die Birkhühnerfalz an; und sollen sonderlich die Auerhähne in diesem Monate am besten seyn. Diesen Monat durch fängt man auch die Haselhüner; wiewohl sie nunmehr am besten zu schiessen sind. Denn jetzt paaren sie sich, und gehen sehr gerne auf ihr Lockpfeiflein, wenn man recht damit locken kann. Die Entenbirsch ist in diesem Monate auch sehr lustig; jedoch schiesset man nur die einzelnen Enten weg, und lässet die Paten zufrieden. Nunmehr kommen auch die wilden Gänse, Trappen, welche man mit der Karrenbüchse schiessen kann, Kybitze, Schwanen, Kranche, Störche, Rohrdommeln, Drosseln, Amseln, Nachtigallen, Bachstelzen, Schwalben, ingleichen die Kernbeisser und Lerchen. Die Schnepfen haben jetzo ebenfalls ihren Wiederstrich, welche man auf denen etwas sumpfichten Wiesen, da viel Kuhfladen liegen, mit Steckgarnen, Hochnetzen, oder, welches noch besser, in Schnepfenpantheren, oder in Klebgarnen, die von subtilem, doch starkem

Zwirn

Zwirn gemacht sind, Fangen-Zaun. So kommen anjetzo auch die wilden Tauben, und halten sich gerne bey denen neu angebauten Haberäckern auf, allwo sie denen auf den Ruf, oder, wenn man Lacke hat, wohl zu schiessen sind. Die andern Vögel aber soll man, wie bereits obgedacht, wegen ihres Wiederstrichs, und des darauf folgenden Brütens billich frey lassen. Itzt kann man auch Linhast zu Vogeldonen sammeln, ingleichem die abgeworfenen Geweihe oder Hirschstangen, so in denen Hölzern gefunden werden, brennen, und zur Arzney brauchen.

Merzhechte, s. Hecht.

Mesange, s. Meise.

Meßeller, s. Maßeller.

Meßkette, Meßschnur, lat. Pertica mensoria, Funis mensorius, franz. *Verge*, *Ligne a mesurer*, ist ein Maaß, welches sonst im Feldmessen zu Messung der Länge einer Linie gebraucht wird. Man bedienet sich aber derselben auch, das Holz zu vermessen. Nemlich in einigen Waldungen wird das Holz entweder nach dem Fuß, oder nach der Spanne verkauft. Hiezu hat man von dünnem Drat eine Kette, welche in Füsse oder Spannen abgetheilt ist. Mit dieser Kette wird das Baumholz rund umgemessen, zwar nicht ganz unten auf dem Stock, sondern fünf Fuß vom Boden; sodann ist ein ordentlicher Tax gesetzet, wie von dieser oder jener Sorte Holz, der Fuß oder die Spanne bezahlet werden muß; jedoch kostet allemal vom starken Holze, der Fuß oder die Spanne mehr, als vom schwachen, und je stärker der Baum, je höher ist der Preis. Auch werden die Hauptbäume, wo das Holz ziemlich beysächig ist, nicht nur nach der Stärke des Baums, sondern auch nach der Länge gemessen, sodann ein Fuß lang, und so viel Fuß oder Zoll stark, um die gesetzte Tax verkauft. Geschälete Bäume kann man oben und unten quer über die Circumferenz messen, beyde Diameter neben addirt, mit 3 multiplicirt, das Quantum halbirt, so kommt der ganze Inhalt des Baums heraus, nachdem sich 6 Fuß Circumferenz, gegen 2 Fuß viermal so viel verhält. Dieses läßt sich am deutlichsten demonstriren, wenn man das Verhältniß eines Baums gegen den andern, der Stärke nach, jetztgedachtermassen ausrechnet; zum Exempel: Wenn ein Baum mit einer darzu nach dem Fußmaaße eingetheilten Schnure, oder seinen Kerben ummessen würde, und hätte 3 Fuß, daneben stünde ein anderer Baum, welcher 4 Fuß dik wäre; so ist die Frage: was letzterer gegen dem erstern, dem Gehalt nach, werth seyn? fac. 1⅞ mehr.

Dieses wird also gerechnet:

Der erste Baum 3. Fuß. 4 Fuß der andere, beyde quadriret 9, 16 diese 16 mit 9 divid. fac. 1⅞ mal. Wenn nun der erste Baum vor 12 Groschen taxiret ist, was kostet demnach der andere mehr.

Ausrechnung.

Baum	Gr.	Baum	
1	12	$1\frac{7}{9}$	
9		16 $\frac{7}{9}$	
		$\frac{7}{9}$ 92	21 $\frac{3}{4}$ Gr.
		12 $\frac{9}{9}$	oder 4. Pf.
		32	
		16	
		192	

Oder:

Der erste Baum 3 Fuß, 5 Fuß der andere, quadrirt 9. 25 dieses $2\frac{7}{9}$

mit 9 divid.

Baum

1 vor 12 Groschen was $2\frac{7}{9}$

25

mit 12 multiplicirt.

300

$\frac{3}{9}$ $\frac{7}{9}$	
$\frac{3}{9}\frac{0}{0}$ $\frac{3}{4}$	
$\frac{9}{9}$ 24	1. Rthlr. 9 Gr. 4 Pf.
12	
36	$\frac{3}{9}\frac{6}{}$ 4 Pf.
	9

Auf diese Art kann man alle Bäume, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, gegen einander vergleichen. In der Holz-Taxation aber ist dieses auch vornemlich mit zu beobachten, daß in einem noch 3 bis 4 mal stärkern Baum, gegen dem schwachen, der Preiß dem Fuß nach mehr gesetzet wird. Anerwogen, wenn ich 2. schwache Bäume ummesse, und nehme einen dagegen, so noch einmal, oder die Circumferenz von beyden hat, also nach vorgezeigter Rechnung 4mal so stark, als so ein schwacher ist; so muß man bedencken, daß in 2 schwachen Bäumen die Rinde ein mehrers, und also weniger Holz austrägt, als am starken. Ferner, so ist auch ein alter oder starker Baum körnichter, und also nutzbarer; daher auch selbiger dem Fuß, oder Spanne nach mehr werth ist, wie nemlich die Einrichtung eines jeden Ortes beschaffen, und darnach man sich bey der Ausrechnung richten muß. Vermittelst gedachter Kette und Rechnung, kann auch, was die Bäume nach ihrer Circumferenz, Runde, oder Stärke an Quadrat in sich halten, ausfündig gemacht werden,

den, jedoch muß man dabey des Archimedis Regel zum Grund setzen, die also heißt: Wenn der Diameter circuli 7 hat, so hat die Circumferenz 22.

Mettre Bas, heißt in der französischen Jägersprache so viel, als Junge setzen, welches insonderheit von dem Wilde gesagt wird.

Meuler, Miehler, heißt der auf der Kohlstätte aufgerichtete Holzstoß, der zum Verkohlen bestimmet ist. Man hat bey demselben 2 Hauptverrichtungen vorzunehmen, nemlich das Richten und Decken des Meulers.

A) Mit dem Richten gehet es also her: Nachdem die Kohlstätte gehörig zubereitet worden, werden 2 Stangen, eines Arms dicke, fünfzen bis sechzehen Fuß lang dergestalt auf die Kohlstätte einen Fuß tief in die Erde gepflanzet, daß solche gegen einander über sechs bis acht Zoll vom Quandelpfahl stehen, und werden die Quandelstangen genennet. Sechs oder acht Fuß über dem Boden bindet man beyde Quandelstangen mit einer Wede, oder zusammen gedrehten Ruthe aneinander, alsdenn wird der zwischen beyden Stangen stehende Quandelpfahl aus der Erde gezogen; und zwey kleine keilförmige Klötze, zwölf bis sechzehen Zoll lang, sechs bis acht Zoll hoch, vor und hinter die Quandelstangen, dergestalt gesetzet, daß die scharfen Seiten in die Höhe stehen. Auf diese Klötze werden dünne Splittern von sehr trockenem Holze, oder, welches besser, von gespaltenen Bränden, oder wo dergleichen nicht zu haben, trockenes Reisholz geleget, und bis in den Winkel der zusammen gebundenen Stangen aufeinander gehäufet. Die Länge dieser Splittern oder Reisholzes ist etwan anderthalb Fuß, damit solches auf beyden Seiten der Klötze einer Querhand breit hervor liege. Es dienen aber die beyden Quandelstangen, die Spine oder Reisholz zu halten; ferner das erste auf die Kohlstätte zu richtende Holz daran zu lehnen. Die beyden Klötze sind nöthig, damit die Splittern oder Reisholz auf selbigem hohl liegen, leichter Feuer fangen, und schnell in starke Flammen gerathen mögen; auf dieses letztere kommt es bey einer guten Auskohlung sehr an. Ist das angelegte Feuer in den ersten Stunden zu matt, und breitet sich nicht in etlichen Stunden unter der ganzen Haube gleichförmig aus; so muß man den errichteten Miehler zu lange unbeworfen brennen lassen; es entstehen daher um den Quandel grosse Hölungen, welche das zu matte Feuer, da man ihm zu lange Luft lassen muß, ausfrisset, und welche Hölungen demnächst mit vielem Holze wieder vollgefüllet werden müssen; wannenhero wenig und schlechte Kohlen, wie aus dem folgenden deutlich erhellen wird, erfolgen.

Nun lege einen geraden, eines Armes starken Knüppel auf dem Malterholze, dergestalt an den Quandel, daß solcher mit einem Ende zwischen die beyden Klötze, welche die Splittern tragen, zu liegen komme; mit dem andern Ende aber gerade gegen

gen den Umfang der Kohlstätte ziele. Dieser Knüppel heisset der Richtsteck, auch Quandelknüppel, und dienet dazu, daß eine Oefnung in gerader Linie von dem Mittelpunkte, woselbst die Spähne und Splittern liegen, bis gegen den Umfang des zu errichtenden Miehlers bleibe, und heisset diese Oefnung das Ansteck, oder Zündloch; weil dadurch vermittelst der Zündstange, an deren Ende Harz, Birkenrinde, welche man Tabbert heißt, oder andere brennende Materie befestiget ist, obbesagte trockene Splittern und Spähne angezündet werden. So wie demnächst das Holz um den Quandel in Kreisen gesetzet wird; so ziehet man den Steckknüppel in einer geraden Richtung gegen den Rand dergestalt hervor, daß solcher beständig einer halben Spanne lang vor dem gesetzten Holze hervorstehe.

Unter den Holzvorräthen suche zwey, drey oder vier Malter von geringem und trockenem Holze aus, und wenn verschiedene Gattungen untereinander müssen verkohlet werden; so wähle hiezu diejenigen, an welchen am wenigsten gelegen ist; dahin gehören Espen, Söhlweiden ꝛc. und wo dergleichen unter den Holzvorräthen nicht vorhanden, muß es angeschaft werden; setze dieses Holz so gerade aufgerichtet im Cirkel um die Quandelstangen, daß es nur nicht umfalle; je weiter die Kreise von den Quandelstangen abzustehen kommen, je flacher muß das Holz gerichtet werden. Die zweyte Schicht wird wie die erste, jedoch noch flacher gerichtet, damit die Erde, womit demnächst der Miehler beworfen wird, nicht herab schurre. Je mehr demnach die Erde bindet, je steiler, je lockerer solche ist, desto flacher müssen die äussersten Kreise stehen. So wie die Kreise der untern Schicht sich von den Quandelpfählen entfernen, so folget man mit Setzung der obern Schicht dergestalt nach, daß die Kreise der obern Schicht 1 bis anderthalb Fuß breit, so weit nemlich ein Mann mit den Händen bequem reichen kann, zurück bleiben, weil eine unmittelbare Folge den Stand der untern Kreise aus Mangel der Wiederlage leicht verrücken würde. Nachdem nun solchergestalt beyde Schichten fertig, machet man die Haube oben drauf, welche erstlich aus gewöhnlichem sehr schräge liegenden Malterholze bestehet, worauf kleine Klötze, und die etwan von der vorigen Verkohlung übrig gebliebenen Brände, gelegen werden; daß also die Haube das Ansehen eines flachen Gewölbes hat. Endlich suche das allerschwächste Holz aus den Malterbänken zusammen, welches kaum 1 oder 2 Zoll stark seyn darf, und fülle damit, rund um den Miehler her, alle grössere Zwischenräume aus. Dieses heisset den Miehler schlichten, oder ausschmalen, und ist deswegen nöthig, damit die demnächst auf den Miehler geworfener Erde und Stübbe nicht so leicht zwischen dem Holze durchlaufen könne.

Die Regeln, die man insbesondere bey dem Richten eines Meulers zu beobachten hat, sind folgende:

1) Es muß kein gröber Holz, als 6, 8, höchstens 10 Zoll stark,

in den Miehler geſetzet werden. Iſt das Holz ſtärker, ſo bleibt es entweder inwendig roh, als ein Brand, oder es muß ſo ſtark mit dem Feuer angegriffen werden, daß das auswendige, auch das umherſtehende ſchwächere Holz ausgemergelt, oder wohl gar zum Theil verzehret wird. Es iſt auch kein Fall zu erdenken, da gröbere Kohlen nöthig wären. Wo grobes Knorrenholz vorfällt, welches ſich in der gewöhnlichen Materlänge gar ſchwerlich ſpalten läßt, da wird ſolches in halbe Längen geſchnitten, die Klötze aufgerichtet, und darein die Keile von oben nieder getrieben, auf welche Weiſe man ſolche gar leicht gehörig zertheilen kann. Beym Richten des Miehlers ſetzet man dieſes Holz in die Mittelſchicht, und zwar, weil es nur die halbe Länge hat, doppelt über einander. Es können auch ganze Miehler davon gemacht werden, und es giebt eine ſehr gute Auskohlung. Wenn ſich der Fall ereignet, daß Rumpf- oder Knorrenholz aus Mangel der Arbeiter nicht klein genug gemacht werden kann; ſo muß es in die unterſte Schicht kommen, und zwar in die mittlern Kreiſe zwiſchen dem Quandel und Umfange, und weil ſolches Holz, wenn es mit ſeinem breiten Ende auf die Kohlſtätte geſetzet wird, bis zur Helfte ſeiner Höhe ein Brand bleibet, indem das Feuer, aus gänzlichem Mangel des Zuges, nicht nieder kommen kann; ſo leget man unter jede ſolche ſtarke Kluft einen Stein, einer ſtarken Fauſt groß, ſo kohlet es völlig nieder. Zwar würde ſolch Knorrenholz in der Mittelſchicht weit beſſer auskohlen, weil daſelbſt das Feuer ob zwar gedämpfter, doch von längerer Dauer iſt; allein es iſt nicht leicht ein Köhler dahin zu bringen, ſolches zu thun, weil es weit mehr Mühe macht, als man glauben ſollte, ſolch ungeſchicktes Holz in die Höhe zu bringen, und gehörig, und ſo zu ſetzen, daß nicht der ganze Miehler dadurch in Verwirrung gebracht werde.

2) Bey Errichtung eines Miehlers muß das gröbere Holz in jedem Kreiſe gleich vertheilet werden; denn, wenn es auf eine Stelle zuſammen geſetzet wird; ſo bricht das Feuer daſelbſt nicht ſo leicht durch, es wird im Miehler ungleich, oder wie der Köhler ſagt, es iſt im keinen Cirkul zu bringen; wo hergegen das ſchwächere Holz ſtehet, thut es ſeine Wirkung weit geſchwinder und ſtärker; und wenn dieſes völlig verkohlet iſt, hat das ſtärkere Holz bey weitem noch nicht durchgekohlet. Man darf alſo den Miehler noch nicht kühlen, und alſo werden die Kohlen von dem mittlern und ſchwächern Holze zu ſehr ausgebrannt. Kurz zu ſagen, es bekommt entweder das ſchwächere Holz zu viel, und das ſtärkere zu wenig Feuer, und erfolget allezeit eine ſchlechte Kohle, wenn die Vertheilung des ſtarken Holzes nicht gehörig beobachtet wird. Geſchiehet es überdem, daß der Wind von derjenigen Seite herwehet, wo das ſchwächere Holz ſtehet; ſo iſt der Schaden deſto gröſſer, weil ſich das Feuer in einem Miehler gegen dem Wind ziehet, wie im folgenden deutlicher wird erkläret werden. Jedoch giebt es einige Fälle, wo

man

man von dem ſtärkſten Holze etwas mehr auf die eine Seite, als auf die andere, ſetzen muß; wenn nemlich die Kohlſtätte an dem Einhange eines Berges liegt; ſo iſt der Zug der Luft von der Thalſeite her ſtärker, als auf den übrigen Seiten. In dieſem Falle iſt es gut, wenn etwas mehr grobes Holz an die Thalſeite geſetzet wird. Ferner, wenn muthmaßlich der Wind, bey beſtändiger Witterung, nur auf eine Seite des Miehlers ſtoſſen wird; ſo ſetzet man daſelbſt etwas mehr grobes Holz hin. Thut man das Gegentheil; ſo iſt es ein ſehr grober Fehler, zumal, wenn man bey anhaltenden Nord- und Oſtwinden zu viel geringes Holz an die Windſeite ſetzet, welches oft die Urſache der ſchlechteſten Auskohlung iſt.

3) Weil grobes Holz groſſe Zwiſchenräume machet, darinnen das Feuer zu viel Luft hat, und, anſtatt das Holz zu verkohlen, es gar zu Aſchen brennet; ſo müſſen dieſe Zwiſchenräume mit kleinem Holze ausgefüllet werden, welches zu dem Ende in kleine Stücke gehauen wird: dieſes nennet man Ausſtümpeln.

4) Eichene Zacken, und überhaupt alles krumm gewachſene Holz, wird in kurze Stücke geſchnitten, weil es ſonſt die gröſte Mühe machen würde, den Miehler dichte genug zu richten. Bey dem Setzen aber ſolches Holzes iſt zu vermeiden, daß nicht etwan deſſen Enden über die Schicht hervor ſtehen, weil dadurch in der darüber ſtehenden Schicht neue ſchädliche Hölungen gemacht werden, wodurch man aber eben den Fehler, den man durch das Verkürzen des Holzes zu vermeiden ſucht, auf eine andere Art veranlaſſen würde.

5) Es iſt kein geringerer Schade, einen Miehler zu dichte zu richten, als in ſolchem zu groſſe Zwiſchenräume zu laſſen. Beym laubtragenden Holze fällt dieſer Fehler nicht leicht vor; deſto öfter aber bey dem nadeltragenden Holze, weil dieſes gerader gewachſen, auch wenigere und geradere Höllenden und Zackenholz hat, als jenes. Denn dadurch wird das Feuer bisweilen ganz erſtickt, wozu die übermäſſige pechigte Materie im Tannenholze gleichfalls vieles beyträgt; oder findet es irgendwo, es ſey an einer Seite oder oben, eine Oefnung; ſo bricht es daſelbſt durch, überläuft den Miehler am Umfange, machet daſelbſt in der Geſchwindigkeit die Kohlen gahr; da indeſſen das Holz in dem mittlern Kreiſe noch roh iſt. Soll dieſes nun gehörig durchkohlen; ſo gehet das auswendige Holz verlohren; wie dann ein ſolcher Miehler drey, vier, ja bisweilen fünf Wochen, im Feuer ſtehen muß, anſtatt, daß die völlige Verkohlung binnen zehen, zwölf, höchſtens vierzehen Tagen, hätte geendiget ſeyn müſſen.

6) Ganz friſch gehauen Holz, wenn es einigermaſſen zu vermeiden ſteht, muß man ſo lange zurücke laſſen, bis es wenigſtens welck worden. Iſt es aber nicht zu vermeiden; ſo muß ein ganzer Miehler davon errichtet werden, und gehöret ſodann auf dem Quandel mehr trockenes Holz, als gewöhnlich. Es erfolgen auch

aus solchem grünem Holze, wenn die Arbeit recht in Acht genommen wird, gute, wiewohl wenige Kohlen, weil man das Feuer anfänglich gar zu sehr überhand nehmen lassen muß, wodurch um den Haufen alles zu Asche brennet. Ist unter dem vorräthigen Holze nur ein Theil grünes; so setzet man solches an die Untere, das trockene aber in die Mittelschicht. Dieses nimmt das Feuer leichter an, welches langsam gegen die untere Schicht fortschleichend, die Nässe aus dem grünen Holze vor sich her gegen die Kohlstätte treibet; woselbst das Wasser, wenn der Boden kalt, das ist, zähe und schwer ist, Fingers stark abläuft, und sich am Rande mehr in kleine Sümpfe sammelt. In solchem Fall giebt zwar das grüne Holz sehr gute Kohlen, allein eine Spanne hoch über der Stätte bleibt es Brand.

7) Aus sehr trocknem, besonders Tannenholze, sind bey trockenem und heissem Wetter gar schwer gute Kohlen zu machen, sie werden leicht, und sind von schlechter Wirkung. Am schlimmsten ist es, wenn das Holz schon einige Jahre im Wetter gelegen hat, in welchem Falle, wenn anderst hinlänglich Wasser zu haben, sehr dienlich ist, daß solches Holz vorhero wohl angefeuchtet werde; denn indem das Feuer die Feuchtigkeit aus dem Holze treibet, feuchtet der Dampf die Decke, nebst der ausgeworfenen Erde und Stübbe durchaus gleich an; da man denn das Feuer nach Erfordern der Umstände regieren kann, welches durch Aufsprengen der Decke mit Wasser nicht sogut möglich zu machen stehet. Hie bey ist zu merken: daß ein ausgetrocknetes Holz, ob es schon von anhaltendem Regen, oder aufgegossenem Wasser durchaus angefeuchtet ist, mit keinem gleichen in der Verkohlung zu vergleichen seye; massen dieses das Wasser, weil es mit den Bestandtheilen des Holzes genau verbunden und gemischet ist, weit stärker an sich hält, als ein dürres mit wieder angefeuchtetes Holz, dergestalt, daß ein dürres Stück Holz, ob es schon lange Zeit im Wasser gelegen, in einem Tag an der Luft mehr austrocknet, als ein grünes vom Stamme gehauenes Stück, in einer ganzen Woche.

8) Da über dem Anstech oder Zündloche bis zur zweyten Schicht eine Hölung im Meiler bleibt; so muß solches niemals seinen Ausgang an der Thal, sondern allezeit an der Bergseite haben; und wenn die Kohlstätte auf einer Ebene liegt; so muß sie beständig von einer Gegend anhaltendem Winde, dasselbe nach der gegenüberstehenden Seite gerichtet werden. Im zweifelhaften Falle, richtet man das Steckloch gegen Mittag, weil, wie schon oben erwehnet worden, die Mitternachts- und Morgenwinde die schädlichsten sind.

9) Da die Holzhauer gar angefaultes Holz, sonderlich wenn der angefaulte Theil verborgen liegt, mit in die Holzmalter legen; so hat ein Köhler genau darauf Acht zu haben, daß nichts davon in den Meiler kommt, sondern ausgeworfen werde. Am gefährlichsten sind die Zacken von alten unbrüchigen Eichen, welche inwendig oft faul sind,

sind, alte Espenstämme, an welchen das Inwendige so weich als Gork zu seyn pfleget, u. s. w. Diese halten das Feuer zwey, drey und mehr Tage verborgen in sich, und es haben sich Fälle ereignet, daß das Feuer nach dem vierten Tag erst ausgebrochen ist. Dieses geschiehet gern bey stillem und warmen Wetter, wodurch manche Kohlenschuppe mit den anliegenden Hütten und andern Gebäuden in die Asche gelegt worden. Wie denn auch sehr gefährlich ist, solche Kohlen durch stehende Tannenörter zu fahren. Ein entstehender Wind bläset das verborgene Feuer leicht auf, das ganze Fudet geräth in Brand, und die Forst ist alsdann in gröster Gefahr. Wenn es mit dem Verkohlen solches faulen Holzes am besten abgeht; so äussert sich das Feuer, wenn die Kohlen noch am Rande des abgekühlten Miehlers liegen, woselbst die herausgelangten Kohlen, daferne sie in Brand gerathen, mit Wasser, oder darauf geworfener Stübbe leicht gelöschet werden können. Sie verlieren aber auch dabey ihre Güte, und die besten verderben mit den schlechten. Diesem Uebel kann vorgebeuget werden, wenn verdächtiges Holz nochmals gespaltet, und das Faule abgesondert wird.

10) Endlich siehet man gar leicht ein, daß die schwachen Quandelstangen, einer solchen daran gelehnten Last Holzes die Widerlage zu geben, nicht vermögend sind; daher setzet man die innersten Kreise der ersten beyden Schichten des Holzes, welche unmittelbar an die Quandelstangen gelehnet werden, in einer senkrechten Richtung, daß sie nur nicht wieder zurückfallen; auch muß ein jeder Kreiß rund umher vollführet werden, ehe ein neuer angefangen wird. Auf diese Weise wird der Druck von den gegenüberstehenden Kreisen gleich, und ist nicht zu besorgen, daß die Quandelstangen verschoben werden. Würde man hergegen viele Kreise auf einer Seiten anfangen, und nicht vollführen; so würde die Widerlag auf der gegenüber stehenden fehlen, und der angefangene Miehler übern Haufen fallen. Dieses trägt sich alsdenn am ersten zu, wenn sehr viel starkes Klufthol; in den Miehler zu stehen kommt, zugleich auch, wenn der Miehler, wegen lockerer Erde, womit er demnächst beworfen werden soll, ein wenig flacher als gewöhnlich, gerichtet werden muß.

B) Nachdem nun der Meiler solchergestalt gerichtet worden; so schreitet man zum Decken desselben.

α) Man überdecket ihn aber mit Hecken, wozu die Tannen, Fichten und Kiefern am besten sind. In laubtragenden Orten nimmt man auch abgefallenes trocknes Laub. Ist Wassermoos in der Nähe vorhanden; so kann auch dieses hierzu sehr wohl gebrauchet werden. Ist aber keines von allen oberwehnten zu haben; so muß man sich mit Geister, Fahrenkraut, Schilf, Stroh und dergleichen behelfen. Des Ortes Gelegenheit wird zeigen, was unter diesen zu wählen ist. Die Decke muß nicht dicker auf dem Holze liegen, als ein paar quer Finger, oder

queren Hand hält, damit man zu Regierung des Feuers mit dem Stiele der Stechschaufel leicht kleine runde Oeffnungen machen könne.

Sodann werden die Rüsten folgendergestalt verfertigt: Wenn es ein Tannenmieh er ist; so werden vier bis sechs Zoll dünne Klötzgen rund am Fuße des Miehlers umher gelegt, dergestalt, daß die Zwischenräume etwas kürzer bleiben, als die Länge des Malterstockes ist; auf diese kommen eines guten Armes starke Klüfte, welche Reißhölzer heissen; der Zwischenraum zwischen selbigen heisset der Wechsel, über welche Wechsel man andere Klüfte leget, die Wechselklüfte oder Wechselklötze heissen. Ist die demnächst darauf zu versende Erde und Stübbe sehr locker, oder wohl gar sandig, und zu besorgen, daß solche von der untersten Schicht des Miehlers ablaufen möchte; so ist diesem Fehler leicht dadurch abzuhelfen, wenn auf die Wechselklötze zwey bis drey Fuß lang geschnittene Malterknüppel gestellet, und auf diese abermals Rüste und Wechselhölzer geleget werden.

Bey harten oder laubtragendem Holze pfleget man die Rüsten etwas anderst zu machen. Es werden nemlich krumm gewachsene Knüppel, zwey bis drey Zoll dicke, ausgesucht, und so zurechte gehauen, daß sie fast das Ansehen eines Schwengels bekommen; diese legt man an dem Fuße des Miehlers, einen neben den andern, dergestalt umher, daß die Krümmen in die Höhe stehen, um damit das Nachschiessen der Stübbe und Erde, wenn dem nächst daselbst aufgeräumt wird, zu verhindern: selbige werden Fußknüppel genannt. Zwischen diese werden die Rüstegabeln gestellt, welche aus Knüppeln bestehen, die zwey Fuß lang, und ein paar Finger dicke sind, und die oben einer halben Spanne lang die Form einer Stütze oder Gabel haben.

Auf diese Rüstegabeln kommen die Rüstefnüppel zu liegen, wozu man aus den Malterbäuken, oder aus der Hecke, armsdicke gerade Klüfte, oder runde Knüppel zusammen sucht. Auf die Rüstefnüppel werden abermals Gabeln gestellet, die Oberrüstegabeln heißen, und auf die Oberrüstegabeln die Oberrüstehölzer, welche beyde denen Unterrüstegabeln und Rüstehölzern gleich sind, ausser daß man die Oberrüstegabeln um so viel länger macht, daß die Oberrüstehölzer bis an die zweyte Schicht reichen. Die Ursache, warum die Tannenmiehler nicht so stark geröstet werden, als die vom laubtragenden Holze, ist, weil die Tannenhecke, damit jene bedecket werden, einer so starken Unterstützung nicht bedarf, als das Laub und Moos, damit man in laubtragenden Oertern die Miehler gemeiniglich zu bedecken pflegt.

Nach dieser Zubereitung muß ein Vorrath guter Erde angeschaffet werden, wozu sich diejenige am besten schickt, welche gröstentheils, oder ganz aus Osenleimart bestehet, und von den Köhlern gelbe Erde genannt wird. Wenn schon gebrauchte Kohle

Kohlstätten nicht gar zu weit entfernet sind; so kann man sich der bereits gebrauchten gahren Erde, wenn man etwas davon mit der frischen Erde vermengt, mit grossem Vortheil bedienen. Die zum Decken bestimmte Erde wird am Rande der Kohlstätte rund umher vertheilet. Hiermit bewirft man die Haube bis an die zweyte Schicht; auf gleiche Weise bewirft man den Miehler an der untern Schicht, rund umher zwey bis drey Fuß hoch, jedoch dergestalt, daß der Raum am Fusse des Miehlers unter den Fußknüppeln, oder unter den Rästehölzern frey bleibe, und der Luft einen Zugang verstatte.

Das Bewerfen des Mielers geschieht einer queren starken Hand dicke. Ist aber die Erde locker oder kirschicht; so wirft man sie etwas dicker. Wenn sie hingegen bindender oder zusammenhängender ist, etwas dünner auf. Nasses und starkes Holz wird anfänglich nicht so dicke beworfen, als schwaches und trocknes, damit das Feuer Luft genug behalte, und gehörig überhand nehmen könne; besonders wenn bey starkem und anhaltendem Regenwetter die Splittern zwischen den Quandelstangen naß geworden sind; widrigenfalls lauft man Gefahr, daß das Feuer erstücke. Wo wenig gehörig bindende, hergegen viele lockere, kirschichte oder grandige Erde zu haben; da bewirft man damit den Miehler gleich anfänglich; und wenn das Feuer in gehörigem Gange ist, macht man eine dünne Decke von guter Erde darüber.

β) Es ist nöthig, den Grund dieses Verfahrens zu zeigen. Ueberhaupt ist das Decken nöthig, um den Zugang der Luft zu hemmen, oder durch gemachte kleine Oefnungen, die man Räume, vom Aufräumen, nennet, die Luft an den Orten, wo es erforderlich ist, in gehöriger Maaße zuzulassen. Zu dem Ende belegt man,

1) den Meuler entweder mit Tannenhecke, Laub, Moos, oder andern schon oberwähnten Dingen, wodurch verhütet wird, daß die übergeworfene Erde nicht in die Zwischenräume des Holzes fallen kann, als wodurch die Regierung des Feuers nicht nur gehindert, sondern auch solches ganz und gar ausgedämpfet werden würde: dieses Belegen ist also nicht dicker nöthig, als daß besagte Zwischenräume verstopfet werden.

2) Weil aber in den Meulern die Holzklüfte in der untern Schicht beynahe senkrecht stehen müssen; so würde die Erde, wenn solche sogleich auf die Decke geworfen würde, herunterlauffen, und dieses um so viel eher, je lockerer, sandichter, und daher um desto weniger bindend sie ist; denn ob man zwar, um dieses zu verhüten, wo keine hinlänglich bindende Erde zu haben ist, die äussersten Klüfte etwas flächer richtet; so wird doch diesem widrigen Umstande dadurch nicht ganz abgeholfen: wannenhero man die Küften leget, und zwar nur lediglich, so weit die untere Schicht gehet, weil solche beynahe senkrecht gerichtet ist. Damit nun die obere Erde, womit

demnächst der Miehler beworfen werden muß, nicht auf der untern liege, und durch ihren Druck die untere nachgebend mache, wodurch der Miehler in der Mitte geöfnet, und in hellen Brand gerathen würde, unten hingegen allzudichte wäre, und kein Feuer dahin gebracht werden könnte; so ruhet selbige auf diesen Rüsten. So lange auch die Rüsten liegen, kann beständig ein sanfter leichter Luftzug unter den Querrüsten erhalten werden, welches ohne selbige nicht geschehen kann, daher solche auch ohne Noth nicht dürfen weggenommen werden.

3) Es wird der Miehler, ehe solcher angesteckt wird, nicht ganz beworfen, damit Luft genug bleibe, selbigen erst in Brand zu bringen. Er muß aber auch nicht ganz blos gelassen, sondern zum Theil beworfen werden, damit die Flamme den Köhler nicht so schnell übereile, und er mit dem Bewerfen nicht zeitig genug fertig werden könne; welches besonders bey trocknem Tannenholze, und bey windigtem trockenem Wetter sich gar leicht ereignet. Besonders läßt man den Fußraum offen, wodurch die Luft am stärksten eindringet, und welcher doch erforderlichen Falls am geschwindesten zugeworfen werden kann.

4) Die Vermischung frischer, mit der auf alten Kohlstätten schon gebrauchten Erde, ist alsdann, besonders nöthig, wo schwerer thonichter Boden ist. Bewirft man blos mit solcher schweren Erde einen Miehler, so bäcket sie in veste Schalen zusammen, und da sie schwindet, bekommt sie zugleich Risse, und bleibt also gleichsam ein Gewölbe, welches hin und wieder zerrissen ist, und der Luft einen Zugang gestattet, auch, da sie dem schwindenden Holze nicht folget, Höhlungen verursacht. In solchem Falle brennt das Holz entweder zu Aschk, oder die Kohlen werden so ausgemergelt, und leicht, daß sie fast zu nichts nütze sind. Es muß also kein grosser leerer Raum unter der Decke seyn, sonst ist das Feuer nicht zu dämpfen. Vielmehr muß die Decke, nebst der aufgeworfenen Erde, so wie das Holz sich in einen engern Raum zusammen zieht, folgen. Es zieht sich aber das meiste laubtragende Holz, wenn es zur Kohle gebrannt wird, bis zur Helfte, das nadelitragende auf zwey Fünftheile zusammen, eine schwere zusammentrocknende Erde hergegen ungefehr nur den achten Theil. Wannenhero man oft wahrgenommen, daß die Decken eines solchen Miehlers, gleich einem gewölbten Ofen, stehen bleiben, darunter das Holz zusammengefallen, und in dem allzuweiten Raume meistens zu Asche verbrannt ist.

5) So wie der Meuler zu keirund gerichtet seyn muß, so muß auch das Bewerfen, wenn kein Luftzug eine Ausnahme macht, nach Zirkeln geschehen; sonst giebt sich das Feuer gleich anfänglich von da, wo am meisten beworfen ist, weg, und ziehet sich nach der gegenüberstehenden Seite. Daher dann eine ungleiche und schlechte Auskohlung erfolget, indem das Holz

von dem Feuer auf einer Seite zu viel, und auf der andern zu wenig angegriffen wird. Von dem Ort und der Stätte des Meulers ſ. Kohlſtätte. Von dem Verkohlen deſſelben ſ. Kohlenbrennen.

Meve, Mewe, Fiſchmeve, Meerſchwalbe, Seeſchwalbe, lat. Larus, Merops, Hirundo marina, franz. *Guepier, Hirondelle de Mer*, iſt ein Waſſervogel, deſſen verſchiedene Arten ſich nur an der Gröſſe und Farbe unterſcheiden. Die kleinſten ſind am Leibe kaum ſo groß, als eine Amſel, ſehen aber im Fliegen wie eine recht groſſe Taube aus; die gröſſeſten aber ſind noch weit gröſſer, und werden, weil ſie Fiſche fangen, Fiſcher genennet. Sie haben einen langen, am Ende ein wenig gekrümmten Schnabel, groſſe Augen, lange und ſtarke Flügel, und kurze Füſſe. Sie ſind leicht im Fluge, ſehr gefräßig, und dicke mit Federn bedeckt, welche, ſonderlich die um den Hals und unter den Flügeln ſitzen, vortreflich in Unterbetten und Hauptküſſen zu fällen taugen, weil man darauf vor andern weich liegen und ſanft ruhen kann. Ihre Farbe iſt gemeiniglich grau, deren einige lichter, einige dunkler, um den den Kopf und an dem Rande der Fittige etwas ſchwärzlicht, unten am Bauche aber und oben gegen dem Schwanz zu weiß. Ihr Wildpret taugt nichts: denn ob ſie wohl unter der Haut ſehr fett ſind; ſo iſt doch ihr Fleiſch ſchwarz, übelriechend und ungeſchmack, ſo, daß es zur Speiſe ſo wenig, als zur Arzney taugen kann. Sie halten ſich an den Ufern des Meeres, um die Seen und Flüſſe auf, allwo ſie die mehreſte Zeit fliegen, und meiſtens darneben in Sümpfen brüten; im Winter aber gehen ſie weg. Ihre Nahrung ſind Fiſche, und allerley Waſſergewürme. Man hält es für ein Zeichen eines innſtehenden Sturmes und Ungewitters, wenn ſie hauffenweiſe und mit ſtarkem Geſchrey herumfliegen. Sie werden entweder mit einem an einem Angelhacken geſteckten Fiſchlein, der an einem langen Faden hängt, gefangen; oder man macht von zweyen ſpannenlangen Spänen ein Kreutz, bindet in der Mitten ein Fiſchlein an, ſteckt an allen vier Enden Leimruthen ein, und läſſet es alſo auf dem Waſſer treiben; wenn nun die Mewe auf das Fiſchlein fället, bleibet ſie an den Leimruthen hängen, und fängt ſich alſo ſelbſten.

Meute, heißt bey den franzöſiſchen Jägern ein Trupp Jagdhunde.

Mewe, ſ. **Meve.**

Mey, ſ. **May.**

Meye, ſ. **Birke.**

Mezenge, ſ. **Meiſe.**

Mies, ſ. **Moos.**

Migratio avium, ſ. **Streichen.**

Milan, ſ. **Geyer.**

Milliariæ Varronis, ſ. **Ortolan.**

Milvius, ſ. **Geyer.**

Milvus, ſ. **Geyer.**

Mire, ſ. **Abſehen, Korn.**

Miſtel, Affolter, Benſten,

Kinstes, Künster, Marentacken, lat. Viscum, Viscus, Boxus, franz. *Gui*, *Guy*, ein Gewächse von ganz besonderer Beschaffenheit, so wie auch der Wachsthum desselben von den meisten andern Pflanzen ganz verschieden ist. Da der berühmte Herr *du Hamel de Monceau*, Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris, mit dieser Pflanze in Ansehung ihres Wachsthums die genauesten Versuche angestellet; so werden wir dessen Beschreibung meistentheils folgen, und ihn zum Gewährmanne dieser Betrachtungen angeben.

Das Geschlechte Mistel, begreift verschiedene Gattungen unter sich, unter welchen die einzige in Europa wächst, von der wir hier handeln, und die unter dem Namen Viscum baccis albis in den meisten Schriften vorkömmt. Der sonderbare Wachsthum dieser Pflanze, die niemalen in der Erde, sondern allezeit einzig und allein auf andern Bäumen wächst, hat schon vorlängst die Aufmerksamkeit aller derjenigen, die solche betrachtet, auf sich gezogen, und eben dieses Sonderbare scheint auch eine hauptsächliche Ursache zu seyn, warum sie von den alten Gallieren in heiligen Ehren gehalten worden, und auch noch heut zu Tage zu allerhand abergläubischem Gebrauche angewendet wird. Denn ungeachtet die Kräuterkenner in den heissen Ländern, und besonders in America, verschiedene Pflanzen, z. E. die Tillandsien, Renealmien, u. d. g. angetroffen, die ebenfalls sonst nirgends, als nur blos auf andern Bäumen wachsen; so ist doch in unsern europäischen Ländern der Mistel die einzige Pflanze, die diese Eigenschaft hat, indem die Cuscuta zuerst wirklich auf der Erde hervorsprosst, ob sie gleich nachhero, wenn ihre Wurzel in der Erde abstirbt, ihren Nahrungssaft blos aus den Pflanzen, welche sie umschlingt, herziehet.

Es wächst aber der Mistel fast auf allen unsern Bäumen, und selbst vielen Gesträuchen, sowohl auf dem Nadel- als Laubholze, nur diejenigen laubwerfenden Bäume ausgenommen, die im Winter ihre Blätter nicht verlieren. Aristoteles glaubt, der Mistel käme nicht aus Saamen, sondern er hielt diese Pflanze blos für einen aus dem ausgetretenen Safte entstandenen zufälligen Auswuchs der Bäume. Plinius, Theophrastus und andere, erkennen zwar, daß der Mistel aus Saamen komme, sie waren aber in der Meynung, in welcher heut zu Tage noch viele stehen, der Saame könne nicht keimen, wenn er nicht zuerst von Vögeln verschluckt, und wieder mit dem Unrathe ausgeworfen worden. Es haben aber schon vor Herrn du Hamel verschiedene Naturkündiger durch wiederholte Versuche erwiesen, daß dieser Saame gar wohl kleine und junge Pflanzen hervorbringe, ohne dieser besondern Zubereitung, und Herr du Hamel hat durch seine Erfahrungen hinlänglich bestätiget, daß der Saame des Mistels, um zu keimen, nur blos eine hinlängliche Feuchtigkeit erfordere, und, wenn er ihr an einen bequemen

Ort gebracht worden, allezeit eine neue Pflanze hervor bringe. Es scheinet aber auch dieser Saame allzuweich zu seyn, als daß er nicht sollte in dem Magen der Vögel, der noch viel härtere Saamen verdauet, aufgelöset, und zum Keimen untüchtig gemacht werden, und wir zweifeln, ob eine zuverläßige Beobachtung vorhanden sey, welche erweiset, daß aus dem von Vögeln verschluckten und wieder ausgeworfenen Saamen eine junge Pflanze entstanden sey. Wir werden aber in dem folgenden sehen, was zu dieser Meynung möge Anlaß gegeben haben, wenn wir vorhero von der Beschaffenheit dieser Pflanze, ihrer Blumen und Saamen eine hinlängliche Beschreibung gegeben haben.

Der Mistel ist ein sehr ästiges niedriges Staudengewächs, dessen Aeste sich fast mehr in die Breite, als Höhe, erstrecken. Seine Blätter sind dicke, vest, glatt, an dem Rande ungezähnt und länglichtey förmig, so daß der schmälere Theil an dem Ursprunge des Blattes ist, und sitzen sich meistens nur an dem Ende der Zweige, weil die untern immer abfallen; sie bleiben den Winter sitzen. Herr von Haller, Tournefort und andere rechnen die Mistel unter diejenigen Pflanzen, wo die männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze, aber doch besonders an verschiedenen Stellen wachsen, da Herr du Hamel und Herr Linnäus in seinen neuern Schriften vorgiebt, sie gehöre zu denjenigen, wo auf der einen Pflanze lauter männliche, und auf der andern lauter weibliche Blumen sich finden, und ersterer versichert, daß er wenigstens niemalen einen Misselstrauch, der männliche und weibliche Blumen zugleich getragen hätte, gesehen habe. Die Blumen, sie seyen männliche oder weibliche, kommen verschiedene, fast Buschweise beyeinander, aus dem Winkel zwischen dem Zweige und dem Ursprunge des Blattes, oder an den Enden der Zweige, und die männliche Blume bestehet aus einem Kelche, der bis zur Hälfte in vier Einschnitte getheilet ist. An der innern Breite dieser vier Einschnitte sitzen vier dicke Staubfächer ohne Staubfäden. Bey der weiblichen Blume sitzt auf der Frucht ein Kelch, der aus vier besondern kleinen Blättern besteht, in dessen Mitte man einen etwas rauhen erhabenen Körper siehet, der das Stigma ist, welches ohne Staubweg auf der Frucht selbst sitzt. Die Frucht wird endlich zu einer runden Beere, die mit einem klebrichten Safte angefüllet ist, worinnen ein länglichtes, meistens dreyeckigtes Saamenkorn steckt. Mittelst dieses klebrichten Saftes bleibt dieser Saame an den Zweigen der Bäume kleben, und zwar um so stärker, wenn selbiger trocken worden, indem er sich nicht leicht anderst, als im warmen Wasser, auflöset. Weil aber zur Zeit, wenn diese Beeren reif sind, nemlich im October, die heftigsten Regengüsse sich finden; so wird der Saame doch meistentheils ganz von den Bäumen abgewaschen, wenn die Rinde nicht runzlicht, oder mit Moose hie und da bedeckt ist, wo der Saame hängen bleibt. Und dieses ist die einzige Ursache,

warum

warum man den Mistel mehr auf alten, als jungen Bäumen, die noch eine glatte Rinde haben, findet, da diese sonst dem Wachsthume dieser Pflanze viel beförderlicher seyn würde; oder es wird der Saame von dem Regenwasser an die untere Seite des Astes gestößt, wo er mehr Schutz hat, und also auch leichter anklebt. Eben dieser Umstand nun zeiget hinlänglich, wie es geschehen könne, daß der Mistel so oft an der untern Seite der Blätter heraus wachse, wohin er sonst weder von den Vögeln, noch durch eine andere Ursache hätte können gebracht werden.

Es ist aber hiebey noch vielen schwierig, wie der Mistelsaame von einem Baume zu dem andern könne geführet werden, da selbiger weder mit Flügeln, noch mit einem wollichten Wesen besetzt ist, dergleichen sich bey vielen andern Saamen, die von dem Winde weggetrieben werden, findet, und also dieser Saame nur gerade herunter fallen sollte. Diese Schwierigkeit läßt sich auf verschiedene Weise heben. Erstlich sind eben zu der Jahrszeit, wenn der Mistelsaame reif ist, die groſſen Sturmwinde, wodurch der ganze Strauch abgerissen, und auf einen andern, oft ziemlich weit entfernten Baum, geworfen wird, wo sich die Saamen anhängen können. Hiernächst kann aber auch dieses durch die Vögel geschehen, obgleich auf andere Weise, als sonst angegeben wird. Es sind verschiedene Vögel, als Krammetsvögel, Drosseln, u. d. g. die diesen Beeren sehr nachgehen. Da nun der Saame ihnen an ihrem Schnabel kleben bleibt, so bringen sie auf diese Weise selbigen fort, wenn sie ihren Schnabel auf den Zweigen anderer Bäume abstreichen, weswegen man in denjenigen Wäldern, wo viele dergleichen Vögel sind, allezeit mehr Mistel finden wird, als an solchen Orten, wo dergleichen sich minder finden.

Wenn nun der Saame einmal an einem Zweige anklebet; so fängt er leicht an, zu keimen, wenn er von Regen oder Thau gehörig befeuchtet wird; und die Feuchtigkeit allein ist hinlänglich, dieses Keimen zu verursachen, der Saame mag liegen wo er will, ob er gleich nur alsdenn zu einer Pflanze erwächst, wenn er einen Körper antrift, in dessen Rinde er, seiner Natur gemäß, seine Wurzeln treiben kann. Es hat der Herr du Hamel Mistelsaamen keimen gesehen, welchen er an einem schattichten und feuchten Orte, auf altes Holz, auf Scherben und Steine, und auf die Erde gelegt hatte. Es ist also nicht nöthig, daß der Saame wieder auf den Baum komme, auf welchem die Mistelpflanze, von der er genommen worden, nächst; sondern der Saame von einer Pflanze kömmt auf allen den verschiedenen Bäumen, die sonst zu dem Wachsthume dieser Pflanze geschickt sind, überall gleich gut fort. Doch braucht dieser Saame ziemlich lange Zeit, ehe er zu keimen anfängt, und es ist dieses bey den Saamen, die Herr du Hamel im Februario auf die Bäume gelegt hatte, nicht eher, als zu Ende des Junii, geschehen.

Man

Man siehet alsdenn, wenn der Saame dreyeckigt ist, zween, oder wenn er mehrere Ecken hat, bisweilen drey bis vier kleine runde Körner hervorbringen, die an einem kurzen Stiele hängen, der aus dem fleischichten Wesen des Saamens entspringt. Doch dringt auch bisweilen nur ein einziger solcher runder Körper hervor, wenn der Saame nur länglicht und ohne Ecken ist. Diese Art, zu keimen, ist dem Mistelsaamen ganz allein eigen, und es ist sonst kein anderer Saame bekannt, der mehr als eine Wurzel treibe. Diese kleinen Stiele verlängern sich mehr und weniger; je nachdem der Theil des Saamens, aus welchem solche hervorbringen, von der Rinde mehr entfernt ist, bis der kleine runde Körper die Rinde erreicht, wo er sich befestigen kann.

Der Mistel unterscheidet sich in Ansehung seines Keimens auch sonst noch von allen übrigen Gewächsen, daß seine junge Wurzeln ohne Unterschied nach einer jeden Richtung wachsen, und also, je nachdem der Saame an einem Orte liegt, entweder aufwärts oder unterwärts gehen, da sonst bey allen übrigen Gewächsen die Wurzel sich allezeit nach unten hin wendet, so daß, wie Herr du Hamel durch viele Erfahrung bestätiget, wenn ein Saame z. Ex. einer Nuß, oder Castanie, bey einem umgekehrten Blumentopfe auf die Oberfläche der Erde, die man feucht erhält, geleget, und auf irgend eine Weise befestiget wird, die Wurzel nicht aufwärts nach der Erde zu, gegen den in die Höhe gekehrten Boden des Topfes, sondern unterwärts geht, und indem sie sich von ihrer Erde entfernt, bald verdirbt. Die junge Wurzel hingegen des Mistelsaamens geht nur alsdenn unterwärts, wenn das Saamenkorn auf der obern Seite des Astes liegt, da sie hingegen aufwärts steigt, wenn der Saame an der untern Seite des Zweiges hängt. Wenn nun dieser kleine runde Körper, der mit einem Stiele an dem Saamen hängt, nemlich die Keimwurzel, die Rinde erreichet; so klebet er vest daran, indem er inwendig aus einem saftigen Fleische besteht, aus welchem ein zäher kleberichter Saft hervordringt, da die äussere Haut dieses Körpers sich über die Rinde des Zweiges hin ausbreitet. Wenn dieses geschieht, so fängt dieser junge Keim nun an, aus dem Baume selbst Saft an sich zu ziehen. Aus diesem saftigen kleberichten Fleische entspringen nun die kleinen Wurzeln des Mistels selbst, die in der Rinde des Baumes eindringen. Wenn man die Rinde an dieser Stelle genau betrachtet, so sieht man, daß in der Rinde sich fast eben das ereigne, was da vorgehet wenn ein Insect in die Rinde gestochen. Wenn nämlich ein Insect eine Rinde irgendwo verletzet; so werden dadurch einige von den Saftröhren geöfnet, aus welchen der Saft dringet, der in das herumliegende schwammichte Wesen austritt, sich daselbst anhängt und verhärtet, andere Saftröhren zusammen drücket, und eine Geschwulst verursachet, welche man französisch *Galle* nennet; wie Herr von Reaumür

warum man den Mistel mehr auf alten, als jungen Bäumen, die noch eine glatte Rinde haben, findet, da diese sonst dem Wachsthume dieser Pflanze viel beförderlicher seyn würde; oder es wird der Saame von dem Regenwasser an die untere Seite des Astes gestößt, wo er mehr Schutz hat, und also auch leichter anklebt. Eben dieser Umstand nun zeiget hinlänglich, wie es geschehen könne, daß der Mistel so oft an der untern Seite der Blätter heraus wachse, wohin er sonst weder von den Vögeln, noch durch eine andere Ursache hätte können gebracht werden.

Es ist aber hiebey noch vielen schwierig, wie der Mistelsaame von einem Baume zu dem andern könne geführet werden, da selbiger weder mit Flügeln, noch mit einem wollichten Wesen besetzt ist, dergleichen sich bey vielen andern Saamen, die von dem Winde weggetrieben werden, findet, und also dieser Saame nur gerade herunter fallen sollte. Diese Schwierigkeit läßt sich auf verschiedene Weise heben. Erstlich sind eben zu der Jahrszeit, wenn der Mistelsaame reif ist, die grossen Sturmwinde, wodurch der ganze Strauch abgerissen, und auf einen andern, oft ziemlich weit entfernten Baum, geworfen wird, wo sich die Saamen anhängen können. Hiernächst kann aber auch dieses durch die Vögel geschehen, obgleich auf andere Weise, als sonst angegeben wird. Es sind verschiedene Vögel, als Krammetsvögel, Drosseln, u. d. g. die diesen Beeren sehr nachgehen. Da nun der Saame ihnen an ihrem Schnabel kleben bleibt, so bringen sie auf diese Weise selbigen fort, wenn sie ihren Schnabel auf den Zweigen anderer Bäume abstreichen, weswegen man in denjenigen Wäldern, wo viele dergleichen Vögel sind, allezeit mehr Mistel finden wird, als an solchen Orten, wo dergleichen sich minder finden.

Wenn nun der Saame einmal an einem Zweige anklebet; so fängt er leicht an, zu keimen, wenn er von Regen oder Thau gehörig befeuchtet wird; und die Feuchtigkeit allein ist hinlänglich, dieses Keimen zu verursachen, der Saame mag liegen wo er will, ob er gleich nur alsdenn zu einer Pflanze erwächst, wenn er einen Körper antrift, in dessen Rinde er, seiner Natur gemäß, seine Wurzeln treiben kann. So hat der Herr du Hamel Mistelsaamen keimen gesehen, welchen er an einem schattichten und feuchten Orte, auf altes Holz, auf Scherben und Steine, und auf die Erde gelegt hatte. Es ist also nicht nöthig, daß der Saame wieder auf den Baum komme, auf welchem die Mistelpflanze, von der er genommen worden, wächst; sondern der Saame von einer Pflanze kömmt auf allen den verschiedenen Bäumen, die sonst zu dem Wachsthume dieser Pflanze geschickt sind, überall gleich gut fort. Doch braucht dieser Saame ziemlich lange Zeit, ehe er zu keimen anfängt, und es ist dieses bey den Saamen, die Herr du Hamel im Februario auf die Bäume geleget hatte, nicht eher, als zu Ende des Junii, geschehen.

Man

Man siehet alsdenn, wenn der Saame dreyeckigt ist, zween, oder wenn er mehrere Ecken hat, bisweilen drey bis vier kleine runde Körner hervordringen, die an einem kurzen Stiele hängen, der aus dem fleischichten Wesen des Saamens entspringt. Doch dringt auch bisweilen nur ein einziger solcher runder Körper hervor, wenn der Saame nur länglicht und ohne Ecken ist. Diese Art, zu keimen, ist dem Mistelsaamen ganz allein eigen, und es ist sonst kein anderer Saame bekannt, der mehr als eine Wurzel treibe. Diese kleinen Stiele verlängern sich mehr und weniger; je nachdem der Theil des Saamens, aus welchem solche hervordringen, von der Rinde mehr entfernt ist, bis der kleine runde Körper die Rinde erreicht, wo er sich befestigen kann.

Der Mistel unterscheidet sich in Ansehung seines Keimens auch sonst noch von allen übrigen Gewächsen, daß seine junge Wurzeln ohne Unterschied nach einer jeden Richtung wachsen, und also, je nachdem der Saame an einem Orte liegt, entweder aufwärts oder unterwärts gehen, da sonst bey allen übrigen Gewächsen die Wurzel sich allezeit nach unten hin wendet, so daß, wie Herr du Hamel durch viele Erfahrung bestätiget, wenn ein Saame z. Ex. einer Nuß, oder Castanie, bey einem umgekehrten Blumentopfe auf die Oberfläche der Erde, die man feucht erhält, geleget, und auf irgend eine Weise befestiget wird, die Wurzel nicht aufwärts nach der Erde zu, gegen den in die Höhe gekehrten Boden des Topfes, sondern unterwärts geht, und indem sie sich von ihrer Erde entfernt, bald verdirbt. Die junge Wurzel hingegen des Mistelsaamens geht nur alsdenn unterwärts, wenn das Saamenkorn auf der obern Seite des Astes liegt, da sie hingegen aufwärts steigt, wenn der Saame an der untern Seite des Zweiges hängt. Wenn nun dieser kleine runde Körper, der mit einem Stiele an dem Saamen hängt, nemlich die Keimwurzel, die Rinde erreichet; so klebet er vest daran, indem er inwendig aus einem saftigen Fleische besteht, aus welchem ein zäher kleberichter Saft hervordringt, da die äussere Haut dieses Körpers sich über die Rinde des Zweiges hin ausbreitet. Wenn dieses geschieht, so fängt dieser junge Keim nun an, aus dem Baume selbst Saft an sich zu ziehen. Aus diesem saftigen kleberichten Fleische entspringen nun die kleinen Wurzeln des Mistels selbst, die in der Rinde des Baumes eindringen. Wenn man die Rinde an dieser Stelle genau betrachtet, so sieht man, daß in der Rinde sich fast eben das ereigne, was da vorgehet wenn ein Insect in die Rinde gestochen. Wenn nämlich ein Insect eine Rinde irgendwo verletzet; so werden dadurch einige von den Saftröhren geöfnet, aus welchen der Saft dringet, der in das herumliegende schwammichte Wesen austritt, sich daselbst anhängt und verhärtet, andere Saftröhren zusammen drücket, und eine Geschwulst verursachet, welche man französisch *Galle* nennet; wie Herr von Reaumür

mûr durch die sorgfältigsten Untersuchungen gezeiget hat. Auf eben diese Weise entsteht um die Wurzeln des Mistels, die die Saftröhren der Rinde drücken, eine Art einer dergleichen Geschwulst, die immer zunimmt, je dicker und gröſſer die Wurzeln des Mistels werden.

Von diesen Wurzeln des Mistels lauffen einigen zwischen den zärtesten und weichesten Theilen der Rinde hin, da andere durch die verschiedenen Lagen endlich bis an das Holz durchdringen, und sie breiten sich nach allen Seiten hin um so leichter aus, da die Rinde zu der Zeit, wenn der Saft in den Bäumen ist, und wo der Mistel am sträksten treibt, nicht so stark an das Holz anhängt. Von den gröſten Wurzeln, und auch von dem Stocke des Mistels selbst entspringen andere Wurzeln, die in den Lagen der Rinde untereinander hinlauffen, und Herr du Hamel glaubet, versichert zu seyn, daß die Wurzeln des Mistels eigentlich weder den Bast noch das Holz durchdringen. Es ist wahr, man findet Wurzeln, die oft einen quer Finger und noch drüber, in dem harten Holze selbst stecken. Wenn man mit Behutsamkeit die Rinde einer jungen Mistelpflanze ablöset, und auch zugleich die Rinde des Zweiges, der den Mistel trägt, wegnimmt; so siehet man oft, daß die Mistelpflanze auf ihren Wurzeln, die in dem Holze stecken, stehen bleibt. Stellet man die gleiche Untersuchung bey alten Mistelstöcken an; so findet man öfters, daß sie ganz in dem Holze stecken, welches fast einen Wulst darum macht.

Ob nun also gleich diese Beobachtungen zu erweisen scheinen, daß die Wurzeln des Mistels das Holz, ungeachtet seiner Härte, durchdringen; so glaubet doch Herr du Hamel, daß die Sache sich ganz anderst verhalte. Es ist gewiß, daß die erstern Wurzeln sich nur bloß in der Rinde des Baums ausbreiten, wo sie zarte saftige Lagen, aus denen sie ihren benöthigten Nahrungssaft ziehen können, und ein feines Gewebe, welches ihrem Wachsthume nicht widerstehet, antreffen. Wenn sie auf Holz kommen, so beugen sie sich von demselben ab, wie die Wurzeln anderer Pflanzen thun, wenn sie auf einen harten Körper, der ihnen im Wege steht, kommen. Es lauffen also die Wurzeln des Mistels zwischen den Lagen der Rinde hin, gehen wieder nach dem Holze hin, und beugen sich von neuem ab. Wenn aber nun nach Herrn du Hamels Meynung die innern Lagen der Rinde nach und nach erhärten, und holzig werden; so werden die zwischen denselben hinlauffende Wurzeln auf diese Weise mit Holz endlich umgeben, und stecken um so tiefer in dem Holze, je mehrere Lagen der Rinde nach und nach holzicht geworden. Hiernächst verursachen auch noch die Wurzeln des Mistels an der Stelle, wo sie eindringen, einen dicken Höcker in dem Holze, wo die Fibern ausserordentlich fortlaufen, wenn nemlich die in der Rinde durch diese Wurzeln verursachte Geschwulst zu Holze geworden, und die Dicke dieses Höckers macht, daß die Wurzeln noch

noch tiefer in das Holz zu stehen kommen.

Wenn man endlich noch einen Ast, auf welchem ein Mistelstock stehet, gerade von der Stelle, wo die Wurzeln in das Holz eindringen, der Länge nach spaltet; so sieht man um den Kern des Astes viel hölzerne Lagen, die in ihrer natürlichen Lage und Richtung liegen, und die Dicke, welche der Ast hatte, da der Mistel einzudringen angefangen, anzeigen. An diesem Orte wird man niemalen Wurzeln des Mistels finden. Ueber diesen innern ordentlichen Lagen ist das Holz, welches die Wurzln umgiebt, knotticht und höckericht, dessen Fibern sehr unordentlich und verschiedentlich hinlauffen, und dieses ist also der Theil des Holzes, der sich erst nachhero erzeuget hat, nachdem der Mistel darauf gewachsen.

Da die Wurzeln, die in dem Holze selbst stecken, daraus wenig Nahrungssaft ihrer Pflanze zuführen können; so wird dieser Abgang durch andere jüngere Wurzeln, die sich in der Rinde ausbreiten, ersetzt, und es scheint, daß in der Verhältniß, als die vorigen Wurzeln mit dem Holze umgeben werden, aus dem Mistelstocke neue Wurzeln entstehen, die in die Rinde hineinlauffen. Wenn aber alle Wurzeln in dem Holze stecken; so stirbt meistentheils die Mistelpflanze nach und nach bald ab. Denn es geschieht gar selten, daß die Wurzeln so genau mit dem holzigen Theile des Stammes sich vereinigen, daß sie, wie eingepfropfte Pflanzen, von dem Aste ernähret werden, und Herr du Hamel hat bey seinen vielfältigen Untersuchungen nur zween dergleichen sich eingepfropfte gefunden. Wenn ein starker Mistelstock mit seinen Wurzeln einen kleinen Ast völlig umringt; so entsteht an der Stelle, wo er eindringt, rings herum ein dicker Wulst, und der obere Theil des Astes stirbt nach und nach ab; bald darauf wird auch der untere Theil dieses Astes kränklich, und verdirbt endlich mit dem Mistel selbst.

So beträchtlich auch gleich vom Anfange der Wachsthum der Wurzeln des Mistels ist; so wenig wächst hingegen der Stamm selbst, indem das erste, und auch bisweilen noch das zweyte Jahr, der neue Stamm sich nur aufzurichten sucht. Es gehet nämlich damit folgender massen zu: Wir haben schon oben erinnert, daß die Saamen des Mistels sich mittelst des klebrigen Saftes, der sie umgiebt, vest an einem Zweig anhängen; daß die Wurzelkeime von verschiedenen Stellen des Saamens entspringen, sich verlängern, umbeugen, um sich an dem Zweige zu bevestigen, so daß auf solche Art der kurze Stiel, indem das Saamenkorn, und der kleine runde Körper selbst, mit dem sich der Stiel endiget, vest ankleben, einen kleinen Bogen macht. Wenn nun dieser runde Körper in die Rinde des Baums einige Wurzeln getrieben, und durch dieselbe Saft einzusaugen anfängt; so suchet der junge Keim, oder welches eben das ist, der erstbesagte Stiel, der sich in den neuen Keim oder Stamm verwandelt, sich aufzurichten, und also das Saamenkorn, an welchem er hängt, los zu reissen. Es geschieht aber dieses gar oft

nur

nur ſehr ſchwerlich, wenn der Saame, beſonders bey trocknem Wetter, mittelſt ſeines klebrichten Saftes gar zu veſt an dem Zweige anklebt. Das Saamenkorn mit ſeinem Stiele bleibt alſo in einem Bogen ſtehen, und verdirbt in dieſer Lage; oder der kleine runde Knopf geht gar von der Rinde los, und die junge Pflanze muß alſo ebenfalls verderben; bey denen Saamenkörnern aber, die zwo, drey oder vier Keimwurzeln haben, ſtehen dieſe Wurzeln öfters ſo um den Saamen herum, daß ſie gegen einander ziehen, wenn ſie ſich aufrichten wollen, und alſo einander ſelbſt hindern. In dieſem Fall geſchieht es ſehr oft, daß alsdenn das Saamenkorn ſich in drey Stücke theilet, ſo daß jeder einzelne Stiel ein beſonders Stämmgen macht.

Auch dieſes Theilen des Saamenkorns iſt dem Miſtel wieder allein eigen, und es iſt keine andere Pflanze bekannt, bey deren Saamen ſich dieſer Umſtand ereignete. Denn obgleich bisweilen aus einem Kerne oder Nuß einer Frucht, z. Ex. einer Mandel, zwey Pflänzgen hervorkommen; ſo findet ſich doch in dieſem Falle allezeit, daß alsdenn zween Saamen in dieſer Nuß ſteckten, da hingegen hier ohne Hülfe nur ein Saamenkorn erſcheint. Wenigſtens müſſen, wenn dieſes Saamenkorn aus mehrern beſteht, dieſe verſchiedene Theile ſo mit einander verbunden ſeyn, daß die Theilung auf keine Weiſe zu ſehen iſt, und die Natur allein dieſe verſchiedene Stücke trennen kann. Wenn aber nur eine Keimwurzel vorhanden iſt; ſo ziehet ſie, wenn ſie ſich umbeugt, und aufrichtet, das ganze Saamenkorn in die Höhe, welches aber bald darauf verſchwindet. Dieſer aufgerichtete junge Keim verlängert ſich nach und nach, und endigt ſich mit einem kleinen Knöpfgen, oder Auge, in welchem einige junge Blätter ſtecken, und verbleibt in dieſem Zuſtande das erſte, und auch bisweilen in das zweyte Jahr. Den nächſten Frühling entſpringen aus dieſem Knopfe zwey Blätter, und es zeigen ſich in dem Winkel dieſer Blätter mit dem Stamme zwey Knöpfe, aus deren jedem einer oder mehrere Aeſte kommen, die ſich mit zwey oder drey Blättern endigen. So weit der Wachsthum des dritten oder vierten Jahrs. Das fünfte, ſechste und die folgenden Jahre kommen immer noch mehrere Aeſte aus den Winkeln der Blätter, und der Miſtel wird alſo ein kleiner ſehr äſtiger Strauch, der eine ziemliche regelmäßige, kugelförmige Geſtalt hat.

Bey dem Wachsthume des Miſtels iſt dieſes noch beſonders merkwürdig, daß ſeine Zweige nicht ſo, wie bey allen andern Pflanzen, beſonders bey Bäumen und Sträuchen geſchieht, in die Höhe zu wachſen ſuchen. Man kehre einen Gartentopf, in welchem ein kleiner Strauch, oder irgend eine andere Pflanze ſteht, völlig um, ſo daß der Boden zu oberſt komme; ſo werden, wenn er anderſt in dieſer Lage noch treibt, alle ſeine Zweige, ſo bald ſie aus ihren Knöpfen hervorbrechen, ſich gleich umbeugen, um aufwärts in einer ſenkrechten

rechten Richtung zu wachsen. Bey dem Mistel aber verhält sich die Sache ganz anderst. Wenn er auf der obern Seite eines Astes stehet; so wachsen seine Zweige ordentlich aufwärts: wenn er aber aus der untern Seite eines Astes hervorwächst; so treibt er seine Zweige unterwärts gegen die Erde hin, und wächst also in einer der vorigen ganz entgegen gekehrten Richtung.

Wir haben oben schon erinnert, daß der Mistel zwar fast auf allen Bäumen wachse; doch sieht man leicht, daß er nicht auf allen gleich gut und munter bekommt. So kommt er z. Er. am besten fort auf dem Birnbaume, Apfelbaume, Weißdorn, Linde, u. d. g. Er geräth aber nicht so gut auf der Eiche und dem welschen Nußbaume. Obgleich verschiedene Schriftsteller versichern, den Mistel auch auf dem Wachholder gesehen zu haben; so hat es doch Herrn du Hamel niemals gelungen, auf diesem Strauche einen Mistel aufzubringen. Er hat es endlich noch auf alle Weise versucht, ihn aus der Erde wachsen zu machen. Er hat deswegen den Saamen auf verschiedene Arten von Erde, die in einigen Blumentöpfen sehr vest gestampfet, in andern aber ganz locker war, gesäet, und die Erde immer feucht erhalten, doch ohne sie zu begiessen, um den Saamen nicht aus seiner Lage zu bringen. Die Saamen haben auch alle wohl gekeimet, und ihre junge Wurzeln getrieben; wenn sich aber die Keime aufrichten wollten; so haben sie allezeit den kleinen Knopf, aus welchem die Wurzeln entspringen, losgerissen, weil das Saamenkorn wegen seines klebrichten Saftes viel vester an der Erde klebt, und sind also verdorben.

Aus dem sehr zähen Saft dieses ganzen Gewächses wird der bekannte Vogelleim gesotten, an welchem alle Arten von kleinen Vögeln hängen bleiben. Es hat dieser Vogelleim das ganz besondere an sich, daß er sowohl in der Kälte, als Wärme von einerley Klebrigkeit und Dicke bleibet. Da hingegen der aus Leinöl gesottene in der Kälte durch Zuthuung frischen Oles verdünnet, bey heissem Wetter aber durch mehreres Kochen verdicket werden muß. Am besten ist der Mistel zur Herbst- und Winterszeit zu gebrauchen.

Mistelbeere, s. **Mistel.**

Mistler, s. **Schnarr.**

Mitjagd, s. **Jagd.**

Mitjagen, s. **Jagd.**

Mittelhecht, s. **Hecht.**

Mittelhörner, s. **Hifthorn.**

Mittelholz, wird dasjenige Holz genennet, welches in seinem Mittelwuchs ist. Weil das Holz zu solcher Zeit mehr Saft an sich ziehen kann, als wenn es noch klein, und daher wegen der vollkommenen Wurzeln, am Stamm und Aesten in die Länge, Höhe, Dicke und Breite in einem Jahre mehr, als sonst in 4, 5, 8 und 10 Jahren wächset; so soll es auch billich so lange, bis es vollwüchsig ist, geschonet, und nicht eher angegriffen wer-

gen. Siehe auch Holzschlag, B) a) B) c).

Mitteljagd, s. Jagd.

Mittelrücher, s. Jagdruch.

Mode, s. Holzerde.

Mönch, s. Münch.

Moineau, s. Rohesperling, Sperling.

Monchen, nennen die Jäger das Gehörne der Hirsche, wenn die Enden noch jung sind. s. Hirsch.

Monedula, s. Dohle.

Moos, Mos, Mies, lat. Muscus, Usnea, franz. *Mousse*, *Usnée*, ist ein kleines Kraut, welches an den Stämmen der Bäume, alten Blöcken, Steinen, und auf der Erde wächset. Es giebt dessen verschiedene Arten. Das Baummoos, lat. Bryon, Muscus arboreus, welches häufig auf Eichen, Espen, Nußbäumen, Birken und andern mehr gefunden wird, ist weiß und kraus; und hat insonderheit das eichene, lat. Muscus quernus, eine trocknende und zusammenziehende Eigenschaft, stillet die rothe Ruhr und andere Bauchflüsse, das Nasenbluten und Erbrechen; unter die Mundwasser genommen befestiget es die wackelnde Zähne; in Lungensuppen gesotten macht es ein schönes Haar, und wird auch unter den Haarpuder genommen. Das Lungenmoos, sonst auch Baum- Lungen- und gemeines Lungenkraut genannt, lat. Muscus pulmonarius, Pulmonaria arborea, wächset sowohl an denen Eichen und derjenigen wilden Bäumen in den grünen Dickigten, als auch an den Steinen und Felsen, ist breit, dürre und trocken, oben grün und unten gelb, mit weissen Flecken bezeichnet und löcherichte, als wäre es von den Würmern durchfressen; wird gepülvert und mit Honig vermischt als ein besonderes Mittel wider die Lungensucht und andere Brustkrankheiten eingenommen; es stillet die rothe Ruhr und andere Durchbrüche, und wird pulverisirt in frische Wunden gestreuet, welches sie bald und sauber zusammenheilet. Es kommt auch mit unter die Arzneyen wider die Lungengebrechen des Viehes, und wird insonderheit den Schafen und dem Rindvieh zum öftern mit Salz vermenget gegeben, sie vor dem Faulen der Lunge zu bewahren. Erdmoos finden sich auch verschiedene Gattungen, in deren Beschreibung wir uns aber hier einzulassen, nicht vor nöthig befinden.

Das Moos ist den Bäumen überhaupt, sonderlich aber den fruchttragenden schädlich, und wo es sich häufig findet, ist es ein Zeichen eines feuchten und sauren Bodens. In den Wäldern, und auf den Wiesen hindert das Moos, wenn es dicke aufstieget, den Wachsthum des Grases sowohl, als des Wiederwachses. Daher ist das Moosrechen bey weitem nicht so schädlich, als insgemein geglaubet wird; wenigstens in bestandenen Hölzern wird es keinen Schaden thun. Siehe davon Moosrechen.

Moosemmerling, ſ. Rohrſperling.

Mooskuhe, ſ. Rohrdommel.

Moosrechen, wird insgemein ſchlechterdings für eine Holzverwüſtung angeſehen, indem man glaubt, die Wurzeln der Bäume werden dadurch entblöſſet, und der Sonnenhitze alſo ausgeſetzet, daß ſie verdorren müſſen, im Winter aber dem Froſt alſo blos geſtellet, daß die junge Pflanzen von demſelben verdorben würden. Zudem reiſſe man mit dem Rechen die Wurzeln aus, daß nachgehends das Stämmlein in ſeinem Wachsthum ſehr gehindert werde. Ein Ort, in welchem Saamlohden ſtehen, mag allerdings dieſer Beſchädigung durch das Moosrechen ausgeſetzet ſeyn; aber wo das Holz ein wenig erwachſen, und geſchloſſen ſtehet, dürfte es mehr Nutzen, als Schaden bringen. Es halten zwar manche das Moos für einen Wallddünger, ingleichem das abgefallene Laub und Tannennadeln, Waldunkraut, Gras, Schrootſpäne, faul Holz, Gräte, Abholz, Stöcke, Stumpen u. d. g. Allein es möchte wohl dieſe Meynung einen groſſen Abſpruch leiden. Ein Schriftſteller des bekannten und berühmten Forſtmagazins liefert hierüber folgende Betrachtung:

Mich dünket, man rede und ſchreibe von dieſen Dingen vieles, welches in der Erfahrung keinen Grund hat. Als vor einem Jahr meine Bauren klagten, daß in denen vollen Tannen- und Forchenwaldungen kein Gras für das Vieh wachſe, wohin ſie doch mit der Weide angewieſen waren; ſo gab ich ihnen den Rath, daß ſie den Streuling, oder die jährlich, vom Auguſto an, abfallende Tangeln oder Nadeln in ihren Forchenwäldern fleiſſig abrechen ſollten, weil ſie durch ihre Bedeckung verhinderten, daß der Boden wenig Gras geben, und alſo das Vieh ſich niemalen ſatt freſſen könnte. Allein man legte denenſelben das Handwerk gleich nieder. Weitſichtige hielten ſolche Streu, wie oben gedacht, für die Düngung des Waldes, mit dem bedenklichen Zuſatz, daß dieſes Baumes ohnehin flachlaufende Wurzeln im Winter für der Kälte, und im Sommer für der Hitze bedeckt ſeyn müßten.

Dieß iſt, meiner wenigen Einſicht nach, ein Irrthum. Dann für dem Froſt hat man ſich im geringſten nichts zu beförchten. Wann Bäume erfrieren, ſo geſchiehet es an dem Stamm und Zweigen, die Wurzeln hingegen bleiben mehrentheils grün. Da nun das Forchenholz in denen kalten Ländern niemalen leicht erfrieret; ſo iſt die Sorge für die Wurzeln ganz vergebens, maſſen dieſe in der Erde viel wärmer ſtehen, als die hoch in der Luft befindliche Zweige.

Wegen der Sonnenhitze darf man auch nicht bekümmert ſeyn. Die Wurzeln haben unter dieſen geſchloſſenen Bäumen Schatten genug, und ſtecken noch darzu in der Erden. Wann nun die Zweige nicht verdorren, werden es die Wurzeln noch weniger thun: ſie gehen vielmehr der Feuchtigkeit nach und wurzeln

deſto tiefer, wann die Erde in der Oberfläche ausgetrocknet. Dann wo die Wurzel Nahrung findet, da wächſt ſie auch hin, zumal wann die Erde warm iſt. Hingegen unter denen Nadeln oder Tangeln, ſonderlich wann ſie von unten zu faulen anfangen, hält ſich die Feuchtigkeit in der Oberfläche der Erden zu lange, und die Wärme kann wegen dieſer Bedeckung nicht tief genug eindringen. Daher iſt es kein Wunder, daß die Wurzeln in in der Oberfläche bleiben und keinen Trieb bekommen in den Boden einzugehen. Je flacher nun die Wurzeln liegen, je leichter reißt der Wind die Bäume um. Es muß alſo dieſes Abrechen gleich von Jugend an in Forchhölzern geſchehen, ehe die Bäume durch dieſe Bedeckung verwöhnet ſind.

Mit der Düngung, die der Sträuling denen Bäumen verſchaffen ſoll, kommt es eben ſo heraus, als wann man das eine Düngung nennen wollte, wann man Stroh über ein Land herbreitet. Es merket vielmehr Herr Döbel in der Jägerpract. p. 3. aus der Erfahrung an: daß der bloſſe Streuling vor ſich keine Düngung gebe. Daß hingegen die Oerter gedünget werden, wo das Vieh fleiſſig hinkommt, iſt auch dem bekannt, der die Ochſen mit der Peitſche treibet. Es iſt alſo mehr ſchädlich, als nützlich, wann die abgefallene Nadeln lange unter denen Bäumen liegen bleiben.

Und was werden endlich die Tannennadeln, Heide, Moos und Farnkraut ꝛc. dem Walde für einen Dung geben? Dann entweder ſind dieſe Waldgewächſe ſaftreich oder mager? die ſaftreiche nähren, die trockene aber machen mager, wie man ſowohl an Thieren, als Menſchen ſiehet. Eben ſo verhält es ſich mit der Erde. Eine mit Moos oder Heide bewachſene Wieſe wird nicht fetter, wohl aber magerer, wann gleich das Vieh nichts da von hinwegfrißt.

Niemalen wird ein Acker durch Farnkraut oder Schafthen gedünget, wann es immer ſtehen bleibet; und eine mit Tannen bewachſene Heide bekommt keine Verbeſſerung von denen abgefallenen Nadeln. Dahingegen düngen die ſaftvollen Erbſen, Bohnen und der Buchweitzen ꝛc. die Erde, mit ihren ſaftigen Wurzeln, Stengeln und Blättern. In Engelland werden die Aecker mit Rüben beſäet, und nachhero als Miſt in die Erde verſcharret. Die Natur ſelbſt hat ſaftvolle Gewächſe auf denen Bergen und harten Klippen gepflanzet. Z. Ex. Sedum, Sempervivum, Craſſula, &c. um daſelbſt die magere Erden fett zu machen und ſie mit ſchwarzer Erde zu bedecken. Es ziehen daher die ſaftvollen mehr Nahrung aus der Luft, die trockenen hingegen zehren nur die fette Erde aus. Hieraus folgere ich: daß Tannennadeln, Heide, Farnkraut, Schafthen, Moos ꝛc. und andere dürre Gewächſe die Erde nicht düngen, wohl aber kann dieſes durch einige Blätter und andere ſaftvolle Dinge geſchehen, wann ſie nemlich verſcharret und verwahret werden, daß ſie nicht trocknen, wie in denen Dunggruben geſchiehet. Man

Man lässet in vielen Gegenden die Tannenstumpen stehen, in der Meynung der Wiederwachs der Tannen werde dardurch befördert, indem, wenn solche in Fäulung giengen, sie hernach den eigentlichen Boden abgäben, worinnen der Tannensaamen gerne fortkäme, zumalen sie eben durch dieselben noch einigen Schutz vor dem Wetter hätten. Obwohlen ich nun nicht läugnen kann, daß der Tannensaamen in in faulen Stöcken gerne aufgehe und wurzle; so wird man mir doch nicht widersprechen, wann ich behaupte, daß oft viele Jahre vorbey gehen, bis die Stumpen wirklich in solchen Stand kommen, daß ein solcher Saamen darinnen aufgehen kann. Und was kommen zuletzt für Bäume zum Vorschein? Gewiß sehr krüppelhafte. Vernünftiger wird man handlen, wann man in Zeiten die Stöcke ausgraben läßt, und die Holznutzung nicht versäumet.

Ich führe hiebey ein Zeugniß aus dem practischen Herrn Beckmann an, welcher in seiner Holzsaat S. 148. folgende Gedanken äussert: „Wo ordentlich wieder Holz gesäet wird, halte ich für sehr rathsam, wann die Stöcke heraus gethan werden, massen dardurch nicht nur mehreres Land zu nutz gemacht werden kann, sondern es ist auch deren Meynung im Grunde falsch, die da behaupten wollen, daß der Stock dem Saamen viele Nahrung geben soll. Dann, wie bekannt, so stehet der Kiefern- und Tannenstock wohl 20. Jahr, und noch länger, ehe selbiger eine Fäulniß annimmt: nicht zu gedenken, daß deren Kiel, so in die Erde gehet, gar nicht faulet. Wie könnte also dem jungen Anflug viele Nahrung von ihme zuwachsen? Es bleibet eine ungegründete Einbildung, und folglich im Gegentheil wahr, daß es besser gethan ist, wenn die Stöcke vor dem Säen herausgethan werden." Und S. 230. „Man hat sich durch das Versaulen der Stöcke wenig Nahrung vor sein junges Holz zu versprechen, weil es mit dieser Fäulniß, wie gedacht, sehr langsam zugehet. Dann wer weiß nicht, daß ein Stock, der 2. 3. und mehr Ellen im Umfang hat, besonders wann es ein kiefernes ist, wohl 50 und mehr Jahre zubringet, ehe er versaulet. In solcher Zeit aber ist das junge Holz bereits schon alt geworden und ziemlich heran gewachsen, daß also der Dünger von solchen Stöcken ihm sehr spät erst zu Nutzen kommt; daß sie unterdessen selbst durch den Platz, den sie einnahmen, vielen Schaden verursachet haben.

An einigen holzreichen Gegenden ist heut zu Tag gewöhnlich, daß man nicht nur die Windbrüche oder Windwürfe, sondern auch den sämmtlichen Abraum der gefällten Stämme, die Gipfel und das Reißholz, auf denen gemachten Gehauen und Holzschlägen als unnütze liegen und verfaulen lässet. Man nimmt dessen wenig wahr und achtet es geringe, weil man überhaupt das Holz, als etwas schlechtes ansiehet, und weil man an solchen Orten den dummen Glauben hat, es könne und werde denen dortigen Innwohnern nie-

niemalen daran fehlen. Man läßt es liegen, weil solches nicht so theuer als das Bau- Säg- und Scheiterholz bezahlet wird, oder weil zu dessen Aufhauen und Zusammenbinden einige Mühe und Arbeit erforderlich ist. Aus diesen faulen Gründen, muß es ohne Nutzen verfaulen, und endlich zu einem sogenannten Holzmist oder Walddünger werden. Allein wie viel könnte nicht durch den Gebrauch und Anwendung desselben, jährlich an anderem Holze erspahret werden. Wie viel schöne Stämme, die solchergestalt, zu der nöthigen Feurung anzuwenden sind, worzu doch jenes so gut, als diese dienen könnten, würden nicht durch selbiges, zum besten der kommenden Zeiten, zu erhalten stehen!

Gedachte unabgeraumte Holzschläge werden endlich öde und von Holz ganz entblößte Plätze seyn und bleiben.

Warum? Wer das zu fragen hat,
Der ist nicht werth, es zu erfahren.

Doch ja, mancher wird es mit Kummer und Schauer erfahren. Dann solches liegend bleibende und erst spät und nach geraumer Zeit verfaulende Holzwerk verhindert nothwendig allen jungen Ausflug. Sollte man solche Oerter, nach Herrn Beckmanns wohlgemeynten Vorschlägen, durch die Holzsaat wieder anbauen wollen; so ist doch selbige unter diesen Umständen ganz ohnmöglich. Dann wo das Holz gesäet werden soll, da muß vorhero erst das Gehaue von allem Unrath geräumet und der Erdboden frey gemacht werden, weil sonsten der Saame nicht keimen, in ihm aufgehen und Wurzeln schlagen kann.

Es haben nicht umsonst so viele Forstordnungen auf die Ausräumung derer Waldungen gedrungen. Wir wollen daraus einige Stellen anführen:

Die Herzoglich-Würtembergische Forstordnung S. 70. will: daß die Afterschläge und Gräte in denen Hölzern und Wäldern vor dem frischen und gesunden Holz weggeraumet werden sollen. S. 36. Die Häue sollen in der bestimmten Zeit geräumet werden, damit das Gewächs nicht gehindert, und mit dem Aufführen des Holzes, die junge Schoß verderbet würden. Zu Folge eines Generalrescripts dd. 22. Julii 1718. sollen denen, welche Holz aus denen Wäldern zu genießen haben, förderist die darinn liegende Fallbäume assiguiret, und das Gute erst hernachmals angewiesen, auch ein jeder dahin angehalten werden, jedesmalen etliche Fuhren Reisfach zugleich mit aus dem Walde abzuführen, damit die Waldungen dardurch gesäubert und bey denen jungen Häuen der Wachsthum befördert werde.

Nach der Braunschweig-Lüneburgischen Forstordn. c. 2. §. 3. Sollen die Hegen von Verfall- und Lagerholz rein, und aller Enden gleiche Hegen gehalten werden. Die Gräflich-Stollbergische *de Anno* 1642. §. 5. will: Wann auf denen Haunungen, wegen abgeles-

genen

gener Oerter und anderer Umgelegenheit das Reiſſach niemand haben wollte, ſoll es doch auf einen Weg, oder auf einen wüſten Platz zuſammen getragen und geſchaffet werden, damit, da es, liegen bleiben ſollte, es nicht die Wachſungen der jungen Lathen, wie es die Erfahrung giebet, verhindern mögen. Und §. 7. Es ſoll auch ein jeder Holzkäufer dahin bedacht ſeyn, daß von Bartholomäi an bis auf Walpurgis die Hauungen gänzlich geräumet werden, und wer daſſelbe übertritt, der ſoll ſeines Holzes verluſtigt ſeyn.

Die Churfürſtl. Maynziſche Forſtordnung *de An.* 1744. ſpricht: Es ſollen auf denen Floßſchlägen, und wo Bauholz gefället wird, das dürre Reißholz, Späne, Abgänge und Afterſchläge, dem jungen Nachwuchs zum beſten, weggeraumet werden. *conf.* Churpfälziſche Forſtordnung, Art. 18.

Nach der Churfürſtlich-Bayriſchen Forſtordnung, Art. 29. iſt allen Unterthanen auferleget, daß ſie das Gipfelholz, Aeſte und Stauden, vor Verführung des ihnen abgegebenen Zimmer- Schneid- oder Brennholzes ſauber aufräumen und wegführen, auf daß es an dem Wetter nicht vergeblich verfaule, unnützlich verderbe; und das junge Holz an dem Wachſen dardurch verhindert werde, damit ſie ſich auch, ſonderlich Winterszeiten, als ob es verſchneiben, und ſie es nicht mehr finden, oder Schnees halben ausbringen möchten, deſto weniger zu entſchuldigen haben, ſollen die Uebertretter, welche den Stamm vor denen Aeſten und dem Ob- und Gipfelholz verführet, von eines jeden Stammes wegen, um 1 Pf. und Pfennig, unnachläßig geſtraft werden. Nach Art. 53. ſollen die Förſter und Holzmeiſter mit allem Fleiß aufſehen, damit auch in denen Gebürgen das Gipfelholz, an Orten wo es beſchehen kann, vor dem Stamm hinweggebracht werde, damit das junge Holz an dieſen wieder aufkommen könne. Art. 64. Wo aber das Gipfelholz nicht ausgebracht werden kann, ſollen es die Bauersleute an einen Ort, da es dem jungen herwachſenden Holz nicht Schaden thun kann, auf einen Hauffen zuſammen legen, und nicht zerſtreuet und dem jungen Holz zum Nachtheil liegen laſſen.

Herrliche Geſetze, vortrefliche Verordnungen!
Glückſeelige Bürger, die ſolche befolgen!

Moosreiger, ſ. **Rohrdommel.**

Mooſchnepfe, ſ. **Schnepfe.**

Moquette, heißt bey den franzöſiſchen Jägern ein bey uns ſogenannter **Lockvogel.**

Morceau du Bois fendu, ſ. **Scheit.**

Morene, Marene, Muräne, Murene, lat. Nyrænula, ein Fiſch von dem Geſchlechte der Weißfiſche, oder Ukeleyen, welche inſonderheit in der Mark Brandenburg, wie auch in Pommern in unterſchiedlichen Seen in groſſer Menge gefangen werden. Seinen Namen ſoll er von einem fünf bis ſechs Meilen von Ber-

lin gelegenen Städtlein, Morin genannt, bekommen haben, weil sie in dem dabey gelegenen grossen See häufig anzutreffen, und etwan von dort aus am ersten bey uns hier zu Lande bekannt worden sind. Denn derjenige Fisch, welchen die alten Römer Murænam genennet, ist ein Meerfisch, und ihrer Beschreibung nach, kein anderer gewesen, als den wir heut zu Tage eine Lamprete nennen. Unsere Morene aber ist ein weißlichter Fisch, mit ganz silberfarbenen Schuppen, einem länglichten Kopf, und grossen Augen, wird aber nicht leicht über 8 bis 10 Zoll lang. Dieser Fisch laichet um Martini, und wird um solche Zeit des Nachts mit einem Netze, welches die dasigen Fischer eine Klippe heissen, auch hernach zur Winterszeit unter dem Eise bey Tage mit einem grossen Garne, oder Eisnetze, gefangen. So bald er ausserhalb Wassers Luft schöpfet, stehet er ab, also, daß selbiger in andere entfernte Gewässer nicht lebendig fortgebracht und versetzet werden kann. Sein Fleisch ist wohlschmeckend und zart, fast wie die Forellen. Man pflegt sie entweder blos aus Salzwasser zu sieden, wenn sie erkaltet, mit Weinessig zu begiessen, und mit grüner Peterssilie zu bestreuen, oder auch mit einer Zwiebelbrühe zuzurichten. Man kann sie auch einsalzen und räuchern, doch dürfen sie über ihre gebührende Zeit nicht hängen, weil sie sonsten, wegen der Fettigkeit ihres zarten Fleisches, bald übelschmeckend werden.

Eine andere und grössere Art Morenen findet man nur in einem einzigen grossen See in Pommern, die Maddüje oder Madüwe genannt, unweit dem Pommerischen Städtlein Werben, im Amte Colbatz. Sie sind so groß, wie ein Lachs, und, weil sie diesem Fische auch an Gestalt ziemlich gleich kommen, nur daß sie weisser, und nicht so buntfleckicht sind, auch mehr und grössere Schuppen, als der Lachs haben, pflegen sie von einigen, zum Unterschiede der vorher beschriebenen, Lachsmorenen genennet zu werden. Diese fänget man des Jahrs zweymal, nemlich im Februar unter dem Eise, und im November bey offenen Wasser. Frisch schmecken sie fast wie die Forellen, gedörret aber wie ein Lachs. Man kann sie in Stücken zerschnitten auf einem Rost braten, oder mit Steckrüben, wie die trocknen Hechte, zurichten. Man hat noch zwey kleinere Arten, deren die gröste so lang, als die Lachsforen, fast wie ein grosser Hering gestaltet, und mit silberweissen Schuppen besetzt, die andern aber um ein weniges gröser, als die gemeinen Heringe sind, welche letztern insonderheit in einem See, die Pölz genannt, so im Arnswaldischen Kreise an der Pommerischen Grenze lieget, gefangen werden. Von diesen beyden sowohl, als der kleinen ersten Sorte ist zu merken, daß sie ausser dem Rückgrade und Seitippen keine Gräten haben, so, daß man das Fleisch nur abstreifen und sicher essen kann. Denn wenn dasselbe abgerissen ist, bleiben alle Gräten und Rippen am Rückgrade veste sitzen. Je kleiner sie sind, je wohlschmeckender und niedlicher sollen sie zu essen seyn.

Morphnus.

Morphnus, ſ. **Adler.**

Mos, ſ. **Moos.**

Mosente, ſ. **Ente.**

Mot, *Sonne un ou deux Mots*, heißt bey den franzöſiſchen Jägern, einen oder zwey lange Töne in das Horn ſtoſſen, welches das Zeichen der *Piqueurs* iſt, wenn ſie ihren *Compagnons* zurufen wollen.

Motacilla, ſ. **Bachſtelze.**

Moth, ſ. **Holzerde.**

Motte, *Prendre Motte*, wird von denen franzöſiſchen Jägern und Falkenierern von einem Vogel geſagt, welcher ſich, anſtatt, daß er blocken, oder ſich auf einen Baum oder Buſch ſetzen ſollte, auf die Erde niederläßt.

Moucherole, ſ. **Fliegenſchnäpfer.**

Mouchet, heißt nach der franzöſiſchen Jägerſprache ein Fliegenhabicht oder Fliegenſchnäpfer.

Moude, heißt bey den franzöſiſchen Jägern eine Vermiſchung von dem Schweiß oder Blut eines forcirten Wildes mit Milch oder anderer Suppe, nach Beſchaffenheit der Jahreszeit, worein man aber auch einen Haufen klein geſchnittenes Brod werfen, und es alſo den Lauf- oder Parforcehunden vorgeben muß, wenn man ihnen die Curée macht.

Mückente, ſ. **Ente.**

Muer, ſ. **Mauſen.**

Muette, heißt bey den Franzoſen ein Wald- oder Forſthaus, eines Förſters Wohnung oder die Förſterey.

Mülane, ſ. **Geyer.**

Münch, **Mönch**, heißt bey einem Teich der Spund, welcher auf dem Ablaß des Teiches aufrechts in die Höhe gerichtet iſt, darinnen die Schutzbretter zu befinden, durch deren Aufziehen dem Waſſer Raum gemacht wird, abzulaufen. ſ. a. **Ständer.**

Mulm, wird bey dem Forſtweſen die Fäule im Holze, und eben daher auch ein Baum, an welchem der Stamm inwendig verfaulet iſt, **mulmig** oder **mülmig** genennet. Dieſem Zufalle iſt inſonderheit die **Rothbuche** ſehr unterworfen. Denn wenn von ſelbiger ein Aſt abgehauen wird; ſo pflegt ſolcher Hieb in wenig Jahren **mulmicht** zu werden, daß die Spechte den Mulm heraus hacken, und ihre Jungen darinnen aufbringen. Um eben dieſer Urſache willen laſſen gute Hauswirthe auch ihre **Eichbäume** nicht ſchneideln. Denn das eichene Holz iſt poröſ, und ziehet, zumal der Splint oder das Weiſſe, die Feuchtigkeit gerne an ſich, daß alſo der Baum mit Gewalt von oben hinein faulet und mulmicht wird. Auſſer dieſem werden auch alle Bäume, ſo in dem Regen nicht dauren, als **Ellern**, oder **Erlen**, **Steinbuchen**, **Aſpen** u. ſ. f. leicht mulmicht.

Mummenets, ſ. **Affe.**

Mundholz, ſ. **Rheinweiden.**

Munier, ſ. **Altfiſch.**

Muräne, ſ. **Morene.**

Murænula, ſ. **Morene.**

Murene, ſ. **Morene.**

Muſcicapa, ſ. **Fliegenſchnäpfer.**

Muſcipeta, ſ. Fliegenſchnäpper.

Muſcus, ſ. Moos.

Muſcus arboreus, ſ. Moos.

Muſcus pulmonarius, ſ. Moos.

Mus Martius, ſ. Marder.

Mus ponticus, ſ. Eichhorn.

Muſtela, ſ. Iltis.

Muſtela fluviatilis, ſ. Aalraupe, Steinbeiſſer.

Muſtela ruſtica, ſilveſtris, ſ. Frötel.

Mutir, ſ. Schmeiſſen.

Mutter, ſ. Mauſer.

Mutterbirke, ſ. Birke.

Mutterhaſe, ſ. Haſe.

Myrtilli, ſ. Heidelbeerſtrauch.

Myrtus, ſ. Heidelbeerſtrauch.

N.

Nacheil, ſ. Nachfolge.

Nachfolge, Folge, Jagdfolge, Nacheil, iſt die Befugniß oder Vergleich mit einem Nachbaren in Anſehung eines Wildes, das wir auf unſerm Grund und Boden angeſchoſſen, welches ſich aber noch aus unſern Grenzen verlaufen, in wie weit wir nämlich ſolches auf jenes ſeinem Grund und Boden verfolgen dürffen. Wo es nun über die Gränze iſt; ſo muß daſelbſt die Flucht und der Schweiß verbrochen werden. Hierauf ziehet er weiter nach, und löſet ſeinen Hund. Wenn denn das Thier gefangen, oder vollends geſchoſſen iſt, muß es alſofort dem Gränznachbar angemeldet, ihm auch die Flucht und der Schweiß, wo es über die Gränze iſt, angezeiget werden. Alsdenn iſt er befugt, ſelbiges zu ſich zu nehmen, und läſſet es ihm der Gränznachbar unverweigert abfolgen. Wäre es aber, daß er den Hund in ſeinem Revier gelöſet, und an das Thier gelaſſen hätte, und er alſo den Schweiß und die Flucht auf der Gränze nicht wüßte; ſo zeiget er dem Gränznachbar den Schweiß und die Flucht auf dem Anſchuſſe an. Sonſt wird es auch mit dieſer Folge dergeſtalt gehalten, daß wer in ſeinem Revier ein Thier angeſchoſſen, auf dem Anſchuſſe auch die Flucht und den Schweiß verbrochen hat, alsdann aber mit ſeinem Hunde nachſucht, und an die Gränze kommt, er das ſelbſt gleichfalls die Flucht und den Schweiß verbrechen, und davon ablaſſen, ſolches aber doch vorhero ſeinem Gränznachbar melden muß. Entweder gehet ſelbiger ſelbſt mit heraus, oder erlaubet ihm, das Thier zu verfolgen, und zu fällen; und darf er ihm nur ſowohl das Thier, als auch den Schweiß und die Flucht auf der Gränze zeigen, alsdann wird es ihm abgefolgt. Hätte er aber durch Verfolgung ſeines Hundes das Thier übergebracht, ohne daß er wiſſe, wo es übergeſtohen; ſo zeiget er auf den Anſchuß, Flucht und Schweiß.

Es iſt auch ſowohl bey dieſer, als der oben beſchriebenen Folge, Rechtens, daß der Jäger das Thier vier und zwanzig Stunden lang in ſeines Gränznachbars Revier ſuchen und fällen darf. Nachhero aber iſt es nicht mehr ſein,

sein, sondern des Gränznachbars. Wenn aber des einen sein Hund das von ihm in seinem Revier angeschossene Thier in des andern Revier verfolget, stellt oder fängt es gar, und wäre ihm der Hund mit dem Thiere ausser dem Gesichte und Gehöre gekommen; der andere kommt hinzu, fället das Thier, oder nimmt es dem Hunde ab; so überschicket er dem erstern seinen Hund, und meldet, daß er ein Thier, welches so und so beschaffen sey, vor seinem Hunde gefället habe. Dieser aber muß ihm sodenn entweder auf der Gränze, oder auf dem Anschusse, Flucht und Schweiß zeigen; so wird es dem erstern, so ferne es angeschossen gewesen, nicht aufgehalten, sondern er hat Fug und Macht, es wegzuholen; wenn es nemlich aufrichtig und gränznachbarlich dabey zugehet. Thut aber der Gränznachbar dieses nicht, und überschickt auch dem erstern seinen Hund nicht; jagt ihn fort, und nimmt das Thier zu sich, behält es, und läßt seinen Nachbar nichts davon wissen; so ist es unrecht, und so viel als entwendet.

Wo aber Vasallen sind, die von Königen, Fürsten oder grossen Herren mit der Jagd zwar belehnet worden; so findet man gar wenige Oerter, allwo selbigen die Folge in des Lehnsherren Revier verstattet wird, sondern wenn sie ein Thier angeschossen haben, und suchen es bis an die Gränze auf; so müssen sie alsdann abbrechen, und solches demjenigen, so die Aufsicht in des Lehnsherrn Revier hat, anmelden, welcher sodann hinziehet, das Thier verfolget, fället, und solches zu sich nimmt, und seinem eigenen Herren einliefert. Geschiehet es aber, daß das Thier wieder herüber in des Vasallen Revier fliehet, und es wird daselbst gefället oder gefangen; so bleibet es dem Vasallen. Begäbe es sich auch, daß des Vasallen Jäger in seinem Revier ein verwundetes Thier mit seinem Hunde jagete, und in des Lehnsherrn Revier käme; so verfolget jener zwar seinen Hund, und fället auch das Thier, er muß es aber an den Lehnsherrn liefern. Die Vasallen aber unter einander halten auch meistentheils, einer gegen dem andern, die Folge, allwo sodann die Folge so, wie anfangs berühret worden, von ihnen mit- und untereinander gehalten, und alles abgefolget wird.

Mit dem Sauhetzen aber wird es also gehalten, daß, wenn einer in seinem Revier eine Sau aufhetzet, ob selbige gleich nicht angeschossen wäre, solche jedoch abgefolget wird, wenn nur vorhero von jenem auf der Gränze dem Nachbar vorgezeiget worden, wo er mit den Hunden die Sau verfolget und überhetzt. Käme aber der Gränznachbar in währendem Hetzen, und schösse die Sau vor den Hunden, so darf er selbige nicht behalten, sondern er muß sie jenem zustellen. Hätten hingegen die Hunde gänzlich abgelassen; so hat er Macht, sie zu verfolgen und zu fällen, auch zu sich zu nehmen; aus dieser Raison, weil selbige nicht angeschlossen gewesen. Mit dem Rothwildprete aber es nicht statuirt, daß es unangeschossen in des andern Revier gejaget und gefället werden mag. Doch findet man

auch einige Oerter, wo Wild- und Rehjagen seyn, und wenn ihnen was sammt der Schleiffe entkommt, daß sie miteinander die Folge halten, und solches gegen einander ausliefern. Bey der Parforcejagd aber, und deren Folge, welche zwar nur von Fürsten und grossen Herren gehalten werden, obgleich einige gegen einander sonst keine Folge haben, wird ihnen doch nicht gewehret, daß sie die Jagd fortsetzen und den Hirsch, oder was sie sonst jagen, vor den Hunden fangen mögen. Jedennoch aber müssen sie solches ihrem Gränznachbar anmelden, und das gefangene Thier demselben zurücklassen.

Heutiges Tages ist in Deutschland fast allenthalben angenommen, daß einer dem Wild, welches er auf dem Seinigen geschossen, daß es schweißt, und flüchtig ist, entweder ohne Beobachtung einer gewissen Zeit, oder aber 24 Stunden, ja einiger Orten, als in Bayern gar 2 bis 3 Tage lang, ausser dem eigenen Forst ununterbrochen nacheilen, und demselben auch in einem fremden Forst oder Jagdbezirk nachsetzen, es daselbst fangen, und in sein Gewahrsam bringen darf, und kann solch Wild, so lange es der Jäger verfolget, aus dessen Händen nicht genommen werden.

Wehner. Observ. pract. voc. Forst. *Harpprecht.* ad §. 12. Instit. de rer. divis. num. 220. *Ruland.* de Commissar. part. 4. lib. 2. cap. 8. num. 48. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat. part. 3. cap. 3. regal. 5. 6. pag. 446. *Stryck.* dissert. de via facti princip. Imper. permiss. cap. 1. §. 37.

Wenn nur dieses dabey beobachtet wird, daß der Jäger an demjenigen Ort, wo er dem Wild nachzueilen angefangen, ein Wahrzeichen, als etwa den Hut, oder einen Ast von einem Baum, oder sonst etwas anders niederleget, womit er den Anschuß erweisen kann, und daß er ohne Blasung oder Laut des Jägerhorns die Nachfolge thue, auch die Hunde nicht anhetze.

Besold. thesaur. pract. voc. Jagen. *Richter.* part. 1. decis. 16. num. 4. *Lauterbach.* Colleg. theoret. pract. tit. de aquir. rerum domin. §. 17.

Doch hat man hierinnen, wie in andern Stücken, zuförderst auf die Gewohnheit, Gebrauch und Herkommen eines jeglichen Orts, auch die hierüber errichtete Verträge, zu sehen, und sich vor allen darnach zu richten. Diese Folge und Nacheil aber ist gemeiniglich nur bey denenjenigen üblich, und Herkommens, welche sich entweder in gleichem Stande befinden, oder wenigstens einander nicht unterworfen sind; da hingegen die Nacheil denen Vasallen und Unterthanen, die sonsten des Jagens berechtiget sind, wie schon gedacht, nicht wohl verstattet wird, daß sie nemlich ein geschossen oder mit Hunden gehetztes Thier in die Fürstlich- oder Lehenherrl. Wälder verfolgen, und fahen, oder

oder daselbst aufheben dürfen; es wäre denn dieses Recht aus sonderbaren Ursachen jemand vergönnet, oder durch Gewohnheit und undenkliche Verjährung also hergebracht.

Senkendorf im deutschen Fürstenstaat. part. 3. cap. 3. regal. 5. 6. pag. 446. *Gail.* 2. observat. 66. num. 3. *Naurath.* de rationar. p. 382. *Speidel.* voc. ferarum persecutio.

Nachhängen, sagt man, wenn man einem Hirsch mit dem Leithunde nachsuchet.

Nachlassen, franz. *Deployer*, bedeutet, wenn dem Leit- oder Spührhund das Hängeseil etwas länger, und ihm dadurch zugleich mehr Freyheit, dem Wild nachzuspüren, gelassen wird.

Nachmast, wird genennet, wenn in denen Eich- und Buchwäldern, nachdem die darein geschlagene Mastschweine ausgesehmt sind, noch so viel Mast übrig geblieben, daß man frisches Vieh darein treiben kann. s. Mast.

Nachrecht, heißt ein bestimmter Antheil von gewissen einkommenden Strafen, als etwa der 3te oder 10te Pfennig, so denen Jägern, Förstern, Teich- und Fischmeistern, u. a. d. g. Personen, die auf die Uebertretter der Jagd- Forst- und Fischordnungen Acht haben, und solche anzuzeigen bestellet sind, an manchen Orten gereichet wird, um sie zu desto grösserm Fleiß aufzumuntern.

Nachspüren, s. Spüren.

Nachstellen, heißt bey der Jägerey, vor einem Holze herstellen, damit das Wild da nicht hinein kommen könne; sondern verlangtermassen in ein anders Holz einlaufe.

Nachtangel, s. Angel.

Nachteul, s. Eul.

Nachtgarn, Nachtnetze, Streichnetze, ist ein zum Vogelfange, und besonders zum Lerchenstreichen bey Nachtzeit, (daher es auch seinen Namen hat) gehöriges Netze, welches 60, 70 bis 80. Fuß lang, und bis 24. breit ist, und folgendergestalt verfertiget wird: Es wird mit einer Masche oder Schmaße angefangen, und so lange von beyden Seiten zugegeben, bis es die verlangte Breite erreichet. Hierauf nimmt man auf einer Seite ab, auf der andern hingegen giebt man wiederum eine Halbe zu, bis es die nöthige Breite hat. Nach diesem wird von beyden Theilen abgenommen, damit das Netze den 24 schuhichten Triangel, den es anfänglich im Stricken bekommen, wiederum zu Ende bringe, und auf eine Masche, wie es angefangen hat, auslaufe. Damit es aber auch seine vier Ecken erreiche, so wird es gezogen, und also ist das Netze verfertiget. Wobey noch wegen der Maschen zu gedenken, daß solche nicht gar zu enge gemacht werden, damit man die erwürgten Vögel durchziehen könne. An eine jegliche von den schmalen Seiten wird eine lange Stange angebunden, und von etlichen unten an das Ende, oder den untern Rand des Netzes, besonders wenn es windig Wetter ist,

Lapp-

Lappfedern angemacht, welche ein wenig auf der Erde herfahren, die Vögel damit aufzuschrecken. Des Abends, wenn es finster wird, und der Mond nicht scheinet, breitet man das Netze nach der Länge aus; alsdann fassen es ihrer zweye vorne bey den Stangen, der dritte aber trägt hinten den Sack oder Schweif des Netzes fein niedrig bey der Erden nach. Also schleifen sie das Netze schräge, und mit dem untern Ende dichte an der Erden: und so etwas unter dem Netze aufstadert, legen sie dasselbe nieder, würgen den darunter gefangenen Vogel, heben ihn nebst dem Netze auf, und gehen weiter. Im lichten Wetter ist es nicht sonderlich zu practiciren, und muß, woferne es geschiehet, viel gerader und schleuniger, als fast im dunklen Wetter, fortgegangen werden. Diese Art Netze wird zwar eigentlich, wie schon erwehnet, nur auf die Lerchen gebraucht. Weil aber auch Wachteln, ja ganze Völker Rebhüner und junge Hasen damit beschlagen, und weggefangen, oder zum wenigsten verjagt werden können; so ist ausser dem Herrn des Wildbanns, oder der Niederjagd, niemand befugt, mit demselben zu gehen. s. a. Lerche, Lerchengarn, Lerchenstreichen.

Nachtjagd, s. Abendjagd.

Nachtigall, lat. Luscinia, Philomela, Acredula, Aëdon, franz. *Rossignol*, ist dem Gesang nach der edelste Vogel, ohngefähr in der Grösse eines Finkens, jedoch hochbeinigter und langfüßigter, dergestalt, daß eine Nachtigall, wenn sie neben einem Finken stehen sollte, über demselben hoch hinaus sehen würde. So lange die Nachtigall in der Wildniß bleibet, siehet sie ganz lichtbraun oder graulicht aus, und haben Kopf, Rücken und Flügel durchgehends einerley Farbe; wenn sie aber eine Zeitlang eingesperret sitzet, verändert sie ihre Farbe, und wird recht Castanienbraun. Am untern Leib hat sie ebenfalls nur einerley Farbe, indem die Kehle, Brust und Bauch bis ganz unten, wo mehr weißlichte Federn kommen, dunkelweiß sind, wie eines Finkenweibleins, der Schwanz aber ist Ziegelroth. Diese Art führet dem Namen **Rothvogel**, zum Unterschied einer andern Art Nachtigallen, welche man **Sprosser** oder **Sprossvögel** nennet. Es ist dieser sogenannte Sprosser oder Sprossvogel der äusserlichen Gestalt nach von denen andern Nachtigallen in nichts unterschieden, als daß er ein klein wenig gröſſer, und am Schwanz nicht so roth ist; hingegen ist der Unterschied am Gesang desto gröſſer. Denn ob er wohl gleich einer andern Nachtigall die ganze Nacht ja noch viel fleissiger singet; so ist sein Gesang doch bey weitem nicht so lieblich, als eines Rothvogels oder gemeiner Nachtigalle, sondern lautet fast wie der Gesang einer Zipse oder Weißdrossel. Beede halten sich gerne in kühlen und schattichten Oertern, Dornhecken und laubichten Sträuchern auf, allwo sie sich mehrentheils mit Würmern nähren, welche sie erstlich tödten, und hernach verschlucken. Ihr Gesang fänget sich im Frühjahr gar zeitlich an, so bald nur der Schwarzdornstrauch ausschläget, und währet bis um Johan-

hannis, um welche Zeit sie ihren Ort verlassen, und nach und nach einzeln davon streichen, wiewohlen oft nach Bartholomäi noch einige gesehen werden.

Ihre Brutzeit gehet bisweilen schon im May, gemeiniglich aber im Junio an, da sie eine lange Reihe von hohem Gebüsche suchen, und darinnen ihre Nester auf keine Stauden, sondern auf die Erde zwischen kleine Stöcklein, meistens mit Eichenlaub bauen, welche sie so artig zusammen zu schieben wissen, daß sie länglicht werden, wie Beutel, und mehrentheils auswendig und inwendig einerley Farbe haben, indem sie, erstermeldtermassen, von aussen wie von innen nichts als Laub brauchen; jedoch nehmen sie auch, wo kein Eichenlaub zu haben, anderes Laub, und wenn sie in einem Garten nahe an einem Dorf oder gar darinnen brüten, pflegen sie auswendig dann und wann Stroh mit unterzumengen. Sie bringen mehrentheils vier Junge aus, welche Brut dahero leicht zu finden, weil sie dieselbe, (unweit davon sitzend) mit ihrem Gesange bald verrathen. Man pfleget sie entweder jung aus denen Nestern zu nehmen, oder mit einem Meisenschlag, oder aber mit einem Garn zu fangen. Wer Junge haben will, muß den fünften und sechsten Junii, wenn es aber gar lang kalt geblieben, erst den sechzehenden bis zwanzigsten Junii hin an den Ort, wo er den May hindurch eine Nachtigall singen gehöret, gehen, mit einem Stock in das dort herum sich befindende Gebüsche schlagen, oder gar einen Hund mit sich laufen lassen, so wird er bald hören, daß die alten Nachtigallen, aus Sorg und Zorn der Jungen wegen, sehr heftig zu pfeifen und schnarren anfangen werden; reget sich nur eine, so ist es ein Zeichen, daß entweder das Weiblein noch brütet, und er erst in acht oder zehen Tagen wider kommen muß, oder daß er schon zu spat gekommen, und die Jungen bereits zu stark fliegen können; regen sich aber die Alten beyde, so setze er sich nieder, und gebe Acht, wo sie mit dem Geäse hinfliegen, da wird er die Jungen entweder noch beysammen im Neste, oder zwar schon aus dem Neste, eine da, die andere dort, aber doch alle noch in dem Stande finden, daß er sie mit Händen fangen kann. Weil sie, wie obgedacht, das Nest an der Erde haben, als darf man nur Acht geben, wo die Alten, wenn sie die Würme im Schnabel führen, zu schreyen aufhören: Denn so bald sie nahe zum Nest kommen, werden sie still, damit man sie nicht solle sehen ätzen; so bald sie aber auch dasselbe verrichtet haben, schreyen sie wieder, indem sie andere Würme suchen, und so treiben sie es immer fort, so lange sie jemand sehen, und darf man die Jungen sicher daselbst suchen, wo man in Acht genommen, daß eine oder beyde Alte in ein Gebüsch hinein geflogen, und zu schreyen aufgehöret haben. Andere Vögel, die schon aus ihrem Nest sich begeben, lassen sich nicht mehr mit der Hand ätzen, aber die jungen Nachtigallen nehmen die Speise noch an, wenn sie gleich schon drey oder vier Tage aus dem Neste sind, woferne sie nur nicht schon stark fliegen können, welche Geschicklichkeit sie nicht in dem

dem Neste erwarten, wie andere Vögel, sondern selbiges oft fünf bis sechs Tage eher verlassen, und im Gebüsche herum hüpfen, ehe sie Kräfte bekommen, recht zu fliegen. Wenn man die Jungen ätzet, muß man etliche frische Ameiseyer zusammen an ein spitziges Hölzlein aufspiessen, und ihnen also geben, worzu sie anfänglich, wenn sie etwan schon zu groß wären, und nicht gerne aufsperren wollten, durch Voneinanderthun des Schnabels gar leicht zu zwingen sind, bis sie, wenn dieses nur etliche mal geschiehet, alsdann in wenig Stunden selbst aufsperren, und durch Schreyen ihr Fressen begehren. Will man sie aber lieber durch ihre eigene Alte aufziehen lassen; so läßt man sie entweder in einem Vogelbauer, an dem Orte, wo man sie gefunden, stehen, und bedeckt sie mit Gebüsche, daß der Regen nicht schaden thun kann, bis sie groß sind, und selbst fressen können: Oder man fängt die Alte, und läßt sie zu Hause aufätzen; und ist am besten, man schneide denen Alten, man habe gleich einen oder beyde, die Flügel ab, und lege mitten in ein helles Zimmer einen abgehauenen Schwarzdorn oder andern Busch, setze die Jungen hinein, und streue frische Ameiseyer auf der Erde herum, (dabey aber keine Ameisen mehr seyn müssen, damit sie die Eyer nicht vertragen); so wird man bald sehen, wie die Alten nach ihrer Gewohnheit böse zu thun, und die Jungen zu ätzen anfangen werden. Man kann aber die Alten gar leicht fangen, wenn man nur erstlich eine Junge hat: Diese setzt man in ein in die Erde gegrabenes Grüblein, und deckt ein kleines Sitter oder Gärnlein darauf, hernach nimmt man einen Meisenschlag, thut den Boden unten davon hinweg, und stellt ihn aufgerichtet darüber, so wird so bald eine Alte, und, wenn die erste gefangen, auch die andere kommen, und mit einem Schnabel voll Würmer in den Meisenschlag hinein springen, um die Junge zu ätzen, darüber sie aber gefangen werden, so daß man in einer Viertelstunde alle beyde bekommt. Sind alsdann noch Junge im Gebüsche übrig, so verrathen sie sich, wenn sie hungerig werden, und die Alten ausbleiben, durch ihr Schreyen, so daß man sie alle in kurzem finden kann.

Die Nachtigallen zu einer Zeit so leicht als zur andern mit dem Meisenschlage zu fangen, braucht man ein Pfeiflein, welches der Nachtigall Stimme natürlich nachmachet; wenn sie selbiges höret, wird sie, ihrer innigen Art nach, in das Gebüsche, wo man den Meisenschlag richtet, und sich daneben hinsetzet, herzueilen, mithin den im Meisenschlage angesteckten Wurm, welches auch ein Mehlwurm seyn darf, zu sehen bekommen, und sich fangen. Man kann sie auch mit einem kleinen Gärnlein, welches in der Länge eines Lerchentagenetzes, aber enger gestricket ist, zwischen und neben den Hecken bey windstillem Wetter hinweg fangen. Es wird nemlich das Gärnlein auf einer Seite der Hecken, oder, wenn man zwey Garn hat, auf jeder Seiten eines an zwey Stäbe aufgehenkt, oder man kann es zwischen die Hecke, wo man ein Loch findet, oder dergleichen durchbrechen will, durch die Hecke durchgehen lassen,

sen, daß die Helfte des Garns auf der einen Seite, und das übrige auf der andern Seite stehet; da da denn zu beyden Seiten zwey Personen gehen, und die Vögel mit Spitzruthen auf das Garn zutreiben. Da man sonsten mit dem Fang einer einigen Nachtigall oft länger als eine Stunde zubringet, kann man auf diese Art, wenn sie im Strich gehen, welches in denen Hundstagen geschiehet, deren in einer Stunde wohl zehen fangen. Und mit eben diesem Garn, auf gleiche Art, kann man auch andere Vögel, sowohl diejenige, welche sich das ganze Jahr über, so lang sie im Lande sind, in Stauden aufhalten, als auch diejenigen, die nur zu gewissen Zeiten, meistens im Frühling, als da sind die Meisen, u. s. w. dahin kommen, bey und zwischen denen Hecken hinweg fangen.

Wer einen guten Singvogel haben, und gleich das erste Jahr dessen Gesang zu Hause geniessen will, muß dahin trachten, daß er noch vor Georgi eine Nachtigall bekomme, denn die nach dem Georgentag gefangen werden, lassen sich denselben Sommer nicht, sondern erst im Advent, oder gar erst nach dem neuen Jahr hören. Welches doch nicht anders, als auf Jahre, da die Frühlinge ihre rechte Witterung haben, zu verstehen ist; massen oftmals bey späten Jahren die Nachtigall erst vierzehen Tage nach Georgi zu kommen pflegt. Es kann auch, wer vor Georgi, oder nur wenige Tage hernach, eine Nachtigall fängt, versichert leben, daß er ein Männlein bekomme, weil diese allezeit, wie bey mehr Vögeln geschiehet, voraus streichen, und um vierzehen Tage eher kommen. Wer den Nachtigallengesang vom October an, bis mitten in den Julium, also neun Monat, ununterbrochen hören will, der muß dreyerley Nachtigallen halten, eine, die fünf, sechs oder sieben Jahr alt ist, die fängt erst im April an, und singt fort bis Jacobi; eine andere, die nur ein oder zwey Jahr im Vogelbauer sitzet, diese fängt um Advent, oder, wenn sie eine Junge hört, so sie aufmuntert, auch wohl ehe an zu singen, und continuiret bis mitten im April; und denn eine junge, die aus dem Nest genommen, oder, so bald sie abgelaufen, gefangen und aufgezogen worden, diese dichtet zwar immerfort, so wird aber doch nicht eher recht laut, als im October, und fährt alsdann mit ihrem Gesang fort bis zu Anfang des Aprils: Alsdann das andere und dritte Jahr fängt sie um Advent an, und continuiret bis zum Anfang des Mayen; das vierte und fünfte Jahr aber fängt sie erst im Martio oder April an, und dauert bis in den Junium, oder Julium, vor welcher Zeit eine Nachtigall, die sechs bis sieben Jahr innen sitzt, niemals aufhöret. Kurz, je älter eine Nachtigall im Vogelhaus wird, je später fängt sie an zu singen, und je länger singt sie hingegen immer fort. Wenn man eine gefangene Nachtigall in einen Vogelbauer thut, denselben mit einem Tuch oder Papier rings herum vermacht, daß sie sich nicht stossen kann, dabey aber doch an einen hellen Ort setzet, daß sie, so viel nöthig, siehet, fängt sie zwar gleich den ersten Tag an, frische Ameiseneyer,

und Mehl oder andere Würmer zu freſſen, die man ihr in einem gläſernen Schälgen mitten in den Vogelbauer zu ſetzen pfleget, damit ſie die Würmer ſein ſehen, und ſelbige doch nicht heraus kriechen können; ſo bald man aber anfängt ihr die Speiſe zu entziehen, und ihr dürre Ameiseyer mit klein zerſchnittenem oder gehacktem Schaafherz, oder zu was man ſie gewöhnen will, vorſetzet; ſo fängt ſie an, betrübt auszuſehen, woran man ſich doch nicht kehren, ſondern derſelben nur unterweilen etliche lebendige Würmlein mit untermengen darf, bis ſie das Herze ganz allein zu freſſen gelernet. Wenn ſie angefangen zu ſingen, und ſie verrichtet ihren Geſang nur bey Tage; ſo ſetze man ſie zu der Zeit, wenn die Nachtigallen in der rechten Begierde zu ſingen begriffen ſind, (als welche bey denen Jungen aus dem Neſt genommenen im Februario, bey denen andern im Martio ſtark zu werden anfängt), den Tag über an einen ſtockfinſtern Ort, daß ſie weder ſehen noch freſſen kann, und hänge hingegen bey Nacht, nächſt ihrem Freßtröglein ein Licht; ſo wird ſie, wenn ſie dieſes drey oder vier Tage lang gewohnet, ſo bald anfangen, ihren Geſang, den ſie ſonſt bey Tage hören laſſen, bey Nacht zu verrichten, ohne daß es ihr an der Geſundheit Schaden bringet. Wenn man ihnen im Winter geſchoſſene Pinien oder Zirbelnüßlein giebt, und in ihr Trinkwaſſer ein oder zwey Zäſerlein Safran legt, oder wenn man ein wenig in Baumwolle gewickelten Biſam in ihr Häuslein hängt; ſollen ſie frühzeitiger ſingen. Wenn ſie zwey oder drey Jahr im Käfig leben; bekommen ſie das Podagra, dann ſoll man ihnen die Füſſe mit Butter oder Hünerſchmalz ſalben, welches auch geſchehen muß, wenn ſie um die Augen oder um den Schnabel Geſchwäre bekommen. Eine Nachtigall, wenn ſie recht gehalten, und wohl in Obacht genommen wird, ſoll in die acht bis zehen Jahr, und auch länger leben können.

Nachtlauſchen, ſ. Wildbann. A) 10)

Nachtlerchen, ſ. Lerchen.

Nachtloßung, ſ. Loſung.

Nachtnetze, ſ. Nachtgarn, Lerchengarn.

Nachtreappe, ſ. Eul.

Nachtſchnur, iſt eine mit vielen Angeln behängte ſtarke Schnur oder Seil, ſo zum Fiſchfange, bey wilden Fiſchereyen, gebraucht wird. Man nimmt eine Leine oder ein dünnes Seil von beliebiger Länge, knüpfet an ſolches allemal, einer halben oder ganzen Elle weit voneinander, einen dreylanglangen Bindfaden mit dem einen Ende, an deſſen ander Ende eine Angel, welche ungefehr einen Zoll lang, und oben mit einem Löchlein verſehen iſt, angebunden ſeyn muß. Alsdann nimmt man kleine Weiß- oder andere Fiſchlein, oder aber Regenwürmer, und macht an jede Angel einen Wurm oder ein Fiſchlein; hierauf wird an denjenigen Ort, wo man zu fiſchen verlangt, das eine Ende der Leine oder des Seiles an einen Baum, Stock oder Staude, ſo am Ufer vorhanden, oder an einen in das Waſſer eingeſchlagenen Pfahl, veſt

veſt gebunden, das andere Ende aber um einen drey- oder vier Pfund ſchweren Stein gewickelt, und mit der Hand ſo weit, als möglich, in das Waſſer geſchmiſſen. Solchergeſtalt kann man einen mäßigen Fluß quer über faſt ganz mit Angeln belegen, daß nicht leicht ein Fiſch durchpaſſiren kann, ohne den Köder ins Geſicht zu bekommen, und wenn er anbeiſſet, und den Köder mit der Angel verſchlucket, ſich alſo zu fangen. Man bedienet ſich dieſer Nachtſchnüre inſonderheit, Aale, Barben, Pärſche, und andere Flußfiſche damit zu fangen. Doch iſt wegen der Aale zu merken, daß der Ort, wo die Nachtſchnure hingeworfen wird, mit keinem Graß oder Gebüſche bewachſen ſeyn dürfe, weil der Aal, wenn er merket, daß er gefangen iſt, ſich um ſolches herum ſchlinget, und leichtlich die Angelſchnure von der Leine abreiſſet. Man pfleget ſie des Abends einzulegen, und des andern Tages Frühmorgens wieder darnach zu ſehen, um die gefangenen Fiſche davon abzunehmen, und wenn die Angeln mit friſchen Ködern verſehen worden, ſolche wieder zu gehöriger Zeit zu legen. ſ. Angel.

Nachſtellen, heißt eben ſo viel, als Nachſtellen, und wird ſo genennet, weil das Herſtellen um das Holz in der Nacht geſchiehet, da das Wildpret aus dem Holze heraus in die Felder gezogen iſt. ſ. Nachſtellen.

Nachtvogel, iſt eine allgemeine Benennung aller derjenigen Vögel, welche ſich zur Nachtzeit ſehen und hören zu laſſen pflegen. Inſonderheit aber geben einige dieſen Namen nur dem ſogenannten Käuzlein, ſ. Eul.

Nachwachs, alter, heißt alles ſtruppichte verbiſſene Buſchwerk, welches ſeit der Zeit, daß ein Ort zu einem ziemlichen Alter gehanget, aus dem Saamen erwachſen iſt, wegen des herumſtehenden ſtarken Holzes aber nicht hat in die Höhe kommen können; ſondern verbuttet, und vom Vieh und Wildpret verbiſſen worden. Dieſer Nachwachs muß nebſt denen durch die umſtürzenden Bäume etwa beſchädigten Laßreiſer im Frühjahr, ehe noch die Knoſpen anfangen auszubrechen, ſämmtlich weggehauen werden. Es iſt ein groſſer und oft zuſehender Fehler, daß dergleichen in vergeblicher Hofnung des Wachsthums ſtehen bleibt. Es kommt dieſer alte Nachwachs niemals zu einem gehörigen Wachsthum, ſondern wird ſtruppigt, und nach vielen Jahren ein knorrichtes und faſt unbrauchbares Holz, welches nicht anderſt, als durch ſehr mühſame Arbeit, viel leichter aber durch Zerſprengen mit Pulver kann klein gemacht werden. Das Abhauen dieſes ſtruppichten alten Nachwachſes geſchiehet am beſten im Frühjahre, und zwar im Monat März, oder höchſtens im April, weil die meiſten dieſer Stämme ſchwach zu ſeyn pflegen. Hauet man ſolche im Herbſt ab; ſo leiden die annoch ſchwachen Würzeln im Winter durch das eindringende Schneewaſſer und darauf fallenden harten Froſt gar leicht Schaden, und ſchlagen alsdann nicht wieder aus, welches beym Stangenholze von gewöhnlicher Stärke nicht zu befürchten

ist; weil nemlich die nächst am Stamme nicht tief liegenden Wurzeln noch nicht verhärtet sind, und die frischesten auch häufigsten Stammlohden treiben können; so muß man den Anschlag an dem über der Erde stehenden schwachen Stocke zu vermeiden, solchen tiefer, als bey Stangenholze von gewöhnlicher Stärke, abhauen, weil sonst der Saft daheim tritt, und daselbst weder so viele noch so gute Lohden treibet, welches tiefe Hauen vor dem März nicht geschehen darf. Aus diesem abgehauenen alten Nachwachse, welches man erfrischen heisset, kommen die besten Stammlohden hervor, deren man oft vierzig, funfzig bis sechzig, bisweilen noch weit mehrere zählen kann, welche aus einem Stamme und dessen Wurzeln hervorbrechen. Erfordern besondere Umstände, daß dieses Erfrischen im Herbste und Winter geschehen muß; so ist nöthig, daß die jungen verbissenen Stämme einen guten Spann hoch, oder wohl noch höher über dem Boden abgehauen werden, wobey gar scharfe Aexte, und ein schräger Hieb, ohne Zersplittern des Stammes, anzubringen. s. a. Holzbau Lit. B) 2) d)

Nadel, Tangel, nennet man die Blätter an dem Tangelholz, als Tannen-, Fichten-, Kiefern-, Wachholder-, Lerchen- und Lerchenbäumen.

Nadelholz, s. Tangelholz.

Nadelle, s. Schmerle.

Näschlein, Näßlein, heißt bey dem Hirsch, wenn er die Hinterschnake in die vordere rechte Lefze, und etwas vom Ohren in die Höhe zwinget, wie ein Laub-blättlein.

Näßlein, s. Näschlein.

Näßling, s. Nase.

Näßen, heißt in der Jägersprache, wenn das Reh sein Wasser von sich läßt.

Nagmaul, s. Sander.

Nape, s. *Nappe*.

Nappe, Nape, heißt bey den französischen Jägern die Hirschhaut oder Wildhaut welche man ausbreitet, den Hunden ihren Theil zu geben, und sie also, statt eines Tischtuches, gebrauchet.

Naschwildpret, s. Grenzschütze, Wildpret.

Nase, Näsling, ein Fisch, welcher von dem hinter sich gebogenen Obertheile seines Mauls also genennet worden, und gern in mittelmäßigen Flüssen wohnet. Seiner Gestalt nach kommt er dem Alten, und Mayfischen oder Häslein bey, ist grösser, als ein Hering, und wird zuweilen über ein Pfund schwer. Er hat ein weisses, weiches und sehr grätiges Fleisch, so nicht gar gesund, und daran man sich leicht ein Fieber essen kann; ist also es besser gebraten, als gesotten zu geniessen, sonderlich im Herbstung, da dieser Fisch sehr fett ist. Wann er im Frühjahre laichet, werden dieselbe in der Byrs, nahe bey Basel, wie auch in dem Teynfluß in Niederösterreich, u. s. w. eine grosse Menge gefangen, und lösen die Fischer in der Fasten öfters eine ansehnliche Summe Geldes daraus. Die man nicht sogleich frisch wegkoche

kochet und verzehret, angebohret, ausgenommen, eingesalzen und geräuchert, da man sie den vor den Gesindtisch auf ein halbes Jahr, oder auch länger gebrauchen kann. Nach dem Strich fängt man ihrer wenig mehr.

Nase, sagen auch die Jäger vom Hund, als: der Hund hat eine gute Nase, wenn er nemlich die Fährte bald findet, und richtig verfolget.

Nassa, s. Fischreusse.

Nasse, s. Fischreusse.

Natterwindel, Wendehals, Drehhals, ein Vogel, in der Grösse einer Kornlerche, der in Strich gehet. Seinen Namen hat er dahrr, weil er, wenn man ihn in der Hand hält, seinen Kopf ganz und gar, daß der Schnabel recht verkehrt zu stehen kommt, herum drehet, und sich anstellet, als ob er sterben wollte. Er hat eine breite Brust, Füsse, in der Grösse wie Meisenfüsse, an welchen hinten und vorn, von aussen zwey lange, von innen aber zwey kurze Krallen oder Zähen stehen, und einen langen Schwanz; der Schnabel ist auch länglicht, aber weder so lang, noch so spitzig und so stark, als ihn die Baumhäcker haben. Seine Federn sind wie die lindeste Seide anzugreifen, an welcher Zärtlichkeit der Federn es ihm wohl kein Vogel gleich thut. Seine Kupfe auf dem Kopfe kann er in die Höhe recken, wie ein Nußhäher. Am Rücken ist er braun und weißschänklicht, und eben so der Kopf und Schwanz; am Bauche ist er weis, mit braunen Punkten, am Halse aber gelblicht, und

schmutzig eingesprengt. Unter dem Schnabel hat er weißgebrennelte zwey Striche, als ein Bart anzusehen, die Füttige aber sind braun und gelb punktiret, gleich einer Waldschnepfe. Der Schnabel ist bräunlicht, und so sind auch seine Füsse.

Er brütet in holen Bäumen, und hat auf einmal sieben, acht, neun, bis dreyzehn Junge, wie die Spechte, denen er im Fluge hinweisen so gleich, als ungleichen ihnen hingegen an dem Schnabel und sonsten ist. Nach der Art sich zu nähren, kommt er gleichfalls denen Spechten bey, hat auch eine Zunge, wie dieselbe, die er lang herausstrecken, und wieder hinein ziehen kann; warzen ist sie scharf und spitzig, die Würmer in denen Bäumen, zugleichem die Fliegen und Ameisen davon zu fressen, insonderheit sind die letztern seine liebste, und gemeinste Speise, welche er folgendergestalt berücket: Er streckt seine Zunge lang heraus in ihre Haufen, und wenn sie von Ameisen voll angekrochen ist, zuckt er die Zunge eilend wieder hinein, und verschluckt sie. Er ziehet gleich andern Vögeln, jedoch sehr zeitlich hinweg, und kommt erst im April, kurz vor der Nachtigall, wieder zurücke, da er denn, nach Art des Blauspechts, in denen Wäldern sich hoch zu setzen pfleget, und seines gleichen zu ihrer Paarung mit lustem Ruf herbeylocket, welcher Ruf fast mit dem Geschrey eines Rättelspechts übereinzukommen scheinet, und zu solcher Zeit gar darum angenehm ist, weil er gemeiniglich bald darauf folgendes gelindes Wetter andeutet. Dieser

ser Vogel soll ein wohlschmeckendes Fleisch haben, und wider die schwere Noth gut seyn, die Galle aber denen Augen zur Arzney dienen.

Naturlehre, Physic, ist eine Wissenschaft, welche man bisher bey dem Forstwesen wenig geachtet, und erst in unsern Zeiten dabey zu Hülfe genommen hat. Wenigstens war es unter denen, die da Forstverständige heissen wollten, nicht Mode, darinnen bewandert zu seyn. Es wird aber, wie man wohl einsehen, eine gründliche Forstwissenschaft, ohne Kenntnis der Physic, nimmer statt finden. Die Natur läßt sich nicht zwingen. Wer sie ziehen will, muß sich nach ihr richten, ihr Fuß vor Fuß folgen, und auf diese Art den Wege entdecken, deren sie sich zur Hervorbringung ihrer Gaben bedienet. Das geschiehet durch Hülfe der Physic, wenn sie sich auf Betrachtungen und Versuche gründet, wodurch man die Wirkung der Elemente, sowohl für sich selbst als gegen einander, und die Veränderungen, die das eine oder andere in den natürlichen Körpern verursachet, erforschet. Ein Naturforscher wird bey seinen Waldbesuchen, Kräuter, Stauden, Sträucher und Bäume ganz anders untersuchen, als sie ihm bisher von empirischen Forstverständigen beschrieben worden. Er wird

1) eines jeden vorkommenden Baumes äussere und innere Structur, dessen besondere Eigenschaften, dessen Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit andern Bäumen, dessen Wachsthum, Erhaltung und den darzu gehörigen mächtigen Einfluß der Witterung u. s. w.

2) dessen Blüte, Früchte, Bäumen, Blätterbildung, den Safft eines Gastes u. s. w. Und

3) aller Gewächse eigentliche Namen und Nebenbenennungen genau möglichst bemerken, sie in gewisse Classen setzen, und mit einem Wort, eine richtige Forstbotanick als Grund bringen. Er wird noch weiter gehen, und

[illegible] vorkommenden Bodem, die Erdarten, die Vermischung derselben, und verschiedene Schichten und Strata, und daher die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit derselben zu beurtheilen, durch Hülfe der Chymie aufs möglichste erforschen, so wie es nach der Anweisung zu dem Feldbau von einem klugen Landwirth geschehen soll. S. Beygis des gesammten Feldbaues, 8 Stuttgard 1764.

Sein Lehrschüler wird so viel in kurzer Zeit mehr Gründliches aus seinem Unterrichte schöpfen, als immer die halbe Zeit seines Lebens mit einem empirischen Forstverständigen die Waldungen durchgelaufen hätte. Wie viel von sogenannten practischen Lehrern wird er, als ein junger Naturforscher, überhoben, sie den alten Mündern geschriebenen, aber Schriften, die mit unbegründeten Geistesträgereyen angefüllet sind, ganz freymüthig beurtheilen, und denselben Satz beständig widersprechen: daß die bloße Praxis, ohne Theorie

Theorie, die beste Lehrmeisterin in allen Sachen seye.

Nebelkrähe, s. Krähe.

Nest, Vogelnest, lat. Nidus Avis, franz. *Nid d'Oiseau*, ist das Gebäude oder Behältnis, so die Vögel von Reisern, Moos, Bast, Grasstengeln, Laub, Stroh und Koth verfertigen, und mit Federn, Haaren oder Wolle ausfüttern, ihre Eyer hinein zu legen, und Junge darinnen auszubrüten. Bey der Beschreibung eines jeden Vogels ist auch angezeigt, wenn, wie und wo er sein Nest mache.

Nestling, heissen die Falkenierer einen aus seinem Nest oder Horst genommenen jungen Raubvogel, welcher zur Baitze abgerichtet werden soll. Ein solcher Nestling tauget nicht so gut zum Abtragen, und wird auch nicht so würgisch, als ein abgestrichener Vogel, welcher bereits gemauset hat; zu geschweigen, daß ein solcher Nestling von denen alten Vögeln in seiner Freyheit besser erzogen wird, weit schönere Federn bekommt, und zu einem vollkommenerm Wachsthume gelanget, als wenn er eingesperret und gefesselt, von einem Menschen aufgezogen wird, welcher, wenn der Vogel schreyet, oder kränklich ist, nicht weiß, was derselbe haben will, und was zu solcher Zeit nöthig seyn möge. Es ist daher allezeit besser, wenn man schon erwachsene oder pflücke Vögel zum Abtragen an sich erhandelt, ob sie schon mehr Mühe und Arbeit machen, als die Nestlinge. Wer aber nichts destoweniger einen solchen Vogel haben, und erziehen will, der soll denselben nicht eher aus dem Horste nehmen, ehe und bevor ihm wenigstens der Schwanz oder die Decke zur Helfte gewachsen sey, der Vogel auch seine, obwohl kurze, doch vollkommliche Federn habe. Hierauf muß man ihn in eine Kammer, wo es weder zu warm noch zu kalt ist, und der Vogel Lust und Sonne nach Bedürfnis geniessen kann, bringen, und ihm allezeit frisches Fleisch von jungen Tauben und Waldvögeln geben, welches nicht über einen Tag alt sey, ihn nicht überladen, und denselben also neun Monate alt werden lassen, ehe man ihn auf die Hand sitzen lässet. Wenn man ihn zum Aufsitzen gewöhnen will, muß man ihn erst auf Stangen, oder Aesten von Bäumen, aufsitzen lernen. Alsdann gewöhnet man ihn, die Hauben zu tragen, und zwar durch wachen, welches denselben zahm und kirre macht, und kann ein solcher Vogel wohl drey Nächte nacheinander wachen. Endlich gewöhnet man ihn zu dem Luder, und auf das Weydewerk; indem man ihm daselbst allerley Thiere zeiget, darauf er soll gehetzet werden. S. a. Gabicht, Beitzvögel.

Netz, lat. Rete, franz. *Filet, Piege*, heisset ein gewiesses von zartem oder starkem Zwirn, Bindfaden, oder häusenen Leinen, mit weitern oder engen Maschen oder Schnuren verfertigtes Gestricke, allerley Arten Thiere, Vögel und Fische darinnen zu fangen. Sie erlangen aber ihre Stärke und Gestalt, wie auch die Weite der Maschen nach demjenigen Gebrauch, darzu sie bestimmet sind. Bey der Jagd

des hohen Wildes bedienet man sich starker Netze, um sowohl das Wild darinnen zu fangen, als auch absonderlich der Tücher zu schonen. Daher sie auch inwendig, wo des Wildes Gang und Lauf ist, vor die Tücher auf die Furkeln gerichtet werden, damit bey dem Anfallen der Hirsche oder wilden Säue die Tücher nicht durchbrochen werden mögen. Wenn aber das Wild ohne Tücher und ohne sonderbare Vorbereitungen soll gejaget werden; so müssen diese Netze ihre besten Dienste, im Niederfallen und Bedecken des Wildes, beweisen. Dann bey dieser Gelegenheit werden sie gerade aufgerichtet, doch dergestalt, daß, wann ein Schwein oder Hirsch einlauft, sie alsdann bald niederfallen und das Wild also verstricken. Hierzu gehören nun die Hirschnetze, Sauwetze, Spiegel- und Prellnetze, Wildgarn, Kuppelnetze, Wolfs- und Rehenetze. Zur Niederjagd aber: Haasennetze, Lausch- oder Kötznetze, Dachs- Hauben- Biber- und Fischotternetze, Marder- und Iltisnetze. Beym Vogelfangen hat man: Rebhünerzeug mit Hamen und Flügeln, Hoch- Hang- und Zichnetze, Spinnewebes, Tiraße, Schnegarn, Stecknetze, Wachtelgarn, Nachtnetze, Klebenetze, Born- und Bügelgarn, auch allerhand Schlagwände auf Vogelheerde u. s. w. Zum Fischfange gehören allerhand grosse und kleine Wathen und Ziehnetze, womit die Fischer in stehenden und fließenden Wassern zu ziehen pflegen: Als Fischwathen, Streichwathen, Bärnetze unter dem Eise damit zu fischen, Lichttreibgarn, oder Kemtelnetze, Wurfnetze, allerhand Hamen und Säcke u. d. g. wovon unter ihren Specialbenennungen ein mehrers.

Damit sich die Netze nicht weiter ausdehnen, noch enger zusammen ziehen mögen, als die behörige Breite und Länge erfordert; so muß man dieselben nach der Breite, die sie haben sollen, nehmen, dieselben öfters auf einem grossen Platz ausbreiten, und dann mit Lohwasser besprengen, jedesmal aber wieder wohl austrocknen lassen, da sich dann das Geflechte an denen Maschen so vest an einander schlinget, und zusammenhält, daß es grosse Mühe braucht, wenn sie sich über die gehörige Breite oder Länge ausdehnen sollen. Die Netze lange Zeit gut zu erhalten, soll man sie Sommerszeit, sonderlich bey grosser Hitze, niemals über eine Nacht im Wasser ungetrocknet liegen lassen, indem sie gleich morsch und dünne werden; im Winter hingegen, wenn es nicht so sehr zu frieret, und sonst bey kühlen Zeiten, schadet es ihnen nichts, wenn man sie gleich zwey Nächte und einen Tag darinnen liegen läßt, wenn sie nur nachgehends wohl ausgetrocknet, und an solchen Oertern, wo es kein Ungeziefer von Mäusen und Mäusen giebt, aufbehalten, auch, so möglich, an keine Wand, sondern in die Mitte, an Stricken und Stangen aufgehänget werden. Ehe aber solches geschiehet, soll man das Zerrissene wieder ausflicken, und auch die gantze Schnuren, so abgeschabet, ausgegangen,

gegangen, wieder zu fassen, nicht vergessen, massen solchergestalt die Netze um die Helfte, oder noch eins so lange, als sonsten, halten werden.

Netzjagen, ist eine von den allerältesten Arten, zu jagen, welche mit Netzen oder Garnen, ohne Tücher, folgendergestalt geschiehet. Erstlich wird das Wildpret entweder mit Besuch des Leithundes, oder durch Reif und Thauschlag, Schnee, weiche Spurwege, oder andere Kennzeichen gespüret, vorgegriffen, und eingekreiset. Darnach werden die Netze dem Wilde entgegen angebunden, und von beyden Flügeln abgeführet, rund herum zugestellet, doch daß die Furkeln inwendig im Jagen an den Netzen stehen, und diese abfallen und fangen können. Darauf werden auf einem Querflügel etliche Netze durchgestellet, (daß zwey Jagen daraus werden) auch die Jagdhunde in dem einen Fache gelöset, und zum Heraussagen angetrieben. Was dann flüchtig ist, fället in die Netze, worinnen es entweder lebendig gefangen, und in die Kästen gethan, oder mit Genickfängen erleget wird. Wenn das eine Fach leer geworden, muß das andere auch gejaget, und auf dem Querflügel umgefurket werden.

Nach geendigter Jagd werden die Jagdhunde angekuppelt, das Wildpret aufgebrochen, und die Netze aufgeladen und abgeführet. Solches geschiehet mit Hirsch- und Saunetzen eben so wohl, als mit Wolfs- Kuppel- Rehe- und Hasennetzen. Nur ist der Unterschied dabey, daß die grossen geführet, die letztern aber getragen werden. Eine solche Stallung wird, so viel möglich, fanghaft gestellet, daß die Netze abfallen können, worinnen sich das Wildpret verwickeln muß. Es werden dergleichen Stallungen sehr viele in einem Walde, nachdem viele oder grosse Dickichte und Behältnisse darinnen sind, nach der Anzahl solcher Netze, und deren Umfang, mit Stellstügeln gehauen. In welchen Stallungen nun etwas vermerket und gespüret wird, dasselbige wird alsbald mit Netzen umstellet, und darinnen das vermuthete Wild gefangen. Wobey zu merken, daß die Netze mit ihren Schlagleinen in gleicher Linie gestellet werden müssen.

Neuntödter, Dorndreher, Dornreter, ist ein Raubvogel, von welchen man viererley Arten hat:

1) Der grosse Neuntödter, welcher auch Wild-Krick- Krück- Krück- oder Krauselster genennet wird, ist ein sehr schädlicher Vogel, schwarz und weiß, fast gänzlich wie eine Elster; doch ist das Schwarze nicht so glänzend schwarz, und das Weisse nicht so hellweiß. Es trift auch die Eintheilung der Farben wohl oben, aber nicht unten mit den Elstern überein, indem des Neuntödters Brust und Hals nicht schwarz, sondern weiß, der Schwanz auch nicht, wie den Elster, schwarz gestaltet ist, sondern wie ihn andere Vögel haben. An der Grösse kommt dieser Vogel einem Krammetsvogel gleich; sein

Schnabel ist vornen etwas gebogen, und sehr scharf, damit er andere Vögel halten kann; der Schwanz ist von einer mittelmässigen Länge; die Füsse, welche schwärzlicht und geschupt, sind wohl stark, doch nicht mit Fängen, wie die Habichte haben, versehen.

2) Die andere Art ist etwas kleiner, und am Kopf und Rücken, wo der Grosse schwärzlicht ist, an statt dessen blaulicht, am untern Leibe aber ebenfalls ganz weiß.

3) Der dritte ist am Kopf und Rücken auf das schönste hellbraun, und hat zwar an denen Flügeln auch etwas Weisses, aber keine solche denen Elstern gleichkommende Abtheilung desselben, wie der Grosse; am untern Leibe ist er ebenfalls weiß.

4) Die vierdte Art ist merklich kleiner, als die erstgemeldten beyde; sie ist aber die schönste. Denn wo der letztere mehr Neuntödter braun ist; hat dieser eine kohlschwarze Farbe, mehr Weisses als der braune, und die Eintheilung beyder Farben, fast wie der grosse schwärzlichte Neuntödter; am untern Leib ist er viel schöner weiß, als die andern, und sonsten nicht viel gröſſer, als ein Haussperling, an allen Eigenschaften aber denen ander Neuntödtern gleich.

Die grossen, die im Winter bey uns bleiben, greiffen allerhand kleine Vögel, ja wohl auch Lerchen, Amseln, Drosseln, Krammetsvögel und Wachteln an, ob sie gleich nicht vermögend sind, dieselben hinwegzutragen, welches sie ohnedem nur allein bey denen allerkleinsten Vögeln ins Werk zu stellen pflegen. Dann sie fangen nicht mit den Klauen, auch selten in der Luft, sondern mit dem Schnabel mitten in Bäumen und Stauden, auf deren Gipfeln sitzende, sie aller Vögel Geschrey sie zu betrügen und herbey zu locken, nachmachen. Sie pflegen die Vögel, die sie fangen, am Kopfe, nach dem Gehirne zu, anzufressen. In Nachahmung des Geschreyes anderer Vögel, werden sie von der kleinen Art, die am Winter nicht bey uns bleiben, und am Rücken obgedachter massen hell oder rothbräunlicht sind, übertroffen. Diese machen nicht nur das Geschrey, wie die andern; sondern auch das Gesänge aller anderer Vögel so verwunderenswürdig nach, daß sie alle Augenblicke die Vögel betrügen. Denn diese bekehren vor denen Neuntödtern nicht zu fliehen, als welche sie für keine fürchterliche Feinde ansehen, daß sie vor ihnen ausreissen sollten; denn sie haben keine Habichtsgestalt, eilen auch denen aufsteigenden Vögeln nicht so schnelle, wie ein Habicht, nach, sondern nur wie Vögel, die scherzen, und die andern in der Luft herumjagen wollen. Es geschiehet dahero öfters, daß derjenige Vogel, den der Neuntödter verfolget, zumal wenn er höher in der Luft ist, als der Neuntödter, selbst auf diesen herunter stösset, und ihn zu jagen vermeynet, da denn dieser auch ein wenig fliehet und sich, als ob er sich fürchte, stellet, ehe man sichs aber versiehet, hat er den

den Vogel, der ihm doch leicht hätte entgehen können, beym Kragen, und fällt mit ihm in die nächste Stunde. Man zweifelt aber nicht unbillich, daß die von der kleinen Art, es treibe sie denn ein grosser Hunger dazu, einen andern Vogel fangen. Zum wenigsten ist solches weder von den rothbräunlichten, noch von denen, die blaue Köpfe haben, bekannt; welche beyde in Oesterreich grosse Dornleich genennet werden, weil sie in denen Dörnern brüten, da sie doch dem Schnabel, Fluge und allen übrigen Eigenschaften nach, unter die Neuntödter gehören.

Die meiste Nahrung der kleinen Neuntödter, zumal zur Sommerzeit, bestehet in allerhand Ungeziefer, als Käfern, Buttervögeln, grossen Fliegen, und dergleichen, und wollen etliche, wiewohl ohne genugsamen Grund, dawor halten, es geniesse dieser Vogel nichts, er habe denn neunerley todt gemacht, als wovon er eben den Namen Neuntödter erhalten haben solle. Dorndreher aber soll er deswegen genannt werden, weil er die von ihm gefangene May- und Kuhkäfer und anderes Geschmeisse, vielmal auf Weiß- und Schwarzdorn an die Stacheln anspiesset, und herumdrehet. Die Grossen sind vor ihren Weiblein nicht zu erkennen; die kleinen aber gar leicht, und brüten diese in grossen dicken Stauden, allwo man in ihren Nestern vier, fünf und sechs Junge findet. Die andern machen ihr Nest auf hohe Bäume, jedoch nur auf die untersten Aeste, und öfters auf Birn- oder Aepfelbäume, die in den Feldern weit von andern Bäumen entfernet stehen, und haben gleichfalls 5 bis 6 Junge. Wenn man sie aus dem Neste aufziehet, werden sie zahm, und lassen sich die von der kleinen Art zu allerhand Speise, die grossen aber nur zu Fleisch gewöhnen. Wenn es aber trocken und ohne Blut ist, müssen sie zu trinken dabey haben. Sie halten sich das ganze Jahr hindurch an einem Orte auf, nemlich in einem Bezirk von zwey bis drey Stunden, welchen ein jeder genau beobachtet, von einem Orte zum andern flieget, und auf dem Gipfel der Bäume anderer Vögel Geschrey nachahmet, welche er obgedachter massen betrüget und fänget.

Im Frühlinge, so bald der Neuntödter junge Vögel bekommt, fliegt er nicht so sehr zu den Häusern, und ist dahero zu solcher Zeit, es müßte denn ein später Schnee fallen, nicht leicht lebendig zu bekommen. So bald er aber im May selbst Junge hat, oder wenn man ihn in einem Vogelhause das Geschrey junger Vögel hören läßt, ist er leicht zu fangen. Denn man darf nur Leimspindeln, oder Schlingen von Roßhaaren an das Vogelhaus machen, worinne die junge Vögel sind, so erwischet man ihn gar leicht. Im Herbst und Winter zumalen, wiewohl auch öfters im Sommer, reisset er die unter den Fenstern hängenden Vögel aus dem Vogelhause heraus, und kann darüber artlich betrogen werden, wenn man das Vogelhaus in eine gewisse Steige setzet, und vermittelst eines Seilholzes machet, daß, wenn

er

er das Vogelhaus ergreifet, die Thüre solcher Steige über ihm zuschmeisset. Das bequemste ist, man richte dem Neuntödter mit einem solchen Meisenschlage, der einen Unterschied habe, durch welchen der Neuntödter den Vogel von oben hinein sehen kann, welches ihn reitzet, wenn er erstlich gewahr wird, daß er auf denen Seiten ihm nicht beykommen kann, oben schnell und begierig hinein zu fahren, und das durch den Schlag sich über den Kopf zu werfen.

Niais, s. Fakke. Sonst wird aber dieses Wort auch von einem jeglichen erst ausgekrochenen oder aus dem Neste genommenen jungen Vogel gebraucht.

Nicher, s. Nisten.

Nicht weiter gehen, französ. *N' aller plus de tems*, wird in der Jägersprache gesagt, wenn bereits 1 oder 2 Tage, oder wohl noch mehrere Zeit verstrichen ist, da ein Stück Wild übergewechselt hat, oder einem aus dem Gehäge entwischet ist, und da es also ganz vergebens wäre, demselben weiter nachzuspüren.

Nickawitz, s. Buchfinke.

Nidificare, s. Nisten.

Niedergethan, sagt man, wenn sich ein Hirsch oder ander wildes Thier niedergelegt hat.

Niedenjagd, s. Jagd.

Niederländischer Kautz, s. Eul.

Niederweidwerk, s. Weidwerk.

Nisten, zu Neste tragen, sein Nest machen; lat. Nidificare, franz. *Nicher*, wird von den Vögeln gesagt, wenn sie ihr Nest zu rechte machen, darein sie ihre Eyer legen und ausbrüten wollen. Bey den Raubvögeln aber nennet man es Horsten, s. Horst.

Nisus, franz. *Nise*, s. Sperber.

Nitela, s. Eichhorn.

Noctua, s. Eul.

Noier, s. Nußbaum.

Noisettier, s. Haselstaude.

Nothbau, s. Fuchs, Bau.

Nouées, nennen die französischen Jäger die Losung der Hirsche, welche sie von der Mitte des Maymonats bis zu Ende des Augusts fallen lassen.

November, Wintermonat, lat. November, franz. *Novembre*, ist der eilfte Monat vom Jenner, und der neunte vom Merz gerechnet, wovon er auch seinen Namen hat. Er hat 30 Tage, und den 22ten dieses Monats geschiehet der Sonnen Eintritt in das Zeichen des Schützens. Die Arbeiten, die in demselben bey dem Forst-, Fisch- und Jagdwesen zu verrichten, sind folgende:

a) In den Wäldern und Gehölzen hat der Förster auch ferner, wenn es nicht im vorhergehenden Monat damit zu Stande gekommen, das dieses Jahr bestimmte sowohl Schlag- als Dangelholz hauen und schlagen zu lassen; insonderheit aber kann man vom Mittel dieses Monats bis zu Ende des Januarii bey gutem trockenem Wetter, und,

wie

wie einige wollen, allezeit im Abnehmen des Mondes, das benöthigte Bauholz fällen, weil es solchergestalt am besten und dauerhaftesten bleibet. Eben so läßt man in diesem Monat das zu Ausbesserung der Mühlengebäude benöthigte Holz, Böttcher- und Schirrholz fällen und einführen. Die Latten, Leiterbäume und Hopfenstangen muß man allein an den Orten, wo das Holz allzudicke wächset, aushauen, damit dem andern Luft gemacht, und doch auch nichts ausgeödet werde. In den Gehölzen, wo man Wild hat, soll man etwas Dickes gegen die Strassen stehen lassen, damit das Wildpret seinen Stand haben möge. 2) Auf den Gehauen, die in diesem Herbste noch, und also gleich wieder besäet werden sollen, hat man die Stöcke sammt ihren starken und grossen Wurzeln herauszuthun, und die Gruben, wo sie gestanden, wieder zu- und eben zu machen. 3) Bey dem Holzmachen selbst hat der Förster die im vorigen Monat weitläuftig bemerkte Aufsicht auf die Holzmacher fortzusetzen. 4) Noch ferner Fichten-, Kiefern- und Lerchenbaumzapfen brechen zu lassen; auch 5) den Saamen der Ahornen, Eschen, Linden, Birken, Erlen, Weißbuchen, und Ulmen, wie nicht weniger die Eicheln und Buchekern ausäen zu lassen. 6) Endlich ist auch mit den Verpflanzungen junger Laubholzstämmgen nöthigen Falles fortzufahren.

β) Bey der Fischerey kann man noch auf den Teichen den Karpfensatz und Brut fischen lassen, und solche in gute Winterbehältnisse in Verwahrung bringen. Nach geendigter Fischerey soll das gebrauchte Zeug fleissig gewaschen und gescheuret, und wenn es an der Luft wohl getrocknet, in die gehörigen Zimmer gebracht und verwahret werden. Die Teiche, welche bereits gefischet, und nicht über Winter besetzet werden, soll man völlig ablassen, damit sie austrocknen; auch die Rinnen, Ständer, Rechen, Fluder und dergleichen besehen, und was da eingegangen, wieder zurichten und ausbessern lassen. Nach Simonis und Judä soll man keine Forellen, sie seyen gruß- oder klein, jedoch die Laichfohren ausgenommen, den ganzen Monat durch weder fangen, einsetzen noch verkauffen. In den Bächen kann man, so bald es gefroren, die Tümpfel ausfischen lassen. Auf den besetzten Teichen und Hältern aber muß man, so bald es vonnöthen ist, fleissig aufeisen, und die Rinnen räumen, damit das Wasser ungehindert ablauffen könne. So kann man auch alsdann das Geröhricht auf dem Eise abstossen.

γ) Bey der Jagd und dem Weydwerk gehet nunmehro die Schweinhatze vollkommen recht an, weil das schwarze Wildpret oder die Sauen von der vielfältigen Mast des vorigen Monats in der besten Feiste begriffen, nachmals aber im Christmonat in die Brunst tretten. Sie werden, wenn alle Mast aus denen Wäldern von zahmen und wilden Thieren verzehret worden, bey langen Nächten, mit aufgehobenen und in Vorrath gesammleten Eicheln, Buch-

eckern,

eckern, wildem Obst, Mast und Fischgen, von weitem her zusammen gekörret, und einige Zeit erhalten. Wenn es nun gefällig wird, ehe sie es merken, entweder vorher auf denen Kirrplätzen recognosciret, oder bey frischem Schnee eingekreiset, mit Zeuge eingestellet, und entweder mit Tüchern auf den Lauf vorgejaget, dieselben mit dem Fangeisen anlaufen zu lassen, oder sie werden nur mit Saunetzen umstellet und gefangen, meistens aber einzeln im Streifjagen mit flüchtigen Hunden und Saurüden gehetzet, von diesen angepackt und gehalten, und mit dem Hirschfänger gefangen. Die Rehe, welche anjetzo auch feiste sind, werden theils bey solchen umgestellten Tüchern mit auf den Lauf gejaget, im Lauffen geschossen, mit Windhunden gehetzet, oder in Rehnetzen besonders gestellet und gejaget. Bey Lieferung der Rehe aber wird von einem hauswirthlichen Jäger nur der Bock geschossen, weil die Ricke jedesmal sich einen andern Bock holet. Das Fuchsfangen mit dem Eisen durch die Witterung wird im vorigen und diesem Monat, weil es noch nicht sonderlich in die Erde gefroren, und der Balg bereits gut ist, mit Nutzen vorgenommen. Man kann sie auch auf den Grenzen gleich den Hasen mit Nutzen fangen; denn nun ist die beste Zeit den Hasen zu jagen, weil er weiter nicht mehr setzet, aber von dem Sommergetraide und anderer vielfältiger Nahrung feiste worden, und gut ist. Die wilden Katzen, Marder, Iltisse, Otter und Biber, werden nun auch mit Falleisen, wie die Füchse, gefangen; sie müssen aber mit grosser Vorsichtigkeit gebraucht und gelegt werden, daß mit kein Mensch oder zahmes Thier darein kommen und sich verderben möge. Die Wölfe werden jetzt mit starken eisernen Fallen oder in Wolfsgruben gefangen. Nach vollbrachtem Jagen wird das Jagdzeug, Tücher, Garne, Netze, und Lappen jedes an gehörigen Ort und seine Stelle aufgehoben, wenn es vorher getrocknet und ausgebessert worden.

Diesen Monat werden die Rebhüner mit dem Treibezug gefangen, bisweilen fängt man sie auch noch mit dem Nachtgarn, so aber selten geschiehet. Man kann nun den Fasanen schütten und räuchern. Ingleichem kann man auch noch in diesem Monat die Schneyfen an moosichten Orten bekommen, so bald es aber anfängt zu schneyen, so verlieren sie sich alsobald, und streichen davon. Bis auf Martini fänget man noch die Lerchen mit dem Nachtgarne, denn mit den Klebenetzen ist es nicht mehr der Mühe werth. Die Zippdrosseln und Amseln sind fast verstrichen; hingegen fänget man jetzt mit den Laufbögen Krammetsvögel, Wacholder- und Weindrosseln. Man machet auch viereckigte, dicht in einander geflochtene Hecken oder hohle Büsche von Wachholderstauden, und lässet nur einen oder den andern Zugang darinnen alleine offen, die überziehet man mit einem starken Bindfaden, und hänget etliche Maschen daran, hinein aber in die Mitte streuet man häufig Wachholderbeere, wenn diese der Vo-

gel

gel ſiehet, und drauf los gehet, wird er im hineinpaſſiren gefangen. Jetzo iſt auch eine groſſe Luſt mit dem Miſtlerſtrich zu haben, und kann man leicht eines Tages über zwanzig Stücke fangen.

Noyer, ſ. Nußbaum.

Nuces Fagi, ſ. Buchecker.

Nucifragus, ſ. Häher.

Numenius, ſ. Brachvogel.

Nußbaum, lat. Nux, franzöſ. *Noyer*, *Noier*, iſt ein vor andern ſehr nutzbarer Baum, den man billich mit zu oberſt unter die fruchttragende Bäume des Laubholzes ſetzet, weil er ſich an vielen Orten Deutſchlands unter den Waldbäumen befindet. Er wächſet zu einer groſſen Höhe und Stärke, mit vielen ſich weit ausbreitenden Aeſten und Zweigen. Und da er eine ſtarke Wurzel führet, entziehet er denen andern neben ihm ſtehenden Bäumen vielen Saft. Seine Rinde iſt weißbräunlicht und glatt, das Holz maſerig, und von ſchönem Anſehen, beſonders wenn es poliret wird. Daher auch die Wurzel zu vielerley ſauberer Holzarbeit, den Tiſchlern und andern zu ſtatten kömmt. Die Blätter ſind groß, hellgrün, und von gutem Geruch. Die Fortpflanzung geſchiehet am beſten durch die Nuß. Wenn man ſie drey bis vier Zoll tief in gutes Erdreich ſtecket; ſo treibet ſelbige in drey Jahren einen zur fernerweiten Verſetzung tauglichen Stamm hervor. Es wächſet dieſer Baum ſchnell, und ſetzet jährlich viel Holz an, daher er auch dem Froſt ſehr unterworfen iſt; weswegen er zur Winterszeit an der Wurzel mit Stroh oder Miſt zu verwahren iſt. Sollten aber die Zweige dennoch verlohren gehen; ſo darf man nur das todte Holz abhauen, und da ſchlägt er leicht am Stamm wieder aus, trägt auch gar zeitlich wieder. Dieſer Baum iſt ungemein nutzbar, weil er ſelten ein Jahr vorbey läſſet, daß er nicht Frucht tragen ſollte; denn die Raupen und anderes Ungeziefer thun ſeinen Früchten und Blättern, wegen ihrer Härte und Bitterkeit keinen Schaden.

Einige Medici behaupten, daß das Nußbaumholz dem Saſſafras in der Arzney an Wirkung gleich komme. Die Bäume wollen groſſen Raum haben, weil ſich die Zweige weit ausbreiten, daher man ſie allezeit 30 und mehr Fuß voneinander ſetzen ſoll. Die Löcher oder Gruben, darein man pflanzen will, müſſen tief und weit ſeyn, und ſoll man ſie 4 Wochen lang offen laſſen, hernach die Bäume einen halben Fuß hoch von der Wurzel hinein ſetzen; Wenn der Baum krank wird, darf man nur zur Wurzel graben, dieſelbe aufreiſſen, und im Waſſer zerlaſſenen Kühmiſt hineingieſſen; ſo kömmt er bald wieder zu ſich ſelbſt. Die grünen Nußſchaalen, Wurzeln und Blätter werden zum braunfärben gebraucht.

Nußbicker, ſ. Specht.

Nußhacker, ſ. Häher.

Nußhäger, ſ. Häher.

Nußhäher, ſ. Häher.

Nußpicker, s. Specht.

Nutzholz, heißt dasjenige Holz, welches von allerhand Handwerkern, als Böttigern, Wagnern, Drechslern, Moldenhauern, Müllern u. d. g. gebraucht wird. Wenn ein Landwirth eigene Holzungen besitzet, und den jährigen Schan im November anfängt, abzutreiben, und abzuhauen; so thut er wohl, wenn er solches vorgedachten Handwerkern kund macht, und denselben einige nutzbare Bäume oder Stücke davon, im Ganzen verkauft; noch besser aber, wenn er es einrichten kann, daß er selber allerhand Nutzholz lässet ausschneiden, und aus dem gröbsten aushauen, und solches 100 oder Schockweise verkauft; es gehöret nun zwar anfangs ein Verlag, und Geld, des Abgangswegen dazu, wenn es aber nur erst einmal in Schwang kommt; so ist vieler Nutzen daraus zu ziehen, und kann er beym Holzschlage Stückgen und Stangenweise vieles zum Nutzholze aussortiren, welches sonst doch ins Feuerholz kömmt. Man möchte zwar gedenken, wenn man also Stücken u. d. g. aussondern und solches dann verkauffen will; so biethen die Handwerker wenig darauf, und sie bekommen es nicht immer, wie sie es haben wollen, mithin bleibet es liegen, flocket an, und verdirbet. Allein ist es nur aus der Rinde zu rechter Zeit gebracht, und ausgehauen, und zum Trocknen aufgesetzt; so kann es etliche Jahre dauren ehe es verderben sollte, und man kann es nach und nach schon anbringen. Ja das allermeiste Nutz- und Schirrholz ist weit besser, wenn es recht ausgetrocknet, und das Phlegma und Säure durch die Luft ausgezogen worden, als wenn es also grün verarbeitet werden soll; denn hievon wird nichts recht dauerhaftes, ja, es wird wohl verarbeitet, demjenigen, so es machen läßt, zum Schaden, und demjenigen, so es verfertiget, zum Nutzen. Denn weil es nicht lange hält, so muß man bald wieder kommen, und auf neue Geld bringen und arbeiten lassen. Und eben hierdurch macht sich ein Hauswirth in seiner selbst eigenen Haushaltung einen Vortheil, wenn er, im Vorrath, auf allerhand Nutz- und Schirrholz bedacht ist, und so er auch dergleichen nutzbares Holz nicht in seinem Eigenthum hat; so thut er doch wohl, wenn er es bey Zeiten sich durch Kauf anschaft. Wir wollen nun die nöthigsten Nutzhölzer, zu einer Landwirthschaft, der Reihe nach, hier anführen, als:

1) Zu Mühlwerken. Viele Ritter- und Landgüter haben eigenthümliche Mühlen, verpachten solche, und machen dem Pachter auch Mühlenschirrholz mit im Pacht aus. Meistens geschiehet es, daß die Pachtmüller gewisse Bäume hierzu bekommen, einen Theil davon in die Mühle anwenden, das übrige aber andern Eigenthumsmüllern verkauffen, oder so dieses ja vorbehalten worden, mit ins Feuer werfen. Besonders aber wird gar selten ein Pachtmüller in Wasser- und Windmühlen eingehen, zu den Wellen und Räderkränzen auf seine eigene Kösten Holz zu kauffen; es seye denn, daß

daß es auf 12, 15 oder mehr Jahre gepachtet; derowegen ist nützlich, daß, wo man ein gutes Stückholz zu Wellen haben kann, solches beschlagen lasse, und zum Vorrath hinlege; denn die Wellbäume machen sich jetziger Zeit mehr und mehr rar. Desgleichen lasse man auch Pfosten zu Mühlenkränzen schneiden, und solche ins Trockene bringen; so können sie etliche Jahre dauren. Es findet sich oft von ungefehr, ehe man sichs versiehet, daß dergleichen zum Mühlenbau nothwendig seyn, ingleichem sind auch zu Oel- und Walkmühlen, Stampfstöcke, und auch zu Pressen spundchen. Alle solche Stückenholz können 6, 8, und mehr Jahre zum Vorrath aufbehalten werden. Zum kleinen Schirrholze können dann ebener massen Kamm- und Triebstöcke vorräthig seyn, daß sie fein austrocknen, und alsdenn desto vester und länger halten.

2) An Böttigerholz. Wenn bey einem Landguthe, Brauwesen und Branteweinbrennen ist; so ist immer Böttigerholz nöthig, und thut ein Hauswirth wohl, wenn er sich selbst gut Böttigerholz anschaffet, trocken werden lässet, und dann dem Böttger nur sein gehörig Lohn vor die Arbeit bezahlet, oder ein Geding mit ihm macht; so hält es länger Dauer, als wenn er vom Böttiger die von grünem Holze gemachte Gefässe kauft. In ein Gefäß, das beständig angefüllet stehet oder lieget, ist von grünem Holze noch wohl zu gebrauchen, aber dasjenige, so bald naß, bald trocken und leer wieder ist, will schon abgetrock-

netes Holz haben; besonders woraus Bierkuffen, Faß, Viertel und Tonnen, auch Weinsymer und Ohmen gemacht werden, so nach jeder Landeseinrichtung ihr völliges Maas halten müssen, so bindet sich dergleichen Gefäß, bey öfterm Abbinden, wenn wieder neue Reifen darum müssen, gar balde ein, und wird also dem Maaße nach zu klein, da muß denn bald eine neue Taube oder Faßstab eingezogen werden, dadurch das völlige Maas wieder heraus kömmt, weil sonst, bey zuweilen vorfallender Nachvisirung, von denen von hoher Landesobrigkeit hierzu gesetzten Leuten befunden wird, daß die Gefässe das richtige Maas oder Ohmen nicht haben. Und so wird es denn mehr bestraft, als das ganze Gefäß oder Vorrathsholz werth ist. Ausser dem kleinen Gefässe sind auch zu Bierböttigen, Weinbütten und grossen Weinfässern, von eichenem glatten Holze, Tauben auszuspalten, und wo man auch gute kernigte Kiefernbäume hat, hiervon Pfosten zu schneiden, woraus man denn Bottigtauben und Bottige macht. Wann es rechte kienichte Pfosten seyn; so dauren sie hiezu fast so lange, als das beste Eichenholz. Mit den Reifen ist es nun wieder anders, denn die Reifen, so ihre Rinde behalten, sind wohl ein Jahr und drüber aufzubehalten, aber gar lange dieselben hinzulegen, taugt nicht, denn wenn sie zu sehr austrocknen, so brechen nicht nur viele bey dem Anlegen entzwey, sondern es generiret sich auch gar balde der Wurm unter der Rinde. Zu kleinen Reifen schicket sich am besten Holz von

allerhand Weiden, die Werfs weiden aber sind die allerbesten, ferner Eichen, Birken, Patschepen und Haseln. Herunter sind nun zwar die Eichen die besten, allein es ist fast Schade denen, jungen Eichen hierzu den Hals zu zerbrechen. Zu Bottigreifen nimmt man junge Eichen, Aschen oder Eschen, Patschepen und Birken, unter diesen sind die Eichen und Aschen die besten.

Die Zeit zum Hauen ist im Hornung und Merz, und im September und October. Denn in diesen Monaten ist der Saft am gemässigsten und zähesten in Hölzern, wiewohl man von einigen Böttgern wahrgenommen, daß sie die Stangen zu den Bottigreifen im May und Junio hauen, und zwar hält man das vor blos aus dieser Ursache, daß sich zu der Zeit die Rinde fein glatt und ohne sonder viele Mühe abscheelen lässet, will die Bottigreifen gescheelet werden müssen. Man hält es aber vor unrecht, dann man betrachte es nach der Natur: zu der Zeit im May und Junio ist der Saft am flüchtigsten und wässerigsten im Holze, wenn nun das Holz vom Stamm abgehauen, und in die Sonne und Luft hingeleget wird; so ziehen diese Elemente nicht nur die wässerige Feuchtigkeit aus, sonder es gehet auch von der öhlichten Substanz auch ihnen viel weg, inmassen dieselbe zu der Zeit mit dem Phlegmate am meisten conjungiret ist, und wird dergestalt das Holz entkräftet, und also undauerhafft gemacht; es generiret sich auch der Wurm bald in demselben, wird auch bald fleckigt. Wenn aber sonst die Bottigreifen zu rechter Zeit gemacht werden; so kann man sie 2, 3 und mehr Jahre aufbehalten, sie müssen aber im Trocknen und an die Luft gehangen werden. Es ist auch gar nöthig allemal Bottigreifen im Vorrath zu haben, um in ereignenden Nothfall, solche gleich bey der Hand zu haben. Wo nun zum das Brauen nicht stark gehet, und nicht starke Gebräude gethan werden, kann ein Böttigreifen wohl etliche Jahre dauren, wo aber stark gebrauet, und täglich hier gemacht, und im Sommer gar nicht gebrauet wird, und dann bey dem Anfange des Brauens im Herbst, die Bottigreifen genommen, und visitiret werden müssen, so gehen schon viele neben Reife drauf.

3) An Schirrholz ein Wagnerholz, s. Schirrholz.

4) Noch verschiedene andere Arten des Nutzholzes, s. Schirrholz.

Nutzung der Hölzer und Wälder, s. Wald, Bauholz, Brennholz, Nutzholz, Schirrholz, Holzbau, Holzschlag.

Nutzung der Teiche, gegen die Nutzung der Felder und Wiesen berechnet, s. Teichfischerey, Nro. III.

Nux, s. Nußbaum.

Nycticorax, s. Nachtrabe.

Nyssus, franz. *Nyse*, s. Sperber.

D. Obel,

O.

Obel, ſ. Pappel.

Oberbaum, ſ. Hauptbaum.

Oberfalkenier, ſ. Falkenier.

Oberfiſchmeiſter, Landfiſchmeiſter, Oberlandfiſchmeiſter, ſind an einigen fürſtlichen und andern groſſen Höfen gewiſſe vornehme Bediente, welche beſonders vor das Aufnehmen der herrſchaftlichen Fiſchereyen, und vor die pflegliche Nutzung der Fiſchwaſſer zu ſorgen, und daher auch alles, was zum beſten derſelben erforderlich und dienlich ſeyn kann, zu dirigiren und anzuordnen haben, deren Befehl aber auch ſodann alle andere Fiſchmeiſter, Teichinſpectores oder Aufſeher, Fiſcher und Teichknechte gehorſamen müſſen. Dieſe Station wird gemeiniglich vornehmen von Adel anvertrauet, welche ein riſtliches Einſehen und eine gute Erkenntniß von allem demjenigen haben, was ſowohl zur Erhaltung und Verbeſſerung des Fiſchweſens, als auch zu Abwendung aller dabey beſorglichen Schäden gereichen kann, wovon bereits in denen Artikeln, Fiſch, Fiſcher, Fiſcherey, Fiſtmeiſter, Fiſchordnung u. ſ. w. mit mehrerm gehandelt worden.

Oberförſter, iſt ein anſehnlicher Forſtbedienter, welcher die nächſte Aufſicht über die niedern Forſtbedienten, und gemeiniglich noch, wie die Förſter, ein beſonderes Revier oder Huth in ſeiner Adminiſtration hat. Seine Pflichten laſſen ſich am beſten aus ſeiner Beſtallung und aus ſeines Landesherrn beſonderer Forſt- und Waldordnung erkennen. Wo er aber etwas vorzunehmen, vor nöthig findet, wozu er hiedurch nicht angewieſen iſt; ſo müſſen deswegen vom Oberforſtmeiſter oder Oberlandforſtmeiſter, da er es anzubringen hat, beſondere Verordnungen an ihn ergehen, welche er nach ſeines Orts zu reſpectiren und zu befolgen hat, daß das Anbefohlene gehörig ausgerichtet werde. Folgende Inſtruction und Beſtallung eines Oberförſters verdienet ihrer Vortreflichkeit wegen hier billig angehängt zu werden:

Wir Johann Chriſtian, des Heil. Röm. Reichs Graf zu Salms und Tecklenburg, Herr zu Broich, ꝛc. Herr zu Minzenberg, Mudersfels, Sonnewalde, ꝛc. ꝛc. thun kund und bekennen hiemit, demnach Wir, nach Abgang unſers bisherigen Forſtverwalters, Johann Caſpar Jungen, zum Oberförſter anzunehmen geſonnen ſind, und demſelben nebſt dem Paplitzer und Stadt Reſiere, die Aufſicht über Unſere Forſtungen und ſämmtliche Jäger, Förſter und Holzknechte anzuvertrauen geſonnen ſind; ſo hat ſelbiger bey ſeinem Dienſte folgendes in Obacht zu nehmen;

1.) daß er ſich zuförderſt eines Chriſtlichen und anſtändigen Lebens und Wandels befleiſſige, ſich für aller Unordnung hüte, und dergleichen niemalen von ſich ſpüren laſſe, immaſſen, und woferne er deſſen, oder ſonſt einiger Ungebühr überführet würde,

Wie vergleichen zu bilden, und denſelben in Dienſten zu behalten, keinerwegs gemeynet ſind. Demnächſt und

2) ſoll er Uns unterthänig, treu, hold und gewärtig ſeyn, und Unſern Nutzen und Beſtes, nach ſeinem beſten Wiſſen und Vermögen, in alle Wege befördern, Schaden und Nachtheil aber, ſo viel an ihm iſt, zu verhüten und abzuwenden, ſich möglichſt beſtreben, auch allen Unſern Verordnungen ſo, wie den Landesherrlichen, als Forſt- und dergleichen treulich und beweislich nachleben; insbeſondere und

3) auf die ihm anvertraute Waldungen und ſämmtliche Reviere, deren Gränzen er ſich vor allen Dingen wohl bekannt zu machen hat, wie auch auf die darzu gehörige Wildbahnen, Triftraumen, Fiſchereyen, Wieſewachſe, Aecker, Weyden und Triften, genaue und unverdroſſene Aufſicht halten, ſelbige fleiſſig begehen, vornehmlich aber die Gränzen und Vermaalung derſelben, und daß an ſolcher nichts geändert, oder Uns, ſo wenig von den Unterthanen, als Fremden, etwas entzogen werde, auf das ſorgfältigſte in Obacht haben, und, im Fall er dergleichen gewahr würde, ſolches unverzüglich anzuzeigen ſchuldig ſeyn, und niemanden, wer der auch ſey, weder um Geſchenke, Freundſchaft oder Gevatterſchaft, noch ſonſten um einigerley Urſache willen, nachſehen, vielweniger in Gränz- und andern dergleichen Sachen etwas ohne Unſern Vorbewußt für ſich ändern und einräumen; inſonderheit auch fleiſſige Aufſicht haben, damit die Unterthanen das an ihren Feldern ſtehende Holz nicht ohnzeitig oder heimlich abhauen oder entwenden; und folglich ihre Felder und Aecker weiter, als es ſich gehöret, erweitern, oder das Land, ſo mit Holz bewachſen, und bisher nicht beſtellet worden, anſtreifen und zu Felde machen; imgleichen, und da er dergleichen verſpürete; er ſolche ungeſäumt anzuzeigen; diejenigen aber, die ſich auf dergleichen Unternehmungen betreten laſſen, zu pfänden, auch die abgenommenen Pfänder jedesmal in das Amt zu liefern, dergleichen aber keinesweges für ſich und unangezeiget zurück zu geben hat; dahingegen demſelben auch jedesmal das gewöhnliche Pfandgeld, ſo in Anſehung mehrmahliger 5 Gr. wenn ſie nach der Sonnen Auf- und vor dem ſelben Niedergang, ſonſt aber, und wenn jemand vor der Sonnen Auf- oder nach ihrem Niedergange, desgleichen an Sonn- und Feſttagen gepfändet wird, in 10 Gr. beſteht. Die Fremden aber ſind jedesmal ſolche beyzeit zu entrichten ſchuldig, und ſoll ihm ſolches alſofort, von Unſerm Beamten nach geendigter Sache zugeſtellet werden. Und im Fall Wir die Gränzen zu beziehen für gut befinden ſollten, ſoll er nicht nur ſolcher Beziehung mit beyzuwohnen, ſondern auch, wie alle Gränzſchmälerungen oder Aenderungen, alſo auch überhaupt alle Arten der Eingriffe in Unſere Gerechtſame, zu verhüten ſuchen, daferne er deſſen gewahr würde, ſelbiges ſogleich im Amte anzuzeigen, zu dieſem Ende auch inſonderheit wohl

Acht

Acht zu haben, verbunden seye, daß die an denen in der Heyde neuer dings gemachten Ackerstücken stehende, mit dem Herrschaftlichen Stempel bezeichnete Gränzbäume, nicht unkenntbar gemacht werden mögen. So hat derselbe ihm denn auch die beyliegende Holztaxe wohl bekannt zu machen, und dahin sich zu bemühen, wie jede Sorte Holz fürohin mit Vortheil und Nutzen pfleglich, jedoch nicht unter dem gewöhnlichen Holzpreise verkaufet, und nach Gelegenheit der Preis daran erhöhet, und Unsere Einkünfte dadurch verbessert werden: gestalt ihm denn auch, wenn er sich hierunter treu und fleissig beweiset, von jedem Thaler, welcher sowohl in seinem, als der Unterförster und Merzdorfischen Holzknechte Revieren zur Forstcasse einkömmt, 1 Gr. Stamm-Geld in Rechnung passiren soll; worbey Wir ihm jedoch gnädig versichern, daß, wenn solches jährlich 40 Thlr. nicht beträgt, ihm, was daran ermangelt, aus der Forstcasse ersetzet werden soll.

4) Hat derselbe monatlich, bey Uebergebung der Monatzettel, das Holz genau zu revidiren, und niemals mit seinem Stempel nicht bezeichnetes Holz, es seye denn Lagerholz, jemanden verabfolgen zu lassen. Wobey ihm zugleich mit aufgegeben wird, von jedem Monat eine nach den unterhabenden Revieren eingerichtete Rügenliste in duplo zu fertigen, und ein Exemplar Uns zu eigenen Händen, das andere aber bey Unserm Amte, zur nöthigen Untersuchung und Bestrafung, und zwar mit Angebung sämmtlicher in jedem Monat eingebrachten Pfänder, zu überreichen; es wäre denn, daß bey einer oder der andern Pfändung solche Umstände vorkämen, welche eine unverzügliche Beaugenscheinigung erforderten, als in welchem Falle er, der Oberförster, davon sofort, und nicht erst am Ende des Monats, seine pflichtmässige Anzeige zu thun hat. Und nachdem es auch hergebracht, daß die Bürger in der Stadt Barmth sowohl, als die Unterthanen auf dem Lande, gewisse Tage in der Woche im Walde Holz holen dürfen; so bleibet es der Tage wegen an sich selber zwar bey voriger Observanz, jedoch wird er dahin zu sehen haben, daß niemand, es seye Bürger, oder Bauer, mehr als ein Fuder Holz, jeden Holztag zu holen, gestattet werde; daher wird er fleissig und genau Acht haben, daß keinem, wer er auch seye, über die bestimmten Tage, ohne besondere Erlaubniß, auf andere Tage dergleichen zu thun, verstattet werde. Alles, was monatlich für verkauftes Holz sowohl, als sonst von dem Forste einkommt, das wird von ihm, nebst dem Stammgelde, nach Abzug desjenigen Antheils, welcher von Uns ihm davon accordiret worden, mit darüber zu fertigender Rechnung und Belegung der von den Förstern bey ihm abgegebenen Monatzettel, welche er zugleich attestiren soll, zur Hauptforstrechnung Unserm Rentcassen-Administratori Herrn Carl Johann Brewern eingereichet, darüber er bey demselben eine Quittung zu suchen, auch Uns monatlich einen kurzen Ex-

trucf erwähnter Forstrechnung zu liefern verbunden seyn soll.

5) Da in den Revieren hin und wieder das Holz sehr abgetrieben und dürre werden, so wird der Oberförster dahin fleissig besorgt seyn, daß alle Jahre etwas von solchen leidigen Flecken mit Früchten besäet, solche auch geschonet, und überhaupt der Forst in guten Stand gebracht werde; wie denn auch nöthig ist, über solche besäete Flecke ein ordentliches Register zu halten, und darauf insonderheit anzumerken, ob die besäete Flecke herrschaftliche Heyde, oder von den Unterthanen ertauschet, und erkaufft worden, auch was sie dafür erhalten, um dadurch allen sonst künftig zu besorgenden Streitigkeiten vorzubeugen.

6) Ferner hat er wohl Acht zu geben, damit die Unterthanen, denen das Streulesen verstattet wird, ihnen dazu denenjenigen Orten und Flecken, die ihnen dazu angewiesen werden, genügen lassen, die übrigen Holzungen aber, und insonderheit diejenigen, wo junges Holz aufwächset, damit gänzlich verschonen; gestalt er diejenigen, die darwider handeln, jedesmal zu pfänden, und solches gehörig anzuzeigen hat. Es ist auch

7) scharfe und genaue Aufsicht von ihm zu halten, damit weder die Unterthanen, noch die Schäfer auf den herrschaftlichen Vorwerken mit dem Viehe in die Gehege, oder sonst auf solche Oerter kommen und treiben, welche geheget werden sollen; widrigenfalls aber, woferne dieselben sich an solchen Orten mit ihrem Viehe betreten lassen, selbige ohne Unterschied zu pfänden, oder, wenn er selbige schon nicht auf der That angetroffen, gleichwohl aber gegen selbige einen gegründeten Verdacht schöpfen würde, solches jedesmal ohnverzüglich im Amte anzuzeigen, und in solchen derjenigen Flecke und Oertern, woselbst seit einiger Zeit junges junges Holz aufgewachsen, oder wo künftighin einiger Saame ausgestreuet worden, ein gleiches auf das fälligste zu beobachten, auch niemand zu schonen, noch durch die Finger zu sehen hat. Demnächst und

8) auch sorgfältig in Acht nehmen, damit niemand von den Unterthanen und Hirten in herrschaftlichen Holzungen Feuer anzumachen, sich unterstehe, welches er, im Fall dergleichen geschähe, jedesmal anzuzeigen, so sich dessen unterfangen, dingfest zu machen, im übrigen aber bey entstehendem Feuer mit Brande sich nach aller Möglichkeit dahin zu bemühen, damit die besorgliche Gefahr und Schaden durch gute Veranstaltung ungesäumt abgewendet, das Feuer mit Hülfe anderer, und insonderheit der nächstgelegenen Dorfschaften, gedämpfet und gelöschet, auch bey dieselbiger Gefahr, Uns davon unverzüglich Nachricht gegeben werde. Nächstdem und

9) im Fall, daß Wir gnädigen Willens wären, eine Jagd anstellen zu lassen, hat selbiger zu solchem

Ende die Bauren sowohl, als die Förster dazu zu beschreiben, und alles dabey ordentlich zu besorgen.

10) Hat derselbe denn auch die Wildbahn und Jagd auf dem ihm anvertrauten Revier, und daß Uns hierinnen, weder von Fremdden noch Einheimischen einiger Eingriff geschehe, wohl in Acht zu nehmen, auch zu solchem Ende selbige wöchentlich viermal, nämlich Montags und Mittwoch den Busch, Dienstags und Donnerstags die Heyde, zu beziehen, nicht weniger auch für seine Person auf die Conservation und Erhaltung der Wildbahne zu sehen, alles Satzwild zu schonen, und sich im Schiessen und Fangen so zu verhalten, daß selbige allenthalben in gutem Stande verbleibe, alles Wild, so geschossen, oder gefangen wird, wie nicht weniger alle gefällte Raubthiere, treulich einzuliefern, und davon nichts zurücke zu behalten, oder zu seinem Nutzen zu verwenden. Wie ihm denn auch erlaubet wird, in der untergebenen Förster Revieren, wenn er bey Gelegenheit der Visitation Wild antrift, solches zu schiessen; doch, daß er nicht expresse darnach ausgehe, es auch richtig liefere, und übrigens an allem von Uns ihm ausgesetzten sich genügen lasse. Dabey er denn übrigens sich zu bemühen hat, die Raubthiere und Raubvögel, so viel möglich, zu vertilgen, und von den letztern jährlich wenigstens fünfzehen Paar Klauen einzuliefern, als dafür ihm denn auch das ausgesetzte Schieß- und Fangegeld jedesmal passiren soll.

Wenn die Schweinhetze ungehet oder sonst einiges grosses Wild vorhanden, hat er demselben fleissig nachzuspüren, auch wo nöthig, solches in Zeiten anzuzeigen, damit dasjenige was dießfalls dienlich, ungesäumt veranstaltet werden könne. Worbey derselbe auch fleissig Acht zu geben hat, damit die Dorf-Hirten, und Schäferhunde tüchtig geklöppelt, und durch selbige der Wildbahn kein Schade zugefüget werde. Immassen er diese ungeklöppelte Hunde, wo er dergleichen im Felde oder in den Holzungen antrift, sofort auf der Stelle todt zu schiessen, die Schäfer und Unterthanen aber, die dergleichen unterhalten, und in das Feld lauffen lassen, zu behöriger Bestraffung anzuzeigen, hat, und soll ihm für einen dergleichen todt geschossenen Hund zur Heegzeit 12 Gr. aus dem Amte gezahlet werden. Folglich

11) den Hüner- und Vogelfang auf seinem Reviere zu gehöriger Zeit in Acht nehmen, und hierbey möglichen Fleiß anwenden, und alles gefangene richtig einliefern. Uebrigens und

12) hat er sich, wenn Wir seiner zur Aufwartung bedürfen, oder sonst ihme etwas andefohlen würde, darzu jederzeit bereit und willig erfinden zu lassen, auch sich niemalen ohne erhaltene Erlaubniß, zu entfernen oder zu verreisen, vielmehr in Beobachtung seiner Pflicht und desjenigen, was ihm anvertrauet ist, in allen Stücken treu, gewissenhaft, fleissig, und so, wie es einem ordentlichen Diener gezie-

mit, und seine Verrichtung erfordert, zu erweisen; allermaßen derselbe sich auch darzu bereits mittelst eines wirklich geleisteten Eydes, und gegebenen Handschlags an Unsern Amtsverweser, allen vorher benannten Puncten treulich nachzukommen, erkläret, und angelobet; dafür Wir ihm zu seinem jährlichen Unterhalt, außer dem bereits erwähnten, und bis auf vierzig Thlr. versicherten Stamm- und gewöhnlichen Schießgelde

Sechszig Thaler Geld.
Sechs Scheffel Korn
Sechs Scheffel Gerste

nebst freyer Wohnung und nöthigem Brennholz; an seines von Uns ihm anzuschaffenden Pferdes, so künftighin pro Inventario bleibt, Fütterung aber

Dreyßig Schgffel Hafer, Baruthisch Maaß
Drey Frohnfuder Heu, und
Ein Schock Stroh,

hiemit aussetzen wollen, und solches ihm von Michaelis 1752 als dem Anfange seiner Dienstzeit, wollen abführen lassen; wobey Wir aber mit verordnen, daß oftgedachter Oberförster von den Kohlhölzern, welche Er zu den Hammerwerksbedürfnissen anweisen und zu Klaftern schlagen lassen wird, kein Stammgeld zu erhalten habe. Was den Holzschlag selbst betrift, so hat er die, jedesmal geschlagene Klaftern, mit Zuziehung des Factors, aufzunehmen, und demselben zuzuzählen, auch dahin zu sehen, daß die Holzschläger die Scheite ohne Aeste und Zacken einlegen müssen. Urkundlich haben Wir diese Instruction mit Vorbehalt halbjähriger Aufkündigung, welche mehr ermeldten Unserm Oberförster ebenfalls nachgelassen seyn soll, unterfiegeln, und unserer Gräflich Handsignet verwahren lassen. So geschehen Zeuthen den 20 Novembr. 1752.

(L.S.) Johann Christian X. Gr. zu Solms.

Oberforstmeister, lat. *Saltuum Supremus*, franz. *Grand Maitre des Eaux & Forets*, ist ein hoher königlicher oder fürstlicher Bedienter, gemeiniglich vom adelichen Stande, welcher über einen großen und weitläuftigen Forstbezirk, und die dazu gehörige Wildbahne gesetzet ist, und viele Unterforstbedienten unter sich stehen hat, vor sich selbst aber dem *Chef* der ganzen Jägerey eines Landes, oder dem Oberlandjägermeister in der Ordnung folget. Derselbe muß in seiner Wissenschaft, die Forst- und Jagdsachen anlangend, accurat und gewiß seyn, die ihm untergebene Forstbedienten in gutter Aufsicht und guter Ordnung anhalten, auch davor stehen, daß die ihm anvertrauten Forstreviere, Gränzen, Wildbahnen, Heyden, Wälder, Gehölze, Büsche, Brüche, Moräste, Teich-Maßungen, Fischwasser, und Krebsbäche, auch die dazu gehörige hohe und niedere Jagden, Gehäge und Wildbahnen, in fleißiger Aufsicht gehalten werden mögen. Er muß sich in dem ihm angewiesenen Forstbezirke gnugsam persönlich aufhalten, und

und von daraus die zugehörigen Heyden und Wälder öfters fleissig bereiten, und daran nichts schmälern, oder davon entziehen lassen; das benöthigte brauchbare Holz jedesmal an solchen Orten, wo es der Wildbahne nicht schädlich, oder des Wildes Behältnissen, Wechsel, Stand und Dickichten nachtheilig seyn möchte, anweisen; das Brennholz nicht von grünen Mastragenden Eichen und Buchen, oder auch von Saamenbäumen, sondern von dürrem abgestandenem Holze, so ferner zu keiner Frucht oder Mast dienlich, zu gewöhnlichen Küchenklaftern schlagen lassen; auf die Brett- und Schneidemühlen, Eisenhämmer, Glashütten, Pechöfen, Kohlstätten, ꝛc. genaue Aufsicht halten; die Grenzen jährlich beziehen und besichtigen lassen, damit hierinnen kein Unterschlaif vorgehen möge, und so sich an denenselben ein Streit ereignen möchte, dieselben zu Handhabung der Jagd- und Forstgerechtsame bey Zeiten besagen; die Verbrecher, so sich am Holze vergriffen, zur Strafe anhalten; das Wildpret in denen Gehägen zur Winterszeit mit nöthiger Fütterung und Lebensunterhalt bey Zeiten versorgen; keine Ziegen in denen Hölzern dulden; bey dem jungen Wiederwachs das ungebührliche Hüten des Rind- sonderlich des Schwein- und Schaafviehes nicht gestatten; die Lieferung des Wildprets nach Hofe besorgen; bey den Holzmärkten, des Frühjahres und Herbstes, mit Zuziehung der Amtleute und Forstschreiber, die Gelder einnehmen, hierüber richtige Rechnung führen, und das verkaufte Holz stempeln; des Herbstes bey Zeiten die Mastung berennen, auch hiervon genugsame Nachricht einziehen, und die Luderplätze ausserhalb denen Gehägen ordnen lassen; hiernächst auch durch seine Untergebenen fleissig Achtung geben lassen, daß kein Mensch ausserhalb der Strassen Büchsen oder Flinten trage, oder hetze, auch nicht gestatten, daß etwan jemand irgendwo heimlich pürsche, oder Gruben, Fallen, Eisen und Schlingen mache und lege, junge Hasen und Rehe in der Satzeit auffange, oder dem Federwildpret mit Eyerausnehmung, oder in andere Wege Schaden zufüge. Er muß keinem Nachbarn die Folge des Schweißhundes verstatten, sondern wie das angeschossene umgekommen, Bericht erstatten; keinen fremden Jägerpurschen, ohne richtige Kundschaft, den Förstern zu halten, erlauben, auf der Adelichen Vasallenjagden genaue Aufsicht haben; denen Holz- und Wildpretsdieben fleissig nachtrachten, und dieselben auf Betretten verarrestiren lassen, auch sowohl hiervon, als überhaupt von allem, so der Herrschaft zu wissen nöthig, gehörigen Bericht erstatten, und also sich bestmöglich bemühen, seines Fürsten und Landesherrn Vergnügen, Lust und Nutzen allenthalben zu besorgen, und werkstellig zu machen.

Oberholz, Stammholz, lat. Arbor procera, franz. *Haute Futaye*, heißt bey dem Laubholz dasjenige, welches hoch und zu grossen Hauptstämmen erwachsen und gezogen worden. Es besteht in allerhand Ben- Bretto-

Böttger- und anderm Zimmerholze, auch in Mast- und Obstbäumen, als in Eichen, Buchen, Castanien, wilden Aepfel- Birn- und Kirschbäumen, Ebereschen, Ahornen, Aspen, Birken, Eschen, Rästern, u. s. w. oder mit einem Worte, in lauter guten Laubbäumen, die zu Hauptstämmen bis vierzig, funfzig, achtzig, hundert und mehr Jahre gezogen werden. Die Eiche ist wohl eines von dem besten Oberholze, sowohl zum Bauen als zur Mast; wo man aber dieses beydes nicht sonderlich in Obacht zu ziehen hat; da ist noch verträglicher, anderes Oberholz, als Ahornen, Buchen, Castanien, Eschen, Ulmen oder Rästern, Birken, Aspen, u. s. w. stehen zu lassen. Denn diese wachsen viel schneller und geschwinder, und daher in einem Jahre mehr, als die Eichen in zwey oder drey Jahren; sie nehmen auch mit den Aesten nicht so viel Raum ein, und verdammen deswegen weder das Unterholz und die Gräserey, noch sich selbsten, sondern können näher und dichter beysammen stehen, als die Eichen. Das Oberholz soll sonderlich zu einem guten Schaft gezogen werden, und nicht viel ausgebreitete Aeste haben; zuförderst aber sind ihm die Räuber, so unten am Stamm ausschlagen, zu benehmen, damit es desto eher fortschieben, und zum Bauen tüchtig werden, auch das Unterholz besser darunter Raum, Sonne und Saft haben könne; daher das krumme, niedrige, und verbuttete Oberholz bey Zeiten abzuhauen, und hingegen seine gerade Laßreisser zu lassen, die mit der Zeit einen guten Schaft bekommen mögen.

Ehe das Oberholz gefällt wird, muß ein verständiger Forstbedienter diejenigen Stämme zeichnen, welche weggehauen werden. Es geschiehet solches gewöhnlich mit einem eisernen Hammer, den man eine Marke, oder Stempel heißt, auf dessen Bahn der Anfangsbuchstabe von dem Namen des Herrn der Forst und die Jahrzahl bezeichnet zu seyn pflegt, indem man die Rinde der Seite des Baumes einer Handbreit weghauet, und mit der Stempelmarke oder Stempel auf das frische Holz schlägt, welches das eben erwachte Zeichen eingedrückt wird. Man muß dieses das Baumholz anschlagen.

Nachdem das nöthige Bau- und Geräthholz angeschlagen und gefället worden, so wird das übrige Oberholz gleichfalls angeschlagen und weggehauen; nicht aber die schwache Holz mit der Axt in Meterlängen zerschroten, sondern mit der Säge zerschnitten, denn wenn dieses mit der Axt geschiehet, gehet ein Sechstheil, ein Viertheil in unnütze Spähne, welches sonderlich, wo man das Holz zu sparen, Ursache hat, eine schädliche Sauerey ist. Es erfordert das Zerschroten mit der Art, je stärker das Holz, desto mehrere Mühe, und muß man sich an die Säge in einer üblen Gewohnheit gemeiner Holzhauer nicht kehren, sondern sie mit Ernste zu einer

nutzbarern, und ihnen selbst leichtern Arbeiten nicht allein durch vernünftige Vorstellung, sondern, wenn diese nicht helfen will, durch Zwang anhalten. Je mehr man Ursache hat, das Holz zu sparen, desto genauer muß hierüber gehalten werden. Gewöhnlichermassen zerschneidet man alles mit der Säge, was sich mit zwey oder drey Axthieben nicht zerschroten läßet, es sey Ober- oder Stangenholz. Es ist auch zu der Ersparung des Holzes kein zu verachtender Vortheil, wenn starkes Oberholz auf der Seite, wo es hinfallen soll, mit der Axt etliche Zoll tief eingehauen, sodann von der gegenüberstehenden Seite her mit einer Säge durchgeschnitten wird, und damit sich die Säge nicht klemme, werden, so bald man dieses merket, kleine Keile in den Schnitt getrieben.

Da es nicht leicht möglich ist, im erstenmale Laßreißer, Oberständer und Bäume mit aller nöthigen Behutsamkeit auszusuchen, weil man sich wegen des dick umherstehenden Holzes nicht wohl umsehen kann; so nimmt man, gleichwie bey den Laßreissern erinnert worden, im erstenmale ein merkliches weniger weg, als nöthig ist, und untersuchet den übrigen Bestand eines Orts zum zweyten auch wohl drittenmale, damit alles, was bis zur folgenden Hauung nicht stehen kann, was übel gewachsen, oder dem Ausschlage des Unterholzes demnächst hinderlich seyn dürfte, in Zeiten, und wo möglich, noch vor ausschlagendem Laube weggenommen werde; indem nichts schädlicher ist, als wenn den folgenden Herbst oder das Jahr darauf das überflüssige Oberholz nachgehauen wird, dadurch sowohl die Stammlohden, welche den nächsten Sommer, nachdem das Unterholz abgetrieben worden, hervorzubrechen anfangen, als auch, was von Samen aufkömmet, zerquetschet und verdorben wird.

Die Anzahl der Oberständer und angehenden Bäume, die auf einem Waldmorgen müssen stehen bleiben, ist ohngefehr sechs bis acht Stück, oder zwey bis drey Hauptbäume, und kommt es hiebey auf die Gattungen und das Gewächs an. Von hochstämmigen und wenig Aeste habenden Stämmen können mehr stehen bleiben, als von niedrigen und weitausgebreiteten. Sind wenig angehende Bäume und Oberständer vorhanden; so muß man etliche, jedoch gesunde und wohlgewachsene Bäume mehr stehen lassen; hat man von jenen viele von schönem Wachsthum; so lässet man weniger, auch wohl gar keine Hauptbäume stehen, wenn sie von keiner nöthigen Art, oder gutem Gewächse, dabey von keiner gesunden Beschaffenheit sind, denn wenn ein Baum schon zu einer ziemlichen Stärke gekommen, wächst ihm an Holze jährlich bey weitem so viel nicht zu, als einem jüngern Baume.

Hierbey kann man sich zur Regel machen: die Traufe der Oberständer, angehenden Bäume und Hauptbäume, welche stehen bleiben, das ist, die Fläche, welche die Zweige des Oberholzes decket und überschattet, muß ohngefehr ein Viertheil oder Sechstheil des ganzen abgetriebenen

Mangel aufwachsen, ſauſt leidet das Unterholz. Je länger die Zwiſchenzeit der Hauung iſt, je ſtärker Unterholz man ziehen will, je zärtlicher die Art des Holzes, deſto genauer iſt dieſes zu beobachten. Die jährlich ſich mehr ausbreitenden Zweige wachſen zu nahe gegen einander, und unterdrücken es, daß es im Wachsthume ſtehen bleibet, oder wohl gar ausgehet. Auf die ſchwachen Laßreiſer ſiehet man hiebey wenig, weil ſolche wenig Schatten geben, und friſch wachſendes Unterholz ihnen bald gleich kömmt.

Wo die Umſtände eines Landes eine ſo groſſe Menge Bau- und Geräthe-Nutz- oder wohl gar Schifbauholz nothwendig erfordern, daß dabey kein Unterholz beſtehen kann, da ſind alle junge Stämme, die unmittelbar aus dem Saamen entſproſſen, und zu dieſem Endzweck von tüchtigen Wachsthume befunden werden, zu ſchonen; es ſey dann die Dickung ſo groß, daß der Wachsthum des einen von dem andern gehindert werde. Bey dem Betriebe der Oerter, die geſchloſſen mit Bäumen beſtanden, muß man ſuchen eine ſolche Eintheilung zu machen, daß das junge nach der erſten Hauung in in Anwachs gekommene Holz gegen die Zeit wieder zu haubarer Stärke gelanget ſey, wenn das letzte abgetrieben wird, damit die Haushaltung von beſtändiger und ununterbrocheuer Dauer ſey. Iſt in Wäldern an ſolchem Holze ein groſſer und alter Vorrath bereits vorhanden; ſo muß man ſolchen zwar, wie er hin und wieder abſtändig zu werden beginnet, zu unten ſuchen, im übrigen d auch die Hauungen in den erwehnten Abtheilungen, ſo es ſich gleich anfangs nicht genau thun laſſen, durch Mä rung zu beſſerer Ordnung ein richten ſich bemühen.

Bisweilen muß man noch in gefallenen ſehr harten Winte von ſeinem Plane abgehen, h erfrorne Eichenholz heraus men, und ein oder zwey Jah lang die Abtheilungen ſtehen la ſen, die man dem Entwurfe g mäß hätte wegnehmen ſollen. Bey Abtreibung dieſer Oerter iſt zu merken, daß ſechs bis acht der jüngſten und beſtgewachſenen Bäume ſo gut ſie vorhanden, auf jedem Waldmorgen ſtehen bleiben; kann man dieſe Bäume dergeſtalt ausſuchen, daß ſie zie lich gleich vertheilet ſind, iſt dem jungen Anwachſe deſto vortheilhafter. Höchſt ſchädlich iſt es, wenn in ſolchen aus lauter Baumholze beſtehenden Oertern wenig und groſſe Abtheilungen gemacht, jedesmal wenig Bäume mitgenommen, ſondern die meiſten gelaſſen werden, folglich die Hauung oft herum kommt; dadurch geſchiehet es, daß kein junges Holz in die Höhe kommen kann, und endlich zeiget ſich mit einemmal der Mangel, der in etlichen hundert Jahren nicht wieder erſetzet werden kann.

Da das Zuziehen ſolches Baumholzes faſt allezeit in Eichen oder Rothbüchen beſtehet, deren Saamen oder Eckern ſich nicht lange aufbehalten laſſen; ſo iſt ſehr dienlich, in denen Jahren, da die Eicheln gut gerathen, ſolche Hauungen voraus zu ma

men, das Holz als einen Vorrath aufzubehalten, und nachher einige Jahre mit dem Hauen Halte zu machen. Hauet man in Jahren, da keine Eichelmaſt iſt; ſo überziehet ſich der Ort mit Gras, dieſes unterdrückt die nachher darinnen aufkeimende Eichen, und zarten Loden, welche, wenn das hohe Gras ſich lagert, darunter verfaulen; was nicht verfaulet, wird von den Mäuſen gefreſſen; denn dieſe mehren ſich unter dem dicken Graßpelze ohne Zahl, und ſind darunter für aller ſie vertreibenden Witterung ſicher, ſo daß ſie in ſolchen Oertern häufig anzutreffen, wenn anderer Orten kaum welche zu ſpüren ſind. Will man das Gras abſchneiden laſſen, kann es ohne Verluſt des gröſten Theils der darunter ſtehenden Loden nicht geſchehen. Am beſten iſt, das Vieh im Nachſommer hinein zu laſſen, wenn es gleich einen kleinen Schaden thun ſollte. Es iſt dieſemnach am ſicherſten, man bringe den Ort in Anwachs, ſo bald das Holz herunter. Tragen die Bäume in dem Orte ſelbſt keine Maſt; ſo muß man ſuchen von andern Orten dergleichen zu bekommen, oder auf vorerwehnte Art zu verfahren.

An einigen Orten, wo groſſe, mit geſchloſſenem Baumholz beſtandene Oerter ſind, hat man den verderblichen Gebrauch, die Bäume, wie ſie zum Gebrauch oder Verkauf vonnöthen, unordentlich, und ohne daß es deren Abſtändigkeit erfordert, aus bloſſer Unachtſamkeit hin und wieder heraus zu hauen. Hieraus entſtehet der unverantwortliche Schaden für die Nachkommen, daß wegen des annoch zu dick ſtehenden Baumholzes nichts von dem fallenden Saamen aufkommen kann. So wie nach und nach in Zeit von vielen Jahren das Holz dünne gemacht wird, entſtehet eine Verangerung des Bodens, das iſt, ein dicker Raſen von Gras. Der Mangel des Holzes kömmt zugleich immer näher; alsdenn will man helfen, aber zu ſpät; wenn die Beſaamung noch ſo glücklich von ſtatten gehet, ſo ſind dennoch über hundert, ja nach Beſchaffenheit des erforderlichen Holzes, mehr hundert Jahre nöthig, ehe das Holz die nöthige Stärke erlanget.

Oberjäger, franz. *Grand Veneur*, iſt einer von den obern Jagdbedienten, welcher den Rang über gemeine Jäger und Förſter hat, und bey einem Jagen ſo viel, als ein Oberförſter, bedeutet, geſtalten ihm alsdann nicht nur die zu dem Jagen erforderliche Jäger; ſondern auch die Jagd- und Zeugknechte, und andere gehorſam ſeyn müſſen; wie er denn auch Sorge zu tragen hat, daß das Jagen ordentlich abgehen, und der Jagdzeug wieder an Ort und Stelle kommen möge. Nach dem Jagen iſt ſeine Gegenwart meiſtentheils aus, denn ſtehet der ſelbe auſſer dem Jagen im Jägerhaus unter des Oberſchneiders Inſpection, wiewohl ſie auch einander zuweilen ſecundiren müſſen.

An theils Höfen, eben verſchieden der Oberſchneider zugleich der Oberjägers Dienſte, zuweilen Dasjenige, was man ſonſt Dieſem geben müßte, erſpahret wird. An einis

einigen, und besonders an denjenigen Orten, wo die Parforces-jagd vornemlich beliebt ist, und auch am meisten getrieben wird, führet auch wohl nechst des Fürsten und Jagdherrns Gesellen, der Aelteste unter denen Jägern, welcher der sonst sogenannte Oberjäger den Namen Erzpiquer oder Oberpiquer, weil er denen andern Piquers und Hetzsuchten, wie auch denen Hundepurschen vorgesetzet ist, sonst aber, wie schon gedacht, die Anordnungen zur Jagd einzurichten, zugleich aber auch die Befehle des Fürsten oder des Lustgebäudes auszurichten hat, wo er bey denen Hunden und sonsten was unrechtes befindet, es denen untersuchen, selbigen auch desto und besser einzurichten ermahnen, und fleissig forschen muß, wo jederzeit gute Hirsche, und dergleichen andere Sorten von Wildpret stehen, damit er wisse, wo die Jagd hin bestellet werden kann, und muß er in allen seinen Obliegenheiten, die zu der Jagdwissenschaft gehören, bekannt, erfahren, auch die Relais an Pirschen und Hunden eigentlich einrichten verstehen, insonderheit aber Hirschgerechte seyn, ein gut Horn blasen, und wohl mit den Hunden kommen mit dem Wildpret durch Dickung, Holz, auch durch alle Gänge, und Schneisen behende, hurtig und behende durchzukommen wissen.

Die Arten der Hunde von der ganzen *Meute* sollen ihm also bekannt seyn, daß er sie mit Namen nennen, und im Achtung nehmen wisse, welches die besten, und hierzu am zu gebrauchen sind. Diese nichts Fütterung und Wartung

richtung zu besorgen, ingleichen über alles dasjenige, was hierzu nöthig ist, Rechnung zu führen, erfordert ebenfalls seine Schuldigkeit, wozu ihm jedoch andere Piquers und nöthige Leute als Schützen zugegeben werden.

Oberjägermeister, lat. Magister Venatorum, Praefectus rei venaticae supremus, franz. *Grand-Veneur*, *Grand-Maître des Veneurs*, ist das Haupt aller Jagd- und Forstbedienten an grossen fürstlichen Höfen, unter welchem sowohl der Oberforstmeister, als andere niedere Forstbediente stehen, und in Amtssachen Befehle von ihm annehmen müssen. Bisweilen führet er auch das Prädicat: Oberlandjägermeister. Er muß selber vollkommen Jagd- und Forstgerechtsam haben, damit er die ihm untergebene Ober- und Unterbediente, jeden zu seiner Schuldigkeit, nach Anweisung ihrer Instructionen, gehörig anhalten könne. Denn was kann wohl widersinnischer und ungereimter seyn, als wenn jemand eine Sache verstehen soll, von der er nichts, oder gar nicht viel versteht?

Oberjagd, s. Jagd.

Oberlandfischmeister, s. Oberfischmeister.

Oberlandjägermeister, s. Oberjägermeister.

Oberleinen, heissen bey dem Zeuge die Leinen, oder Stricke, welche in oberst der Tücher an Netze, und einen Furchel zu Netzen gezogen, und an welche die Tücher oder Netze selbst mit Hunden, oder sonst bevestiget und denselben anbinden.

Oberrücken, nennen einige Jäger das Geäfter oder die Afterklauen eines Hirsches. s. Afterklauen, Hirsch.

Oberständer, heißt ein Laßreiß, welches die jagende Hauung überstanden hat. s. Holzschlag. B) a) B) c)

Ochse, der wilde, ist derjenige, der sich in Wäldern aufhält, wovon es zweyerley Gattungen giebt, Büffel und Auerochsen, welche nachzuschlagen.

Ochsenjagd, Kniteschneiden, ist eine Art zu jagen, sonderlich auf der Ochseninsul in Amerika, in der Bucht von Campesche gebräuchlich, welcher die Spanier gar sehr ergeben, und darzu hurtig und geschickt sind. Einige treiben es das ganze Jahr hindurch, und werden daher in dieser Uebung sehr erfahren. Derjenige, der den Streich verrichten will, muß auf einem guten Pferde sitzen, welches zu dieser Jagd abgerichtet ist, und sowohl vor, als hinter sich, wie es die Gelegenheit erfordert, zu weichen weiß, daß der Reuter fast keine Mühe mit dem Lenken haben darf. Sein Gewehr ist ein Eisen, in Gestalt eines halben Monds, überaus scharf, und von einer Spitze bis zur andern ohngefehr 6 bis 7 Zoll breit. Dieses Eisen wird mit seinem holen Stiele an eine schwanke Stange, die 14 bis 15 Fuß lang ist, veste gemacht. Wenn nun der Reiter auf dem Pferde sitzt, so leget er den Spieß auf des Pferdes Kopf, mit dem Eisen vorne hinaus, und lenket damit auf den Ochsen zu. So bald er nahe genug ist, hauet er nach dem Knie, und schneidet ihm, wo möglich, oberhalb desselben die Sennen entzwey. Hierauf thut das Pferd nach der linken Hand einige Sätze, weil der verwundete Ochse alsobald aus vollen Kräften auf den Reuter zulauft, der denn die Flucht geben, und einen weiten Fleck reuten muß, ehe er noch einmal ansetzen darf.

Sind nun gleich die Sennen dem Ochsen vom ersten Schnitt nicht gänzlich entzwey; so zerreisset er sie doch fast allzumahl, indem er den Fuß in der Luft heftig schüttelt, daß er hernach nur auf 3 Beinen laufen kann, dem aber ungeachtet laufet er auch hinkend noch seinem Feinde zu, sich an ihm zu rächen. Endlich macht sich der Reuter noch einmal mit sachten Schritten an den Ochsen, und giebt wohl Achtung, daß er ihm mit dem Eisen einen gewissen Streich auf das Knie eines Vorderfusses anbringt, worauf denn der Ochse augenblicklich zur Erde stürzt. Wenn dieses geschehen, steigt jener behende vom Pferde, und hat ein grosses spitziges Messer bey der Hand, welches er so geschicklich in das Genicke ein wenig hinter den Hörnern einzustossen weiß, daß der Kopf von diesem einzigen Schnitte herunter muß, welches sie Köpfen heissen. Hiemit setzt er sich wieder zu Pferde, und sucht einen andern Ochsen zu verfolgen, da indessen schon Leute vorhanden sind, welche diesem die Haut abziehen. Die Spanier tödten niemals was anders, als Ochsen, und alte Kühe, das junge Vieh aber lassen sie fort wachsen, und erhalten also die Heerden völlig. Das rechte Ohr

eines

eines ſolchen Jagdpferdes hänget ſtets abwärts, welches von der Schwere des Spieſſes herkommt, als welcher im währenden Jagen darauf ruhet, daran auch dergleichen Pferde vor andern zu erkennen ſind.

Octobey, Weinmonat, lat. Octobris, franz. *Octobre*, iſt der 10te Monat vom Jenner an, der 8te aber vom Merz, als dem erſten Monat des alten römiſchen Mondenjahrs, wovon es auch den lateiniſchen Namen hat. Er hat 31. Tage, und um den 22ſten deſſelben, tritt die Sonne in das himmliſche Zeichen des Scorpions. Die Arbeiten dieſes Monats bey dem Fiſch- Forſt- und Jagdweſen ſind folgende:

α) In den Wäldern und Holzungen ſoll man nunmehro nach geendigter Feldbeſtellung nicht anfangen, das nöthige Brennholz ſowohl zu Scheit- als Reißholz in Vorrath zu fällen. Wo man ſehr viel Bauholz bedarf, kann man jetzt das ſchlechtere im Abnehmen des Mondes fällen, das andere aber in den Wäldern zeichnen. Denn die ſtarken Bäume, ſo zu Schwellen, Unterzügen u. d. g. dienen ſollen, können beſſer hernach im December und Januario, jedoch auch im abnehmenden Mond, gehauen werden. Man muß aber auch vorher die Wälder wohl beſichtigen, wo das Bau- und Brennholz am beſten abzuhauen, damit nicht alles ohne Unterſcheid zur Verödung der Wälder und Vertreibung des Wildes abgehauen werde. Auf die Holzmacher hat jetzo der Förſter täglich und ſorgfältige Aufſicht zu haben, daß ſie die Bretſtöcker, auch nach Gelegenheit anderes Nutzholz, nicht mit zu Scheiten aufmachen, ſondern aushalten, die Bäume nicht etwa auf die im vorigen Jahr gemachten und nunmehro ſchon wieder beſtockten Schläge, wo ſie die aufgegangenen jungen Holzpflanzen in Boden ſchmeiſſen und zu Grunde richten würden, fällen, die Stämme nicht ausſchroten; ſondern mit der Säge eintief ſchneiden, das Reisholz ordentlichen Gebunden zu Scheiten aufmachen, zwar richtige und richtige Klaftern, ſolche aber nicht zu ſich ſelbſt zu weit oder zu hoch, auch auch die Scheite derſelben zu lang machen, an denen Scheiten nicht groſſe und lange Zacken der Aeſte laſſen, und ſie auf ſolche Art beträglich und hohl zu Klaftern aufſetzen; die groſſen und ſtarken Klötzer nicht ganz und ungeſpalten in die Klaftern legen. Die Klaftern ſelbſt aber ſind ordentlich zu numeriren, u. w. d. m. Weiter ſoll der Förſter Tannen-Fichten-Kiefern- und Lerchenbaumzapfen brechen, auch Eicheln, Buchekern, wie nicht weniger den Saamen der Weißbuche, Ahornen, Erle, Linde und Birke, der ſpätern oder harten Art, ſammeln laſſen. Anbey iſt auch der Saamen der Tannen, Ahornen, Eſchen, Linden, Birken, Erlen, Weißbuchen, ingleichem die Eicheln und Buchekern auszuſäen. Allerhand junge Laubholzſtämmgen ſind auf ſchicklichen und nicht anderſt anzubauenden Blöſſen der Waldungen anzupflanzen. Wo ſich auf beſcheten Schlägen viel langes, ſchilfichtes und nicht leicht verfaulendes Gras findet, ſoll man ſolches behutſam herausſchneiden laſſen,

laſſen, damit es nicht im Winter den Mäuſen zu Neſtern diene. An ſchönen und noch warmen Tagen ſind die bereits eingeſammelten Zapfen auf den Buberten auszuklingeln. Und endlich kann man nunmehro auch Kohlen brennen laſſen, ſo viel man in die Schmiedten, oder ſonſt bedarf.

β) Bey der Fiſcherey fängt man um Galli und gegen Simonis und Judä an, die Teiche zu fiſchen. Es pfleget dabey die Eintheilung folgendergeſtalt gemacht zu werden, daß man allezeit die nächſt aneinander gelegene Teiche, in der Ordnung, wie ſie folgen, fiſche, und der Fiſchzeug nicht weit hin und wieder geſchleppet werden dürfe. Mit denen Fiſchen muß man ſäuberlich umgehen, und ſie nicht grob hin und her werfen, damit ſie nicht die Schuppen abſtoſſen, und hernach von denen Fiſchhändlern unter dem Vorwand, als ob ſie nicht vor Kaufmannsgut zu halten, ausgeſchoſſen werden mögen. Was man vor ſich ſelbſt zu Wiederbeſetzung der Teiche oder in der Küche bedarf, wird in abſonderliche Hälter gethan. Wenn in einem Teiche ſchöne Karpfen gefangen werden, ſoll man etliche wohlgewachſenen Rogner ausſuchen, um ſolche zu Laichern oder Streichkarpfen zu gebrauchen. Um Galli läſſet man auch die Streichteiche ab, und ſiehet nach, ob die Karpfen darinnen geſtrichen haben, und ob es auch Hechtlein darinnen gebe, als welche man, ſowohl als die Karpfen, heraus fangen muß. Denn wenn dieſes nicht geſchähe, ſo würde das andere Jahr, wenn die Karpfen noch einmal ſtreichen, der einſche Strich und zweyfährige Saamen untereinander vermenget ſeyn, die Hechte aber, wenn ſie ſollten darein gelaſſen werden, den Strich auffreſſen und zu Schanden machen.

γ) Bey der Jägerey und dem Weydwerke währet die Hirſchbrunſt noch, nach deren Endigung die Hirſchlicken oder Wildpretſuchen erneuert werden müſſen. Nunmehr gehet die Zeit an, die wilde Schweine zu fällen oder zu hetzen, und kann man ihnen bey den Moräſten und Suhlen, wo ſie ſich einwühlen, auf den Bäumen unterm Wind auspaſſen, und ſie von dort aus ſchieſſen. Die Huſen retiriren ſich jetzo in die Kraut- und Rübenäcker, und werden ſie entweder gebeitzet oder gepürſchet, oder mit Netzen gefangen. Man kann auch des Nachts die Dachſen mit groſſen Spürhunden aufſuchen und hetzen, ſonderlich, wenn es viel Obſt hat; man muß aber auch ſtarke Gabeln und Dachszangen dabey haben; und endlich kann man auch noch Wolfs- und Fuchsgruben machen laſſen; ingleichem mit der Fuchspürſche den Anfang machen, denn nunmehr ſind die Bälge gut. Nunmehr kann man auch Vogelbeeren und dergleichen bey ſchönem Wetter brechen, und an einem trockenen und luftigen Ort aufhängen, und verwahren laſſen, um ſolche im ſpäten Herbſt und Winter auf den Heerden und zu den Dohnen zu gebrauchen.

Zum Rebhünerfange muß man nunmehr den Treibzeug gebrauchen, weil die Steckgarne keine Dienſte thun. Noch vierzehen

Tage gehen die Haselhüner in diesem Monate gerne auf die Lock; hernach verstreichen sie auseinander, und gehen paarweise in ihr Winterlager, in dick verwachsene Haselbüsche oder buchbäumene Wälder. Diesen ganzen Monat durch ist auch der beste Schnepfenfang. Denn nunmehr fliegen sie aus den Wäldern um die Abendzeit auf die Sandäcker, wo sie ihre Nahrung suchen, weil sie jetzt mehr auf die Baueräcker als auf die Wiesen, kommen: da muß man denn zu Abend, wenn man zum Gebeth oder Feyerabend läutet, zwischen den Wäldern und Feldern, wo man ihren Strich gewahr wird, den Ort wohl merken, wo sie fliegen, und ein Hochnetze darnach richten; und also kann man, wenn man einen Flug gefangen hat, des andern Tages Abends wieder auf einen andern Strich, wo man etwas vernimmt, richten, weil die Schnepfe ihren ordentlichen Flug hin und wieder in den Wäldern hält. Vor allen Dingen taugt die Schnepfenpanthera dazu, welche eine halbe Mannshöhe von der Erde, sonst aber ganz frey hängt, wie die Kiebegarne, und die man über Nacht kann aufgerichtet stehen lassen; doch muß die Nacht stille und finster seyn. Vor dem Ende des Monats streichen die Schnepfen auch gerne auf denen Wiesen, wo es viele Kuhfladen giebt, darinnen sie ihre Nahrung suchen, wie auch an sumpfichten Orten, wo röthlichter Schlamm ist, da streichen auch fremde Schnepfen um Mitternacht hin, und kann man an solchen Orten die Panthera überaus wohl anbringen, wenn man etliche Stücke neben einander, nachdem die Wiese breit ist, auf vierte halb Klafter hohen und starken Stangen richtet. Man kann die Schnepfen auch in Wäldern, wo Birkengesträuche stehen, und sumpfichter Boden ist, mit Steknetzen fangen, oder ihnen Netzen richten.

Nach St. Galli Tag haben die Krammetsvögel, Mistler und Kernbeisser ihren Strich, und werden sonderlich mit sechs Klaftern langen Schlagwänden, dazu man Ruhr und Lock gebraucht, oder mit Leimruthen, oder auch in Maschen oder Dohnen gefangen. Ingleichem fänget man in diesem Monat die Amseln und Drosseln am besten. Denn wenn die Wälder und Gebüsche schon blos sind, thut es nicht mehr gut. Hingegen macht man Laufbögen durch die Zäune, und in Mehlbeer-Wachholder-Schlehen- und Hundsbeergesträuche, an welchen Orten sie sich sodann am liebsten aufhalten, wenn sie Weyde finden, und nicht mehr in den Wäldern, da sie die Raubvögel mehr fürchten müssen. In diesem Monate fängt man auch auf den kleinen Tennen oder Heerden Stieglitze, Grünlinge, und Hänflinge, bis gegen des Monats Ende der Strich auch ein Ende nimmt; und also hat es auch mit den Finken und Emmerlingen eine gleiche Bewandniß. So wird auch der Lerchenfang diesen Monat durch fortgesetzet. Denn itzt werden sie von Tage zu Tage fetter, und angenehmer zum Essen. Nunmehr ist auch ein lustiger Fang mit den Sperlingen anzustellen, welche jetzt im Striche gehen, und oft etlichen tausenden in nahe bey Städten gelegenen Fel-

Feldern, meiſtens an den Fahrſtraſſen einfallen. Wenn ſie das ſelbſt aufgejaget werden; ſetzen ſie ſich auf die nächſten Stauden, welche man denn nur mit zwey bis dreyhundert guten Leimſpindeln belegen, und die Sperlinge auf dem Felde gegen ſolche Stauden zu auftreiben darf; ſo kann man deren etliche hundert nicht ohne Beluſtigung auf einmal erhaſchen.

Oculi Populi, ſ. Pappel.

Odeur du Bievre, ſ. Bibergeil.

Oelbäume. Unter dieſer Benennung begreifen wir hier alle diejenige Bäume, von welchen ein Oel erhalten werden kann, ob ſie wohl nicht alle dieſen Namen führen. Um einige Nachricht von denſelben zu ertheilen, bemerken wir mit Recht darunter,

1) den eigentlich und allein ſogenannten Oelbaum oder Olivenbaum, lat. Olea, franz. *Olivier*, deſſen Laub allezeit grün, und deſſen Frucht in Beeren beſtehet, woraus das Oel gezogen wird. Man theilet ihn ab in den zahmen und in den wilden. Den zahmen trift man inſonderheit in Portugall, Spanien, Frankreich und Italien an, von dar die Oliven ſowohl als das Baumöl in groſſer Menge zu uns herausgebracht wird. Von der Zubereitung dieſes Oeles in Frankreich S. du Hamel Traité des arbres T. 2. p. 66.

Am meiſten gleichet der Oelbaum einem Weidenbaum. Er wird ſehr groß in Italien, ohne einige Wartung nöthig zu haben. Vor Zeiten müſſen auch dergleichen Stämme ſehr dick gewachſen ſeyn, weil Salomo aus dieſem Holze die beyden Cherubim, deren jeder zehen Ellen hoch geweſen, gemacht hat. 1. Reg. 6. 23. Es iſt das Holz ſowohl von der wilden als zahmen Art ſehr dauerhaft, und wie einige behaupten, weder der Fäule, noch dem Wurmſtich unterworfen, daher auch eben der weiſe Salomo das Tabular im Tempel davon verfertigen laſſen.

Bey denen groſſen Oelbäumen iſt es von ungleicher Härte: es iſt aber ſehr ſchön geädert, und läſt ſich vortreflich poliren, weswegen es auch von denen Ebeniſten, und andern, die ſubtile Arbeit machen, ſehr geſucht wird. Man könnte auch noch verſchiedenes Schreinzeug daraus machen; weil aber die Holzlagen ſo wenig zuſammen hängen, daß ſie nur durch ein harziges Weſen zuſammen geleimet ſcheinen; oder, weil ſie ſich wenigſtens oft ſo von einander theilen, als wann ſie zuſammen geleimet wären; ſo ſind ſie zu aller Holzarbeit nicht zu gebrauchen. Wegen des vielen Harzes, ſo dieſes Olivenholz bey ſich hat, iſt es vortreflich zur Feuerung zu gebrauchen, und man hat nach der Verwüſtung des groſſen Winters 1709. in Provence lange Zeit mit dergleichen erfrornen Bäumen geheitzet; bey welchem Unglück man zugleich Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, daß dieſer Baum eine Menge Wurzeln treibt, die Jahrhunderte durch in der Erde bleiben. In gedachtem Jahre hat man von dieſen Wurzeln mehr Holz bekommen, als von den Stämmen und Aeſten, und viele Perſonen

löseten mehr daraus, als ihr Grundstück werth war.

Diejenigen Oelbäume, die in einem kiesigten, magern und trocknen Erdreich wachsen, tragen weniger Frucht, als diejenigen, die in einer fetten und wohlgedüngten Boden stehen: diese geben mehr Oel, aber von einer geringern Güte. In Provence, wie du Hamel berichtet, ziehet man wohl 7 bis 8 Gattungen dieser Bäume. l. c.

Wann in Italien die Frucht reifet, wird ihre äussere Schaale schwarz, unter derselben ist etwas rothes, der Saft aber und das Fleisch sind weiß. Je reifer die Beeren oder Früchte sind, desto mehr geben sie Oel, und eben um deswillen geschiehet es, daß sie auf dem Boden der Häuser eine Hand hoch aufgeschüttet, noch einige Zeit liegen bleiben, um überreif zu werden; das Oel davon aber ist alsdann nicht so gut.

Es ist zu verwundern, daß aus einer so bittern Frucht, als die Oliven sind, auch wann sie zu ihrer besten Reife gelanget, ein so süsser Saft kann gepresset werden. Nicht weniger kommt es denen Ausländern fremde für, wenn sie sehen, daß das gemeine Volk in Italien, insonderheit auf dem Golfo di Spezzia bey der genuesischen Seeküste, sich von Jugend auf gewöhnet, diese bittern Beeren, wann sie reif sind, sowohl trocken, als in ein anderes gutes Oel eingetauchet, als etwas wohlschmeckendes zu essen. Die Italiener sagen, daß die Vögel einen viel bessern Geschmack als sonsten haben, wann sie von diesen Früchten und ihren Kern fressen.

Die Kälte macht, daß diese Früchte ein wenig zusammen schrumpfen, allein es schadet ihnen solches nicht, und so bald das Wetter warm ist, füllet sich alles wieder mit Saft und Mark an.

Die Zeit ihrer Reifung selbst von einem einem einzeln Baum, ist nicht einerley, Etliche gedeihen zu ihrer Vollkommenheit, so bald die Weinlese vorbey ist, nämlich schon im September und Octobr, bey andern verzögert es sich länger, und wohl gar bis in den Maymonat, da die Blüte, welche weiß und so klein als der Knopf einer grossen Stecknadel ist, wieder hervor bricht, und man sodann bisweilen Blüte und reife Früchte beysammen findet.

Wann der Baum geschüttelt, oder an seine Aeste geschlagen wird; fallen die reifen Beeren ab, da man sie dann auffammlet, und unter grossen Steinen, welche vom Wasser, oder von Eseln herumgetrieben werden, mit sammt ihren Kernen zermalmet, in einer Art von Körben unter grosse Pressen bringet, mit heissem Wasser begiesset, und durch die Arbeit von drey bis vier starken Männern, die mit Hebebäumen die Presse zusammen ziehen, einen röthlichen Saft heraus bringet, welcher unten in ein Loch zusammenläuft, und das Oel oben aufschwimmend hat. Die ausgepreßten Hülsen werden zur Feuerung gebraucht, und geben auch ungetrocknet ein schönes Licht.

Noch

Noch etwas weniges von dem Unterschied des Baumöles können wir nicht unangezeiget lassen. Das weisse durchsichtige ist das beste, und wann die Farbe sehr goldgelb ist, kann man daraus abnehmen, daß das Oel entweder aus überreifen Früchten gepresset worden, oder schon lang liege und alt sey. Das gute Oel muß auch ohne allen Geruch und dicke Fettigkeit seyn.

Das sicilianische, griechische und levantische Oel ist zu dick oder fett, und daher nach einiger Gutdünken nicht so gut, als das italienische: hingegen ist dieses auch nicht so gut als das, so aus der Provence kommt, als wovon ein guter Theil selbst nach Rom und Neapolis gesandt wird, um bey vornehmen Tafeln zu Sallat und andern Speisen gebraucht zu werden.

L'Oglio Vergineo wird sowohl aus grünen und unreifen Beeren, als aus reifen Früchten gemacht, jedoch mit diesem Unterschiede, daß kein heisses Wasser, oder sehr wenig davon, bey der Auspressung gebraucht wird, und dadurch die Beeren weniger angegriffen, auch weniger Herbigkeit und Erudität heraus gezwungen werden. Auf solche Art bekommt man zwar weniger Oel, allein es ist weisser, angenehmer, und allem andern mit Recht vorzuziehen. Die Alten nannten es grünes Oel, vermuthlich von den grünen und unreifen Beeren, woraus es bereitet würde.

2) Wir gehen nun weiter, und bemerken den Pacay, welcher ein Baum in Chili ist, dessen Blätter denen Nußblättern ähnlich, aber gröſſer sind. Sie hängen zwey und zwey an einem Stiel, so, daß sie immer zunehmen, je weiter sie sich von dem Stengel entfernen: seine Blüthe ist beynahe so, wie Pison und Plumier, die von der Yuga mahlen, seine Früchte aber sind anderst gestaltet. Die Hülse, welche P. Plumier in Kupfer vorgestellet, ist sechseckigt, die Frucht aber hat nur vier Seiten, wovon die zwey grossen einen Zoll, vier bis sechs Linien, die kleinen aber nur sieben bis acht Linien breit sind. Die Länge ist sehr ungleich; dann es giebt Schoten von vier Zoll, und andere, die über eine halbe Elle lang sind. Inwendig sind sie in viele kleine Fächer abgetheilet, in deren jedem ein Korn, wie eine platte Bohne, in einer weissen und faserichten Materie stecket, die man für Baumwolle ansehen sollte; es ist aber in der That nichts anders, als ein gestandenes Oel, welches zur Erfrischung genossen wird, und in dem Munde einen zarten und sehr lieblichen Muscatgeschmack hinterläßt. Die Franzosen nannten sie Zuckererbsen.

3) Der Baum Jaborapita ist von mittelmäßiger Höhe, und wächset an denen Bächen in Brasilien. Seine Rinde ist ungleich und grau: die Blätter, welche abwechselnd stehen, sind länglicht, zugespitzt und grün: die Blüthen sitzen an einigen kleinen Zweiglein, sind zwar klein, finden sich aber in grosser Menge, und sehen wie gelbe Träublein aus, riechen auch ungemein lieblich. Wann sie vergangen, folgen Früchte auf eben die Art, die so dick als ein

Kirſchenkern, und von Figur faſt drepeckigt iſt. Auf einer jeden unter dieſen Früchten, wachſen noch drey oder vier dergleichen ohne Stiel, welche eben ſo dick und oval ſind. Alle vorbeſagte Früchte haben eine Farbe, wie unſere Heidelbeeren, und färben auch alſo: ſie ſind dem Geſchmack nach ſehr anziehend, und dem Anſehen nach iſt kein Saamen darinnen enthalten. Es wird ein Oel daraus gepreßt, und vornemlich zum Sallat gebraucht.

4) In Braſilien finden ſich noch zwey Standengewächſe: Jabuticipita trägt eine Art ſchwarzer Mandeln, woraus die Inwohner ein Oel machen, um damit die Kranken zu ſalben, ſo wie dieſelbe aus der rothen Frucht der Azuracibira ein dergleichen von eben ſolcher Farbe verfertigen.

5) In denen oſtindianiſchen Inſeln wächſet der Cocosbaum, aus deſſen Nüſſen ebenfalls ein gutes Oel zubereitet wird, ſo wie die Braſilianer aus dem Cubayca, welcher dem Feigenbaum ſehr gleichet, und gerade, ſehr hoch und dick ſeyn ſoll, eben dergleichen in Menge erzielen, wann ſie deſſen Rinde etwas ritzen, und das daraus flieſſende Oel hernach ſonderlich zu Heilung der Wunden gebrauchen. Uebrigens wird das Holz nicht geachtet.

6) Der Bibby iſt eine Art von Palmbäumen, welcher dieſen Namen von einem Saft hat, den er tröpfelt. Es iſt ein gemeiner Baum auf der amerikaniſchen Landenge, welcher wegen ſeines Nutzens denen Indianern ſehr ſchätzbar iſt. Er hat einen geraden, aber ſo dünnen Stamm, daß er ohnerachtet ſeiner Höhe, die bis auf ſiebenzig Fuß hinaufgeht, nicht dicker iſt, als ein Schenkel. Er iſt ganz kahl und mit Stacheln bewafnet, wie der Maca: ſeine Zweige, die oben auf dem Baum herausgehen, tragen eine groſſe Menge runder Früchte von weißlichter Farbe, und ſo groß wie Nüſſe. Die Indianer machen eine Art von Oel daraus, und zwar ohne alle weitere Kunſt, als daß ſie ſolche in einem groſſen Mörſer zerſtoſſen, ſie kochen laſſen, und ſie preſſen: darauf ſchäumen ſie den Saft, ſo, wie er kalt wird. Das oberſte, welches ſie abnehmen, wird ein ſehr klares Oel, welches ſie mit allerhand Farben vermiſchen, und nach ihrer Gewohnheit ſich den Leib damit zu bemahlen pflegen. Wann der Baum noch jung iſt, ſo durchbohren ſie auch wohl den Stamm, und laſſen den Saft durch ein zuſammengerollt Blatt, wie durch einen Trichter herauslaufen, den ſie Bibby nennen. Sie trinken ihn, wenn er ein paar Tage geſtanden, und ohngeachtet derſelbe ziemlich herbe ſeyn mag, ſo ſoll er doch den Beyfall aller Zungen erhalten. Der Baum Enguamba wächſet gerne in ſteinigten Gegenden auf der in Nordamerika gelegenen Provinz Mechoacan: hat lange ausgehöhlte Blätter, grünlicht büſchelweis aneinander hangende Blüthen, und eine ſchwarze vollkörnichte Frucht. Man preſſet daraus ein ſehr heilſames gelbes Geſchwulſt- und Wundöl.

7) Den Gehorph oder Cobbam findet man auf der Inſel

sel Sumatra in Indien. Seine Rinde ist gelb, wie Safran: seine Zweige sind kurz, die Blätter klein; die Frucht ist rund, und so dick wie ein Ball, der bey dem Ballspiel gebraucht wird. Sie enthält eine Nuß in sich, welche sehr bitter ist, und wie die Wurzel der Angelica schmecket, woraus ein nutzbares Oel bereitet wird, welches in der Arzneykunst wohl zu gebrauchen ist. Sonsten ziehet man auch aus diesem Baum ein Gummi.

8) Der Jacapucaio ist ein sehr grosser amerikanischer Baum, dessen Frucht im März an einem dicken Stiel hänget, und so groß als ein Kindskopf zum Vorschein kommt, sie ist mit einer gelben Schaale, die so hart, wie Holz, bedecket. An dem Ende, so sich gegen den Boden neiget, ist solche gleich einer Büchse mit einem Deckel beschlossen. Wenn besagte Frucht zeitig geworden, so löset sich der Deckel von selbsten auf, und fället ab. Hierauf fallen Nüsse heraus, welche an Figur den Chebulimirabolanen ähnlich, und trefflich schmackhaft sind, wie die Pistacien. Viele Thiere suchen davon ihre Nahrung. Die dortigen Einwohner aber pressen daraus ein Oel. Nach vieler Berichten soll dieser Baum in unterschiedenen Landschaften an dem Strande des mittelländischen Meeres häufig wachsen, und man dessen mancherley Arten finden. Wann die Nüsse aus denen Früchten heraus sind; so werden allerhand Geschirre und Büchslein daraus gemacht. Uebrigens soll das Holz dem Gift widerstehen.

9) Der Drachenbaum wächst in Afrika so hoch als ein Nußbaum, hat etwas längere Blätter als ein Birnbaum: die Blüthe ist feuerroth, fast wie ein Nessel gestaltet. Die Frucht ist in der Größe einer kleinen Birne, hat aber einen starken Stiel, und gleichsam fünf Hörner. Aus den Kernen pressen die Einwohner ein sehr gutes, und vor allerley Entzündungen dienliches Oel.

10) Der Terpentinbaum, lat. Terebinthus, franz: *Terebinte*, ist ein Baum, der auf den Insuln Cypern und Chio, nunmehro aber auch in Europa gezogen, und durch Spaltköpfe vermehret wird. Er ist nicht groß, hat lange aschenfärbige Aeste und Blätter, wie der Eschenbaum, gleichet an Holz und Rinde dem Mastixbaum, trägt kleine röthliche Blumen traubenweise beysammen, worauf die Blätter, und folgends die Früchte in röthlichen Beerlein, etwas grösser, als die Wachholder, erfolgen. Er bekommt neben solchen Beerlein auch etliche rothe Hörnlein, in welchen eine weisse Feuchtigkeit ist, nebst etlichen gefügelten Mücken, wie in den Nüstern. Dieser Baum will einen mit Sand und altem Roßdung vermischten Grund, und guten Sonnenschein haben. Aus dem Stamme dieses Baums fließet in den Morgenländern ein durchsichtiger harzigter Saft, so Terpentin, und zum Unterschied des falschen und nachgemachten, auch wahrhaftiger Cyprischer oder Cyprianischer Terpentin, lat. Terebintha, Terebinthina, Resina Terebinthi, Terebinthina vera Cypria, oder auch Botin, franz. *Terebintine*, *Terebentine*, genennet wird. Er ist von nu-

terschiedener Sorte und Säte; theils hell und klar, theils gelb und dicke, theils hart, bleichgelb, und fast wie blaulicht Glas anzusehen, scharf und etwas bitter an Geschmack, und eines guten Geruchs. Dieser letztere ist der rechte Cypriſche Terpentin, und nicht wohl zu haben, wird aber aus dem Harz des Lerchenbaums nachgemacht, welches jedoch an dem starken Geruch, und daß er, wenn darein gebissen wird, an den Zähnen kleben bleibet, zu erkennen. Weil dieser Cypriſche Terpentin sonsten über Venedig aus denen Insuln gekommen, ist er vormals der Venedische genennet worden. Der heut zu Tage also genannte Venedische Terpentin aber ist ein helles citrongelbes weiches Harz, wie ein dickes Oel, so auf dem Tyrolischen Gebürge, und anderer Orten von Lerchen- oder Fichtenbäumen gesammelt, jedoch oft verfälschet wird. Diese Verfälschung ist nicht nur an der Farbe und dem Geruch zu erkennen, sondern er zerflieſſet auch auf dem Nagel des Fingers, und wenn etwas Terpentin auf ein Papier gestrichen, solches also angezündet, eine schwarze Flamme mit Gestanck von sich giebt, so ist er verfälschet. Im Schwarzwald, Thüringen, oder wo sonst grosse Fichten- und Tannenwälder sind, wird aus derselben Harz auch ein ganz dick und weißlichter Terpentin geschmolzen und in Fässer gegossen. Der hingegen aus Cypern und Venedig über Tyrol zu uns kömmt, ist in Geiß- und Bockhäuten verwahret. Auf eben diesem Terpentin wird in den Apotheken ein destillirtes Wasser, Spiritus, Balsam und Tinctur insonderheit aber auch ein Oel bereitet.

11) Pinien, Pinelen, Zirbelnüsse, sind die Frucht eines fremden Fichtenbaumes, welcher nur in Italien und andern warmen Ländern fortkommt, lange spitzige Nadeln oder Tannzeln hat, und grosse aus vielen harten und holzigen Schuppen zusammengesetzte Zapfen träget, unter deren jedem 2 harte Nüßlein stecken. Wenn man diese Zapfen in einen warmen Ofen leget, oder über das Feuer hält; so thun sich die Schuppen voneinander, und lassen die Nüßlein fallen, welche aufgeschlagen, und die Kerne, so mit einem rothen und zarten Häutlein umgeben sind, heraus genommen werden. Sie müssen schön weiß, frisch, groß, süß und nicht ranzicht seyn. Das daraus gepreßte Oel stärket die Mannheit, und soll denen vom Schlage getroffenen Gliedern wohl bekommen.

12) Pistacien, welsche Pimpernüßlein, sind die Frucht eines Baums, welcher dem Terebinthenbaum sehr gleichet, nur daß seine Blätter etwas grösser, theils spitzig sind, auch je 2 und 2 beysammen stehen, wiewohl diese Ordnung zuweilen fehlet. Die Blätter fallen den Winter ab, und aufs Frühjahr schlagen sie aufs neue auf. Die Frucht, welche traubenweis daran hängt, ist wie eine grüne Mandel, äuſserlich grün mit etwas roth vermischt anzusehen. Unter der grünen Schaale ist die Nuß selbst, mit einer weissen und etwas harten Schaale, darinnen der Kern, welcher einer rothen Lamperts-

oder

Blatnuß gleich kommt. Zu uns werden sowohl die ganzen Nüsse, als auch nur die ausgemachten Kerne herausgebracht. Diese sind auswendig roth, inwendig grün, eines süssen, etwas anhaltenden Geschmacks, und führen einen ölichten wohlgemäßigten Saft bey sich; woher sie auch ein gutes und zur Arzney dienliches Oel geben.

13) Der kleine Cederbaum, lat. Oxycedrus, Cedrus baccifera, Cedrus minor, franz. *Petit Cedre*, *Oxycedre*, ist ein Baum, davon es 3. Sorten giebet. Die erste heisset: Cedrus Lycia, Cedrus folio Cupressi major, fructu flavescente. Sein Stamm und Aeste sind krumm und knorzig, sein Holz röthlich, und hat einen solchen Geruch, wie das Cypressenholz. Die Blätter sind schmal und spitzig, weit härter, als am Wachholder, und auch flachlichter, sehen immer grün, und denen Cypressenblättern ähnlich. In warmen Ländern dringet aus dem Stamme dieses Baums ein Gummi, welches Vernix oder Verniß genennet wird. Die andere Sorte: Cedrus folio Cupressi media majoribus baccis, Cedrus minor altera, Thuia Massiliensium. Ist von der ersten nur darinn unterschieden, daß sie viel niedriger ist, und viel dickere und grössere Beeren bringet. Die dritte Sorte: Cedrus Hispanica procerior, fructu maximo. Diese ist die höchste unter allen, und ihre Beeren sind viel gröſſer und schwarz. Diese Cedern wachsen in Italien, Spanien, Provence, und Languedoc, bleiben beständig grün, und führen viel Oel bey sich. Aus ihrem Holz wird auf gewöhnliche Weise durch die Retorte ein schwarzes Oel gezogen, welches für das wahrhafte Oleum Cade, franz. *Huile de Cade*, gehalten wird; ist aber hier zu Lande sehr rar und unbekannt. Es soll gegen die Zitter- und Feuermähler vortreflich dienen, wie auch für die weissen und schuppichten Flechten, nicht weniger für Krätze, und in der Taubheit und Mutterbeschwerung gut seyn, auch allerhand Grind und Unrath an denen Pferdten, Ochsen und Schaafen heilen. Es kann innerlich und äusserlich gebraucht werden. Die Dosis sind 2 bis 6 Tropfen.

14) Tannen-, Buchen-, Nuß-, Pappel- und andere Bäume, die in Deutschland wachsen, und von welchen ein Oel bereitet werden kann, sind in Ansehung solcher Nutzung unter ihrem Namen angemerket worden.

Oeufs des Poissons, s. Rogen.

Ohemengeld, s. Eichellesen.

Ohlruppe, s. Aalraupe.

Ohmengeld, s. Eichellesen.

Ohnvogel, ist ein Vogel, wie ein Schwan, und von grossem Geschrey, welcher sonderlich am Zugersee in der Schweitz zu finden.

Ohren, leise, können den Jagdhunden gemacht werden, wenn man ihnen den Saft von unreifen Trauben mit gebranntem Geißblatwasser, 3 oder 4 Morgen nacheinander, eintröpfelt.

Ohrenkrebs, ſ. Ohrkrebs.

Ohreule, ſ. Eule.

Ohrhan, ſ. Auerhan.

Ohrkrebs, ſ. Ohrenkrebs, lat. Cancer Aurium, ein Zufall, der den Jagdhunden zu begegnen pfleget. Darwider nimmt man von ſchwerer guter Saiſe 1 Quintlein, Weinſteinöl, Salmiac, Schwefel und Grünſpan, machet es mit einem weiſſen Weins eſſig und ätzendem Waſſer an, und reibet den Schaden 9 Morgen lang damit.

Oiſeau nonette, ſ. Capricalca.

Oiſeau de Proye, ſ. Raubvogel.

Oiſeau de Riviere, ſ. Ente.

Oiſelerie, ſ. Vogelfang.

Oleum Caſtorei, ſ. Bibergeilöl.

Oleum populeum, ſ. Pappel.

Olor, ſ. Schwan.

Ombre, ſ. Aeſche.

Orata, ſ. Forelle.

Orfraie, ſ. Adler.

Orgyia, ſ. Klafter.

Original, ſ. Elend.

Oripelargus, ſ. Adler.

Orme, ſ. Rüſter.

Ornus, ſ. Buchaeſche.

Ornus, Ornus aucuparia, Ornus ſilveſtris, ſ. Eſchenbaum.

Ort, nennet man einen gewiſſen Theil einer Forſt. Nichts iſt ſchwerer, als die Beurtheilung, welche Gattung Holz in einem Orte am beſten fortkommen werde, wenn man den Grund davon aus Beſchaffenheit des Bodens, dem darinnen enthaltenen Waſſer, den Ausdämpfungen und der äuſſerlichen Witterung nehmen will. Es können den Gewächſen ſchädliche Materien ſo unkenntlich in dem Boden verſteckt ſeyn, daß ſie die ſcharfſichtigſten Kenner auch durch Chymiſche Verſuche kaum zu entdecken vermögend ſind. Vitrioliſche, alauniſche und andere ſalzige Theile, laſſen ſich auf folgende Art ziemlich leicht bemerken: Thue die Erde in ein reines Faß, welches mit einem doppelten Boden und reinem Strohe zugerichtet iſt, wie die Potaſchen- Saiſen- und Salpeterſieder zu thun pflegen, gieß warmes Waſſer darauf, laß es einen Tag ſtehen, denn durch den ausgezogenen Zapfen ablaufen; ſo zeiget der Geſchmack, ob es rein ſey oder nicht; man kann auch einen Theil davon in gläſernen Gefäßen abrauchen laſſen, und den Gehalt durch Chymiſche Verſuche heraus bringen. Dem ungeachtet bleibet allezeit einige Ungewißheit übrig, ob und was vor Holz darauf gut fortkommen werde. So wie gewiſſe Gegenden denen Menſchen und gewiſſen Arten von Thieren zuwider und ungeſund ſind, ohne daß man eine zuverläßige Urſache davon anzugeben weiß; ſo findet man auch Oerter, wo gewiſſe Holzgattungen nicht fort wollen, und davon man die eigentlichen Urſachen zu entdecken, noch nicht vermocht hat. Ich will demnach einige ſichere Kennzeichen angeben, daraus man einen Ort beurtheilen kann.

Stehet in einem Orte noch etwas Holz: ſo unterſuche, in was

was vor Arten es bestehe, wie dessen Wachsthum und äusserliche Beschaffenheit, auch, ob es inwendig gesund seye. Findest du dieses gut, so mache daraus den sichern Schluß, daß auf solchem Boden, diese Holzgattungen auch künftig gut fortkommen können; findest du es ungesund und von schlechtem Wachsthum; so urtheile, daß es mißlich sey, solche Arten dahin zu säen, oder zu pflanzen. Urtheile aber mit Verstande und Ueberlegung aus den Umständen, daß du nicht irren mögest. So ist einzeln aufgewachsenes Holz selten hochstämmig, sondern meistens kurz, strupicht und knorrig; in solchem Falle ist der Trieb der Seitenäste mehr als des Gipfels zu beobachten. Es kann auch ein Holz vor Alter anbrüchig und ungesund werden, ist es dabey von ansehnlicher Höhe, und Stärke; so zeiget es einen ehemaligen guten Wachsthum und guten Boden vor solches Holz an; ist es dabey schwach, so giebet es kein gutes Zeichen davor ab. Ist kein Holz mehr vorhanden; so ziehe genaue und sichere Erkundigung ein, ob und welche Arten ehemals daselbst gestanden, und wie sie beschaffen gewesen. Sind davon keine Nachrichten zu haben; so untersuche, was vor andere Arten von Gewächsen daselbst vorhanden. Ein feines nicht gar zu hohes, noch schilfigtes Gras, wornach das Vieh begierig ist, vieler Klee, auch allerhand frisch wachsende Kräuter, die keine Wassergewächse sind, dicke Gebüsche von Brumm- und Himbeeren, hohe Disteln, Nesseln, Fahrenkraut, hohe Weißdornen und andere ganze und halbe Stauden, zeigen vor alle Arten Laubholz einen vortreflichen Boden an. Fichten und Tannen wachsen auch darinnen schnell, das Holz wird aber zum Bauen nicht gar dauerhaft.

Sehr hohes schilfigtes und sprödes Gras, welches fast das Ansehen wie gebundene Garben hat, und an einigen Orten Boltengras heisset, zeuget zwar von einem guten, jedoch dabey allzu feuchten Boden; in solchem wächst zwar allerhand Laubholz ziemlich schnell, es ist aber schwer aus dem Saamen solches fortzubringen, weil die zarten Loden von dem dicken Grase bald überwachsen werden, und darunter ersticken; auch ist solcher Boden tüchtiger, Stangenholz zum Feuer- und Kohlholz zu ziehen, als Baumholz, weil dieses auf solchem feuchten, etwas bruchigten Boden bald anbrüchig und von weniger Dauer und Härte wird. Vor Tannen, Fichten, und Kiefern taugt ein solcher feuchter Boden gar nichts, der Saamen schlägt nicht leicht auf, das Holz kömmt, wenn der Boden sehr feucht, ob zwar nicht bruchigt ist, in keinen rechten Wachsthum; ist er nicht sehr feucht, wächst es zwar geschwind, wird hergegen weich und bald anbrüchig, und dienet vornemlich nur zu Kohl- und Feuerholze.

Bruchiger Boden, den die unmäßige Nässe, Binschen, und andere Wassergewächse, auch feuerfangender Torf anzeigen, dienet zu Ellern, allerhand Weydenarten, auch zur Noth zu Birken; andere Gattungen Holz wollen nicht darauf fort. Hiebey ist

zu

zu merken, daß wo der Boden gar zu naß ist, kein Saamen von den auf nassen Boden wachsenden Hölzern anschlagen will: Nur allein auf kleinen erhabenen Plätzen, oder bey trockenen Jahren kommt er auf den niedrigen Flächen fort, oder die Wasser müssen abgelassen werden, widrigenfalls wird der Saamen Wasserhart, und verdirbt; d. i. der Kern wird ausgelauget und aller Kraft beraubt. Hat aber der Saame nur Zeit, das Stämmgen so hoch zu treiben, daß es im Frühling und Sommer die meiste Zeit über dem Wasser stehet, so treibet es fort, und bleibet beständig. Man hüte sich demnach, auf wasserreichen Brüchen den Anwachs aus den Wurzeln zu verderben, sonst muß man sich gefallen lassen, viele vergebliche und oft kostbare Bemühungen anzuwenden, den Anwachs des Holzes wieder herzustellen.

Wo sich mageres, schmales und sprödes Gras zeiget, von keiner frischen grünen Farbe, kleinblätteriges, sprödes, gründigtes Moos, von der Art wie man an alten Planken und auf den Mauren siehet; da hat man sich vom Holzanwachse wenig gutes zu versprechen. Birken und Heynebüchen sind zwar von andern Gattungen, noch am leichtesten darauf fortzubringen, jedoch wachsen sie langsam, und kommen zu keiner rechten Höhe und Stärke. Dieses ist zu erinnern höchstnöthig, damit in Forstbezirken, wo viele Oerter mit Kosten und Mühe in Stand zu setzen sind, diejenigen vorgezogen und zuerst genommen werden, wo man sichere Hofnung eines guten Erfolges, und einen grössern Nutzen davon zu gewarten hat. Man muß aber einen Ort zu Beurtheilung des Bodens ganz durchgehen, denn es ist solcher nicht selten unterschieden. In einem Orte von mäßiger Grösse, findet man oft trockenen, nassen, steinigten, fruchtbaren, unfruchtbaren Boden abwechselnd, und nach dem Unterschiede desselben auch verschiedentlich geschickt, diese oder jene Art Holz fortzubringen, daß man dieserwegen in einem Orte mehr als eine Gattung Holz oft plätzig untereinander anbringen muß, wobey jedoch solche Arten zu wählen, die einander nicht hinderlich sind.

Ob nun zwar dieses die sichersten Kennzeichen, auch jedes Ortes gewiß einige davon vorhanden sind, darauf man von künftigem Wachsthume des Holzes in einem Orte zu urtheilen vermögend ist; so ist dennoch auch nöthig, die Art des Bodens selbst zu untersuchen, vornemlich etwas tiefer im Grunde; denn, wenn die äusserste Oberfläche nur von guter Art, in mehrerer Tiefe maatig oder mit vielen auch bösen Wassern angefüllet ist; so sind alle oberwähnte Kennzeichen betrüglich; nur allein aus der Beschaffenheit des an solchem Orte stehenden oder ehemals gestandenen besondern Baumholzes, lässet sich sicher urtheilen. Hergegen, (wie gar oft verfällt) wo gar keine Bäume, noch auch geringer Holz an solchem Orte, noch auch zuverläßige Nachricht vorhanden, von was Art und Beschaffenheit es ehemals gewesen, da ist es nicht völlig sicher, auf Beschaffenheit der Stauden und anderer Gewächse vom künftigen Wachsthume des Holzes zu urtheilen. Ist der Boden nur oben gut,

unten hergegen gar unartig; so läſſet ſich das junge Holz anfänglich ſehr gut an, wenn man aber den beſten Wachsthum davon erwartet, bleibet es ſtehen, wird ſtruppicht und anbrüchig, oder gehet gar wieder aus. Die Specification der verſchiedenen Erdgattungen, ſ. Wald. Nro. 2).

Eben ſo nöthig iſt es, auf die Lage des Orts und die Beſchaffenheit der Witterung zu ſehen, die an einem Orte ſtatt findet. Die Figur der äuſſerlichen Fläche eines Orts hat in den Wachsthum des Holzes einen merklichen Einfluß. Die höchſten Ebenen, die Spitzen oder Köpfe der Berge ſind gemeiniglich trocken, die niedrigen Theile feucht und bruchig. Die mittlern Einhänge gemäßiget. Von den erſten muß man mit allen Holzgattungen wegbleiben, welches keine Trockniß vertragen kann, in den letztern geräth nichts gutes, als was naſſen Boden leidet. Die Einhänge, wenn ſolche nicht zu ſteil gegen die Winterſeite liegen, und folglich die wenigſte Zeit im Jahre Sonnenſchein haben; wenn auch nicht viele kleine Quellen ſich daran ergieſſen, die ihr Waſſer am ganzen Einhange verbreiten, können alle Gattungen vertragen, und da ein Stamm über dem andern ſtehet, iſt das daſelbſt wachſende Holz das beſte und geſündeſte; die Luft und Sonne kann es, ſo dick es auch ſtehet, treffen. Dahingegen auf niedrigen und eingeſchloſſenen engen Oertern, ſo gut der Boden auch ſeyn mag, nicht leicht ſo kerngeſundes, ſo veſtes und wohlgewachſenes Holz iſt, wenn es ſehr enge geſchloſſen ſtehet; es verdumpfet ſich einander, und wird anbrüchig.

Man findet auch in einer kurzen Entfernung oft einen gar groſſen Unterſchied der Witterung; die Spitzen der Berge, ſehr hohe Ebenen ſind allezeit kalt. Haben ſie keine erhabene Oerter über ſich, ſind ſie allezeit trocken, es ſeye denn die Höhe ſo hoch, daß ſie die Wolken oft in Geſtalt eines dicken Nebels berühren. Solche ſehr hohen Ebenen ſind mehrentheils naß und bruchig, und haben gar oft zum Brennen tauglichen und aus verfaultem Mooſe entſtandenen Torf auf ihrer Oberfläche. Ich rede hier nicht von Landbergen, ſondern ſolchen aneinander hangenden Gebürgen, wo Berge auf Berge liegen. Je näher gegen die Thäler und das flache Land, je mäßiger und gelinder wird die Witterung. Die Sommerſeiten, das iſt, die Einhänge, welche gegen Mittag fallen, ſind im Sommer einer groſſen Hitze ausgeſetzet. Die Winterſeiten hergegen haben im Herbſt und Winter gar keine Sonne, und wenn ſie ſehr ſteil ſind, bekommen ſie den Sonnenſchein erſt ſpät im Frühjahre; haben im Sommer nur wenige Stunden mäßige Wärme; und ſind im Winter der heftigſten Kälte unterworfen. Hieraus erhellet, wie höchſt nöthig es ſeye, ſowohl die innere Beſchaffenheit eines Ortes, als auch die ſämmtlichen nur erwähnten äuſſerlichen Umſtände auf das genaueſte zu unterſuchen, ehe man unternimmt, einen Ort mit Holz in Beſtand zu ſetzen; da viele Mühe und Koſten oft zu wiederholten malen, und viele Jahre durch unüberlegte Behandlung verlohren gehen können.

Orto-

Ortolan, Ortulan, Hortulan, lat. Hortulani, Miliariæ Varronis, Cenchrami Aristotelis, eine Art kleiner Brachvögel, welche vor eine Art von Emmerlingen gehalten werden, indem dieser Vogel denselben dem Schnabel, der Farbe und dem Geschrey oder Stimme nach sehr nahe kommt, aber um ein merkliches kleiner und schlanker ist. Er ist ausser denen an Italien stossenden Provinzen nicht sehr bekannt. Nachdem nun die Italiäner, und insbesondere die Venetianer mit ihren fetten Hortulans sich sehr kraus machen, und einen Gulden vor das Stück, in Käßlein, worüber Schmalz oder Butter gegossen ist, heraus nach Deutschland an die grossen Höfe schicken; als hat man in dasiger Gegend wahrgenommen, daß die Hortulans just in Feldern denjenigen Frass suchen und lieben, auch denen Bauren auf die Höfe fliegen, als allhier in Deutschland Winterszeit unsere gelben Emmerlinge, Goldhammer oder Grünschlinge, ingleichem Quäcker, Schwunsche oder Grünlinge, Finken, ꝛc. auch in Preussen, Lithauen und Curland die weiß bunten Schneevögel, welches alle sammt sogenannte Haservögel und accurat von der Eigenschaft und Natur, wie die Hortulans sehn; und gleichwie unsere deutsche Haservögel in die Haber-, Hirsen- und Hanfäcker fallen; so fallen auch in Italien die Hortulans in solche Felder. Zu welchem Ende dann die Sache durch Erfahrungen dahin gediehen, daß alle oberwehnte deutsche Haservögel mittelst hinlänglicher Wissenschaft eben so fett und so delicat, als Hortulans, gemacht werden können. Und da beym Vogelstrich zu Herbstzeit auch zur Frühjahrszeit beym Rückstrich, nicht weniger im Winter auf dem Schnee, etliche tausend Stücke dergleichen Vögel gefangen können werden; so wollen wir zu dem Ende das gute Kunststück bearbeiten, auch nochmalen experimentiren. Nemlich wann die Fangzeit ist, werden eine Menge gemeldeter Vögel gefangen und in eine recht grosse Kammer, worinnen viel dünnes Reißholz rings herum gesteckt ist, geworfen, darinn selbige weiter nichts als Wasser und Haser gegeben werden darf, hierbey lassen sich diese Vögel ein ganzes Jahr hindurch halten. Wann um Ostern und Pfingsten herum, zu welcher Zeit alle Vögel rar sind, hiervon welche fett gemacht werden sollen; so steckt man ein oder zwey dutzend ganz kleine hölzerne Vogelbauer, worinn sonst die Kinder Zeisige zu stellen pflegen, in eine Kammer in die Reyhe, hänget vor jeden Bauer ein Freßtröglein und Saufgläßgen, damit der Vogel mit seinem Kopf durch das Gitter heraus in die Tröge reichen kann; dann wird in jeden solchen Bauer ein Vogel gesteckt, und solchem alle Morgen sein Trögelein mit unausgemachter oder ganzer Hirse angefüllt, in das Saufströglein alle Morgen, Mittag und Abend jederzeit ein Löffel voll recht frische fette Milch gegossen, und ein Stücklein Zucker einer Haselnuß groß hinein geworfen und umgerührt; dann muß niemand sonst in diese Kammer gehen, damit sie nicht schüchtern werden, sondern immer alleine mit Appetit und Ruhe ihr delicat Futter und Saufen

genieſſen können. Es dauert aber dieſes Vergnügen nicht lange, indem ſich dieſe Vögel binnen acht Tagen ſo fett freſſen, daß ſie erſticken mögten, dann werden ſelbe fette Vögel nicht ſo mit Kopfeindrücken, wie andere Vögel, todt gemacht, ſondern es werden ihnen ordentlich unter der Kehle mit einem ſcharfen Federmeſſer die Adern abgeſchnitten, damit ſie völlig ausbluten, dann werden ſie ſauber gerupft und an ſtatt Hortulans geliefert und verſpeiſet.

Ortulan, ſ. Ortolan.

Orvaris, bedeutet bey den franzöſiſchen Jägern eine Haſenliſt, wenn er ſich nemlich, da er von den Hunden allzunahe verfolget wird, bückt oder niederduckt, daß die Hunde über ihn wegſpringen, und er darnach entwiſchen kann.

Os cervinum de Corde, ſ. Hirſchcreutz.

Os Cordis Cervi, ſ. Hirſchcreutz.

Os de Corde Cervi, ſ. Hirſchcreutz.

Oſier, ſ. Weide.

Oſtridis Planta, ſ. Epheu.

Oſſea, ſ. Rheinweiden.

Oſſiculum Cordis Cervi, ſ. Hirſchcreutz.

Oſſifraga, ſ. Adler.

Oſtarde, ſ. Trappe.

Otarde, ſ. Trappe.

Otis, ſ. Trappe.

Otterhunde, ſ. Biberhunde.

Otterjagd, ſ. Fiſchotter.

Outarde, ſ. Trappe.

Ova Piſcium, ſ. Rogen.

Ovier, ſ. Pappel.

Oxyacantha, ſ. Weißdorn.

Oye, ſ. Gans.

Ozier, ſ. Weide.

Ende des Zweyten Theils.

Ulm,

Gedruckt bey Chriſtian Ulrich Wagner,

Canzleybuchdruckern, der Kayſerl. Franziſciſchen Akademie der freyen Künſte zu Augsburg, und der Herzogl. deutſchen Geſellſchaft zu Helmſtädt Mitglied.